Anthropo-ge...

Friedrich Ratzel

BIBLIOTHEK

GEOGRAPHISCHER HANDBÜCHER

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. FRIEDRICH RATZEL.

Unter Mitwirkung von

Professor Dr. **Georg v. Boguslawski**, weil. Sektionsvorstand im Hydrographischen Amt der Kaiserl. Admiralität in Berlin; Professor Dr. Carl **Börgen**, Vorstand des Kaiserlichen Observatoriums in Wilhelmshaven; Professor Dr. **Ed. Brückner** in Bern; Professor Dr. **Oscar Drude**, Direktor des Botanischen Gartens in Dresden; Dr. **F. A. Forel**, Professeur à l'Académie de Lausanne in Morges; Dr. **Karl v. Fritsch**, Professor an der Universität in Halle; Dr. **Siegmund Günther**, Professor an der technischen Hochschule in München; Dr. **Julius Hann**, Professor an der Wiener Universität und Redakteur der Zeitschrift für Meteorologie; Dr. **Albert Heim**, Professor am Schweizerischen Polytechnikum und der Universität in Zürich; Dr. **Otto Krümmel**, Professor an der Universität und Lehrer an der Marine-Akademie in Kiel; Dr. **Albrecht Penck**, Professor an der Universität Wien; Dr. **Benjamin Vetter**, Professor an der technischen Hochschule in Dresden.

STUTTGART.
VERLAG VON J. ENGELHORN.
1891.

ANTHROPOGEOGRAPHIE.

ZWEITER TEIL:

DIE GEOGRAPHISCHE VERBREITUNG DES MENSCHEN

VON

DR. FRIEDRICH RATZEL,
PROFESSOR DER GEOGRAPHIE AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.

MIT 1 KARTE UND 32 ABBILDUNGEN.

STUTTGART.
VERLAG VON J. ENGELHORN.
1891.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Die Empfindung, mit welcher ich dieses Buch den deutschen Geographen und Ethnographen übergebe, hat nichts mit der Beklommenheit zu thun, die in so manchen Vorreden ihr bekümmertes Dasein führt. Und doch ist mir die große Freude der Vollendung keineswegs ungetrübt. Der Freund lebt nicht mehr, dem ich vor neun Jahren meine „Anthropogeographie" mit dem frohen Bewußtsein widmete, daß er sie ganz billige, weil sie aus dem innigsten geistigen Verkehre hervorgesproßt war. Und in mir selbst lebt nicht mehr jener unbefangene Glaube, daß von allen Geographen unserer Zeit das Fortschreiten auf den Wegen Karl Ritters als wesentlichste Förderung der allgemeinen Geographie gewürdigt werde. Wohl läßt jeder Blick in unsere geographischen Lehr- oder Handbücher das menschliche Element der Geographie, sei es ethnographischer, statistischer oder politisch-geographischer Natur, in alter Fülle und Bedeutung uns entgegentreten; aber die wissenschaftliche Geographie hat sich mit wachsender Vorliebe dem geologischen Grenzgebiete zugewandt, für dessen Probleme die Geologie erprobte Methoden darbietet, während die Anthropogeographie selbst diese, ja selbst die Klassifikationen erst zu schaffen hatte. Ob nicht die hierin gegebene größere Leichtigkeit der geologisch-geographischen Studien dadurch aufgewogen wird, daß die

Geographie aus jugendlicher Unsicherheit und Unselbständigkeit so nicht herauskommt, ist eine berechtigte Frage. Die allgemeine Geologie hat durch den Beistand der Geographie gewonnen, wenn auch der Geologe manche geographische Beiträge als nicht ganz vollwertig anzusehen geneigt ist. Die Geographie ist nicht in gleichem Maße gefördert worden, denn die Arbeit des Grenzgebietes kommt naturgemäß hauptsächlich der reiferen Schwester zu gute. Und daß in dieser einseitigen Neigung zur Geologie der Grund eines immer tieferen Risses zwischen der wissenschaftlichen Geographie unserer Zeit und der im Unterricht, in der Politik, in der Kartographie zur Anwendung gelangenden Geographie liegt, kann nicht geleugnet werden, und erscheint nicht darum minder bedenklich, weil wir auch andere Wissenschaften zu handwerksmäßiger Zerstückelung herabsteigen und unfähig zur Lösung großer Aufgaben werden sahen. Die Geographie, welche an unseren Universitäten gelehrt wird, ist vielfach eine ganz andere Wissenschaft als diejenige, welche unsere dem Lehramte sich zuwendenden Schüler künftig an mittleren Schulen zu lehren haben werden. Die politische Geographie ist noch annähernd dasselbe Gewirr von statistischen, topographischen und geschichtlichen Notizen wie zu Büschings Zeit, und die wichtigsten Thatsachen der praktischen Politik, wie Raum und Grenzen der Staaten, unzweifelhaft Erscheinungen der Erdoberfläche und als solche wissenschaftlicher Vergleichung zugänglich, werden mit kahlen Zahlengrößen kurz abgethan. Das geographische Element in der Geschichte, in Wahrheit der Boden aller Geschichte, ist zur Topographie der geschichtlichen Oertlichkeiten zusammengeschrumpft und nicht einmal für die Zeichnung statistischer, ethnographischer, historischer, politischer Karten hat die Geo-

graphie Regeln festgestellt, welche der empirischen Willkür steuern, so daß der Zustand dieser Teile der graphischen Geographie nichts weniger als wissenschaftlich ist. Man sah Geographie, Statistik, Ethnographie wissenschaftliche Fortschritte machen, während das allen gemeinsame Forschungs- und Darstellungsmittel, die Karte, nur technisch sich weiter entwickelte.

Es war mir nicht zweifelhaft, daß die Vollendung des Ausbaues der Geographie vorzüglich auf der anthropogeographischen Seite zu suchen sei, wo Forschungsgebiete, erst halb urbar, liegen, welche ihr zugerechnet werden, ohne wissenschaftlich tiefer mit ihr verbunden zu sein, und wo mit selbständigen Wissenschaften, wie Statistik und Ethnographie, endlich eine für beide Teile fruchtbare Verbindung an Stelle unregelmäßiger planloser Annäherungsversuche klar hergestellt werden muß. Ueberall gibt es hier Probleme, denen gegenüber von einer „geographischen Methode“ man in dem Sinne einer Forschungsweise sprechen kann, welche von der geographischen Verbreitung nicht bloß ausgeht, sondern sie für den besten Weg erkennt, auf dem ins Innere der Erscheinungen vorzudringen ist, die dementsprechend auch das Studium der Verbreitung nach allen Beziehungen und besonders auch nach der Seite der kartographischen Darstellung, auszubilden, zu vertiefen strebt. Die Statistik hat, wenig unterstützt von der Geographie, in dieser Richtung ihre Versuche gemacht. Der Ethnographie bleibt diese Bahn erst zu brechen; des vorliegenden Buches letzter Abschnitt (Kapitel 18—22) ruht vollständig auf eigener Durchprüfung des ethnographischen Materiales, die in einer undankbaren Arbeit sauren Schweißes gewonnen ist. Den Gewinn dieser Arbeit fand ich in der Erkenntnis, daß es für die Ethnographie zwei Wege

wissenschaftlicher Ausgestaltung gebe, auf deren einen die psychologische Methode führt, während der andere nur der Weg der Geographie sein kann. Am deutlichsten drückt wohl die Abgrenzung des anthropogeographischen Forschungsgebietes in der Ethnographie der Gegensatz von psychologischen und anthropogeographischen Thatsachen aus; denn in den letzteren tritt uns die Wanderung fertiger Gedanken und Werke, in der ersteren ihre Neuentstehung entgegen; und jene bedeutet eine Verbindung mit den Orten und Räumen, während diese die Verbindung mit der Seele des Menschen sucht. Wie man auch die beiden Gebiete abgrenzen möge, der Geographie wird es immer obliegen, die reichen, in der Ethnographie bisher toten Mengen anthropogeographischer Thatsachen für sich zu verwerten. Dabei zeigt sich, daß man das Verhältnis der beiden Wissenschaften bisher teils verkehrt und teils einseitig aufgefaßt hat. Gerade wie der Statistik tritt auch der Ethnographie die Geographie als unentbehrliche Hilfswissenschaft zur Seite und erst in zweiter Linie steht es, daß sie ihrerseits dann jener Ergebnisse mitverwerten kann.

Ist einmal diese organische Verbindung zwischen der Geographie auf der einen und der Statistik und Ethnographie auf der anderen Seite hergestellt, dann wird endlich auch der angeblich wenigst wissenschaftliche, aber älteste Zweig der Geographie, die politische Geographie ihre natürliche Stelle einnehmen und wird wieder wachsen und grünen, wie ein Ast, der abgebrochen war, nun aber seinem Stamme wieder innig verbunden ist. Ich möchte sagen, die Anthropogeographie mußte schon darum endlich ihre wissenschaftliche Fundierung empfangen, weil erst auf diesem Grunde die politische Geographie als Wissenschaft aufgebaut werden kann und ich hielt es für eine dringende Aufgabe, diesen Grund

zu legen. Ich will nicht den Schein der Ausschließlichkeit, der der Wissenschaft fremd bleiben muß, auf mich laden, indem ich das Hohlwort „Zeitgemäßheit" mit der von mir vertretenen Richtung der Geographie in Zusammenhang bringe. Das Echte wird immer zeitgemäß sein. Aber wenn ein Zeitalter eine andere politische Geographie nötig hatte als diejenige unserer Handbücher und Lehrbücher, dann ist es das unsere, welches die rein geographischen Faktoren Raum und Entfernung sich in politischen und wirtschaftlichen Fragen immer stärker geltend machen und den ganzen Erdball sich in große politische und Wirtschaftsgebiete zerteilen sieht. Ganz besonders soll unser Deutschland mehr Gewinn von seiner vielgerühmten Pflege der Geographie ziehen und ich habe mit deswegen die Anthropogeographie endlich abschließen zu müssen geglaubt, weil ich der Hoffnung lebe, in Jahresfrist ihr den ersten Versuch einer wissenschaftlichen politischen Geographie folgen lassen zu können. Und in dieser Hoffnung, gestehe ich's nur, pulsiert es auch national.

In dem zur Einleitung vorausgesandten Abschnitte ist eine andere, größere Verbindung zum Zwecke solcher Fundierung herzustellen gesucht, nämlich die Vereinigung der Pflanzen- und Tiergeographie mit der Anthropogeographie zu einer allgemeinen Biogeographie, einer Lehre von der Verbreitung des Lebens auf der Erde. Unbeschadet der zoologischen und botanischen Bearbeitungen einzelner Teile dieser Wissenschaft, muß die Geographie der Verbreitung des Lebens als einer großen tellurischen Erscheinung zusammenfassend gerecht zu werden suchen. Die Arbeitsteilung, welche diesen großen Komplex von Erscheinungen zwischen den Botanikern und Zoologen zergliederte, hat die Entwickelung einer Wissenschaft der Biogeographie zurückgehalten, deren tiefsten

Spuren wir bezeichnenderweise in den großen, zusammenfassenden Werken Darwins begegnen. Dieselbe Geographie, welche die Anthropogeographie geschaffen, darf auch die Aufgabe nicht ablehnen, zusammenfassend das zu behandeln, was in der geographischen Verbreitung der Menschen, Tiere und Pflanzen gemeinsame Eigenschaft des Lebens ist. Die Frage oberflächlichen Denkens, ob die Anthropogeographie zur Geographie gehöre, wird dadurch mit Einem Schlage nach dem tiefwahren Satze erledigt: Im Anfang war die That.

Zum Schluß ein Wort über die Behandlungs- und Darstellungsweise. Als die „Anthropogeographie oder Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte" vor neun Jahren ans Licht trat, dachte ich nicht daran, ihr ein weiteres Buch über denselben Gegenstand folgen zu lassen. Zwar war dort eine große Gruppe von Wirkungen der Natur auf den Menschen, deren Ergebnis ein Zustand, mit den Unterabteilungen Zustand des Einzelnen: Ethnographie, und Zustand der Gesellschaft: Soziale und politische Wirkungen, ausgeschieden; aber die Probleme dieses Kreises schienen als Ganzes der wissenschaftlichen Behandlung noch so wenig zugänglich zu sein, daß zunächst nur an einzelne Versuche zu denken war, aus denen erst spät ein wissenschaftlicher Bau zu errichten sein mochte. Aber die Erfahrung zauderte nicht lange, mich zu lehren, daß es wissenschaftliche Aufgaben gibt, denen man besser gerecht wird, wenn man sie zunächst einmal in ihrer Gesamtheit erfaßt und durcharbeitet, statt Stück für Stück loszulösen. Besonders sind es Aufgaben, die überhaupt in ihrer Gesamtheit neu sind, frische Probleme, die als Ganzes gezeigt werden müssen und gewürdigt werden sollen, für welche womöglich erst eine Klassifikation geschaffen und die Methode ausgebildet werden muß. Wenn

der Plan feststeht, mögen dann die Bausteine mit aller Sorgfalt behauen werden. Dies gilt vor allem von einer Wissenschaft breiter Basis und ausgedehnter, mannigfaltiger Berührung wie die Geographie. Ich bin aber durchaus nicht der Ansicht, daß es nützlich sei, sich dabei auf allgemeine Uebersichten und Ausblicke zu beschränken, wie es seit Karl Ritter so vielen Methodologen beliebte, welche uns ohne eigene Handanlegung lehren wollten, wie man's zu machen hätte. Auf diese Weise wird die Wissenschaft kaum merklich gefördert. So wichtige Werkzeuge Methodik und Klassifikation auch bieten mögen, man wird sich immer ins Dilettantische verlieren, wenn man sie allein, ohne die prüfende Kraft der Einzelarbeit, zum Gegenstand wissenschaftlichen Denkens macht. Es kommt dabei auf ein Operieren mit Begriffen heraus, deren wahren Wert doch immer nur die forschende Erfahrung prüfen kann. Das Dilettantische liegt ja überhaupt mehr in der Täuschung über die Tiefe der Probleme als in der Unkenntnis der Methoden, und ein naiver Optimismus in Bezug auf diese Tiefe ist daher am bezeichnendsten für den Dilettantismus. Niemals sind auf die Dauer die Grenzen einer Wissenschaft allein durch methodologische Machtsprüche bestimmt worden, die sich zu der schöpferischen Forschung verhalten wie alle Kraft einsetzendes Ringen um Naturerforschung zu bloßer Büchernacharbeit.

Wenn nun in den nachfolgenden Kapiteln der Versuch gemacht ist, das ganze Gebiet der statischen Anthropogeographie so zu übersehen und zu gliedern, wie der Kolonist eine Strecke Neuland um- und durchwandert und in Arbeitsgebiete und Wohnplätze „auslegt“, so konnten natürlich nur die Grundlinien gezogen werden und mußte zwischen ihnen manche Strecke unbesucht

bleiben. Aber ich hoffe kein großes Problem unberührt gelassen und keines bloß äußerlich behandelt zu haben. Wer nach mir diese neu erschlossene Wissenschaftsprovinz durchzieht, wird die wichtigsten Seitenwege entweder angebahnt oder wenigstens mit Wegweisern versehen finden. Möge kein Irrpfad darunter sein!

Die Dankbarkeit gegen die Vorgänger auf wissenschaftlichen Wegen, welche man immer inniger empfindet, je deutlicher die Begrenztheit des eigenen Strebens erkannt wird, wird auf einem so wenig bearbeiteten Gebiete ein Gefühl von besonderer Stärke. Man weiß sich mit Wenigen auf weitem Felde allein und diesen Wenigen ist man enger verbunden. Es wird mir ein unvergeßlicher Gewinn dieser Schrift bleiben, durch sie zur Versenkung in halbvergessene Arbeiten, wie z. B. Ernst Behm sie geleistet, angeregt worden zu sein. Im Text und in den Anmerkungen habe ich die Einzelnen genannt, manche, denen ich viel verdanke, vielleicht zu kurz. Möchten besonders diese, und ich rechne dazu auch einige meiner Schüler, deren Arbeiten einzelne anthropogeographische Probleme mit Glück zu vertiefen strebten, an dieser Stelle noch einmal herzlich bedankt sein. Dank auch den Herren Dr. Heinrich Schurtz, Stud. Fricker und Lehrer Buschik, welche mir bei der Korrektur zur Hand gingen.

Leipzig, Ostern 1891.

Friedrich Ratzel.

Inhalt.

Seite

Dritter Abschnitt.

Die Spuren und Werke des Menschen an der Erdoberfläche.

12. Die Wohnplätze der Menschen.

13. Die Lage der Städte und der Verkehr.

14. Die Städte als geschichtliche Mittelpunkte.

15. Ruinen.

16. Die Wege.

Seite

17. Die geographischen Namen.

Vierter Abschnitt.

Die geographische Verbreitung von Völkermerkmalen.

18. Ueber den anthropogeographischen Wert ethnographischer Merkmale.

19. Die Ausbreitung ethnographischer Merkmale.

20. Die Lage, Gestalt und Größe der Verbreitungsgebiete.

Abbildungen.

Zur Einleitung: Grundlegung der allgemeinen Biogeographie in einer hologäischen Erdansicht[1]).

Die hologäische Erdansicht. Das biogeographische Bild der Erde. Raum und Zeit. Der Kampf um Raum. Biogeographische Wirkungen der Erdgestalt.

Die hologäische Erdansicht. Die weiten Wege, die hohen Flüge, die großen Zahlen und die ausgedehnten Räume sind dem Geiste des Menschen lästig. Er liebt am meisten sich mit dem zu beschäftigen, was ohne Anstrengung überblickt, durchmessen, erwogen werden kann. Sich selbst macht er zum Maße der Dinge, sogar in Fragen der Erdgeschichte, in welchen es gar nicht darauf ankommt, was er erlebt, was die ganze historische Zeit erlebt hat. Die mäßigen Dimensionen sind ihm am angenehmsten, weil sie ihm in einem tieferen Sinne kongenial sind. Die Astronomie verdankt den Charakter der Großartigkeit, des Erhabenen, welchen Alte und Neue mit gleicher Bewunderung hervorheben, hauptsächlich dem Umstande, daß sie dieser verengenden und herabziehenden Neigung sich nicht bequemt, sondern vielmehr in Beispiel und Lehre mit der Mahnung „Sursum" unveränderlich ernst vor uns hintritt. Andere Wissenschaften dagegen sehen wir einem Prozess der Entgeistigung und des Zerfalles anheimgegeben, welcher hauptsächlich in der Abneigung gegen weite Blicke begründet ist. Die Sinne verlieren an Schärfe, wenn sie nicht geübt werden, das Auge des Höhlentieres verkümmert bis zur Blindheit. Manche wissenschaftliche Arbeiten verlangen Vertiefung

ins kleinste, aber jede leidet endlich, wenn diese Vertiefung zur Eingrabung in einen Schacht wird, der das Firmament auf ein Lichtfleckchen verkleinert. Keine Wissenschaft verliert mehr unter dieser zurückbildenden Angewöhnung, als die Geographie, welcher die Gesamterde zu ihrem, nur der Astronomie an Großartigkeit nachstehenden Forschungsgebiet bestimmt ist und welche aber das unabänderliche Bestreben sieht, kleinste Gebiete des Planeten auszusondern und über deren enger Umhegung zu vergessen, wie groß die Erde ist. Es genügt ein Blick in die Lehr- und Handbücher dieser unsrer Wissenschaft, um zu erkennen, wie Größe und Gestalt der Erde als Elemente behandelt werden, die man in den ersten Abschnitten nennt, um sie später, nachdem man sich mit einem logischen Sprung in die Einzelheiten geworfen, zu vergessen. Zweifellos ist es von großer Bedeutung, die Meere und Landschaften und was es sonst Einzelnes auf der Erde gibt, zu kennen; ihre Beziehung zum Erdganzen muß aber ihrer vollen Erkenntnis zu Grunde liegen. Am allerwenigsten sollte man sie dort zurücktreten lassen, wo es sich um große, wenn auch langsame Bewegungen handelt, die über den ganzen Erdboden sich hinwälzen. Dabei ist besonders an Klimatologisches und Biogeographisches zu denken. Diese Bewegungen erreichen Dimensionen, welche verbieten, sie anders als am Erdganzen zu messen. Wo gar verschiedene Bewegungen dieser Art, sich begegnend, einander den Raum streitig machen, da entstehen merkwürdige Thatsachen der geographischen Verbreitung aus dem „Kampf um Raum“, dessen wahres Wesen man mißversteht, wenn man ihn mit dem sogenannten Kampf ums Dasein zusammenwirft. Das Dasein hängt am Raum und insofern ist die Verwechslung begreiflich: der Raum ist die letzte, allgemeinste Daseinsbedingung. Die äußersten Grenzen des auf der Erde verfügbaren Raumes sind in den Dimensionen des Erdballes gegeben. Die Möglichkeit der Ausbreitung des Lebens und wiederum seiner Zusammenziehung in sondernde Gebiete, welche Eigenentwickelungen gestatten, erschöpft sich mit den 9261000 Quadratmeilen, welche

die Erdoberfläche ausmachen. Dem Leben auf der Erde ist also ein beschränkter Raum angewiesen, in welchem es immer wieder umkehren, sich selber begegnen und alte Wege immer neu begehen muß. Noch mehr schränkt die bekannte Verteilung des Wassers und des Landes, die Ausbreitung großer Eismassen um die beiden Pole und die Erhebung mächtiger Gebirge bis zu lebensfeindlichen Höhen die Lebensverbreitung ein. Dem Menschen sind nicht ganze zwei Dritteile der Erdoberfläche als Raum zum Wohnen und Wandern gestattet. Was wir Einheit des Menschengeschlechtes nennen und was den Biologen in der übrigen organischen Welt von heute als Einförmigkeit erscheint, wurzelt in dieser Beschränktheit des Raumes. Diesen Raum wenigstens ganz zu überschauen, ist ein Gebot, welches jedem entgegenzuhalten ist, der die Geschichte des Lebens an der Erde verstehen will. Wir sind aber erstaunt, in den größten und einflußreichsten Arbeiten biogeographischer Natur gerade von dieser entscheidenden Grundthatsache der Begrenzung des Raumes durchaus keine Erwähnung zu finden. Und ebensowenig pflegt die eng mit ihr zusammenhängende Thatsache der Kugelgestalt der Erde in biogeographischen Betrachtungen berücksichtigt zu werden. Man läßt vielmehr das Leben wie auf einer weiten Ebene sich behaglich ausbreiten und die Gebiete der Pflanzen- und Tierverbreitung liegen wie auf einer Landkarte nebeneinander. Die Anschauung könnte nicht naiver sein, wenn der alte Homer mit seiner Vorstellung von der im Ozean schwimmenden Erdscheibe bis heute recht hätte.

Freilich im Gebiete des Lebens sind die Bewegungen langsam, teilweise durch geologische Zeiträume hingezogen. Ganz anders drängt im Luftkreis angesichts der die Erde umkreisenden Wirbel Größe und Gestalt des Planeten sich auf. In der Meteorologie konnte man zwar noch in der Anfangsperiode wissenschaftlicher Behandlung glauben, durch die sorgsame Beobachtung eines Ortes sich das Verständnis des Ganzen zu eröffnen. Erst spät seufzte Dove erleichtert: Man hat das endlich aufgegeben, denn „in dem bewegten Treiben der Atmosphäre kann keine

Stelle sich isolieren, jede wirkt bedingend auf die benachbarten und diese wiederum zurück auf jene [2])." Selbst die Behandlung von Erscheinungen, welche ihrer Natur nach geographisch eingegrenzt sind, wie der Passate, zeigt heute das Bestreben, eine hologäische zu sein. Die Dämmerungserscheinungen mit ihrer erdweiten Ausbreitung von einem kleinen Pünktchen der Erdoberfläche aus mußten auf diese Anschauung neulich selbst den Widerwilligen hinzwingen. So ist die Ozeanographie von der Auffassung der großen Bewegungen des Meeres als stückweiser zurückgekommen, und läßt mächtige, wenn auch langsame Bewegungen der Wässer bis in die Tiefen beider Hemisphären sich austauschen. Große Linien trägerer und beschleunigter Bewegung binden die vereinzelten Wirbel und Stromstücke früherer Ozeanographen zusammen und eine Karte der Meeresströmungen ist heute ein Bild allgemeiner Bewegungen, alles Flüssigen an der Erde. Es hat durchaus nichts Befremdendes, anzunehmen, daß das gleiche Tröpfchen Wasser vom Kap der guten Hoffnung durch den Guineabusen quer über den Atlantischen Ozean in das Antillenmeer, den Golf von Mexiko, wieder zurück über den Atlantischen Ozean und nach Spitzbergen gelange; denn die Meeresströmungen sind nicht fortschreitende Bewegungen, sondern fortschreitende Massen. Und dieses Fortschreiten verweilt nicht in einem Becken, sondern es findet besonders durch die zu den drei großen Ozeanen zentrale Lage der Eismeere ein Austausch von Meer zu Meer statt.

Ozeanographie und Klimatologie sind nun für uns einheitliche Wissensgebiete. Warum denn ist es nicht ebenso mit der Biogeographie? Die wissenschaftliche Entwickelung ist hier von zwei verschiedenen Punkten als Pflanzengeographie und Tiergeographie ausgegangen und bis heute sind diese noch nicht zusammengetroffen. Pflicht der Geographie ist es aber auch hier, zusammenzufassen und ihrerseits mit der Schaffung einer Biogeographie voranzugehen, welche die Verbreitung alles Lebens über die Erde in seinen gemeinsamen Grundzügen behandelt. Das Leben, welches die Erde veredelt und verschönt,

ist ein Ganzes, dessen weit verschiedene Formen die Aeußerungen Einer Entwickelung sind. Wie die Erde, auf deren Oberfläche es sich entwickelt, Eine ist, ist auch dieses Leben Eines; der einzigen Unterlage entspricht der gemeinsame Ursprung. Wir kennen diesen Ursprung nicht, aber wir sehen alle Verwandtschaftslinien nach Einem Punkte zusammenstreben. Und in einer und derselben Richtung hat überall auf der Erde diese Entwickelung Umgestaltungen hervorgerufen. Aus anorganischen Stoffen sind organische geworden. Indem aus einfachen Stoffen zusammengesetztere sich hervorbildeten, die immer feinere, verwickeltere Beziehungen eingingen, hat zugleich auch die Masse der organischen Stoffe sich vermehren müssen, denn die höheren Entwickelungen setzen die niederen voraus, und sind nur möglich, wenn diese gleichzeitig mit ihnen vorhanden sind. In erster Linie dienen ihnen jene zur Nahrung, aber auch in anderer Beziehung baut sich ihre Existenz auf ihnen auf. Die Kokospalme setzt das Korallenriff, die Amsel den Wald, die Grille die Wiese voraus. Das höhere organische Leben hat eine mächtige Unterlage niederer Organismen. Ob diese Unterlage sich in gewaltigen toten Aufspeicherungen, wie Torf oder Steinkohle, oder in dem lebendigen Unterbau eines Riffes oder Waldes sich kundgibt, so ist das geographische Bild unseres Planeten aufs mächtigste durch sie verändert worden, denn diese Vorräte lagern an der Erdoberfläche oder liegen hart unter ihr, umgeben und verhüllen ihren anorganischen Kern. Die Zukunft wird diese Lager nach Verbreitung und Mächtigkeit genauer bestimmen und uns vielleicht zuerst mit einer Karte der Humusdecke der Erde beschenken, welche die Voraussetzung des Verständnisses großer biogeographischer Erscheinungen ist.

Das biogeographische Bild der Erde. Entsprechend den zwei Hohlsphären, in welchen wir Luft- und Wasserhülle um den festen Kern des Planeten sich legen lassen, umgibt das organische Leben in einer Schicht des Luftlebens und einer Schicht des Wasserlebens jene dritte Schicht, in welcher an und in dem Boden das Leben

festeren Grund sucht. Das Leben in der Luft umgibt, wie die Atmosphäre selbst, den ganzen Erdkörper, das Leben im Wasser ist, wie das Wasser selbst, höchst ungleich verteilt. Und das Gleiche muß von dem Leben an der Erdoberfläche gesagt werden, welches nur erblühen kann, wo diese Fläche für Luft und Sonne offen liegt. Das Leben ist also auf unserer Erde wesentlich eine Oberflächenerscheinung. Das Wasser ist durch Zusammensetzung, Auflösungsfähigkeit und Verhalten zur Wärme der Entwickelung des Lebens am günstigsten, während die Luft derselben am wenigsten entgegenkommt; die Luft hegt Leben großenteils nur leihweise, sie empfängt es von der Erde, die allein die Nährstoffe demselben darbietet; die Erde hegt das Leben in breiter, aber nicht tiefer Entwickelung und die größte Lebenstiefe ist im Wasser zu suchen.

Fassen wir nun das Lebendige, das auf unserer Erde sich regt und bewegt, als eine zusammenhängende, wenn auch lockere Schicht auf, als eine Biosphäre, so erkennen wir, daß dieselbe nur in den höchsten Erhebungen der Hochgebirge und an Stellen, die ewiges Eis bedeckt, Lücken zeigt oder mindestens stark verdünnt ist, daß sie dagegen ihre größte Mächtigkeit unfehlbar dort findet, wo das Meer die tiefsten Senken der Erdoberfläche ausfüllt. Aber durch Erde, Wasser und Luft wirkt und webt das Gewand der organischen Decke seine Fäden und selbst das Inlandeis Grönlands trägt einen dünnen Anflug lebendiger Wesen in den farbigen Schneealgen. Es greift auch nicht nur im Meere und den Seen in die Tiefe der Erde, sondern das Leben strebt auch in und mit den Wurzeln der Pflanzen, mit der Flora subterranea der Schächte und Gruben, mit der Fauna der Höhlen unter die Erdoberfläche hinab. Dieses Hinabstreben ist allerdings räumlich wenig bedeutend, wenn man es mit der Thatsache vergleicht, daß an den tiefsten Stellen des Meeres das Leben noch nicht ausgestorben ist. Es verstärkt mehr den Eindruck des innigen Verwachsenseins der organischen Hülle mit der Oberfläche des Erdkörpers. In diesem weiten Rahmen bewegt sich das Leben,

das ein Gewebe lebendig immer neu sich lösender und verknüpfender Fäden ist. Schon Wachstum ist Bewegung, die irgendwie am Raum der Erde haftet und denselben in gewissem Maße überwächst, an diesem Raum daher sich mißt. Dazu kommen die Ortsbewegungen der einzelnen Wesen und der geselligen Erscheinungsformen, vor allem des pflanzlichen, aber auch des tierischen Lebens. Die Geschichte des Lebens zeigt ein klimatisch bedingtes Vor- und Rückschwanken der Baum- und Waldgrenzen an den Gebirgen und um die Pole, und die Korallenriffe sind heute auf ein schmäleres Band in den Tropen beschränkt, als einst. Sind diese Bewegungen säkulare, so unterscheidet die Zeit und sonst nichts sie von jenen rascheren, welchen Luft und Wasser unterworfen sind. Zeitunterschiede sind aber keine Unterschiede des Wesens. Ob wir aus dem Füllhorne einen Becher oder eine Kanne schöpfen, ändert an der Sache nichts. Die Zeit ist ein unerschöpfliches Reservoir, aus welchem wir Jahresreihen in jeder Größe schöpfen können, und indem wir irgend einen Prozeß durch Verbindung mit denselben vervielfältigen, können wir in einzelnen Fällen seine Wirkung sich vertiefen, in andern sich verbreitern lassen. Der letztere Fall ist der geographisch wichtigste, weil er die Wanderung einer Wirkung über große Teile der Erde, ja über die ganze Erde hin bedeutet und örtlich begrenzten Vorgängen eine Tragweite, das Wort wörtlich genommen, von unerwarteter Größe verleiht. Die Brieftaube vermöchte den Erdball in 9 Tagen zu umfliegen, die Schnecke würde 600 Jahre brauchen. Aber diese langen Jahresreihen messen noch lange keine geologische Periode, sie erscheinen uns vielmehr im Vergleiche mit solchen nicht viel größer als der Taubenflug.

Nicht die Geologie allein braucht gewaltige Zeiträume, damit vor dem forschenden Auge die in den Krusten der Vorzeit dicht übereinanderliegenden Zeugnisse alten Geschehens auseinanderrücken und den Raum gewinnen, der ihr Werden zu erklären vermag. Sobald die Berechtigung der Inanspruchnahme großer Zeiträume einer Wissenschaft zugestanden wird, sind alle andern

gezwungen, diese selben Zeiträume in Rechnung zu setzen. Jede Wissenschaft, deren Prüfung das dünne, wenn auch vielfältig schillernde Oberflächenhäutchen der Gegenwart unterworfen ist, muß ihre Betrachtung in fernere Tiefen zurückleiten. Wenn wir die an der Bildung der Erde, welche Umbildung ist, arbeitenden Faktoren in einem Meere von Zeit ertrinken sehen, gewinnen wir erst den Maßstab ihrer Bedeutung. Der Anblick, den wir Gegenwart nennen, ist nur zu verstehen als das uns zugewandte Angesicht einer Rätselgestalt, deren Schlangenleib in dämmernden Fernen sich verliert. Ohne die Fähigkeit, tief in die Vergangenheit zu blicken, ja mehr, ohne die Gewohnheit, jede strahlende Gegenwart in immer fernere Dämmerungen sich abtönen zu sehen, ist alle Geschichte der Welt, der Erde, ihrer Lebewesen und besonders auch des Menschen unverständlich. Und nur den Wert der perspektivlosen und daher in Naturlosigkeit verflachten Malereien der Chinesen erreichen die Bilder, welche uns ohne die Fähigkeit und Angewöhnung des Fernblicks, der hier zugleich Tiefblick ist, entworfen werden.

Das uns bekannte Leben ist nur als ein tellurisches zu verstehen und darin liegt der mächtige, wiewohl oft übersehene Gedankenkern aller Biogeographie. Wenn Karl Ernst von Baer in dem Vortrage über „Das allgemeinste Gesetz der Natur in aller Entwickelung[3]“ beweist, daß das im zeitlichen Wechsel der Individuen Bleibendere die Formen der Organisation sind, so haben daran die Jahrzehnte wenig geändert, welche verflossen sind, seit diese zu den geistreichsten Aeußerungen Baers zu zählende Darlegung ihre Hörer entzückte. Denn der große Naturforscher war auch in dieser Rede seiner Zeit vorangeeilt: er spricht in derselben Ansichten aus, welche die Entwickelung in der organischen Welt so sicher voraussetzen, wie wir dieselbe bei den Meistern unserer heutigen Biologie gegründet finden. Aber die Gegenseite des zeitlichen Wechsels finden wir auch dort nur flüchtig berührt, diesen Wechsel im Raum, in welchem das absolut Bleibende die Erde ist. Als Stoff und als Raum dieselbe und in beiden Eigenschaften immer in gleichem

Sinne alles organische Leben beeinflussend, kehrt die Erde in allem wieder, was auf ihr geworden. Das Wort irdisch bezeichnet nicht nur den genetischen Zusammenhang des Erdgeborenen, in ihm liegt das Kennzeichen der immer wiederkehrend gleichen stofflichen Zusammensetzung und des Erwachsens auf immer demselben irdisch beschränkten Raume. Die Entwickelung der organischen Welt muß den Stempel der Beschränktheit auf die bestimmte Menge, Gattung und Raumerfüllung irdischen Stoffes zu allen Zeiten, in allen Teilen tragen.

Auch die bedeutendsten und neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der Biogeographie vernachlässigen diese tellurischen Züge, sie gehen von den Landschaften aus und — bleiben bei den Landschaften stehen. Dies gilt vorzüglich von Grisebachs „Vegetation der Erde", an deren Schlusse man nach der eingehenden, so ungemein vielseitigen, lehrreichen und, nicht zuletzt, auch schönen Darstellung der Vegetationsgebiete schmerzlich das zusammenfassende Wort vermißt, welches an die wichtigste aller pflanzengeographischen Thatsachen erinnert, daß die Pflanzenwelt auf der Erde insgesamt in bestimmter Verteilung lebe, daß sie immer an dieselbe gebunden bleiben werde und daß die Vegetationsgebiete doch immer nur Provinzen dieses großen Pflanzenreiches unseres Planeten seien, welches seine aus dieser Grundbedingung hervorgehenden Merkmale noch tiefer eingeprägt zeigen wird, als die Pflanzenwelt Australiens oder Südafrikas die ihren[4]). Man wird natürlich nicht nach der Zahl der kosmopolitischen Arten den Grad der Uebereinstimmung, des inneren Zusammenhanges bestimmen wollen, wiewohl einzelne Fälle allgemeiner Verbreitung sehr interessant sein können für die Beurteilung des Mechanismus der Ausbreitung. Vielmehr wird man in der weiten Verbreitung beschränkter Gruppen, die in eine Fülle leichter Abänderungen auseinandergehen, jenes Merkmal hauptsächlich zu suchen haben. Und die verhältnismäßige Beschränktheit des Erdraumes wird am allerdeutlichsten sich dort zeigen, wo eine Gruppe einen geringen Vorsprung der Verbreitungsfähigkeit gewonnen hat. In kurzer Frist

wird sie weite Gebiete erwerben und in deren verschiedenen Lebensbedingungen den Anlaß zu Differenzierungen gefunden haben, welche aus einer kleinen Summe von Sondermerkmalen eine artenreiche und doch im tieferen Grunde einförmige Familie hervorgehen lassen. Dieser charakteristisch tellurischen Erscheinung weiter Verbreitung geringer Unterschiede werden wir vor allem in der Menschheit begegnen. Das Ergebnis größerer Beweglichkeit eines organischen Wesens ist nicht allein die Gewinnung weiter Wohngebiete, sondern bei Umfassung der ganzen Erde oder wenigstens eines sehr großen Teiles derselben die Erwerbung der Vorteile, welche mit mannigfaltigen neuen Wohnplätzen für die Fortentwickelung der Arten und Gattungen gegeben sind. Eine beschränkte organische Form vermag mit Hilfe dieser Vorteile ein Uebergewicht zu erlangen, welches alle anderen verwandten Formen zurückbleiben läßt, während jene in der ermüdenden Einförmigkeit leichter Variationen eines beschränkten Themas sich breit ergeht. Wie gering sind die tieferen Differenzen der Organisation im weiten, oberflächlich formenreichen Verwandtschaftskreise der Vögel, der Käfer, der Schmetterlinge! Es tritt hier ein Mangel an Tiefe hervor, welcher bei Voraussetzung größerer Möglichkeit der Ausbreitung, auf einem größeren Planeten minder deutlich zur Ausprägung gelangen könnte und in diesem Mangel liegt ein allgemeines Merkmal tellurischer Schöpfung. Oertliche, landschaftliche Merkmale in den organischen Wesen zu finden, scheint leichter, weil die Vergleichung der unter den Einflüssen verschiedener Landschaften erwachsenen Formen möglich ist. Für die planetarischen Merkmale fehlt natürlich der Vergleich, und darin liegt es hauptsächlich, warum sie nicht beachtet wurden. Indessen verfügt die Logik über andre Werkzeuge, wo der bequeme Vergleich des Aehnlichen fehlt, denn Größe und Form der Erde wirken auf irdische Lebewesen nicht anders zurück, als Größe und Form irgend eines Teiles der Erde.

Raum und Zeit. Wenn dieselben Kräfte auf einen großen und einen kleinen Körper wirken, werden sie

diesen früher als jenen umgestalten. Wenn z. B. von den beiden Polen eines kleinen Planeten, der erkaltet, Eismassen äquatorwärts fließen, werden sie endlich den ganzen Körper bedecken, während an einem größeren Körper, welcher unter denselben Bedingungen steht, dieser Vorgang viel längere Zeit brauchen und sogar einen äquatorialen Raum freilassen wird. Die Eruption eines Krakatoa vermochte die ganze Erdatmosphäre mit ihrem Staube zu schwängern, sie würde das gleiche auf einem Planeten von doppelter Größe entweder nicht oder nur in einer viel längeren Zeit fertiggebracht haben. Es ist sehr klar, daß dieselbe Wirkung mehr Zeit braucht, um einen großen, als um kleinen Raum zu durchwandern. Damit ist ein ebenso klarer Zusammenhang zwischen Raum und Zeit ausgesprochen und der Geographie zugleich die Aufgabe zugewiesen, für die Erde diesen Zusammenhang zu untersuchen. Wir können auch in diesem Falle die Erde als eine beständige Größe auffassen und alle Kräfte, welche an ihr und auf sie wirken, mit der dadurch gegebenen beständigen Raumgröße, zunächst mit 9261000 Quadratmeilen Oberfläche in Beziehung setzen, d. h. sie an ihr messen. In dem Falle, der uns vorliegt, ist es das Leben, welches über diese Fläche sich ausbreitet, sie zu umwandern strebt und dessen einzelne Ausgestaltungen in einem und demselben Zeitalter ganz verschiedene Bezirke derselben in Anspruch nehmen, während in verschiedenen Zeitaltern die Ausdehnungen des Gesamtlebens und der Einzelformen ganz verschiedene waren. Jener Abschnitt der Diluvialperiode, den wir Eiszeit nennen, war durch eine viel geringere Ausdehnung der Lebensfläche oder allgemeinen Oekumene der Erde bezeichnet als die Gegenwart, und jedes Zeitalter der Erdgeschichte ist durch eine charakteristische Ausdehnung dieser Größe gekennzeichnet.

Nun ist zwar die Geschichte der Schöpfung ein Nacheinander, aber es liegt in ihr die Möglichkeit einer ganz verschiedenen Ausprägung dieses Nacheinander in der Querschnittfläche, die wir Gegenwart nennen. Aus der zeitlichen Aufeinanderfolge könnte eine räumliche An-

einanderreihung werden. Diese Möglichkeit lag allerdings nicht in Cuviers Glauben an eine Aufeinanderfolge streng abgegrenzter Schöpfungen, deren jede zu einer gewissen Zeit entstanden und zu einer andern Zeit in ihrer Gesamtheit vergangen, d. h. vernichtet worden sei. Es wurden von dieser Anschauung Kräfte des Werdens und Vergehens, die von gewaltiger Ausdehnung sein mußten, um die ganze Erde zu besamen und wieder zu entvölkern, aufgerufen und der geographische Adspekt der Cuvierschen Voraussetzungen sind Sündfluten, allgemeine Weltbrände und hologäische Eiszeiten. Die Geschichte schichtete hier übereinander und bei der allgemeinen Zerstörung wurde immer die ganze Erdoberfläche neu- oder umgeschaffen. Einen ganz andern Sinn birgt die moderne Anschauung von allmählicher Entwickelung im Nacheinander leichter Uebergänge: Zu jeder Zeit findet ein allverbreitetes Entstehen und Vergehen statt. Hier regt sich ein Werden, dort senkt es sich zum Absterben, beständig und überall lebt Altes und Neues nebeneinander und jedes Vorhandene ist nur ein Glied einer Kette, die ins Unsichtbare vor- und zurückreicht. Der geographische Adspekt dieser Anschauung läßt jeden einzelnen Punkt der Erde als Schöpfungszentrum erkennen, von welchem aus die lebenskräftigen Formen sich über einen kleineren oder größeren Teil der Erde oder über die ganze Erde verbreiten. Das zeitliche Nacheinander der Entwickelungsstufen kann hier zum Miteinander im räumlichen Sinne werden, d. h. es vermögen ältere und neuere Glieder einer Entwickelungskette nebeneinander zu existieren. Man hat sich längst gewöhnt, in Australien eine ältere Lebewelt, im paläarktischen Gebiet eine jüngere zu erkennen. S o w e i t d i e E r d e R a u m g e w ä h r t, beherbergt sie Vertreter der verschiedenen Epochen, die in der Entwickelung der organischen Welt unterschieden werden. Es ist insofern zweifellos, daß ein Planet von doppelt so großer Oberfläche auch doppelt so große Verschiedenheiten in der organischen Welt obwalten, d. h. einen doppelt so großen Betrag älterer Formen neben den jüngeren fortleben lassen würde, vorausgesetzt, daß die Verbreitungsfähigkeit in beiden Fällen

dieselbe sein würde. Die Summe der Bewohner würde entsprechend größer, aber die Wirkung aller trennenden Momente, besonders der Meere und ihrer Teile, um ebensoviel tiefer sein. Die Fäden der Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Organismen würden daher über weitere Räume ausgespannt werden und müßten an viel mehr Stellen zerrissen sein. Jene Besonderheiten, in welchen wir Merkmale der insularen Faunen und Floren erblicken, würden sich verschärfen, denn die Erdteile würden in höherem Maße Weltinseln und die Inseln würden zahlreicher und geräumiger, endlich ihre Lebewesen würden zahlreicher und könnten mannigfaltiger sein. Kurz, der Charakter der Lebewelt würde ein spezifisch andrer bei Veränderung der Größe des Planeten sein, vor allem weil ihre Entwickelung sich in einem langsameren Tempo vollzogen hätte.

Der Kampf um Raum. Von dem Augenblicke an, daß man so dem Raum einen Einfluß auf die Schicksale der lebendigen Wesen einräumt, welche die Erdrinde in Millionen von verschiedenen Formen bevölkern und in aber und aber Millionen von noch tiefer verschiedenen Formen dereinst bevölkert haben, erscheint die Beachtung der Raumverhältnisse unsrer Erde als eine notwendige Bedingung des Gelingens aller biogeographischen Untersuchungen. Es wird aber gewiß niemand leugnen wollen, daß jedes pflanzliche, tierische oder menschliche Wesen für sein Gedeihen einen bestimmten Raum verlangt. Und wenn man weitergeht, so lehrt die Flora und Fauna kleinerer Inseln, daß auf engbegrenztem Raume andre Eigenschaften zur Entwickelung bei Pflanzen- und Tierarten kommen, als wo weite Gebiete sich der Verteilung der Massen von Individuen darbieten, welche eine Art ausmachen. Die paar Quadratmeilen, auf welche der europäische Bison oder der Steinbock der Alpen eingeschränkt sind, zeigt diese Arten im stärksten Rückgang und dem Erlöschen nahe. Sie blühten, als sie noch Wohnsitze vom tausendfachen Betrage der Oberflächengröße derjenigen einnahmen, auf welche sie heute zurück-

gedrängt sind. Teile der Menschheit, die man zwar nicht als Arten mit diesen Tieren vergleichen, aber immerhin als gut charakterisierte besondere Gruppen ansehen kann, wie die Tasmanier, sind ausgestorben. Zweifelt man, daß sie sich länger erhalten haben würden, wenn sie auf einen bedeutend größeren Raum als dem dieses Tasmaniens sich hätten bewegen können, welchen man kaum mit der Oberfläche von Bayern, ohne die Pfalz, vergleichen kann? Wie lange wird es dauern, daß über dem alten Stamme der Basken, Träger eines Sprachstammes, der einst viel weiter verbreitet gewesen sein muß, die Wogen spanischen und französischen Volkstums zusammenschlagen?

Der Kampf ums Dasein wird durch den Raum, der ihm gewährt wird, ebenso beeinflußt, wie jene Höhepunkte bewaffneter Konflikte der Menschen, die wir bezeichnenderweise Schlachten nennen. Dieser Kampf läßt sich wie die Schlacht auf vor- und zurückdrängende Bewegungen zurückführen. Auf weitem Raume kann der Gegner ausweichen, auf engem wird der Kampf verzweifelt und entscheidend, weil kein Ausweg bleibt. Die Größe des Kampfplatzes ist also von entscheidender Bedeutung. Charles Darwin, der den Kampf ums Dasein nicht erfunden, aber seine hohe Bedeutung für die Geschichte des Lebens am eingehendsten gewürdigt hat, hält in erster Linie den Blick auf die Vermehrungskraft der Organismen gerichtet, welche ungehindert nur bei entsprechender Ausbreitung über einen größeren Raum stattfinden kann. Dies ist der Ausgangspunkt des berühmten dritten Kapitels des Buches „Origin of Species“. Die Betrachtung des geometrischen Wachstums der Vermehrung führt ihn zu der Annahme, daß der Mensch, wiewohl er zu den langsam sich vermehrenden Wesen gehört, in weniger als 1000 Jahren bei ungehemmter Vermehrung die Erde so ganz erfüllen müßte, daß kein Raum mehr übrig bliebe, oder daß das langsamst sich vermehrende von allen Tieren, der Elephant, in 740 bis 750 Jahren mit in minimo nahezu 19 Millionen als Abkömmlingen eines Paares die Erde bevölkert hätte[5]. Merk-

würdigerweise wird das bei solcher Vermehrung endlich mit Notwendigkeit entstehende Mißverhältnis zwischen diesem fortwachsenden Leben und dem Raum, über den es sich ausbreiten will, nicht mehr für die Gesamterde betont, wiewohl darin die Ursache aller weiteren Mißverhältnisse gelegen ist. Die Betrachtungen heften sich an die Landschaften, an die tier- oder pflanzengeographischen Provinzen, in denen allein der Ursprung der Sondermerkmale größerer Gruppen und zugleich ihre Umgrenzung gesucht wird. Daß aber der ganzen Lebewelt unsrer Erde ein der Größe des Planeten entsprechender Charakter zukommen müsse, der in enger Verbindung mit jener zuerst aufgeworfenen Raumfrage steht, wird weiter nicht verfolgt. Und doch liegt gerade hierin ein im Wechsel an der Erdoberfläche Bleibendes und darum doppelt Wichtiges, denn die Lebewelt unsrer Erde ist das Erzeugnis eines Kampfes auf der ganzen lebenhegenden Fläche des Planeten und trägt die Spuren dieser Beschränkung.

Die scharfgesonderten Arten der Pflanzen und Tiere, Ergebnisse dieses Kampfes, welche nicht eine so große Rolle in der Entwickelung der botanischen und zoologischen Disziplinen hätten spielen können, wenn sie bloß Gedankendinge wären, scheinen im Widerspruch zu stehen zu dem überwältigenden Betrage von Aehnlichkeiten und Verwandtschaften, welche in der Tiefe das an der Oberfläche getrennte verbinden. Man erwartet in der Fülle der Individuen, in die eine Art sich auseinanderlegt, Uebergänge nach allen Seiten hin zu finden, und man begegnet jener bis zum Scheine der Uebereinstimmung gesteigerten Aehnlichkeit, welche im Umkreis dieser Individuenzahl aufhört, so daß in vielen, ja den meisten Fällen die Art wohlumgrenzt sich vor uns ausbreitet. Uebergänge in der Tiefe, Abgrenzungen an der Oberfläche, das ist die Signatur unserer Schöpfung von heute. Es ist die tellurische Signatur und vor allem das Merkmal der im engen Raum sich drängenden, beschleunigenden Entwickelung. Nicht in den inneren Eigenschaften, welche den Gang des Lebens beeinflussen, liegt der Unterschied der Gruppen der Menschheit, sondern im Haar und in der Haut, also

im wahren Sinn des Wortes an der Oberfläche. Hier kommen nicht einmal Arten, sondern nur Rassen zur Ausbildung. Die Stämme des Tier- und Pflanzenreichs sind Aeste eines Grundstammes, deren mit den geologischen Zeiträumen zunehmendes Auseinanderstreben wir wahrnehmen: aber ebenso augenfällig wie ihre Verwandtschaft ist die Sonderung der Arten, in welche die Zweige und Zweigchen zuletzt wie ein Baum in seine Blätter auslaufen. Das Bild tropischer Bäume, deren Aeste lange beisammen bleiben, um unerwartet in den breiten Schirm einer vielverzweigten Krone überzugehen, wird uns in die Erinnerung gerufen.

Biogeographische Wirkungen der Erdgestalt. Nächst der Größe tritt die Form als allgemeine planetarische Eigenschaft der Erde uns entgegen. Die Geoidform der Erde mit der geringen Abplattung von $^1/_{289}$, wir können in dieser Anwendung fast ebensogut sagen die Kugelform, verleiht jeder Bewegung, welche an ihrer Oberfläche stattfindet, die Eigenschaften einer krummen Linie, welche, wenn sie im gleichen Parallel fortgesetzt wird, sich zu einem Kreise schließen muß, unter allen Umständen aber, wenn sie auf anderem Wege zum Ausgangspunkte zurückkehrt, eine krummlinige geschlossene Figur bildet. Wer die Reise um die Welt von Hamburg über NewYork, San Francisco, Singapur, Aden, Suez, Gibraltar, Hamburg macht, hat eine in sich zurücklaufende Kurve beschrieben, welche einen größten Kreis an der Erdoberfläche um ein beträchtliches übertrifft. Die erste Weltumsegelung, welche 1519 von S. Lucar ausging, hatte, als sie 1522 in denselben Hafen zurückkehrte, nahezu den anderthalbfachen Betrag eines größten Kreises zurückgelegt. Die Erdumsegelungen in hohen südlichen Breiten, welche Cook und Wilkes durchführten, beschrieben natürlich viel kleinere Kreise, wie denn überhaupt die endgültig größte, durch keine Eisenbahn und keinen Kanal zu überwindende Schwierigkeit des Verkehres immer die sichere Unmöglichkeit bleiben wird, vom 60.° an polwärts ein in jeglicher Zeit des Jahres schiffbares, d. h.

vom treibenden Eise freies Meer zu finden. Je kleiner die Parallelkreise, desto kürzer die Wege, welche in ihrer Richtung um die Erde führen. Wenn einst die Klimazonen sich zwischen minder ausgedehnten und vereisten polaren Kugelhauben um die Erde legten, gab die erweiterte Möglichkeit zirkumpolarer Wanderungen einen folgenreichen Anlaß zu bunterer Mengung, lebhafterer Wechselwirkung der Lebewesen untereinander. Sobald diese polnahen, kürzer um die Erde führenden Wege vom Eise blockiert wurden, mußten alle Wanderungen länger, schwieriger werden. Nicht bloß der Raum verengte sich für fast alle Landbewohner und viele Bewohner der Tiefe, auch der Austausch der Wohnplätze wurde seltener. So leben wir heute in einer Zeit geringerer Lebensfülle und beschränkterer Bewegung und Beziehung. In einer solchen Zeit, und mehr noch in der nächstvorhergegangenen diluvialen Eiszeit, unter deren Zeichen noch heute die Verbreitung der Lebewelt steht, gewannen bei Zurückdrängung der Wanderwege gegen die Zone größerer und größter Kreise unter Verschließung der kürzesten, den Pol umziehenden oder schneidenden Wege die trennenden Momente das Uebergewicht über die vereinigenden. Dauern solche Verhältnisse fort, dann werden in den gemäßigten und warmen Strichen der Erde sich in schärferer Sonderung wenige Faunen und Floren herausbilden, welche polwärts gegen einförmige, verarmte Zirkumpolarfloren und -faunen sich immer schärfer absetzen werden. Nur in den Polarregionen, die, ohne geographisch geschlossen zu sein, unter dem energischen Einfluß gleicher Klimabedingungen zu Gebieten übereinstimmender Belebung geworden sind, ist die gürtelförmige Verbreitung um die Erde Regel. Dieselbe wird immer seltener nach dem Aequator hin, aber noch verlaufen die nördlichen und südlichen Grenzlinien im allgemeinen gleichmäßiger, als die östlichen nnd westlichen. Haben wir mit 50° N. B. die Grenze des Waldgürtels der nördlichen Halbkugel erreicht, so betreten wir die Zone zunehmender Sonderung im wärmeren gemäßigten Erdgürtel und die Gebiete der Pflanzen- und Tierverbreitung werden einmal

im ganzen kleiner, verlieren aber ganz besonders an latitudinaler Erstreckung und sind an den polaren Rändern gleichmäßiger begrenzt, als an den äquatorialen. Auch unter den Verbreitungsgebieten der Menschen überragen diejenigen der alt- und neuweltlichen Hyperboreer alle andern an latitudinaler Erstreckung.

Nehmen auch die Wohngebiete des Menschen noch nicht zwei Dritteile der Erdoberfläche ein, so ist doch dieser Bruchteil entschieden beeinflußt durch die Größe und Gestalt der Erdkugel. Insofern kommt auch dem Menschen eine Beziehung zur Gesamterde zu und kann durch die Beschränkung seiner Wohnsitze nur gemindert, nicht aufgehoben werden. Die Oekumene kann so groß und so gestaltet nur sein, weil sie der Erde angehört. Und damit ist es ausgesprochen, daß die geographische Verbreitung des Menschen ebensowenig ohne Bezugnahme auf die ganze Erde gewürdigt werden kann, wie die geographische Verbreitung irgend eines diese ganze Erde umfassenden Bewohners.

Die Abschnitte der Oberfläche der Kugel sind untereinander übereinstimmender, als diejenigen irgend eines andern von gekrümmten Flächen eingeschlossenen Körpers. Auf keinem andern Körper können Wanderungen und Umwanderungen so frei von Hindernissen der allgemeinen Bodenform sich vollziehen. Aber auch für die Ausgestaltung der Erdoberfläche in Erdteilen, Inseln, Meeren, bedingt die überall wesentlich gleich gekrümmte Unterlage der Kugelflächen ähnliche Verhältnisse. Wenn man den geringen Betrag der Unebenheiten und Ungleichheiten der Erdoberfläche bei einem allgemeinen Ueberblick gleichsam hinter dem Gemeinsamen zurücktreten sieht, — nicht zufällig zeigt uns auch die Geschichte der Erdkunde die Aufsuchung von Aehnlichkeiten in Umriß- und Bodengestalt als frühes und immer wiederkehrendes Bemühen — so erinnere man sich an dieses tellurische Merkmal, der nächsten Folge einer der Kugelgestalt sich nähernden Form des Planeten, aus welcher zugleich die an den verschiedensten Punkten wenig variierende Schwere hervorgeht. Man hat sich end-

lich desselben in allen Betrachtungen über die verhältnismäßig so einfachen, geraden Wege zu erinnern, welche der menschliche Geist bei der Lösung des Problemes der Erdgestalt gegangen ist. Die überaus ähnliche Oberfläche der Kugelgestalt konnte nur die Vorstellung der kreisförmigen Fläche, das homerisch-hesiodische Weltbild, eingeben und da in der Erdgestalt kein Anlaß zur Abirrung von dieser gegeben ist, konnte sich nur die Vorstellung von der Erdkugel entwickeln. Ist nun für uns die Erde keine reine Kugel mehr, so sind doch ihre Abweichungen nicht bedeutend genug, um einer Sonderung in natürliche Abschnitte mehr entgegenzukommen als die Kugel, der einheitlichste aller geometrischen Körper. Von dem Pentagonaldodekaëder Elie de Beaumonts und andern die Einteilung der Oberfläche erleichternden Regelmäßigkeiten ist es daher bald wieder still geworden. In der gewaltigen Wirkung der Kugelgestalt auf alle an der Erdoberfläche sich vollziehenden Bewegungen verschwinden diejenigen der kleinen Unregelmäßigkeiten, wo sie sich nicht zu scharfen Gegensätzen der Oberflächenform in örtlicher Beschränkung zuspitzen.

Die Einzelaufgaben der allgemeinen Biogeographie. Dieses Gerüst von Grundlinien haben die Einzelforschungen auszufüllen, wobei manchmal etwas andre Wege zu beschreiten sein werden, als diejenigen der von anderm Boden ausgehenden Pflanzen- und Tiergeographen. Es wird eine Gruppe von Problemen der Bewegung sich als mechanische Biogeographie und eine Gruppe von Problemen der Lage als statische Biogeographie[6]) absondern; die lebendige Verbindung zwischen beiden wird aber in der Thatsache der wesentlichen Zugehör der Bewegung zum Leben liegen, die jeder statischen Betrachtung den Stempel der Betrachtung eines vorübergehenden Ruhezustandes aufprägt. In der einen wie der andern Gruppe würde zuerst das Leben als ein Ganzes, dann nach seinen einzelnen natürlichen Gruppen und Teilen zu betrachten sein, so daß also die mechanische Biogeographie zunächst die Verschiebungen zu untersuchen

hätte, welche die Biosphäre oder die zusammenhängende Lebensfläche der Erde an den Stellen ihres Zusammengrenzens mit den unbelebten Gebieten erfährt, und ähnlich sind die Bewegungen an den Rändern der großen natürlichen Lebensgebiete, z. B. gegen die Wüsten zu untersuchen. Aber zuletzt hat jede Pflanzen- und Tierart, so wie die Menschheit sich in ihrer Oekumene begrenzt, ihre Oekumene, ihr Gebiet, welches wachsen oder abnehmen wird. Die Bewegungsweisen und -mittel und die Geschwindigkeit der Bewegung, sowie deren Beeinflussung durch die Bodengestalt und -art sind ebenfalls zu bestimmen, wobei der Geograph ganz besonders berücksichtigen wird, daß die Wanderwege der lebenden Wesen an der Erdoberfläche keine Linien darstellen, sondern mehr oder weniger breite Flächen bandförmig bedecken. Ausbreitungen und Zusammenziehungen dieser Bahnen sind nicht bloß vorauszusehen, sondern wegen des Einflusses der Bodengestalt notwendig. Dabei leitet aber die für diese äußeren Bewegungen so wichtige innere Bewegung, welche der räumliche Ausdruck des Wachstums durch Vermehrung ist, bereits zur statischen Biogeographie über, in welcher auf dieselbe die Dichtigkeit und Intensität der Verbreitung sich gründen, aus welchen weiterhin äußere Bewegungen hervorgehen. Zunächst wird die statische Betrachtung die Lage des Lebensgebietes der Erde und jedes besonderen Gebietes der natürlichen Gruppen, endlich jedes Art- und Varietätengebiet bestimmen; daran wird sich die Bestimmung der Form und die der Größe der Gebiete anreihen und einen besonders anziehenden Gegenstand der Untersuchung werden die Grenzen bilden, deren Verlauf der Ausdruck des Wachstums oder Rückganges ist und die in ihrem Wesen die innere Beschaffenheit, besonders die Dichtigkeit der von ihnen umschlossenen Gebiete gleichsam abbilden. So wenig wie die Wanderwege werden sie als einfache Linien zu betrachten sein, sondern sie stellen Uebergangszonen von eigentümlicher Mischung und Umbildung der Formen dar und bei ihrer Bestimmung wird man daher nicht auf eine Linie, sondern auf einen Saum, gebildet von mehreren Linien, ausgehen, welche als Abstufungen aufzufassen sind.

und man wird Lebensgebiete von derartigen Linien konzentrisch begrenzt finden. Die Verteilungsweise der Individuen innerhalb dieser Gebiete wird nach Dichtigkeit und Gruppierung verschieden sein. Wir haben zusammenhängende Wälder, Galerien- und Savannenwälder, Korallenriffe und Korallenstöcke, Städte. Dörfer und Höfe. Im Meere und im tropischen Walddickicht schichten sich Lebensflächen in größerer Zahl („Ein Wald über dem Wald“ A. von Humboldts) übereinander und man kann von Intensität der Verbreitung als einem höheren Grade von Dichtigkeit in demselben Sinne sprechen, wie der Statistiker dies angesichts der großstädtischen Uebereinanderschichtung der Wohnungen in türmenden Häusern thut. Sind Dichtigkeit und Intensität Größenbegriffe, so gesellt sich in der Gruppierung ein Formbegriff hinzu, der zum erstenmale und aufs feinste von A. von Humboldt in dem Aufsatz „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse“ entwickelt worden ist.

Man wird als eine besonders große Gruppe alle jene Erscheinungen zusammenfassen. welche dauernde Lagen- und Lebensbeziehungen der verschiedenen Lebensformen darstellen. Man könnte sie symbiotisch im weitesten Sinne nennen. Pflanzen-, Tier- und Menschenreich hängen in mannigfaltiger Weise zusamman und nicht bloß oberflächlich und zufällig, wie schon das Zusammenfallen ihrer Verbreitungsgebiete — Mensch und Mus decumanus —, das gleichzeitige Auftreten von Pflanzen- und Tierformen — Wald- und Steppenbewohner — und ähnliches lehrt, sondern wesentlich und bis in die Tiefe der Lebensbedingungen und der entferntesten Entwickelung. Was in diesem Felde die Lebenseinheit unsres Planeten bezeugt, ist für die allgemeine Biogeographie von so unmittelbarer Wichtigkeit, daß dieses Kapitel seine Stelle mit vollem Recht an der Spitze des Systems dieser Wissenschaft finden dürfte.

Die wichtige Aufgabe der Beschreibung, welche der statische Teil der Biogeographie stellt, wird endlich nicht einfach nach den Regeln andrer beschreibenden Wissenschaften zu lösen sein, denn es handelt sich nicht

um Darstellung abgeschlossener Gegenstände in Worten, Linien oder Farben, sondern auch um landschaftliche Schilderungen, Bilder und kartographische Zeichnungen, welche die in aller Wissenschaft wirksame Gestaltungskraft zu künstlerischer Bethätigung aufrufen.

---

[1]) Diese beiden Worte des Titels sind nicht selbstverständlich; eine kurze Erklärung mag daher gestattet sein. Dieselbe muß bei dem ersten Worte zugleich eine Entschuldigung sein, denn Ein neues griechisches, ein schwerfälliges Wort, welcher Ueberfluß! höre ich schon klagen. Ich habe mich bemüht, das Umfassen der ganzen Erde in ein deutsches Wort zu bannen, es gelang nicht; umfassend ist zu wenig, erdumfassend kann nicht mit Erdansicht verbunden werden, allerdig ist mißverständlich, allerdisch unverständlich, allirdisch liegt in falscher Richtung. Ich hielt also den Moment einer Neuschöpfung für gegeben. Das Wort hologäisch ist formal unanfechtbar, und kann mit demjenigen Inhalte erfüllt werden, der dem Zwecke entspricht. Und nicht sein kleinster Vorzug war die Möglichkeit, neben Erdansicht zu stehen, ohne die Tautologie allzu empfindlich werden zu lassen. Weltansicht war, das wird der Inhalt der vorangehenden Abschnitte beweisen, zu vermeiden, denn gerade diese Erde ist in unserer Ansicht weitaus das wichtigste.

[2]) Die klimatischen Verhältnisse des preußischen Staates. III. S. 74.

[3]) Reden und kleinere Aufsätze 1864. I. S. 35—75. Die Rede ist 1833 oder 34 gehalten.

[4]) Auch C. Semper spricht, indem er die Ziele der modernen Tiergeographie zeichnet, nicht von dem Raumproblem, doch ist es unzweifelhaft, daß er dasselbe unter „die Beziehungen aller jetzt lebenden Tiere zu ihrer Umgebung“ subsumiert, deren Erforschung ihm das höchste Ziel der Tiergeographie zu sein scheint. (Ueber die Aufgabe der modernen Tiergeographie. 1879. S. 26.)

[5]) Origin of Species 6th Ed. (1872) S. 51.

[6]) Der Ausdruck Biostatik ist nicht neu. Man findet ihn z. B. in Thurmans pflanzengeographischer Arbeit Essai de Phytostatique.

ERSTER ABSCHNITT.

DIE UMRISSE DES GEOGRAPHISCHEN BILDES DER MENSCHHEIT.

1. Die Erde des Menschen oder die Oekumene.

Der Begriff „Oekumene“. Umgrenzung. Die Südgrenze. Die Nordgrenze. Alte und neue Nordgrenze. Ueber Lage und Größe der Oekumene.

Der Begriff „Oekumene“. Die Alten hielten einen großen Teil der Erde für unbewohnt und unbewohnbar; die bewohnte Erde war ihnen nur ein kleiner Teil des Planeten. Diesen Teil nannten sie „Oekumene“. War nun auch diese Vorstellung insofern unrichtig, als jene dem bewohnten Teil einen zu kleinen Raum anwiesen, so liegt doch in der Entgegensetzung einer bewohnten und unbewohnten Erde ein Gedanke von so großer Fruchtbarkeit, daß die irrtümliche Anwendung denselben nicht für immer wertlos zu machen vermag. Es ist dies vielmehr ein Grundgedanke, von welchem die Betrachtung der Verbreitung des Lebens, und nicht bloß des menschlichen, über die Erde jederzeit wird ausgehen müssen. Wenn auch der Mensch geistig die ganze Erde umfassen lernte und weit über ihre äußersten bewohnten Strecken hinausgeschweift ist, so bleibt doch zunächst die Erde, soweit sie innerhalb der Grenzen der Menschheit liegt, die Erde des Anthropogeographen und es ist eine wissenschaftliche Aufgabe, die man sich nicht bloß stellen kann, sondern die gelöst werden muß, den alten Begriff der Oekumene, der „bewohnten Erde“ oder der Erde des Menschen besonders in die Diskussion anthropogeographischer Fragen einzuführen. Viel zu lange leidet unsere Vorstellung von dem Verhältnis der Menschheit zur Erde unter der unbe-

scheidenen Annahme, daß der ganze Planet das Haus der Menschheit sei. Man überschätzt eine der wichtigsten natürlichen Bedingungen der Entwickelung der Menschheit, wenn man ihr die ganzen 9 Millionen Quadratmeilen der Erdoberfläche als Wohnraum zuweist, wo sie doch nur über zwei Dritteile desselben sich wirklich verbreiten kann. Die in Nachbildung Herderscher Orakel poetisch gefaßten Aussprüche Carl Ritters, in denen die Erde als Wohn- und Erziehungshaus der Menschheit bezeichnet wird, haben die Nachfolger zu verfrühtem Auffluge veranlaßt, der über eine der wichtigsten Vorfragen der Anthropogeographie wegführte. Von E. A. W. Zimmermann (1778) bis auf August Petermann (1859) und Ernst Behm (1872) haben die Zeichner von Karten der geographischen Verbreitung des Menschen nicht daran gedacht, den auf der Erde dem Menschen versagten Raum genauer zu bestimmen, wiewohl auf ihren Karten sie ihn umgrenzten[1]). Bei ihnen lag der Mangel nicht im Uebersehen der Sache, sondern in der Verkennung der Wichtigkeit des Problems. Denn um es hier gleich kurz und klar auszusprechen: Von der Auffassung des Begriffes Menschheit ist diejenige des Begriffes der Oekumene unmittelbar abhängig. Jener Begriff aber war wissenschaftlich erst klar zu stellen. Wem die Menschheit in eine gewisse Anzahl von Rassen oder Völkergruppen auseinanderfällt, die er sich vielleicht als von Anfang an getrennt denkt, der bedeckt die Erdteile und Inseln mit den Farben, die er jeder Kategorie zugedacht hat, und betrachtet die Klüfte, die zwischen diesen Wohnsitzen gähnen, als einerlei Gattung und Wert, ob sie nun Volk von Volk oder die Menschheit von der Natur scheiden. Für ihn gibt es so wenig eine Karte der Menschheit, wie für Hegel, der vom Schauplatz der Weltgeschichte Afrika, Amerika und Australien ausschloß, es eine Geschichte der Menschheit gab[2]). Wem aber die Menschheit als eine durch Lebensfäden alter oder neuer, kriegerischer oder friedlicher, geistiger oder stofflicher Beziehungen verbundene Gemeinschaft erscheint, der sieht in dem Raum, den diese Menschheit bewohnt, wie ungleich und lücken-

haft sie über denselben hin zerstreut sei, den gemeinsamen Schauplatz dessen, was Geschichte im höchsten und umfassendsten Sinne genannt werden kann. Meere, die je von Schiffen durchschnitten, Wüsten, die je von Karawanen durchschritten wurden, faßt er in die Grenzen der Menschheit mit ein, und wenn er die Oekumene als einen Gürtel bestimmt, welcher die heiße Zone und die größere Hälfte der beiden gemäßigten und dazu einen Teil der nördlichen kalten Zone umfaßt, und die Quadratmeilenzahl zu etwa 7500000 angibt, d. i. gegen fünf Sechstel der Erdoberfläche, so hat er das gethan, was, erstaunlich ist es zu sagen, die historischen Geographen bis heute vermieden haben zu thun. Er hat den Boden abgesteckt und ausgemessen, auf welchem die Menschheitsgeschichte sich abspielt und hat zugleich die geographische Form des belebten, über alle Lücken zusammenhängenden Ganzen gezeichnet, welches wir Menschheit nennen.

Diese Oekumene ist eine Thatsache, die wir mit fortschreitender Erweiterung unserer Kenntnis der Erde sich immer deutlicher darstellen, schärfer sich begrenzen sehen. Mit Ausnahme der unbedeutenden nordöstlichsten Ecke, in welche die Küsten von Grant-Land und Nord-Grönland fallen, ist die Oekumene heute überall sicher zu umgrenzen. Ja, sie ist eine Thatsache von dauernderer Bedeutung als so viele, die wir auf unseren Karten in Linien fassen, deren sicherer Zug nichts von der oft außerordentlichen Veränderlichkeit dessen sagt, was sie einschließen. Die Oekumene ist minder veränderlich als die Volks- und Staatengrenzen, welche wir zeichnen, sie hat an manchen Punkten in den letzten Jahrtausenden sogar weniger Verschiebungen erfahren, als manche Küstenlinie. Inmitten des beständigen Wechsels der Dinge an der Erdoberfläche darf aber auch in einem größeren Maß von Dauer die Begründung eines größeren Anspruches an unsere Aufmerksamkeit gefunden werden. Je weniger veränderlich eine Erscheinung ist, desto weiter reicht sie in ihrer heutigen Gestalt zurück. Beständigkeit gewährleistet nicht nur die Würde höheren Alters, sondern auch die Tiefe der Wirkungen.

Umgrenzung. Bei der Zeichnung der Oekumene kann man nicht überall die ständig bewohnten Länder von den unbewohnten oder nur gelegentlich bewohnten durch Farben oder Schraffen so unterscheiden, wie man politische Gebiete unterscheidet; man ist vielmehr oft genötigt, Linien anzuwenden, welche die entferntesten Punkte des bewohnten Gebietes miteinander in Verbindung setzen. Im letzteren Falle erhebt sich die Frage, wieviel von den nächstgelegenen Meeresteilen dort hereinzuziehen sei, wo Inseln dazu nötigen, die Linie ins Meer hinaus zu verlängern.

In den Begriff der Oekumene gehen nicht nur die thatsächlich bewohnten, sondern auch jene Teile der Erde ein, auf welchen der Mensch zu Hause sein muß, weil die Wege zwischen den bewohnten Teilen sie durchschneiden. Daher eine Beziehung zwischen den großen Wegen des Verkehres und der Oekumene, welche es geboten scheinen lassen kann, das Meer so weit zur Oekumene zu rechnen, als es vom Verkehre der Menschen regelmäßig besucht wird. Sehr wahrscheinlich hat sich Behm von dieser Erwägung leiten lassen, als er seine südliche Menschengrenze im Atlantischen Ozean zwischen den Südspitzen von Australien und Afrika ungefähr an der Grenze des häufiger von Segelfahrzeugen besuchten Meeres zog, und im Indischen Ozean ähnlich verfuhr. Die Erfahrung lehrt, daß je mehr wir uns den Grenzen der Oekumene nähern, um so mehr der Verkehr der Menschen danach strebt, sich ostwestlicher Wege zu bedienen. Denn dieselben Wirkungen der gegen die Pole zunehmenden Kälte, welche dem Menschen den dauernden Aufenthalt in arktischen und antarktischen Regionen unmöglich machen, lassen auch die Schiffer ihre Wege zwischen den südlichsten Zielpunkten des Verkehres so weit äquatorwärts wie möglich legen und mahnen von allzu starken Ausbiegungen nach den Polen zu trotz der Verkürzung der Wege in höheren Breiten ab. Es scheint also der Verkehr selbst gegen eine willkürliche Hinausverlegung der Grenze Gewähr zu leisten. Und doch meinen wir, diese Art der Grenzziehung nicht allein gelten

lassen zu sollen. Der europäische Verkehr ist unseres Erachtens nicht geeignet, in jenen Gebieten eine Grenze zu ziehen, wo es sich wesentlich um die Verbreitung von Eingeborenen handelt, welche nicht weit in jene Meeresregionen sich vorwagten, wo Stürme und Strömungen die Schiffahrt erschweren. In weiten insellosen Meeresgebieten schließen die Linien des europäischen Segel- und Dampfschiffahrtsverkehres Räume ein, die zu leer sind, um eine Rolle in der Verbreitungsgeschichte der Menschen gespielt haben zu können, denn in ihrer Festlegung entscheidet nur die Kürze der geraden Linie zwischen zwei Punkten. Mag, wie die Behmsche Karte es thut, die äußerste Grenze der vom Verkehre regelmäßig besuchten und durchmessenen Gebiete durch diese Linien bezeichnet werden, so wird eine innere, viel unregelmäßiger verlaufende Linie notwendig sein, welche die Umrisse der Oekumene vor der Entwickelung dieses europäischen Groß- und Schnellverkehres zeichnet, d. h. die Gebiete umgrenzt, welche zur Zeit der ersten Ankunft der Europäer bewohnt waren. So erscheinen dann zwei Grenzlinien auf unserer Karte. Die äußere, als Umrißlinie der heutigen Oekumene und eine innerhalb dieser verlaufende, welche die Umrißlinie der Oekumene in dem Augenblick des Eintretens der großen ozeanischen Expansion der Europäer zeichnet. Die beiden liegen fast 1000 Jahre auseinander, wenn man die letztere mit den ersten Grönlandfahrten der Isländer beginnen läßt.

Nur die innere Grenze der Oekumene wird einiger Worte der Erläuterung bedürfen; die äußere ist überall, wo sie im Meere verläuft, nahezu selbstverständlich.

Die Südgrenze. Die Südgrenze geht im Stillen Ozean hart an der Südküste von Australien hin [3]) und buchtet sich bis zur Torresstraße aus, um dann nach Neuseeland zurückzukehren, wo Rakiura den südlichsten Punkt menschlicher Bewohnung neben Feuerland darstellt. Von den in diesem leeren Raume liegenden Inseln ist Lord Howes-Insel Ende der 30er Jahre besiedelt worden (s. u. S. 27) und Norfolk wurde nach der Gründung von Sydney ein Annex der

australischen Strafkolonie und hat es seit Verpflanzung der Pitcairn-Insulaner (1856) auf eine ständige Bevölkerung von einigen Hundert gebracht. Endlich hatte auf Raoul in der Kermadec-Gruppe sich 1854 eine Familie aus New York niedergelassen, welche indessen das Eiland wieder geräumt haben soll. Um diese Bucht unbewohnten Gebietes wohnen die Australier an der westlichen, die Neuseeländer an der östlichen und die Melanesier an der nördlichen Seite. Drei Rassen werden also durch sie getrennt und wir erkennen in ihr einen der wichtigsten Züge in der Physiognomie der Südgrenze. Die Thatsache, daß in dieser Bucht ein Arm der äquatorialen ostaustralischen Strömung sich mit einem Ausläufer der antarktischen südaustralischen Strömung begegnet und daß das antarktische Gebiet der vorwiegenden Westwinde hier eine seiner nördlichsten Ausdehnungen findet, erhöht noch die Bedeutung dieses Gebietes, dessen Ostgrenze bezeichnenderweise der westliche Rand des zwischen Neuseeland und Warekauri durchgehenden Armes der südäquatorialen Strömung ist. Als bemerkenswert sei noch die Hervorragung genannt, mit welcher Neukaledonien und die Loyalitäts-Inseln in diese Bucht vortreten.

Die Unbewohntheit der Kermadec-Inseln und die Bewohntheit von Warekauri veranlassen die Verbindung Neuseelands im Nordosten zu suchen, wohin ja auch die Traditionen der Maori deuten, und demgemäß die Grenze zu ziehen, welche nun nach dem 20.° s. Br. ansteigt, um von den Schifferinseln langsam sich über den Wendekreis zu senken. Oparo (Tubuaigruppe) und Waihu (Osterinsel) sind die südlichen Grenzpfeiler. Klimatologisch ist diese Linie dadurch bemerkenswert, daß sie in ihren nördlichen Abschnitten mit der Passatgrenze zusammenfällt, während im Süden das Gebiet der antarktischen Westwinde über sie hinausgreift. Aber diesen Beziehungen zu Luft- und Meeresströmungen ist nur ein untergeordneter Einfluß zu eigen. Nicht unter der Wirkung der Drehung der Winde oder der Strömungen biegt die Grenze aus ihrer im allgemeinen westöstlichen Richtung in die nördliche oder südliche um, sondern diese Um-

biegungen verursacht in erster Linie der Mangel an Land.

Von der Osterinsel steigt die Grenze bis zu den Markesas langsam an, indem sie durch den östlichen Teil der Paumotugruppe schneidet, und hebt sich dann plötzlich nach Norden, um die vollen 30 Breitegrade zwischen den Markesas und Hawaii zu durchziehen, wobei die einzige Direktion in der Thatsache liegt, daß die Inseln Fanning, Malden, Howland und Swallow, also sowohl östliche als westliche Glieder der „centralpolynesischen Sporaden“, wie Petermann sie genannt hat, Spuren von früherer Bewohnung zeigen. Wiewohl zwischen Tongarewa und Hawaii auf einem Raume von 28 Breitegraden keine der Inseln bewohnt gefunden ward, genügen jene Spuren, um die gleichsam versunkenen Pfeiler der Brücke zu zeigen, über welche die Hawaiier nordwärts gezogen sind. Und daß diese Verbindung eine breite und wohl nicht bloß einmalige war, beweist die Längenentfernung der Spuren in Fanning und Howland, denn jenes liegt unter 159° 22′, dieses unter 176° 35′ w. L.

Die Inseln, welche wir im Süden und teilweis im Osten umgrenzt haben, sind jenseits der Ostgrenze durch einen höchst inselarmen und menschenleeren Raum von 40—60 Längengraden von dem amerikanischen Gestade gesondert. Dieser unbewohnte Raum ist nahezu insellos: indessen scheinen selbst die Galápagos, welche man in drei Tagen von der südamerikanischen Küste her erreicht, vor dem Besuche der Europäer keine Menschen gesehen zu haben. Den Beweis dafür suchen wir allerdings nicht mit Darwin in der rührenden Unbefangenheit der vom Menschen und anderen Angreifern nicht geängstigten Vögel, sondern in der Abwesenheit sicherer Spuren, welche von neueren Besuchern mit Bestimmtheit behauptet wird [1]. Wenn wir aber diesen leeren Raum als 1/3 so breit wie den zwischen der Osterinsel und den östlichsten Eilanden des malayischen Archipels bezeichnen und hinzufügen, dass die Osterinsulaner einen viel weiteren Weg von der Samoagruppe, wo der gemeinsame Ausstreuungsmittelpunkt der Polynesier zu suchen

ist, nach ihrem Eiland als die Breite jenes menschenleeren Raumes beträgt, zurückzulegen hatten, so erscheint letztere uns vielleicht weniger bedeutend. Im Verhältnis zum inselreichen bewohnten Teile des Stillen Ozeans ist diese Kluft nicht breit genug, um uns zu verhindern, diesen, sowie den Indischen Ozean als bewohnte Meere im Gegensatz zum unbewohnten Atlantischen zu bezeichnen.

Im Indischen Ozean scheidet eine Linie, die im allgemeinen auf 20° s. Br. verläuft, die schon den Indern und Arabern bekannte Nordhälfte von der bei der Ankunft der Europäer unbewohnten, wiewohl an größeren Inseln nicht armen Südhälfte. Die Rolle der „brave westwinds" der höheren Breiten des Stillen Ozeans spielt hier die nachgewiesenermaßen von den arabischen Schiffern gefürchtete Meeresströmung, welche gegen die Ostküste Madagaskars prallt, ebenso wie die vorwaltenden südöstlichen Winde; und vielleicht noch mehr der nach Süden ins Unbekannte setzende und starke Mozambiquestrom. Vergleiche das im 2. Abschnitt über die unbewohnten Inseln des Indischen Ozeans Gesagte.

Daß beim ersten Besuch der Europäer auf der Ostseite des Atlantischen Ozeans die afrikanischen Küsteninseln und auf der Westseite die Falklandsinseln unbewohnt gefunden wurden, läßt die Grenzen der voreuropäischen Oekumene an den Küsten Afrikas und Amerikas nordwärts führen und macht den Atlantischen Ozean anökumenisch.

Die Nordgrenze. Die Nordgrenze bietet nicht die Schwierigkeit weiter Meeresräume. Das Eis verhindert die nördlichen Grenzbewohner der Oekumene sich weit vom Lande zu entfernen. Sie haben das Meer westlich von Grönland und wahrscheinlich alle Arme gekreuzt, welche die Inseln des nordamerikanischen Polararchipels voneinander trennen. Auch die Neusibirischen Inseln und Nowaja Semlja sind vom Festlande her besucht worden. Aber die Grenze wird hier nicht weiter von den ständig bewohnten Küsten seewärts zu verlegen sein als erfahrungsgemäß die see-

tüchtigsten der Hyperboreer sich von denselben entfernen. Sie wird aber als umwohnte Meeresbecken die Hudsonsbai, Baffinsbai und ihre Fortsetzungen, das Weiße Meer und die tieferen Einbuchtungen der nordasiatischen Küste mit einschließen.

Die schmale Verbindung zwischen dem nördlichen Eismeer und dem Stillen Ozean, wo man bei klarem Wetter von den steilen Klippen des Ostkaps die hohen Felsenufer des Prinz von Wales-Vorgebirges erkennen und den Weg von 13½ Meilen in einem Tage zurücklegen kann, ist sicherlich eine der wichtigsten Stellen an der Nordgrenze der Oekumene. Wenn man erwägt, daß vom Ostkap die westliche der Diomedesinseln 5 Meilen, von diesen die mittlere 3½, und dann die östliche von der amerikanischen Küste wieder 5 Meilen entfernt liegt, so steht die Völkerbrücke fertig vor uns. Und wenn wir die Völkerverbreitung ins Auge fassen, welche das Innere der Tschuktschenhalbinsel von wandernden Korjäken, den Nord- und Ostrand von ansässigen Fischern desselben Stammes, den Südrand aber von Eskimo besetzt zeigt, während einzelne Eskimoniederlassungen am Ostkap und auf den Diomedesinseln gefunden werden, und ein lebhafter Verkehr zwischen der Lorenzinsel und Tschuktschenhalbinsel besteht, so schwindet hier der Unterschied von asiatisch und amerikanisch. Geht man aber von dieser Stelle aus ost- und westwärts, so steigert sich dieser Unterschied zu einem starken Gegensatze der ökumenischen Grenze in Nordasien und Nordamerika. Dieselbe verläuft in Nordasien an der Küste und sinkt an mehreren Stellen tief ins Land hinein, während sie die vorgelagerten Inseln außen im Unbewohnten liegen läßt. Sie zieht an der Nordküste des Tschuktschenlandes hin, schneidet das Kap Schelagskoi und die Ajanischen Inseln ab, nicht minder die Bäreninseln und einen Teil des Landes zwischen Kolyma und Indigirka, die Neusibirischen Inseln und den breiten Vorsprung, dessen Spitze Swiätoj Noss bildet, die Taimyrhalbinsel durch eine Linie, welche von der Chatangabucht bis zur Jenisseïmündung oberhalb Krestowsk läuft und sich durch das Land zwischen Ob und Jenissei

bis zum Kap Bielj zieht; die weiße Insel bleibt außen, Waigatsch wird mit aufgenommen und der Küste bis zum Nordkap gefolgt, wobei auch Kolgujew im Unbewohnten bleibt.

Auf der amerikanischen Seite folgt die Grenze von Kap Golowin an der Küste, setzt auf den Südrand von Viktorialand über, schneidet Boothia fast unter 70° und steigt dann rasch bis Nordsomerset an, von welchem es den nördlichen Rand abschneidet, während es noch weiter nördlich die Koburginsel und die Südostspitze von Ellesmereland umfaßt, dann setzt sie über den Smithsund, wo das vielgenannte Itah die derzeitige nördlichste Niederlassung an der westgrönländischen Küste, an welcher nun nach Süden sich Niederlassung an Niederlassung reiht. Eine einzige grössere Lücke ist in der Melvillebucht zu konstatieren. An der ostgrönländischen Küste zieht sie dann weiter bis zum Polarkreis, um sich von da nach Osten zu wenden, Island zu umfassen und unter Senkung bis auf nahe an 60° (Färöer) die Westküste Norwegens zu gewinnen.

Alte und neue Nordgrenze. Wir werden bei der Betrachtung der die Ränder der Oekumene bewohnenden Völker eine Veränderlichkeit der Wohnsitze finden, welche es nicht erstaunlich erscheinen lassen wird, wenn an vielen Punkten sich Spuren von Vorstößen über die heutige Grenze hinaus, an anderen Spuren vom Rückgang finden. So wie die Polarreisen der Kulturvölker führen die Jagdzüge der Eskimo vorübergehend tief in die leeren, unbekannten Regionen der Arktis hinein. Günstige Eis- und Schneeverhältnisse, auch zufällige Verschlagungen mögen in bestimmten Richtungen diese Einbrüche in das jenseits der Grenze gelegene Land sich haben wiederholen lassen. Auf der asiatischen Strecke sind Spuren des Vordringens zum Meere östlich von der Mündungsbucht des Jenisseï und am Südostrande der Taimyrhalbinsel, ferner auf Neusibirien gefunden. Viel größer sind im Norden Amerikas die Gebiete, wo derartige Spuren sich finden. Am Ostrand von Viktorialand zieht

die Grenze alter Eskimospuren sich um Banksland, durchzieht die Melville- und Bathurstinsel, schließt die Cornwallinsel ein und wendet sich an der Ostseite von Nord-Devon entschieden nach Norden, ähnlich wie auf der grönländischen Seite die Linie von Itah aus nach Norden weiterführt. Zwischen beiden Linien liegt nördlich vom Smithsund ein Gebiet großer Entdeckungen auf diesem Felde. Für Kane und Hayes lagen die äußersten Grenzen der Eskimo noch bei der Foulkebai. Aber schon 1872 sind durch Bryan zahlreiche Reste von Eskimohütten auf der Offlayinsel vor der Mündung des Petermannfjord und 1875/76 durch die Nares-Markhamsche Expedition Spuren von Sommer- und Winterlagern in allen größeren Einbuchtungen, die genau untersucht wurden, besonders in den nach Franklin Pierce, Dobbin, Rawlings und der Discovery benannten, nachgewiesen worden, die nördlichste bei Kap Beechey in 81° 54′. Endlich hat die Greelyexpedition an der Küste und im Innern von Grinnellland eine ganze Reihe von Punkten als einstige Aufenthaltsstätten der Eskimo nachweisen können. Der Mangel an Gräbern ist dabei für die Ansicht verwertet worden, daß das Verweilen nur ein vorübergehendes gewesen sei und die Thatsache, daß nicht weniger als sechs verlassene Schlitten nördlich von 81° gefunden sind, soll Zeugnis für den Untergang ihrer Besitzer ablegen, welche sicherlich nur nachdem sie ihre Hunde verloren, in der größten Not diese stärkste Stütze des ohne raschen Ortswechsel immer bedrohten, hoch arktischen Lebens im Stiche gelassen hätten [5]). Gewiß erlauben die verhältnismäßig zahlreichen Reste, unter denen, mit Sicherheit auf südlichen Ursprung deutend, auch kleine Stückchen Eisen sich fanden, an etwas mehr als flüchtiges Verweilen zu denken. Die Eskimo von North Devon oder der Princeß Royal-Insel besannen sich nicht, den nordwärts ziehenden Rentieren und den ihnen folgenden Wölfen und Füchsen an der Ostküste von Grinnellland vielleicht bis zu ihrer äußersten Verbreitungsgrenze zu folgen und so lange in dem neuen, sehr ergiebigen Jagdgebiete zu verweilen, als der Robbenschlag, der auch hier noch drei Monate im Jahre mög-

lich ist, und die Jagd auf mehrere hundert Moschusochsen und Rentiere das Leben fristen mochten. Der Unterschied der unter 82° 137 Tage dauernden Polarnacht von derjenigen der fast dauernd bewohnten Siedelung von Itah wird von diesen Menschen seelisch nicht empfunden. Materiell wichtig werden ihnen natürlich größere Unterschiede in der Dauer der Polarnacht schon durch den Verbrauch des Thranes in jenen Steinlampen, welche Licht und Wärme in den Schneehütten zu spenden haben. Sie wichen zurück, wenn die Jagd weniger Beute brachte, oder kamen vielleicht im Suchen nach besseren Wohnsitzen um. Und wahrscheinlich hat sich dieses Hinausschwellen einer kleinen Welle der arktischen Menschheit öfter wiederholt. Daß nicht viele Jahre zwischen dem letzten Versuche der Festsetzung und dem Aufenthalte der ersten diese Gefilde genauer durchforschenden Europäer (1881/83) verstrichen, scheint die gute Erhaltung mancher Funde, daß jener jedenfalls noch in dieses Jahrhundert fällt, das Vorhandensein von Eisen zu belegen. Anlaß zur Aufstellung der so beliebten Hypothese großer Klimaschwankungen, die die Grenze der Verbreitung des Menschen hin- und zurückschwanken machen sollte, ist also hier nicht gegeben. Man könnte eher an die zulässigere, wiewohl nicht streng zu beweisende Annahme starken Rückganges der Volkszahl der Eskimo seit dem Vordringen der Europäer in die innere Arktis, also seit etwa 70 Jahren, denken. Unzweifelhaft ruht auch weiter im Süden das Leben der Arktiker auf schwankender Welle und es gibt in der Nachbarschaft des 70.° ärmere Striche im Parryarchipel, als Grinnellland in seiner Gesamtheit ist, wie denn auch die kältesten Teile der ganzen Arktis näher jenem als diesem gelegen sind. Aber die Siedelungen liegen dennoch im Süden dichter und vor allem an jenen Stellen, wo alljährlich wiederkehrendes Wandern zwischen dem Festland und den vorgelagerten Inseln die Hilfsquellen sozusagen verdoppelt, oder an den Rändern von Meeresstraßen, deren Eis, von heftigen Gezeitenströmen öfters aufgelüftet, Robben und Walrossen günstige Daseinsbedingungen gewährt. Ein so dichtes Beisammen-

liegen, wie z. B. in Prince of Wales Strait, kommt nördlich vom 75.° nicht wieder vor.

Der in dem Verlauf der Nordgrenze der Oekumene sich aussprechende Gegensatz in der Verbreitung des Menschen in alt- und neuweltlichen Nordpolarregionen liegt hauptsächlich in dem kontinentalen Charakter der altweltlichen und dem thalassischen der neuweltlichen Hyperboräer. Jene hängen mit der Bevölkerung des Hinterlandes eng zusammen, während diese von derselben abgetrennt sind. Nur schwache Anfänge einer küsten- und inselbewohnenden, einer thalassischen Bevölkerung zeigt seit Vordringen der europäischen Eroberer, welche kleine Teile der einheimischen Bevölkerung, indem sie ihnen die Reichtümer der nach älteren Nachrichten aus Elfenbein und Eis bestehenden Neusibirischen Inseln zeigten, mit sich rissen, der ans Eismeer grenzende Teil Nordasiens mit Ausnahme der älteren Küstentschuktschen. Aber im ganzen schneidet die einförmige Küstenlinie Nordasiens die von Jagd und Viehzucht lebende Menschheit vom nördlichen Eismeer entschieden ab, während die Inseln des arktischen Amerika dem Schiffervolke der Eskimo an günstigen Stellen ein Hinübergreifen in sehr hohe Breiten gestatten. Dort zieht heute die Grenze bei 74, hier bei 82° n. Br. Daß Wrangellland und Heraldsinsel leer sind, beweist, daß das einzige eigentliche Polarvolk der Erde, die Eskimo, sich von Anfang an, nachdem sie durch die Behringsstraße vorgedrungen waren, ostwärts gewandt hatte. So hat dieses schiffahrt- und eiskundige Volk seine ganze Expansionsfähigkeit auf die Gebiete nördlich von Nordamerika konzentriert, wo seine Spuren nördlich vom Kontinent über ein Insel- und Halbinselgebiet von 50 000 Quadratmeilen sich verbreiten. Ohne dieses merkwürdige Einschieben eines rein arktischen Insel- und Küstenvolkes würde die Grenze der Oekumene auf der amerikanischen Seite südlicher liegen, da die Ränder Nordamerikas im allgemeinen in niedrigeren Breiten ziehen, als diejenigen Nordasiens. Die kontinentale Grenzlinie liegt hier trotz der unbewohnten Küstenstrecken im allgemeinen nördlicher als dort.

Ueber Lage und Grösse der Oekumene. Zeichnen wir die Oekumene des heutigen Tages auf einen Globus ein, so bildet sie einen Gürtel um die Erde in der Richtung des Aequators, dessen Enden bis zu den Westfahrten der Normannen (973 und 85) und des Kolumbus durch die 350 Meilen breite Enge des Atlantischen Ozeans zwischen Kap Palmas und Kap San Roque voneinander getrennt geblieben waren. Ihre mittlere Breite zwischen Nord und Süd kann auf 100° = 1500 Meilen veranschlagt werden; sie erreicht vermöge der Thatsache, daß Amerika von allen Teilen der Erde die größte interpolare Ausdehnung besitzt, den größten Betrag von 132°, also erheblich über 1/3 eines größten Erdkreises, im Meridian des Kap Hoorn, der den Smithsund schneidet, und den kleinsten von 98° im östlichen Atlantischen Ozean im 44. Westmeridian. Ziehen wir aber die jenseits 78° n. Br. liegenden, gegenwärtig verlassenen Ansiedelungen der Eskimo mit heran, so erhalten wir für die größte Ausdehnung zwischen Nord und Süd 136° = 2040 Meilen. Ihr Flächeninhalt ist auf 7.5 Millionen Quadratmeilen, d. i. etwas über 4/5 der Erdoberfläche, zu beziffern. Zwei Dritteile dieser Fläche gehören der nördlichen, ein Dritteil der südlichen Halbkugel an, und es spricht sich hierin ein enger Anschluß an die Verteilung des Festen auf der Erde aus; denn die nördliche Halbkugel enthält, soweit Messungen heute reichen, um 2 5/7 mehr Land als die südliche. Auf der Nordhalbkugel schließt sich die Grenze der Oekumene ziemlich eng an den Landumriß an, während sie auf der Südhalbkugel durch weite Ausdehnung des Meeres äquatorwärts zurückgedrängt und gleichzeitig aufs mannigfaltigste eingebuchtet ist. Der nördlichste Punkt liegt in 78, bezw. 82°, der südlichste in 54°, die mittlere Breite der Südgrenze ist 45, der Nordgrenze 67°. Der ganze bewohnte Gürtel ist um mehr als 20° nach Norden verschoben. Die nördliche Grenze verharrt in mehr als 3/4 ihrer Länge nördlich vom Polarkreis und sinkt von der Samojedenhalbinsel bis Westgrönland nur an einigen Stellen unter den 70.° n. Br. Die Grenze liegt in dieser ganzen Erstreckung so weit

nördlich, daß die Existenzbedingungen des Menschen nur noch in ungenügendem Maße verwirklicht sind. Doch lassen die Zustände an ihrem nördlichsten Punkte wohl annehmen, daß selbst darüber hinaus, wenn Land vorhanden, ein zeitweiliges Vorschieben der Menschengrenze nicht unmöglich wäre.

Ganz anders die Südgrenze. Hier ruft in der ganzen Erstreckung das Meer dem Menschen Halt zu. Es ist bezeichnend, daß die Menschengrenze hier überhaupt die Grenze ausgedehnteren und in größeren Formen auftretenden Landlebens ist. Kein Abschnitt der Erde ist daher so zweifellos unbewohnt als das antarktische Gebiet samt einem breiten inselarmen Gürtel, der tief in die südliche gemäßigte Zone eingreift. Dies ist das größte zusammenhängende unbewohnte Gebiet. Da nun dazu der Gürtel der höchst dünnbewohnten Gebiete des Südostpassates sich unmittelbar an die Grenze der Oekumene hier anlegt, gewinnen wir einen mächtigen zusammenhängenden Raum unbesuchten Meeres und dünnbewohnten Landes auf dieser Seite der Erde. Man kann denselben auf ein Drittel der Oberfläche der südlichen Erdhälfte schätzen. Dieser geschichtlich leere Raum ist es, welcher der südlichen Halbkugel unseres Planeten einen so durchaus anderen Charakter als der nördlichen in anthropogeographischer Beziehung aufprägt. Wir sehen hier nicht bloß die Wirkungen der Landarmut, sondern auch der aller terrestrischen Lebensentfaltung ungünstigeren ozeanischen Ausprägung des polaren Klimas. Es ist sehr bezeichnend, daß selbst in Neuseeland die ersten Ansiedelungen nur von Walfischfängern, Leuten der hohen See, ausgingen, welche später auch entlegenere Inseln des südlichen Eismeeres dem Gesichtskreis Europas näherbrachten, ohne dieselben dauernder Bewohnung zuführen zu können. —

Zurückblickend finden wir die Lage und Ausdehnung der Oekumene in erster Linie bedingt durch die Verteilung des Landes über die Erdoberfläche. Der Mensch ist ein Landbewohner, das Wasser ist ihm ein fremdes Element, welches er nur zeitweilig zur Wohnstätte erkiest. Auf dem Lande wird er geboren und wenn ihn

irgend ein starker Druck der Notwendigkeit auf das Wasser hinaustrieb, kehrt er jedenfalls zum Lande zurück in jener Zeit, in welcher die Menschen an ihre Gräber denken. Daher umfaßt die Oekumene alles Land, das zusammenhängend zwischen 82° n. und 55° s. Br. liegt, also Europa, Afrika, Australien insgesamt, Amerika mit Ausnahme der Nordhälfte von Boothia und Asien mit Ausnahme schmaler Streifen der Nordküste, wobei der Zusammenhang zwischen den zwei grossen Weltinseln unserer Erde über die Behringsstrasse, entsprechend der Erstreckung des Landes, hergestellt wird. Darum findet sie auch ihre größte Erstreckung in das Weltmeer hinein, wo große Inselländer, wie in der westlichen Arktis, oder zahlreiche und dichtgesäte Inseln, von Peschel treffend „Inselwolken" genannt, wie im westlichen Stillen Ozean, den Menschen Wege weisen oder Brücken bauen. Es ist höchst merkwürdig zu sehen, wie in diesen beiden Gebieten, wo die Grenzlinie der Oekumene am entschiedensten sich freimacht von den kontinentalen Landumrissen, welchen sie sonst fast sklavisch folgt, jeweils ein einziges seetüchtiges Volk, kühn und geschickt genug, um solchen Vorteil zu nützen, der Träger dieser Ausdehnung der Wohngebiete des Menschen ist. Das größte Areal, welches überhaupt ein sprachlich und ethnographisch noch eng zusammenhaltender Volksstamm bewohnt, eignet den Polynesiern, dem weitwandernden Inselvolke des Stillen Ozeans; und die überraschende nordöstliche Ausdehnung der Oekumene im arktischen Gebiet fällt den mit gleicher Kühnheit zwischen Eisschollen ihre ozeanischen Wege von Insel zu Insel in der Polarnacht fühlenden hyperboreischen Seenomaden, den Eskimo, zu. Auch diese entstammen dem Stillen Ozean, der so im Süden wie im Norden von seetüchtigen Völkern umwohnt ist. Sie sind es, welche vereint dieses größte Meer zum ökumenischen machen.

---

[1]) Reclus unterscheidet auf seiner Karte Races prépondérantes (Nouvelle Géographie XV. S. 75) auch unbewohnte Gegenden, aber in dem Sinne von unbewohnbar, denn nur die eiserfüllten Regionen der Polarländer sind so bezeichnet.

[2]) Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Herausg. von E. Gans. 1837. S. 75 f.

[3]) Die vor dem St. Vincentgolf liegende Känguruhinsel war bei ihrer Entdeckung durch Flinders 1802 und ihrer ersten Besiedelung durch die Weißen (1828) unbewohnt.

[4]) Dr. Theod. Wolf, Ein Besuch der Galapagosinseln 1879. S. 4.

[5]) Greely, Drei Jahre im hohen Norden d. A. 1887. S. 491. Eine eingehendere Beobachtung der Sitten dieser Stämme läßt diesen Schluß nicht ganz so zwingend erscheinen, wie er dort hingestellt ist. Es sei an das häufige Vorkommen von Schlitten in den „Caches“ der östlichen Eskimo erinnert. Simpson fand ihrer nicht weniger als sieben an einem einzigen Punkt in der Nähe von Bathurst Inlet, wo sie offenbar beim allsommerlich wiederkehrenden Wechsel zwischen Festland und Inseln niedergelegt worden waren. Narrative of the Discoveries effected by the Officers of the Hudsons Bay Cy. London 1843. S. 272.

2. Entwickelung der Oekumene.

Die Ausbreitung des Menschen über die bewohnbare Erde. Die rückwärtsschreitende Methode. Die unbewohnten Inseln als Reste anökumenischer Gebiete. Die Ueberbrückung des Atlantischen Ozeans. Ueber die Namen Neue Welt und Westliche Welt. Amerika als der eigentliche Orient der bewohnten Erde.

Die rückwärts schreitende Methode. Wie gewann sich die Menschheit den Raum auf der Erde, welchen ihre heutige Verbreitung zur Oekumene stempelt? Die Frage reicht in die Tiefen der Menschheitsgeschichte und zeugt sofort weiter die andere schwere Frage: Ein Schöpfungsmittelpunkt des Menschen oder mehrere? Wir glauben wohl an einen einzigen Entstehungs- und Ausgangspunkt, wissen aber nicht, seine Lage zu bezeichnen. Wir können beim heutigen Stande des Wissens nichts anderes thun als von der jetzigen Verbreitung der Menschheit einengend rückwärts gehen, indem wir alle jene Gebiete aussondern, deren Besiedelung, deren Gewinnung für die Oekumene geschichtlich nachzuweisen ist. Wir können dann noch weiter gehen und versuchsweise jene Gebiete abgrenzen, welche aus Gründen der Ethnographie und Anthropogeographie als einst leerstehend anzunehmen sind. Wir müssen uns aber wohl klar machen, daß die Erkenntnisse und Vermutungen, die wir so gewinnen, nur für die Geschichte der heutigen Menschheit Wert haben. Im Laufe der Menschheitsgeschichte können Gebiete ökumenisch und wieder anökumenisch geworden sein und ein Land, wel-

ches vor einigen Jahrhunderten neu besiedelt wurde, könnte vor einigen Jahrtausenden schon einmal gewonnen und dann wieder verloren worden sein. Nur die heutige Menschheit können wir bis auf einen kleinsten Raum zurückverfolgen, den sie in der heutigen Oekumene einnahm, ehe die Verbreitung begann, deren letztes Ergebnis diese unsere Oekumene ist. Die vergangenen Menschheiten gehören, soweit sie nicht deutliche Spuren in der heutigen hinterlassen haben, der Geologie an.

Die unbewohnten Inseln. Die Verbreitung des Menschen über die Erde, ja die ganze Entwickelung der Menschheit war tief beeinflußt von dem Zerfall der Oekumene in eine Anzahl von besonderen Wohngebieten, die in ihrer Lage, Gestalt und Größe abhängig sind von der Verteilung des Wassers und des Landes, dann vom Klima, den Höhenverhältnissen und dem Pflanzenwuchs. Die erste Ausbreitung schon konnte nicht nach allen Seiten hin gleichmäßig sich erstrecken, von welchem Punkte immer sie ausgehen möchte, und immer traf sie nach längeren oder kürzeren Wegen wieder auf das Wasser. Denn alles Land der Erde besteht aus Inseln und die Menschheit trägt, wie alles Leben der Erde, zutiefst einen insularen Charakter. Sie kann also zuerst nur eine einzige von den drei großen Landmassen der Erde besessen und von dieser aus nach den übrigen nicht eher übergegangen sein, als bis sie die Kunst der Schiffahrt sich zu eigen gemacht hatte. Bis dahin waren die anderen Landmassen unbewohnte Inseln.

Als die Europäer Amerika, die Nordpolarländer, Australien entdeckten, fanden sie überall schon Menschen und zwar zeigten diese großen Inseln sich in allen ihren einzelnen Teilen, wo Klima und Boden es zuließen, bewohnt. In dieser weiten Verbreitung zeigte sich der räumliche Ausdruck einer alten Geschichte. Vorzüglich die Schiffahrt mußte längst erfunden sein. Auch viele Inseln in ihrer Nähe waren schon besiedelt. Wohl aber stieß man auf unbewohnte Inseln, als man sich weiter von den Rändern der Erdteile auf das hohe Meer hinausbegab. Da zeigten

sich die einzigen selbständigen Erdräume, welche, abgesehen von der Antarktis, ursprünglich unbewohnt waren und es geblieben waren. Ein Teil dieser Inseln ist noch heute unbewohnt, weil unbewohnbar oder doch im geringsten Maße zur Besiedelung einladend. Ihn haben wir bereits kennen gelernt, als wir die Grenzen der Oekumene zu bestimmen hatten. Von einem andern Teil aber wissen wir, daß er Inseln umschließt, welche in hohem Grade bewohnbar, selbst fruchtbar sind und welche seit ihrer Entdeckung eine reiche Bevölkerung entwickelt haben. Wir nehmen an, daß sie nicht unbevölkert geblieben wären, wenn sie vor den Europäern von anderen Menschen erreicht worden sein würden, und daß sie unbewohnt blieben, weil sie nicht auf den Wegen lagen, welche die Menschen bei ihren Wanderungen von Erdteil zu Erdteil beschritten. Wir erkennen in ihnen also Reste der einst viel ausgedehnteren unbewohnten Teile der Erde und es wird von großem Interesse sein, ihre geographische Lage und ihren Zusammenhang mit anderen anökumenischen Gebieten festzustellen. Es erscheint möglich, daraus Schlüsse auf die Entwickelung der Oekumene zu ziehen und diese Schlüsse werden auf der Voraussetzung ruhen, daß in der Verbreitungsgeschichte der Menschheit die Meeresgebiete mit unbewohnten Inseln jünger sind als die mit bewohnten.

Unbewohnte Inseln als Reste anökumenischer Gebiete. Die Geschichte weist nach, daß alle fern von Festländern und größeren Inseln oder Inselgruppen gelegenen Inseln, und besonders die kleineren unter ihnen, unbewohnt waren, ehe der große Aufschwung der ozeanischen Schiffahrt an der Schwelle jener Periode stattfand, die wir das Zeitalter der Entdeckungen nennen. Daß die Unbewohntheit der Inseln eine größere Ausdehnung besaß in den kalten, als in den heißen Regionen der Erde, möchte den Gedanken an klimatische Einflüsse nahe legen, wenn nicht die große Ausdehnung der Bewohntheit auf den tropischen Inseln des Stillen Ozeans in so hohem Grade durch ihre gesellige Lage, man möchte sagen

Aneinanderreihung begünstigt wäre. Maupertuis konnte noch an ein bewohntes Südland glauben, dem Riccioli 100 Millionen von der Bevölkerung der Erde zuteilte. Und Zimmermann[1]) schrieb 1778: „Gesetzt auch, man fände auf Sandwichland keine Menschen, so ist es hinreichend, wenn der Mensch ebenso kalte Erdstriche bewohnt, um auf die Möglichkeit des Bewohnbarseins dieses Südpolarlandes schließen zu lassen.“ Heute wissen wir genug von der südlichen gemäßigten Zone, um selbst diesen Schluß unbegründet zu finden. Die Inseln auf der Grenze der Antarktis würden allerdings aus klimatischen Gründen fast unbewohnbar sein. Thatsächlich sind sie unbewohnt wegen ihrer Entlegenheit oder vielmehr wegen ihrer Lage im weiten offenen Meer. Sie gehören dem großen unbewohnten Gebiete der Südhalbkugel an, welches wir von den Grenzen der Antarktis in alle südlichen Ozeane vordringen sehen. Alle Meere sind in ihren südlichen Abschnitten ursprünglich weniger bewohnt gewesen als in den nördlichen. Selbst in dem Atlantischen Ozean waren um 1400 auf der Schwelle des Zeitalters der Entdeckungen die Färöer, Island und Südgrönland bewohnt, als die so glücklich gelegenen Madeira und Azoren noch unbewohnt waren. Im Stillen und Indischen Ozean steht aber einem ökumenischen nördlichen Abschnitt ein anökumenischer südlicher vom Anfang der europäischen Kenntnis dieser Gebiete an gegenüber.

Unbewohnte Inseln des Indischen Ozeans. Der Indische Ozean nimmt eine eigentümliche Stellung ein. Madagaskar und andere der nördlichen Inseln erscheinen bewohnt, und niemand bezweifelt, daß Madagaskar zur See, also quer durch den Indischen Ozean, Bewohner aus dem Westen des malayischen Archipels empfangen habe. Und doch treten uns verhältnismäßig große Inseln, wie Mauritius, Réunion, Rodriguez, als unbewohnte entgegen und eine Linie, welche wenig nördlich vom 20.° s. Br. verläuft, teilt den Indischen Ozean in einen nördlichen ökumenischen und einen südlichen anökumenischen Abschnitt. Man weiß, daß Sokotra

ein indischer Name ist, es ist wahrscheinlich, daß Pemba, vielleicht sogar Sansibar griechischen Seefahrern bekannt gewesen, die Araber, auf deren Spuren die Portugiesen zuerst im Januar 1498 an der Zambesimündung stießen, hatten damals bereits in Mozambique einen Handelsplatz begründet und in Malinde an der Somaliküste trafen die Portugiesen malabarische Schiffe. Madagaskar war dem Marco Polo, dem ersten, der von dieser Insel spricht, als „eine Insel im Süden, etwa 1000 Meilen von Sokotra" bekannt und erschien ihm als ein Land der Sarazenen, d. h. des Islam. Aber hier hörte auch seine Kenntnis und die Kenntnis aller Gewährsmänner auf und den Grund dafür sagt uns Marco Polo in seiner einfachen Weise: „Diese Insel liegt so weit südlich, daß die Schiffe nicht südlicher gehen oder andere Inseln in dieser Richtung besuchen können außer dieser (Madeigaskar) und jener andern, von der wir zu sagen haben, Zanguebar. Das kommt daher, daß die Meeresströmung so stark nach Süden fließt, daß die Schiffe, die es versuchen wollten, nie zurückkehren würden" [2]). Daß die vielbesprochenen Mitteilungen über den Vogel Ruk von Marco Polo in seinem Abschnitt über Madagaskar gegeben und auf die wegen des Stromes unerreichbaren Inseln südlich von dieser bezogen werden, kann entweder auf die riesigen Aepiorniseier und -knochen bezogen werden, die man in Madagaskar gefunden hat, oder auf die Riesenvögel aus der Gruppe der Dididen, welche einst die Mascarhenen bewohnten und von denen einer, die Dronte, noch von den Europäern gesehen worden ist.

Zu den Strömungen, die von Ost nach West gerade auf die Mascarhenen zuführen und von dort sich in die Zweige teilen, welche die Ostküste Madagaskars gleichsam umarmen, kommen die gefürchteten Drehstürme dieser Region, welche ganze Flotten zerstören — am 26. Februar 1860 verschwanden drei Schiffe, drei scheiterten an der Küste von Madagaskar, sechs wurden so schwer beschädigt, daß sie dienstunfähig blieben und vierundzwanzig erlitten mehr oder weniger schwere Havarien — und deren Bahnen so liegen, daß in den meisten

Fällen Mauritius und Réunion in den westlichen Bogen ihrer Parabeln fallen, wo bei der Umkehr nach Südosten die Geschwindigkeit am größten. Wir tragen in der Zeichnung der Südgrenze diesen Stürmen wie jenen Strömungen Rechnung. Dennoch bleibt es eine erstaunliche Thatsache, daß auf den Inseln, die nur 100 bis 200 Meilen von Madagaskar östlich gelegen sind, erst im 17. Jahrhundert (Mauritius 1598, Réunion 1646) die Kolonisation begann, welche heute zur Ansammlung einer sehr produktiven Bevölkerung von mehr als einer halben Million geführt hat. Man sollte glauben, daß es der Durchforschung dieser in so vielen Beziehungen interessanten Inseln noch gelingen sollte, Spuren älterer Verschlagungen, Schiffbrüche und Robinsonaden nachzuweisen. Daß sie allerdings vor der europäischen Kolonisation niemals in großem Maße bewohnt sein konnten, davon legt der Zustand ihrer Pflanzen- und Tierwelt im Moment der europäischen Besiedelung und Kultivation klares Zeugnis ab. Man kann den Beweis dafür, daß die jetzt dort vorkommenden Säugetiere und Amphibien erst seit dieser Zeit eingeführt seien, mit der von Wallace angewendeten unvollkommenen Methode nicht erbracht halten [3]). Wohl aber treten uns die Inseln mit einer wesentlich von der Kultur unberührten Pflanzen- und Tierwelt entgegen, und es ist diese um so auffallender, je mehr sie ihren ursprünglichen Naturcharakter durch intensive Kultur verloren haben. Wir werden der eigentümlichen Thatsache, daß hart neben vielbeschrittenen Wegen des Verkehres ein Stück Erde unbewohnt, ja praktisch unbekannt bleibt, sogleich im Stillen Ozean wieder begegnen.

Unbewohnte Inseln des Stillen Ozeans. Zahllose Inseln im Stillen Ozean sind unbewohnt, aber sie umschließen, ob sie nun geschlossene Gruppen bilden, oder zerstreut zwischen bewohnten Inseln liegen, keine einzige große Insel, deren Bewohnbarkeit erst durch die Europäer nachgewiesen worden wäre. Viele von ihnen werden zeitweilig besucht und liefern in ihren

Palmen- oder Fischgründen den Bevölkerungen einiger anderen Inseln die Mittel zum Unterhalt; in diesem Falle sind sie durchgängig weniger fähig bewohnt zu werden als die anderen. Von den Inseln, welche zusammen eine Atollgruppe bilden, indem sie von gemeinsamem Riffboden flach über das Meer ragen, sind immer nur einige bewohnt, z. B. von den 63 Inselchen der Atafugruppe 1, auch von Fakafu nur 1, in der ganzen Tokelaugruppe 4 u. s. w. Die bewohnte ist die größte oder nahrungsreichste. Es gibt Inseln, die bewohnt sind, ohne daß sie Kokospalmen oder Brotfruchtbäume tragen (wie Eniwetok in der Ralikgruppe), und andere, welche mit diesem Besitz unbewohnt geblieben sind. Aber diese letzteren tragen dann nicht selten Spuren, daß sie einst auch bewohnt waren oder besucht wurden.

Die Unbewohntheit wird über ihre heutigen Grenzen hinaus eingeschränkt, wo uns unzweifelhafte Spuren früherer Bewohntheit entgegentreten. Dies ist vorzüglich in jenen zentralpazifischen Sporaden der Fall, welche eine so wichtige Stelle zwischen den Gruppen des östlichen Polynesiens und Hawaii einnehmen. **Fanning** hat unter allen Aequatorinseln die größte Menge der Beweise für die einstige Bewohntheit geliefert. Es kann als ein sicherer Pfeiler der Völkerbrücke bezeichnet werden, die von den südlichen Inseln nach Hawaii führt. Auch auf den übrigen Guanoinseln des mittleren Stillen Ozeans sind Spuren früherer Besucher nachgewiesen, die allerdings nicht alle mit Sicherheit auf Polynesier zu deuten und für alt zu halten sind. Ausgrabungen und künstliche Hügel, die vielleicht Fundamente von Hütten darstellen, einen Fußpfad, Reste eines Kahnes, eine blaue Perle, ein Skelet, das zu Staub zerfiel, als man es seinem 1 Fuß tiefen Grab entnahm, erwähnt Hague von der Insel Howland[4], der auch die Eidechsen und Ratten auf diese Einwanderer zurückführt. Auf der Grenze dieser Gruppen hat Malden (in der Penrhyngruppe) zweifellose polynesische Reste geliefert. Und endlich deutet nach anderer Seite hin, nach dem östlichsten Ausläufer, die frühere Bewohntheit der süd-

östlichsten Eilande der Paumotugruppe. Hier birgt die Pitcairninsel, welche die ersten sie betretenden Europäer unbewohnt fanden, in rohen Bildsäulen aus Lava auf steinerner Plattform, die denen der Osterinsel gleichen und auch hier als Grabmäler gedient haben, in Steinbeilen aus Basalt, steinernen Schüsseln und Speerspitzen, letztere ganz denen Tahitis ähnlich, in Wäldern des Brotfruchtbaumes, in Gräbern endlich, deren Leichname ihre Köpfe auf Perlmutterschalen gebettet hatten, die nicht hier, wohl aber auf den Paumotu vorkommen, Reste einer Bevölkerung, von der keine Ueberlieferung sonst spricht. Eine Bemerkung Bastians von den Torresinseln, gelegentlich der Besprechung einer von dort stammenden Mumie, „die meisten der Inseln jener Meerenge sind jetzt menschenleer“ [5]), scheint anzudeuten, daß auch dort Reste einstiger Bewohntheit vorkommen.

In der europäischen Zeit sind auch im Stillen Ozean Neubesiedelungen öder Inseln vorgekommen. Die Kolonie auf der Lord Howesinsel (31 ½ ° s. Br., 159 ö. L. Gr.) entstand Ende der 30er Jahre durch Niederlassung einer einzigen europäischen Familie, die durch Zuzug besonders von Seeleuten in den 50er und 60er Jahren auf 30 bis 40 in paradiesischer Unschuld ohne Kirche, Schule und Gesetz lebende Menschen angewachsen war. Nach 1840 siedelten sich 70 Maori auf der bis dahin unbewohnten Insel Auckland an. Der Zug der Maori nach Warekauri (Chatham) und die Niedermetzelung der dortigen Insulaner ist nur zu gut bekannt. Ata (Pylstaart) in 20 ° 25′ s. Br., 176 ° 4′ w. L. war ursprünglich unbewohnt, wurde dann bei inneren Unruhen von Tonganern besiedelt und seitdem wieder verlassen. Olosenga (Tokelaugruppe) wurde von den Europäern unbewohnt, aber mit reichlichen Spuren früherer Bewohntheit gefunden. Jetzt hat es eine kleine Bevölkerung. Die 30 Bewohner, welche Graeffe 1863 in der Phönixgruppe auf der Wilkes- oder Mackeaninsel nachwies, sind wahrscheinlich eine neue Besiedelung. Auf den 1675 von Japanern entdeckten Bonininseln [6]) ließen sich 1830 ein Engländer und ein

Dalmatier mit hawaischen Arbeitern nieder und gründeten eine Ansiedelung, die 1853 auf 31 Köpfe gewachsen war. Jetzt sollen sie 4—500 Einwohner zählen. Im Indischen Ozean wurden die Keelinginseln im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts von 2 Engländern besiedelt, die dieselben bebauen wollten.

Einzig Norfolk kann im südlichen Stillen Ozean als eine Insel bezeichnet werden, welche nach ihrer Beschaffenheit und Ausstattung eine bleibende Ansiedelung erhalten haben würde, wenn sie berührt worden wäre; aber sie liegt in jenem bedeutungsvollen australisch-polynesischen Winkel, dessen Wichtigkeit wir früher hervorgehoben haben. Und ihre Größe übersteigt auch nicht $^{3}/_{4}$ Quadratmeilen. Haben auch andere pazifische Eilande gelegentlich noch einmal einige Bewohner erhalten, so bleibt es dabei, daß die unbewohnten Inseln im südlichen und mittleren Teil des Stillen Ozeans fast alle von solcher Art, daß sie zu klein und zu arm sind, um zur Bewohnung einzuladen, und daß also, wie es ja auch nachgewiesen werden kann, ihre Bewohnung wohl versucht werden, nicht aber dauernd gemacht werden konnte.

Im nördlichen Stillen Ozean sind ursprünglich unbewohnt die Inseln in der Behringsstrasse, die Prybilowinseln, die westlichsten der Aleuten, die Kommandeursinseln. Bei der Seetüchtigkeit der Westeskimo ist es wahrscheinlich, daß manche von diesen Inseln und Inselgruppen zeitweilig bewohnt oder doch besucht wurden. Der scharfsinnige Steller nahm ja schon an, daß die Aleuten nur im Sommer des Fischfanges und der Jagd wegen auf ihren Inseln wohnten, im Winter aber nach dem festen Lande zurückgingen, da wegen Mangel an Bau- und Brennholz Ueberwinterung hier nicht möglich sei [7]). Räumlich am entlegensten und gleichzeitig durch den stürmischen, nebelreichen Charakter ihres Meeres isoliert sind die Inseln der Aleuten westlich von Atta. Die Kommandeursinseln sind ebenso von diesen letztern Inseln als von Asien aus schwer zu erreichen. Auch waren sie unbewohnt zur Zeit ihrer Entdeckung. Die Kurilen befinden sich dagegen schon tief in der

Oekumene, sie sind von Jesso und von Kamtschatka aus so bevölkert, als ihre Kahlheit und Steilheit gestatten mögen.

Suchen wir in die Geschichte der zahlreichen bewohnten Inseln des Stillen Ozeans einzudringen, wobei allerdings fast nur die Traditionen der Eingeborenen uns leiten können, so sehen wir noch eine ganze Reihe von Inseln und ganze Inselgruppen den unbewohnten sich anreihen. Als vorher unbewohnt werden in den Wandertraditionen der Polynesier ausdrücklich die Kingsmill, Rarotonga, Mangarewa und die Tubuai angegeben. Das sind kleinere Inseln und Gruppen in der Peripherie der größeren ostpolynesischen Inseln, die vielleicht später besiedelt wurden. Was aber die größeren Inseln anbelangt, so werden nach ihnen häufig von der Sage Urbewohner versetzt, besonders auch nach Neuseeland, und es wird dadurch der Verdacht rege, daß die Wandersage sich nicht immer auf die Eine früheste oder einzige, sondern auf die letzte aus einer Reihe von Wanderungen beziehe. Die Späterkommenden fanden dann früher Angelangte vor. Aber neben den Sagen bezeugt die Gesamtheit der ethnographischen Merkmale der Polynesier und Mikronesier einen Anschluß an die Malayen, der so enge ist, daß an eine sehr weit zurückliegende Besiedelung der östlich von Fidschi und nördlich von Neuguinea gelegenen Inseln, also Mikronesiens und Polynesiens nicht zu denken ist. Außerdem liegen hier auch im Boden nirgends Spuren einer älteren Besiedelung, die als vorpolynesisch zu deuten wäre. Auch ohne die Sage, welche den Ausgangspunkt der Wanderungen wenig glaublich auf eine einzige Insel Hawaiki verlegt, würden wir glauben dürfen, in diesem großen Raume des mittleren Stillen Ozeans ein der Oekumene erst in vergleichsweise neuer Zeit gewonnenes Gebiet zu sehen.

Aehnliche Verhältnisse finden wir im nördlichen Stillen Ozean und darüber hinaus im Eismeere: eine weitzerstreute Bevölkerung von wesentlicher Uebereinstimmung in Sprache und Sitten; die wahrscheinlich auf eine Auswanderung von den Inseln und Halbinseln des Behrings-

meeres zurückzuführen ist und bei der wir Wandersagen begegnen, in denen die Behrings- und Lorenzinsel als unbewohnte Inseln erscheinen, deren Entdeckung den kühnen Aleuten gelang: ganz wie in Polynesien.

In der Entwickelungsgeschichte der Oekumene nehmen also zwei Völker des Stillen Ozeans eine hervorragende Stellung ein: die Polynesier und die Eskimo. Den Polynesiern fällt das größte Gebiet zu, welches irgend ein Volk auf der Erde besitzt, fast 1/9 der Erdoberfläche. Die Eskimo aber sind dasjenige Volk, welches am weitesten an den Grenzen der Oekumene hin sich ausgebreitet hat. Die beiden sind die besten und unerschrockensten Schiffer unter den Naturvölkern und so wie räumlich durch die Lage ihrer Wohnsitze im und am Stillen Ozean auch in ihrem ethnographischen Besitze vielfach ähnlich. Es ist sehr merkwürdig, wie in den unsteten, weitwandernden, furchtlosen Eskimo ein zweites ozeanisches Volk, ein Spiegelbild der Polynesier unter minder glücklichem Himmel, aber sinnreich über das Maß ihrer drückenden Lebensbedingungen hinaus, erscheint, und wie das eine den Südrand, das andere den Nordrand der Oekumene in größerer Ausdehnung als irgend ein anderes besetzt hat.

Bei Studien über bewohnte und unbewohnte Erdräume wird man nicht vergessen dürfen, daß die Bewohntheit um so weniger eine kontinuierliche Eigenschaft ist, je enger die Räume, von denen sie ausgesagt wird. Manche Insel, die in ihrem Boden zahlreiche Spuren von der Anwesenheit des Menschen barg, ist als eine jungfräuliche Welt angesehen worden. Das vollkommene Verschwinden der Menschen von einem Teile der Erde, den sie vorher bewohnt hatten, ist eine viel häufigere Erscheinung, als wir uns träumen lassen. Der Gürtel der bewohnten Erde hat bald hier bald dort einen Riß bekommen und diese Verletzungen werden um so häufigere gewesen sein, je tiefer die Stufe der Kultur war, auf der die Bewohner standen.

Unbewohnte Inseln im Atlantischen Ozean und Rückblick. Im Atlantischen Ozean treten uns andere Ver-

hältnisse entgegen. In seiner ganzen Ausdehnung finden wir unbewohnte Inseln und Inselgruppen, und darunter viele, deren Bewohnbarkeit die Thatsachen glänzend bewiesen haben; z. B. die Azoren, Madeira, die Bermudas, die Inseln des Grünen Vorgebirges, die Falklandsinseln, St. Helena, Ascension, Tristan d'Acunha. Wir können von einer ganzen Anzahl von Inseln, die wir uns heute unbewohnt kaum denken können, die Zeit ihrer ersten Besiedelung nachweisen. Im nordatlantischen Ozean sind die Färöer zuerst zu Harfagrs Zeit besiedelt worden, waren aber den Iren vorher bekannt [8]). Island sollte nach älterer Auffassung zuerst 870 von den Normannen besucht worden sein, ist aber früher, vielleicht um ein Jahrhundert, von Kelten aus Irland entdeckt worden [9]). Erst auf die Zeit vor dem Beginn des 8. Jahrhunderts findet der kühne Ausspruch Anwendung, welchen Sartorius von Waltershausen im Eingang seiner Skizze von Island thut: „Vordem (vor der Entdeckung im Mittelalter) war es unbewohnt, nie von dem Fuße eines Menschen betreten und so außer dem Bereiche der Geschichte [10])."

Ueber den Entdecker Madeiras und der Azoren kann gestritten werden, aber nicht darüber, daß sie unbewohnt gefunden worden sind. Bewohnt fand man an dieser Küste überhaupt nur die Canarien. Von den Inseln des Meerbusens von Guinea hat Annobom, die kleinste und südlichste, 1471 entdeckte, ihre Bevölkerung durch Schiffbrüche und Sklavenbefreiungen empfangen, San Tomé wurde schon vor dem Ende des 15. Jahrhunderts von Europäern besiedelt, ebenso Principe, während Fernando Po bei der Ankunft der Europäer 1471 bereits von den Vorfahren der Bube besetzt war. Man findet im Boden dieser Inseln Steinwaffen, welche vielleicht auf voreuropäische Kulturzustände hinweisen. Die Inseln des Grünen Vorgebirges, die seit 1445 den Portugiesen bekannt waren, empfingen erst einige Jahrzehnte später eine ständige Bevölkerung, die jetzt auf 99000 gewachsen ist. Und daß die kleinen weit entlegenen Inseln St. Helena, Ascension, Tristan d'Acunha erst nach 1502 entdeckt, und sicherer noch die kleinen Eilande, die mehr Klippen sind, wie Diego Alvarez und

Bouvet, unbewohnt angetroffen wurden, ist weniger auffallend.

Das Vorkommen unbewohnter Inseln ist in den grossen Meeren von Erscheinungen begleitet, welche den Thatsachen von Ozean zu Ozean verschiedenen Wert zuerkennen lassen. Was außerhalb der Oekumene liegt, ist hier nicht zu besprechen. Spitzbergen oder Südgeorgien sind unbewohnt, weil sie an der allgemeinen Unbewohntheit der Regionen teilnehmen, in denen sie gelegen sind. Es reihen sich dann die unbewohnten Inseln des Stillen Ozeans an, deren Zahl sehr groß, deren Umfang aber sehr gering ist und deren Besiedelung der Bau, teilweise das Klima und besonders auch die biotische Ausstattung dieser Eilande, Riffe und Klippen große Hindernisse entgegenstellen. Das beste Zeugnis dafür liegt in der Thatsache, daß aus dieser großen Menge nur eine verschwindende Zahl nach der Ausbreitung der Europäer noch besiedelt worden ist und daß Zeugnisse für ältere, wieder aufgegebene Bewohnung einzelner derselben vorliegen. Anders liegen die Verhältnisse im Indischen und Atlantischen Ozean. Dort sind große und fruchtbare Inseln südlich von einer Linie, die wir gezeichnet und beschrieben haben, bis zum Vordringen der Europäer unbewohnt gewesen, um dann rasch und dicht, entsprechend ihrer natürlichen Ausstattung, sich zu bevölkern. Und im Atlantischen Ozean nimmt die Erscheinung einen noch größeren Charakter an, indem sie alle großen und kleinen Inseln von Grönland bis Tristan d'Acunha und an der afrikanischen Küste bis wenige Meilen Entfernung von der Küste umfaßt und thatsächlich den ganzen Atlantischen Ozean zwischen amerikanischem und europäisch-afrikanischem Ufer unbewohnt sein läßt, so daß derselbe als einzige Verbindung der nördlichen und südlichen Gebiete der Unbewohntheit sich durch die Oekumene hindurchzieht. Es bedeutet also hier die Unbewohntheit das Vorhandensein eines breiten menschenleeren Raumes zwischen dem Westrand der östlichen und dem Ostrand der westlichen Landmasse.

Die Ueberbrückung des Atlantischen Ozeans. Für die Lage Afrikas in der Oekumene ist demnach die Thatsache bezeichnend, dass es bis in das 15. Jahrhundert den westlichen Rand derselben, ebenso wie den südwestlichen und zwar mit solcher Schärfe bildete, daß die nahegelegenen Inseln des Grünen Vorgebirges und Madeira, das Gebiet der Unbewohntheit auf 70 bis 85 Meilen an die afrikanische Küste heranrückten. Welcher Unterschied gegen den Stillen Ozean, wo die Malayo-Polynesier auf der Osterinsel um ein Drittel des Erdumfanges sich von ihrem vermutlichen Ausgangspunkt entfernt halten! Keine Spur in der Geschichte der beiden Ufer des Atlantischen Ozeans zeigt innerhalb der Parallelkreise Afrikas auf etwaigen Verkehr von Ufer zu Ufer hin. Nicht bloß wurden alle Inseln des Atlantischen Ozeans mit einziger Ausnahme der Canarien unbewohnt gefunden, als sie entdeckt wurden. Die Unbewohntheit Islands vor den keltischen Besuchen, die Wahrscheinlichkeit, daß die Eskimo in Grönland eine junge Bevölkerung darstellen, und die Thatsache, daß in der Arktis östlich von Ostgrönland über zwei Drittel des Erdumfanges, gemessen durch die 150 Grade, welche von 20° w. L. bis 130° ö. L. in östlicher Richtung liegen, menschenleer waren und sind, zeigt, daß im Atlantischen Ozean auch an eine arktische Völkerverbindung, wie sie im Stillen Ozean zweifellos besteht, gar nicht gedacht werden kann [11]).

Der Unterschied in der Stellung der beiden größten Ozeane zur Geschichte der Menschheit, welchen wir für die mehr äquatorwärts gelegenen Teile vorhin nur hypothetisch begründen konnten, wird hier greifbar. Und gehört nicht endlich der westliche Ursprung der nördlich von der Linie Jukon-Kap Farewell wohnenden hyperboreischen Nordamerikaner zu den wahrscheinlichsten Voraussetzungen der Völkerkunde? Dieser Ursprung rückt aber die Anfänge der Eskimovölker bis in ein Gebiet, wo Amerika und Asien sich ökumenisch miteinander verbinden. Und so führen die am weitesten ostwärts vorgeschobenen Völker Amerikas — der Meridian, unter welchem die zweite deutsche Nordpolarexpedition in Ost-

grönland Reste des arktischen Menschen fand, berührt nahezu das Grüne Vorgebirge Afrikas — am weitesten westwärts zurück. Der vorsichtigste und gründlichste unter den älteren Schilderern der grönländischen Eskimo, der Herrenhuter Missionar David Cranz, dessen Buch klassischen Wert hat, fand bereits dieses Volk am ähnlichsten den Jakuten, Tungusen und Kamtschadalen, d. h. den Bewohnern des nordöstlichen Asiens und glaubte, daß Grönland erst im 14. Jahrhundert von Westen her bevölkert worden sei [12]).

Erst seit 1492 und in beschränktem Maße auch schon von 1000—1347 — aus letzterem Jahre stammt die letzte Nachricht über die Verbindung zwischen Grönland und Markland (wahrscheinlich Neuschottland) — ist die Oekumene durch die Querung des Atlantischen Ozeans ein geschlossener Gürtel um die ganze Erdkugel herum geworden. Diese Schließung ist die bedeutendste Thatsache, welche wir aus ihrer Geschichte kennen. Offenbar steht aber die heutige Verbreitung der Völker, besonders auf beiden Gestaden des Atlantischen Ozeans, noch immer unter dem Einflusse jener Trennung und alle Studien über die Verbreitung der Völker über die Erde in geschichtlicher Zeit haben mit der erst 400 Jahre geschlossenen atlantischen Kluft zu rechnen. Es gilt dies ganz besonders von der Stellung der Altamerikaner in der Reihe der Völker.

Ueber die Namen Westliche Welt und Neue Welt.

Weil wir Europäer Amerika auf dem Wege nach Westen erreichten, nennen wir es die westliche Welt. Auf unseren Weltkarten in Mercatorprojektion liegt es herkömmlich am westlichen Rand und bei der üblichen Zweiteilung der Erde auf den Planiglobkarten fällt es der westlichen Hälfte zu. Wenige denken daran, daß doch eigentlich ebensogut die Teilungslinie anders laufen könnte, etwa so wie der alte Meridian durch die Glückseligen Inseln, der vor allen anderen den Vorzug des historischen Wertes besitzt, wobei Amerika statt im äußersten Westen im äußersten Osten erschiene. Solch eine Aenderung der durch Ortelius und Mercator sanktionierten Ordnung soll natürlich nicht ohne Grund vorgenommen werden, allein es ist auch keine Veranlassung, an dieser Ordnung mit eiserner Konsequenz festzuhalten. Sie ist ein Ausfluß der einseitig europäischen Weltauffassung.

welche Amerika in geschichtlichem Sinne fast wie eine Schöpfung Europas betrachtet und den Erdteil, den Europa neu fand, mit kindlicher Sicherheit gleich als eine Neue Welt ansprach, unbekümmert, ob derselbe nicht etwa anderen altbekannt sei.

„Neue Welt!“ Das Wort ruft Zweifel wach, indem man es ausspricht. Neu für wen? Nicht für die Normannen, welche von Grönland her den Nordosten entdeckt, nicht für die Eskimo, welche vom fernen Westen an den ganzen eisigen Norden überzogen hatten, am allerwenigsten neu für jene kupferfarbigen Menschen, welche den ganzen Rest dieses Weltteils bewohnten, und unter denen einige hervorragende Gruppen auf eine lange Geschichte auf diesem Boden zurückblickten, der daher für sie eine alte Welt war. Werde ich in den Verdacht kommen, ein Verkenner heldenhafter und geistig großer Thaten zu sein, wenn ich von dem Einseitigen, Mißverständlichen, das in diesem Worte „Neue Welt“ liegt, Anlaß nehme, daran zu erinnern, daß die Entdeckung Amerikas auch aus einem menschheitsgeschichtlichen Standpunkte, nicht bloß einem europäischen, zu betrachten sei? In der Geschichte, welche wir überschauen, ist die That des Columbus eine der größten, der folgenreichsten. Sie steht an der Wende zweier Kulturepochen. Doch gibt es noch eine andere Geschichte, die mit anderen Zeiträumen rechnet und daher auch an die Ereignisse andere Maßstäbe anlegt. Wollte ich ihr den Blick verschließen, so würde ich glauben, jenem Berufe des Geographen untreu zu werden, in jeder Art Betrachtung die Erde als Gesamtheit im Auge zu behalten und mit ihr denn auch die Menschheit.

Columbus steht in den Ehrenhallen der europäischen Geschichte als der Entdecker Amerikas. Für die Geschichte der Menschheit ist er nur der erste, der in der Tropenzone von Osten her den Erdteil aufschloß und dadurch die Kluft des Atlantischen Ozeans in der Mitte überbrückte. Im Norden waren in gleicher Richtung die Normannen ein halbes Jahrtausend früher mit Erfolg vorangegangen, und daß phönizisch-karthagische Schiffe, die an der Westküste Afrikas wahrscheinlich bis zum Meerbusen von Guinea vordrangen, über den Ozean hin nach Westen verschlagen wurden, ist ebenso wahrscheinlich, wie auf der anderen Seite Amerikas das Verschlagenwerden japanischer Fahrzeuge und Mannschaften bis zur Mündung des Kolumbiastromes wohlverbürgte Thatsache ist. Vor allem zeigt ja aber Amerikas voreuropäische Bevölkerung, daß dem einzelnen Genuesen längst die Menschheit in Gliedern, die wir freilich nicht mehr oder noch nicht ethnographisch definieren können, zuvorgekommen war und soweit ihre Kulturstufe es ihr erlaubte, das Land sich zu eigen gemacht hatte. Vielleicht muß Columbus dereinst seinen Ruhm mit unbekannten Polynesiern teilen, die von Westen über den Stillen Ozean her Totem und Schöpfervogel gebracht, wie er von Osten über den Atlantischen Christentum und Absolutismus mitführte. Ein tiefsinniges Spiel, das man Zufall nennt, warf dann die Ehre, der Neuen Welt den Namen zu geben, einem Manne von ungleich

geringerem Verdienste zu. Mag Vespucci dem Erdteil, den er nur entdecken half, als Vertreter der Gattung seinen Namen geben und die zufällig gewonnene Ehre dahinhaben, die, wenn bewußt zugeteilt, selbst für einen Columbus, ja für jeden einzelnen Menschen. zu groß gewesen wäre; denn die Entdeckung Amerikas gehört der Menschheit an.

Alles Neue wird einmal alt. Neu ist ein Augenblickswort. das ebenso rasch veraltet, wie die Neuheit des Gegenstandes, den es bezeichnete. Es ist deswegen widersinnig, das Wort lange über den Zeitpunkt hinaus fortzuführen, für welchen es bestimmt war. Ursprünglich hatte es ganz den Charakter einer vorübergehenden Bezeichnung; unsere Phantasiearmut hat ihm die Dauer einer Versteinerung gegeben. Meursius teilt in den einleitenden Worten zu Montanus' Buch über Japan (1669) die Welt in eine Bekannte, Neue und Unbekannte Welt[13]). Hier nimmt neu seine richtige Stelle zwischen bekannt und unbekannt ein. Es ist derselbe Sinn, wie wenn Insulae nuper repertae im 16. Jahrhundert an der Stelle der westindischen Inseln steht. Hat der Ausdruck Neue Welt heute noch eine größere Berechtigung, so ist diese jenseits des Ozeans zu suchen. Dieser Ausdruck „Neue Welt“ hat einen viel tieferen Sinn für die Bewohner Amerikas dadurch gewonnen, daß für sie vieles in dieser Welt die „keine Burgen und keine Basalte“ hat, neu und fremd, daher unerforscht ist. Für sie ist jene Welt in Wirklichkeit neu, weil sie auch ein neues Volk sind.

Amerika als der eigentliche Orient der bewohnten Erde. Wer wollte mit jener energisch egoistischen Auffassung der Europäer streiten, wenn er das heutige Amerika betrachtet, welches ja mehr und mehr nach dem Muster Europas sich umschafft und dem offenbar das Ziel gesetzt ist, ein neueres und größeres Europa zu werden? Allein wir haben nicht das Recht, sie wie eine wissenschaftliche Wahrheit zu verehren, und die entgegengesetzte Auffassung macht sich von selbst geltend, sobald wir hinter dieses große Schicksalsjahr 1492 zurückgehen und die Stellung ins Auge fassen, welche die amerikanische Bevölkerung in der Menschheit einnahm, ehe der europäische Einfluß sie zersetzte.

Zu den Thatsachen, welche an den Bewohnern Guanahanis Columbus am meisten in Erstaunen setzten, weshalb er sie auch gleich seinem Tagebuche einverleibte, gehörte der Mangel des Eisens. Er hatte zwar jenen Stab, der in der schwersten Zeit der Entmutigung, kurz vor der Entdeckung der Inseln, ans Schiff trieb, dem er neue Hoff-

nung brachte, für mit Eisen bearbeitet gehalten, aber nun finden wir am 13. Oktober mit unter den ersten Eindrücken gesagt: „Sie haben kein Eisen. Ihre Speere sind Stäbe ohne Eisen, von denen einige mit einem Fischzahn, andere mit irgend einem anderen harten Körper bewehrt sind“ [14]). Eine der bezeichnendsten Thatsachen der Ethnographie der alten Amerikaner ist hier ausgesprochen und keine spätere Entdeckung hat dieselbe in anderem Lichte erscheinen lassen. Mit Ausnahme eines Streifens im Nordwesten, der von Asien her mit dem Eisen bekannt geworden, stand Amerika im Steinzeitalter, als es entdeckt wurde. Auch seine Kulturvölker bereiteten zwar kunstvolle Werke aus Gold, Silber, Kupfer und Bronze, benutzten aber Steine als Waffen und Werkzeug. Auf einer Erdkarte die Völker, welche bis zum Gebrauch des Eisens vorgeschritten, von jenen scheidend, welche noch beim Stein, Holz, bei der Muschel stehen, finden wir mit Staunen, daß an den einander gegenüber liegenden West- und Osträndern der Oekumene die Eisenvölker im Westen vom Nordkap bis zum Kap der Guten Hoffnung, die Steinvölker im Osten von Grönland bis Kap Hoorn sich scharf entgegenstehen. Afrika, als es von den Europäern entdeckt ward, bereitete Eisen bis hinab ins Hottentottengebiet, in Nordasien war ein schmaler verkehrsarmer Streifen an der Küste eisenlos, die Völker des malayischen Archipels bearbeiteten in kunstvoller Weise das Eisen. Das geschlossene Gebiet der eisenlosen Völker liegt östlich von Asien, in unserem Sinne am Ostrand der Welt, es umfaßt Australien, die Inseln des Stillen Ozeans, die Arktis und Amerika. Eisenlosigkeit bedeutet aber Beschränkung auf den Gebrauch der Steine, der Knochen, des Holzes zu unvollkommenen Waffen und Geräten; Abgeschnittensein von der Möglichkeit der auf dem Eisen und Stahl beruhenden industriellen Fortschritte. In der Linie, die die eisenlosen Völker umschließt, wohnt aber auch der Mangel der wertvollsten Haustiere: Rind, Büffel, Schaf, Ziege, Elefant, Kamel sind innerhalb derselben unbekannt und mit ihnen die Viehzucht. In jenen frühesten Aufzeichnungen des Kolumbus findet man auch Bemerkungen über den Körper-

bau der westindischen Insulaner, die er im Oktober 1492 sah. „Sie waren wohlgewachsen,“ lesen wir da, „hatten schöne Leiber und hübsche Gesichter, ihre Haare waren fast ebenso grob, wie Roßhaare“ [15]). Mit diesen Worten wäre kein Volk zu beschreiben, das am Ostrand des Atlantischen Ozeans wohnt, also kein europäisches und kein afrikanisches. Aber so wie dieser Satz dasteht, der, wie alles, was Columbus sagt, treffend ist, könnte er von den Bewohnern Hawaiis, Tongas oder Neuseelands gesagt sein. Es deuten mit anderen Worten auch die Rassenverwandtschaften der Amerikaner nicht über den Atlantischen, sondern den Stillen Ozean hin. Späterhin ist der Unterschied der Amerikaner von den Negern, ihre Aehnlichkeit mit den Völkern am Westrand des Stillen Ozeans oft deutlich bezeichnet worden und schon Kolumbus, indem er in dem mehrerwähnten ersten Bericht sagt: „Es sind weder Weiße, noch Schwarze,“ will sie weder den Europäern, noch den Negern verglichen wissen. Wie viele einzelne Merkmale wir auch noch heranziehen möchten, unter allen Völkern ähnlicher Kulturstufe stehen die Amerikaner am nächsten denen, die westlich von ihnen wohnen. Und so ist denn ihre Stellung in der Menschheit zunächst den pazifischen Völkern, und wenn wir uns mit der Erde selbst auch ihre Völker auf einer Karte in Mercatorprojektion gleichsam aufgerollt vor Augen bringen, finden die Amerikaner ihren Platz am östlichen Flügel, also nicht gegenüber, sondern entgegengesetzt jenen, welche am Ostrand der trennenden Kluft des Atlantischen Ozeans ihre Wohnsitze haben. Amerika ist mit anderen Worten bis 1492 ethnographisch der äußerste Orient, seine Verbindungen liegen nach Polynesien und Asien, nicht nach Europa oder Afrika zu, sein Anschluß an die Alte Welt ging nicht über den Atlantischen, sondern über den Stillen Ozean. Es wird Gegenstand einer interessanten, aber schwierigen und weit ausschauenden Untersuchung sein, nachzuweisen, wie die Verlegung der Geschichtsseite Amerikas von dem pazifischen an das atlantische Gestade mit der Thatsache zusammenhängt, daß in der Alten Welt die Kultur ihren Weg von Osten nach Westen gemacht hat, so daß ein Grund- und

Hauptsatz der Ethnographie Amerikas wohl einst lauten möchte: Amerika zeigt zwei Völker- und Kulturschichten, eine ältere asiatischen und eine jüngere europäischen Ursprungs, jene erreichte diesen Erdteil über den Stillen, diese über den Atlantischen Ozean.

---

[1]) Zimmermann, Geogr. Geschichte d. Menschen. 1778. S. 33.

[2]) Cit. nach Yule, Travels of Marco Polo II. S. 404.

[3]) Wallace schliesst aus der Thatsache, dass ältere Schriftsteller wie Legouat u. a. bestimmte Tiere nicht erwähnen, daß letztere nicht vorhanden gewesen seien und daß sie darum von den neueren und neuesten Schriftstellern erwähnt werden, weil sie seitdem eingeführt worden seien. Das ist, als ob alle Pflanzen, welche Salomon Gessner nicht beschreibt, während Koch sie nennt, zwischen 1541 und 1837 in Deutschland eingeführt worden seien.

[4]) American Journal of Sciences and Arts. 1862.

[5]) Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie. Berlin. XII. S. 302.

[6]) Die japanische Benennung der Bonininseln O-Gasawara-Shima bedeutet Inseln ohne Menschen.

[7]) Neueste Nordische Beiträge. 1793. I. S. 283.

[8]) C. Maurer, Die Bekehrung der norwegischen Stämme zum Christentum. 1855. I. S. 44.

[9]) Erst gegen Ende des 8. Jahrhunderts scheint die Insel dem Menschengeschlechte bekannt geworden zu sein: C. Maurer, Island vor seiner Entdeckung. München 1874.

[10]) Göttinger Studien. 1847. S. 5.

[11]) Wenn ein so ernsthafter Geist, wie Hugo Grotius sich für diese Annahme erwärmte, so genügt ein Blick in die Schriften seines Streites mit Laëtius, um zu erkennen, daß es hier für ihn sich nur um ein geistreiches Spiel gehandelt hat. Daran kann auch der Eifer mit dem die zweite Streitschrift angeht — die erste De origine gentium Americanarum erschien 1642, die zweite Altera Dissertatio, 1643 — nichts ändern.

[12]) Historie von Grönland. Barby 1765. 4. Buch, S. 333. Die Schädelvergleichung hat dasselbe Ergebnis geliefert. Vergl. die Arbeit Wymans über grönländische und tschuktschische Schädel. in der Z. f. Ethnologie 1869. S. 256.

[13]) Gedenkwaerdige Gesantschapen etc. door Arnoldus Montanus. 1669. Widmung.

[14]) Navarrete, Relations des quatre voyages. Paris 1828. II. S. 43.

[15]) Ebend. II. S. 42.

3. Der geschichtliche Horizont, die Erde und die Menschheit.

Entwickelung der Vorstellungen von der Oekumene. Enge und weite Horizonte. Der insulare Charakter der Weltbilder. Die Geographie des Halbbekannten. Verhältnis zwischen der bekannten und unbekannten Erde. Beziehung zwischen der Oekumene und den Vorstellungen von der Erde und der Menschheit.

Entwickelung der Vorstellungen von der Oekumene. Jedes der geschichtlichen Zeitalter hat sich seine Welt anders vorgestellt als das vorangehende und das nachfolgende. Der Raum, in dem eine Menschheit zu leben wähnt, ist aber vom größten Einfluß auf ihr wirkliches Leben, und Form und Ausdehnung der Oekumene gehören daher zu den charakteristischen Merkmalen der geschichtlichen Zeitalter. Viele Geschichtschreiber haben dieser Thatsache Rechnung getragen, indem sie den Ereignissen, welche mächtige Veränderungen dieses Begriffes herbeiführten, wie dem Alexanderzug nach Indien oder der Entdeckung Amerikas, eine hervorragende Stelle auf der Grenze großer Abschnitte der Geschichte zuwiesen. Wer wollte in der That leugnen, daß die Auffassung, welche ein Geschlecht der Menschen von den Grenzen und der Größe der Welt und und der Menschheit hegt, von großem Einflusse auf Thun und Streben sei, das in diesen Grenzen, auf diesem Boden sich regt und bewegt? Welche Kluft scheidet den Sinn des einfachen Satzes: Die ganze Welt ist eine Familie, wenn chinesischer Mund ihn ausspricht oder europäischer!

Dem Chinesen ist die Welt China, der Europäer hat sich die ganze Erde für diesen Begriff errungen [1]). Welche Konzentration des politischen Wollens im römischen Reiche auf den doch immer engen Kreis, „den die, welche ihm angehörten, nicht mit Unrecht als die Welt empfanden!“ [2]) Schon das Altertum hat seine Oekumene wachsen, ja sich verdoppeln sehen. Die Welt Homers ist viel kleiner als diejenige des Herodot, zu dessen Zeit eine ostwestliche Ausdehnung von etwa 500 geogr. Meilen angenommen werden konnte. Ptolemäus aber, der vom Meridian der Glücklichen Inseln bis zu dem der Hauptstadt des Landes, welches die Seide erzeugt, fast einen halben Erdumfang maß, zog ihr die weitesten Grenzen, die sie je im Altertum gefunden. Die ptolemäische Welt nahm mindestens ein Vierteil der uns bekannten ein. Letztere aber ist langsam gewachsen. Es fehlen ihr noch im Anfange des 19. Jahrhunderts alle jene Strecken, welche nördlich von Nordamerika jenseits der Baffinsbai und des Lancastersundes gelegen sind, und bis zu Cooks erster Reise hatte man zweifeln können, ob die nur strichweise von den Küsten her ungenau bekannten Südländer Australien und Neuseeland zur Oekumene zu rechnen seien. Noch vor einem Jahrzehnt hat die unglückliche Greely-Expedition Spuren des Menschen in nördlichen Breiten nachgewiesen, die höher als diejenigen sind, in welchen man bisher die äußerste Grenze gezogen hatte. Wird man kaum hoffen dürfen, dieselben auf die Felseninseln des innersten Eismeeres zu verfolgen, so wäre doch denkbar, daß künftige Forschungen sie noch in nördlicheren Teilen von Grantland und Grönland nicht vergeblich suchen würden. Das sind aber freilich kleine Schwankungen im Vergleich zu jenen, welche ein so scharfsinniger Kopf wie Maupertuis noch für möglich hielt, als er in der an Friedrich II. von Preußen gerichteten Lettre sur le progrès des sciences bemerkte, daß man in den großen Ländern um den Südpol — Maupertuis wußte bloß von dem Vordringen Loziers bis 52° s. Br. im Südatlantischen Ozean — eine ganz andere Schöpfung zu finden erwarten dürfe als in den vier an-

deren Teilen der Erde, die enger miteinander verbunden sind als jene durch breite Meeresteile von diesen allen getrennten antarktischen Länder[3]).

Es ist sehr bezeichnend, daß die größte Klärung, welche wir hinsichtlich der Ausdehnung der Oekumene seit der Entdeckung Amerikas erfahren haben, der Nachweis gewesen ist, daß dieses Australland ein Phantom sei und daß dieser Nachweis durch bewußte wissenschaftliche Forschung geliefert wurde. Bis dahin war die Feststellung der Grenzen des Bewohnten, wie alle geographische Entdeckung, Sache des Zufalls oder der politischen und Handelsunternehmungen. Gerade die späte Entdeckung oder vielmehr die verspätete wissenschaftliche Festhaltung und Verwertung der früher schon berührten pazifischen Inseln und Länder zeigt, wie eng der Gesichtskreis trotz hoch entwickelter Schiffahrtskunst ohne die Hilfe der bewußt die Grenzen hinausdrängenden Wissenschaft bleiben konnte. Es ist teils gewiß, teils wahrscheinlich, daß alle größeren Inselgruppen des Stillen Ozeans schon vor Cook teils von den Spaniern, teils von den Holländern besucht worden waren. Selbst für Hawaii, die Osterinsel, Tonga muß dies gelten. Und doch blieb dies alles wissenschaftlich nahezu ganz unfruchtbar, ganz so wie die immer wiederholten arabischen Fahrten der Araber nach Madagaskar und Sansibar den Indischen Ozean südlich von 20° s. Br. nicht entschleierten.

Mitten in einer Zeit großer Entdeckungen, welche nur möglich geworden waren durch die Abweichung von bisher üblichen Schiffahrtswegen, wie konnte sich ein insel- und völkerreiches Gebiet im Stillen Ozean unbekannt erhalten? Weil zufällig Magalhaes einen nördlichen Weg bei der ersten Durchsegelung eingehalten hatte und nach der Festlegung der Route Acapulco—Manila die Entdeckungen an der Nordküste Neuguineas vergessen worden waren. Den Wegen der Spanier folgten Engländer und Holländer und trotz der Entdeckungen eines so großen Seemannes wie Quiros blieb der Stille Ozean außerhalb jenes Weges im wesentlichen unbekannt. Schoutens Fahrt auf dem 15.° s. Br. im mittleren Stillen

Ozean 1616 und Abel Tasmans Entdeckungen von Küstenstrichen Australiens, Neuseelands, der Tonga- und Fidschiinseln seit 1642 haben nicht neue Unternehmungen zur Erweiterung und Bestätigung hervorgerufen, sondern es schlossen vielmehr damit die Entdeckungen für mehr als ein Jahrhundert ab. Erst die Wissenschaft schloß die zufällig gefundenen Bruchstücke der bewohnten Erde zu einem einzigen Ganzen zusammen. Sie verschmolz die getrennten Gesichtskreise der Völker und füllte die Lücken aus, welche selbst jene großen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts, die weniger wissenschaftliche als politische und wirtschaftliche Ziele verfolgt hatten, noch in der Oekumene gelassen hatten. Die Räume, welche erst durch die Europäer, die Besitzer der vollkommensten Werkzeuge und Wissenschaften der Seefahrt, für die Menschheit, für die Besiedelung gewonnen wurden, mögen beschränkt und in Summa wenig bedeutend sein. Sie finden aber ihre größte Ausdehnung jenseits der Nord- und Südgrenze der Oekumene, wo die Polarfahrten für unsere Auffassung nichts anderes als vom Trieb der Forschung getragene Einbrüche in die unbekannten, unbewohnbaren Räume jenseits der Oekumene sind. Was Handel und Politik nicht vermochten, hat die Wissenschaft ganz besonders in diesen gefahrvollen Fahrten verwirklicht.

Die Geschichte der Entdeckungen ist die Geschichte der Oekumene. Sie bietet dem Geographen nicht bloß das Werden seiner Wissenschaft, sondern lehrt ihn die geistige Erfassung der Menschheit und ihres irdischen Raumes in der Erweiterung des geographischen Horizontes verfolgen.

Die Robinsonaden, welche man aus dem anthropogeographischen Gesichtspunkt als unfreiwillige Versuche der Hinausrückung der ökumenischen Grenzen bezeichnen kann — in näherliegenden Gebieten sind sie auch freiwillig durchgeführt worden, so z. B. auf den Aucklandinseln [4]) — haben bezeichnenderweise niemals in den letzten Jahrhunderten einen bemerkenswerten Einfluß auf die Vergrößerung des bewohnten Raumes geübt. Man sieht,

wie nahe unsere Erde schon vor den europäischen Entdeckungen dem Zustande der Bewohntheit aller bewohnbaren Teile gekommen war. Dagegen scheinen sie eine viel größere Rolle in der Bevölkerung der Inseln des Stillen Ozeans von den malayischen Inseln aus zu spielen, wenn auch gegenüber jeder einzelnen Tradition die Frage offen bleibt, ob es sich um eine erstmalige Besiedelung handelte oder um Wiederholung. Auch die Eskimo haben mehrere Ueberlieferungen von Entdeckung z. B. der Prybiloffinseln und der St. Lorenzinseln durch sturmverschlagene oder auf Eisfeldern fortgetriebene Einzelne [5]). Der ausgiebigste Fall von unfreiwilliger Ansiedelung aus geschichtlicher Zeit ist wohl der Schiffbruch eines portugiesischen Sklavenschiffes bei San Tomé, wodurch seine aus Angola stammenden Sklaven frei wurden, die nun einen unabhängigen Staat in den Bergen bildeten und als „Angolares“ sich bis 1878 unter einem selbstgewählten König unter portugiesischem Schutz in der Zahl von 14—1500 erhielten [6]).

Einer der wenigen Fälle, wo europäische Robinsonaden der dauernden Besiedelung vorangingen, bieten Madeira und die Falklandinseln [7]). Dagegen haben sich auf den Südshetlandinseln schiffbrüchige Weiße nur vorübergehend aufgehalten. Gerade die Angehörigen der europäischen oder amerikanischen Kulturvölker sind am wenigsten berufen, an den äußersten Grenzen der Menschheit zu siedeln. Die Thatsache ist eine sprechende, daß der nördlichste Punkt der Europäer in Westgrönland Tessiusak in 73° 21′, der heutigen Eskimo Itah in 78° 18′ n. Br. ist. Offenbar ist die Ausfüllung der äußersten Räume der Oekumene nicht der höchsten Kultur vorbehalten, wohl aber ihre Erforschung. Die Ansprüche der Kulturmenschen sind auf die Dauer nicht mit dem Kampfe um die notdürftigsten Mittel zum Leben in diesen Gebieten zu vereinigen, welche den Randvölkern oder der Unbewohntheit zu überlassen sind.

Enge und weite Horizonte. Das Wachstum des geographischen Gesichtskreises fand in den Kreisen der

Kulturvölker der Alten Welt statt, die immer größer werdend, sich um die Mittelpunkte Mesopotamien, Aegypten, Griechenland, Rom aneinanderreihten, bis sie vom Ostufer her den Atlantischen Ocean und in dieser Richtung weiterwachsend Amerika und den Stillen Ozean umfaßten. Die Spitze dieses Wachstums bezeichnen die wissenschaftlichen Reisen des letzten Jahrhunderts, während in seinen Anfängen Afrika vom größten Einflusse ist. Afrika, im Vergleich mit den mittelmeerischen Halbinseln ein Riese, hat in dem Prozeß der Gewöhnung an größere geographische Maßstäbe die Schule der Alten gebildet. Der geheimnisvolle Reiz des libyschen Innern und vor allem des Nilquellenproblems beruht zum Teil auf ihrer staunenerregenden räumlichen Größe.

In jenen Kreisen, welche dieser Entwickelung fern standen, überleben aber die ältesten, beschränktesten Weltvorstellungen. Es ist, als zeige man uns ein steingewordenes Erdbild aus den Tagen Homers, wenn Cecchi erzählt, daß die Gurágehäuptlinge ihn fragten, ob er an der Stelle gewesen sei, wo der Himmel ein Ende hat und die Sterne mit den Händen zu fassen sind [8]), daß sie, wie spätere Gespräche ergaben, die Erde für eben und vom Himmel wie von einer Glocke bedeckt glaubten. Was aber die Weite des Horizontes anbetrifft, so finden wir ihn bei dem Balubaherrscher Tschingenge nordwärts jenseits der Bassongomino von den fabelhaft großohrigen und faltenhäutigen Batetela begrenzt, gegen Osten wußte Kalamba nur noch den durch eingeführte Sklaven bekannt gewordenen Lubilasch und nach Südosten weisen die Kupferkreuze von Stamm zu Stamm bis Katanga [9]). Dies ist ein Wissen oder vielmehr Ahnen und Vermuten von königlicher Ausdehnung, denn es umfaßt vielleicht einen Raum, der ein Dritteil Deutschlands beträgt. Das Wissen gewöhnlicher Neger reicht aber oft von der Küste nicht vier Meilen einwärts. Der engste Horizont ist vielleicht derjenige der Bewohner wegarmer Wälder, wie Stanley sie im „großen Walde" fand, die nichts von 4 Meilen entfernten Niederlassungen wußten. Der Gesichtskreis der Mohammedaner muß natürlich ein weiterer

sein, die Mekkazüge sorgen dafür; aber Barth traf im ganzen Sudan fast keinen Araber, der etwas von seinen

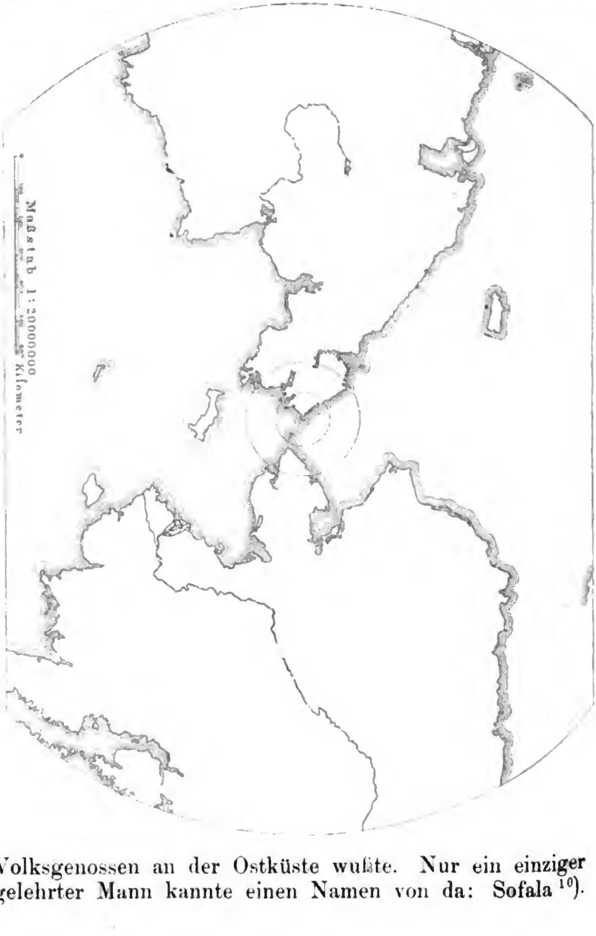


Fig. 1. Die geographischen Horizonte der Küstentschuktschen von Uëdle.

Volksgenossen an der Ostküste wußte. Nur ein einziger gelehrter Mann kannte einen Namen von da: **Sofala**[10].

Wir erstaunen nicht, daß Nachtigal dem weisen König Ali über Bornu und Baghirmi bestimmtere Nachrichten geben konnte, als dieser oder sonst jemand in Wadaï besaß [11]; aber daß das Wissen hoher Abessinier in Adowa über die Länder nordwestlich von Abessinien, mit denen kein Verkehr bestand, fast Null war, so daß Rüppell sich vergebens um Nachrichten bemühte [12], ist erstaunlich, denn wir sehen uns da in einem Gesichtskreis von nicht über 30 Meilen Radius.

Wir können diesen Zustand der geographischen Beschränktheit genauer bestimmen, indem wir den äußersten bekannten Punkt als in der Peripherie eines Kreises gelegen ansehen, der um den Wohnort derjenigen gezogen wird, in deren Horizont dieser Punkt gelegen ist. Erinnern wir uns an Aurel Krauses Mitteilung, daß die entferntesten Punkte, welche einzelne Tschuktschen von Uëdle kannten, Kap Serdze im Nordwesten und Indian Point im Süden waren. „Es scheint aber, daß sie im Winter gelegentlich Reisen bis zu den Russen an der Kolyma unternehmen. In der Regel gehen sie aber nicht über die S. Lorenzbai hinaus [13].“ Hier haben wir also drei konzentrische Kreise, welche die verschieden weiten Gesichtskreise der Tschuktschen am Ostrande der Halbinsel verdeutlichen [14], und deren Größenverhältnisse sind folgende:

Engster	Gesichtskreis	12	M. Radius
Mittlerer	„	24	„ „
Weitester	„	150	„ „

Innerhalb der allgemeinen Beschränktheit ist die Verschiedenheit der Gesichtskreise eine bezeichnende Thatsache. Wir erkennen aus ihr die Zusammenhangslosigkeit der geistigen Besitztümer dieser Völker. Während die Neitschillik über eine Küste von 14 Breiten- und 16 Längengraden, die Westeskimo von den Aleuten bis zum Mackenzie Bescheid zu geben wußten, sind die Bewohner des Mackenziedeltas nur mit einem Kreis von wenigen Meilen Durchmesser bekannt. Nach John Roß hielten sich die Itahner für die einzigen Menschen, hatten also von ihren Nachbarn im südlichen Ellesmereland keine

Ahnung und glaubten, die übrige Welt sei Eis [15]). Dies ist nur eines der äußersten Beispiele von jener Zusammenhangslosigkeit, welche eine natürliche Begleiterscheinung des beschränkten Gesichtskreises ist; am anderen Ende steht das Wissen, mag es auch kein klares sein, der Cumberlandsund-Eskimo von der Nordküste Labradors und vom Smithsund.

Sich in Unbewohntheit zu hüllen, sich einsam in weiter Leere zu glauben, entspricht auch in rein kulturlicher Beziehung der Auffassung, welche ältere Völker von ihrer Stellung auf der Erde hegten. Noch heute scheidet sich jedes Volk Zentralafrikas und selbst die höher entwickelten mohammedanischen Staaten des Sudan vom Nachbar durch einige Meilen unbewohnten, womöglich wüsten oder dünnbevölkerten Landes. So auch China und die hinterindischen Staaten und ebenso einst die alten Germanen. Im Weltbild wiederholt sich in größeren Zügen dieses Selbstgenügen, diese Abschließung von seinesgleichen, diese Einschränkung auf die nächste Umgebung. Bedenken wir nun noch, daß die Welt thatsächlich in den früheren Jahrtausenden viel weniger bewohnt war als heute, so mag in der Vorstellung einer beschränkten Oekumene bei den Alten manchmal auch ein Körnlein praktischer Erfahrung liegen. Bei so weit zerstreuten Völkern aber wie den Eskimo oder den Ostpolynesiern ist diese Ursache als die wirksamste zu achten.

Der insulare Charakter der Weltbilder. Die Thatsache, daß im Grunde alles Land unserer Erde nur Insel eines viermal so großen Meeres ist, bestärkt natürlich die Vorstellung von der Abgeschlossenheit der Welt, in der man lebt. Insofern als sie vom Wasser umflossen sind tragen die ältesten und einfachsten Weltbilder den Stempel des wasserreichen Planeten. Die meisten Völker sind geneigt, ihre Welt als eine Insel in weitem Meere aufzufassen und daher die Wiederkehr des Gedankens, daß das Jenseits weit draußen im Meere liege. Ob es als geschlossener Ring den äußeren Rand des Weltmeers umfaßt, oder als Insel am westlichen Horizont liegt, ob es vom Meere ab in oder an einen See oder Fluß rückt, oder ob reiche Quellen in ihm springen, oder ob (bei Australiern) bartlose Jünglinge beständig das Wasser von ihm zurückhalten, oder ob endlich nur der Weg dahin über Wasser führt: es ist nie ein trockenes Land. Höchstens

die Wüste ersetzt einmal durch ihre unermeßliche Weite und Einsamkeit in seltenen Vorstellungen, wie Herodot sie von den Aegyptern berichtet, das Meer. Dann sind die Gefilde der Seligen Oasen, d. h. Inseln im Sandmeer. Sogar die Kahnform des Sarges, der auf dem Grabe aufgestellte Miniaturkahn[16]) sind letzte Andeutungen der Wasserlage des Jenseits, welches so echten Schiffervölkern wie Griechen und Polynesiern eine glückliche Insel wird, die Sturmverschlagene zufällig erreichen. Je kleiner man sich die eigene Heimat denkt, desto mehr vergrößert sich dieses jenseitige Land, aus welchem im platonischen Atlantis-Mythus die Atlanten ausziehen, um die übrige Welt zu erobern, wie in einer Variante die Meropiden kommen, um die kleine Insel der Oekumene kennen zu lernen.

Wasserflächen umgrenzen auch den Horizont, in welchem die Schöpfung der Erde vor sich geht. Das ist natürlich bei Insulanern, deren Land gleichsam im Meere schwimmt. Die Erde aufzufischen, mochte für die Neuseeländer, die weit übers Meer gewandert waren, ein naheliegender Gedanke sein. Aber auch für viele Indianer des Binnenlandes ist der Anfang des Landes ein aus der Tiefe des Wassers heraufgeholter Erdenkloß. Findet aber die erste Schöpfung nicht aus dem Wasser statt, dann tritt das feuchte Element in einer jener weltweit verbreiteten Sagen der Ertränkung und Neuschaffung der Erde aus der Sündflut in sein Recht.

Die Geographie des Halbbekannten. Die Erweiterung der Oekumene bedeutet den Fortschritt der Angewöhnung des Menschen an den ihm zugewiesenen Raum. Dieser Prozeß vollzieht sich durch Aneignung des Bekannten und Zurückdrängung des Unbekannten. In jedem Zeitpunkt stuft sich unser Wissen vom Unbekannten zum Wohlbekannten durch eine halbe und lückenhafte Kenntnis hindurch ab. Die Grenzen der Oekumene sind, wo sie von Ländern gebildet werden, mit am spätesten bestimmt worden und an der Nord- und Südgrenze liegt auch uns noch manche Terra incognita. Die Klarheit für alles, was innerhalb der Grenzen liegt, ist zum Teil erst noch zu erwerben. Abgesehen von dem, was die geographischen Entdeckungen in kontinentalen Gebieten noch zu entschleiern haben, bleibt immer die Aufgabe stehen, für jede Erscheinung der Erde den planetarischen oder tellurischen Maßstab zu gewinnen. Im engen Umkreise gewinnt das Kleine an Größe und Bedeutung und die Erweiterung des geographischen Horizontes bedeutet daher auch die Zurückführung der Einzel-

erscheinungen auf ihre wahren Verhältnisse. Es gibt eine geistige Strahlenbrechung, welche besonders die Erscheinungen des Horizontes verzerrt. Darunter leidet die Auffassung der Völker vielleicht mehr als jede andere. Daß auch die Ethnographie der Alten wie ihre Geographie ein enger Horizont umschloß, das ist wohl zu beherzigen gegenüber der Leichtigkeit, womit sie z. B. aus einem Fischervölkchen eine vielgenannte Nation der Ichthyophagen des Roten Meeres machten. Wenn der geographische Horizont eines Volkes die Linie ist, durch welche die entferntest liegenden Punkte des geographischen Wissens oder Vermutens verbunden werden, so wird diese Linie eine geschlossene sein und wird konzentrisch um die Stelle ziehen, welche jenes Volk auf der Erde einnimmt. Aber sie kann keine scharfe Grenze sein, weil sie eben die äußersten Gegenstände im Gesichtskreise verbindet. So kann ja auch die Linie nicht scharf gezogen werden, welche unseren eigenen geographischen Horizont bestimmt, denn wir wissen nicht, ob auf der Südhalbkugel die Ufer von Wilkesland Eis oder Fels sind und ob die nur gesehenen, nicht erreichten fernsten Punkte in der Arktis, wie z. B. die nördlich von 82° im Franz-Josephsland gezeichneten Küsten, welche die Namen König Oskarland, Petermannland und Kap Sherard Osborn führen, ganz genau da liegen, wo sie auf der Karte eingetragen sind [17]).

Eine Geographie des Halbbekannten, des in der Vorstellung Verwischten, Unklaren, oft nur Vermuteten, trotzdem aber fest an der Erde Haftenden, hat nicht bloß eine Berechtigung, sondern ist, wie man sieht, sogar notwendig. So gut wie der Kartograph hypothetische Länder, vermutete Umrisse, Flußläufe, Gebirge, nur auf Tradition ruhende Völker- und Städtenamen in sein Erdbild einzeichnet, womöglich mit der Vorsicht, daß eine nur andeutende oder punktierte Linienführung gleichzeitig das Schwankende der Sache und den Zweifel oder die Schüchternheit des Darstellers wie eine gezeichnete Fragestellung ausdrücke, sollte auch in den geographischen Werken eine schärfere Sonderung des Wohlbekannten und Wenigerbekannten mit einer sorgfältigeren Beachtung

des letzteren Hand in Hand gehen. Vorzüglich gilt dies von den historisch-geographischen Arbeiten. Die ein- und gleichförmig harte Linie, welche Terram Antiquis notam umreißt, gibt eine Vorstellung von der Beschaffenheit des geschichtlichen Horizontes, welche nicht ganz richtig ist. Sie schließt in Eine Grenze Gades, Palibothra, Kattigara mit Athen und Theben ein und doch ist zwischen dem geschichtlichen Horizont, an welchem diese, und dem, an welchem jene auftauchen, fast ein so großer Unterschied, wie der, welcher für den mathematischen Geographen zwischen dem wahren und scheinbaren Horizont liegt. Gerade der historische Geograph muß anerkennen, daß die Länder, welche das Aegäische und Jonische Meer bespült, eine andere Wirklichkeit für die Griechen besaßen, als was an den Säulen des Herkules oder auf dem goldenen Chersones gelegen war. Der Schauplatz der Geschichte ist eine ganz andere Sache als der Tummelplatz gelehrter Vorstellungen, und über diesen hinaus liegt wieder das dämmerige Gebiet der Spekulationen und Mythen. Die Atlantis hat nie bestanden, ist aber auch nicht ein bloßes Märchen. Die mit Vorliebe westliche Lage der Länder der Seligen und der Glücklichen Inseln ist eine geographische Thatsache. Eine ebenso würdige Aufgabe des historischen Geographen wie die Festlegung der äußersten Grenzen des Weltbildes irgend eines Volkes und einer Zeit ist auf der einen Seite die Zeichnung des Theaters seiner Geschichte, auf der anderen die Andeutung der mythischen Ausläufer jenes Bildes. Denn diese letzteren wirken aus dem Unbekannten ins Bekannte herein.

In dieses Kapitel gehören ohne Zweifel auch die Karten der wissenschaftslosen Völker, von denen ein viel zu großes Wesen gemacht worden ist, wenn man sie als Beiträge zur Geschichte geographischer Entdeckungen auffaßte. Man kann ihnen nur den Wert psychologischer Dokumente zusprechen, welche uns unterrichten über die Weite des Gesichtskreises und den Grad der Bestimmtheit der geographischen Vorstellungen. Ihrer Entstehung nach sind es Umrisse aus der Erinnerung, an einmal gemachte Wege angeschlossen, daher im allgemeinen richtiger in den Richtungen als den Größe- und Formverhältnissen. So wie Krause sagt von der Geographie der Chilkat: Indianerberichte sind sehr unzuverlässig. Wir haben 7 verschiedene Indianerkarten, nur eine der-

selben stimmt schematisch mit dem jetzt bekannten, wahren Sachverhalt[18]), so haben gründlich urteilende Reisende in Afrika wie in Polynesien die Geographie der Eingeborenen mehr verworren als orientierend gefunden. Selbst die Vorstellungen viel und weit wandernder polynesischer Schiffer sind nur hinsichtlich der Richtungen zuverlässig, fehlen dagegen oft weit in den Entfernungen.

Auch darum ist die Vorstellung beachtenswert, die einer Zeit von dem Raume vorschwebt, der auf Erden bewohnt oder doch dem Menschen gestattet ist, weil alles, was über ihn hinaus liegt, ja nicht leer bleibt, sondern von der Grenze herüberwirkt. Dort ist vor allem die Heimat der Sagen von einst volkreicheren, glücklicheren, ergiebigeren Zuständen in den heute einsam gewordenen Strichen. Der Mythus des goldenen Zeitalters erscheint an der Grenze der bewohnten Erde hart vor der Thüre des elenden Lebens von heute in der nicht allzureichen Hülle eines Traumes von geräumigeren Blockhütten, zahlreicheren Lederzelten, größeren Renntierherden oder ergiebigerer Jagd auf Zobel und Eisfuchs. So erzählen die Jukagiren der unteren Kolyma, wie an den Ufern dieses Flusses einst „mehr Feuerstätten der Omoki gewesen seien als Sterne am klaren Himmel". Ueberreste aus starken Baumstämmen erbauter Befestigungen und großer Grabhügel, letztere besonders häufig an der Indigirka, scheinen dieser Sage einen bestimmten Hintergrund zu verleihen, ähnlich wie in den mit Tschukotsch zusammengesetzten Ortsnamen, z. B. dem Tschukotschjafluß zwischen Kolyma und Laseja, ein Grund gegeben ist, die von der Sage behauptete einstige weitere Ausbreitung des Wandervolkes der Tschuktschen nach Westen als thatsächlich begründet anzunehmen[19]). Je enger das Diesseits, desto weiter das Jenseits. Weil dieses Jenseits so nahe, wie das Diesseits klein ist, und weil dieses auf allen Seiten eng vom Jenseits umgeben ist, können Fremde ungewohnten Aussehens nur von drüben stammen; sprechen sie aber die Sprache der diesseitigen, dann sind sie sicherlich die Geister der verstorbenen Glieder des Stammes. Eine Insel von der Größe Belgiens ist nicht zu klein, um solch ein Jenseits in ihrem Inneren zu bergen. Auf der Vancouverinsel fand R. Brown die Sage

von einem ganz isolierten Stamm des Inneren, der keine Boote und keinen Verkehr mit den Nachbarn hat, die ihn nur zufällig entdeckt, indem sie einem Biberfluß aufwärts folgten. Auch hier erweckten diese Fremdlinge Schrecken, weil sie wegen ihrer mit der der Küstenbewohner übereinstimmenden Sprache für die Geister verstorbener Glieder derselben gehalten wurden[20]). Es ist möglich, daß die auffallende Menschenleere des Inneren dieser Insel mit dieser auch sonst zu treffenden Vorstellung vom Geisterland zusammenhängt. Thatsächlich ist Banksland als Sitz einer fabelhaften Menge von weißen Bären, das Innere von Kolgujew, die Taimyrhalbinsel als Geisterland verschrieen und verödet. Wrangel schildert lebhaft die Furcht der Jukagiren vor der mit Riesen bevölkerten und darum gemiedenen Bäreninsel[21]), die sie übrigens doch später als Elfenbeinsucher betreten lernten.

Auch für die Tonganer lag Samoa bereits am Weg zum Himmel (Bolotu) und daher konnten sie auch glauben, daß ein Verschlagenwerden Himmlischer zur Erde, ebenso wie Erdgeborener zum Himmel vorkomme. Rühmten sich doch die Tonganer, Bolotu in ihren Kähnen kämpfend erreicht zu haben! Ja selbst bei der Entstehung neuer Inseln waren Sterbliche anwesend, die die Arbeit der Götter vollendeten, wie die Tonganer von Savage Island erzählten, daß die gefährlich steilen Küsten der einen Seite der zu geringen Sorgfalt des einen von zwei Tonganern zuzuschreiben sei, welche aus ihrer Heimat hinübergeschwommen waren, um die eben erst emporgetauchte Insel in Ordnung zu bringen. Die Eskimo Grönlands, auf den schmalen Fjordgürtel zwischen den Gletscherabstürzen des Inlandeises und dem hohen Meere beschränkt, dessen Wellenschlag und Eispressungen ihre Fahrzeuge nicht gewachsen sind, bevölkern dieses wie jenes mit furchtbaren Fabelwesen, zwischen welchen ihr Leben auf den schmalen Küstenstreif und sein Randeis sich ängstlich zusammenzieht. Auf den Felsklippen, die wie Inseln aus dem Inlandeise ragen, wohnen große Raubvögel, deren Krallen Renntiere zu tragen und deren Schnäbel Felsen zu durchbohren vermögen; wen aber die Jagdleidenschaft zu weit

aufs Meer hinausführt, der begegnet bedenklichen Wesen, die ebenfalls in Kähnen fischen und jagen, und gerne die Menschen zu Gefährten annehmen, um sie nie wieder herzugeben. Fügt man hinzu, daß in manchen Teilen des hyperboreischen Wohngebietes vielfach der Verkehr der einzelnen Stämme trotz ihrer wandernden Lebensweise sehr beschränkt ist — wir erinnern, um nur ein Beispiel zu geben, an die Eskimo von Pt. Warren vor der Mündung des Athapascastromes, welche, als der Missionar Miertsching sie 1850 besuchte, keinen Verkehr mit der Station der Hudsonsbaigesellschaft trieben, die ganz nahe am Unterlauf jenes Stromes gelegen ist, überhaupt nur mit dem nächsten westlich wohnenden Eskimostamme in Verbindung standen [22]) —, so erscheint die sinnliche Welt dieser Völker oft nur wie ein Inselchen im Meere des Uebersinnlichen, ein fast verschwindender Punkt. Die Körperwelt versinkt in der Geisterwelt. Aus deren nur geahnten oder im besten Falle durch unsichere Ueberlieferung halbbekannten Fernen fällt aber doch noch ein Schimmer in jene hinein, für deren Ansassen und Inhaber das Unbewohnte im nächsten Umkreis das erste Jenseits ist, wohin zunächst die abgeschiedenen Seelen gehen, von woher sie aber auch noch einige Jahre lang zu den Gräbern zurückkehren, um Opfer zu genießen, die ihnen dort in regelmäßigen Zwischenräumen dargebracht werden. Später erreichen sie fernere Stufen des auch bei den Eskimo und Aleuten mehrteiligen Himmels und endlich versinken sie im absoluten Dunkel eines fernsten Jenseits wie in der Seele ihrer weiterlebenden Genossen die Nacht sich tiefer auf die Erinnerung senkt. Das ist aber auch nur ein Schimmer erborgten Lichtes, schwach und arm. Verlassen die Menschen eine so enge Heimat oder sterben sie aus, wie die Insulaner von Pitcairn, Fanning, Christmas, Howland u. a., welche die ersten Entdecker entvölkert, aber reich an Spuren von Wohnstätten und Gräbern fanden, dann geht die ganze kleine Welt unter und natürlich verlischt nun auch der Schein, der aus der Seele weniger Menschen her sie angestrahlt hatte.

Welch ein Unterschied zwischen einem Leben, das auf allen Seiten sich von den Provinzen eines ungeheuren Geisterlandes eingeschlossen sieht und einem thätigen Erweitern der wirklichen Welt auf Kosten dieser gedachten. Dort sehen wir den hippokratischen Zug in der leidenden Geschichte der Naturvölker, hier das hoffnungsvolle Hinausstreben thätiger Völker von handelnder Geschichte, welche kühn und unermüdlich Ophir von Arabien oder Ostafrika über den Ganges, nach dem goldenen Chersones, endlich nach Zipangu verlegen, bis es zurück nach Westen zum Dorado gewandert und damit der Erdball umzirkelt ist.

Die Oekumene und die wissenschaftlichen Vorstellungen von dem Erdganzen und der Menschheit. Diese Entwickelung steht in einem zwiefachen Zusammenhange mit der Ausbildung zweier zu den wichtigsten Besitztümern der Menschen zu rechnenden Vorstellungen. Der geographische Horizont beschränkt sich nicht auf die Grenzlinie, welche ein Stück Erde von bestimmter Ausdehnung umzieht. Es ist eine andere und wichtigere Eigenschaft, daß die Gedanken ihn erfüllen, welche die Völker verbinden, die von dieser Linie umfaßt werden. Es gibt für sie mindestens d i e s e s Land, ohne welches die Oekumene ein toter Begriff wäre. Je weiter die Grenzen der Oekumene hinausgeschoben wurden, um so größer wurde das B i l d d e r M e n s c h h e i t; denn die Grenzen der Oekumene sind die Grenzen der Menschheit. Endlich wurden in unserer Zeit die äußersten Grenzen der Oekumene erkannt, nachdem sie im wesentlichen schon seit einem Jahrhundert festgestellt werden konnten, und damit steht nun die Menschheit in ihrer ganzen räumlichen Ausdehnung vor uns. Und da jenseits ihrer Grenzen es keine zweite gibt, so ist sie die einzige auf Erden. Damit ist unsere Vorstellung nun nicht bloß räumlich fest umgrenzt, sondern sie erscheint in allen Eigenschaften uns auch bestimmter, weil überschaubar. Wir erkennen die Uebereinstimmung in allen wesentlichen Eigenschaften, die Geringfügigkeit der Abweichungen und halten fester, als es jemals möglich

war, an der Ueberzeugung von der Einheit des Menschengeschlechtes.

Der Verfasser der Einleitung zu Cooks erster „Reise nach dem Stillen Meer“, Kapt. King, Begleiter Cooks, geht so weit, den Cookschen Entdeckungen im nördlichen Stillen Meere eine große Bedeutung für den christlichen Glauben zuzuerkennen, weil dieselben „die Ungläubigkeit eines ihrer beliebtesten Einwürfe gegen den mosaischen Bericht über die Bevölkerung der Erde beraubt“ haben. Die Bestätigung und Erweiterung der Behringschen Entdeckung durch Cook schien keinen Zweifel mehr an der Herkunft der Amerikaner aus Asien zu lassen, während zugleich die Uebereinstimmung der West-Eskimo und Grönländer eine ungeglaubte Wanderfähigkeit auch bei Völkern auf niederer Kulturstufe nachwies. Beiläufig gesagt, hatte auch kurz vorher De Pages in seiner Reise (franz. A. II. 90) von den Madagassen behauptet, die er 1774 besucht hatte, daß diejenigen unter ihnen, welche er nicht für Eingeborene der Insel halte, „klein und untersetzt“ seien, daß sie fast ganz straffe Haare hätten und olivenbraun wie die Malayen seien, mit denen sie überhaupt eine Art von Aehnlichkeit aufwiesen.

Man begrüßte jede Spur von Zusammenhang der Völker als eine Bekräftigung der Vorstellung von einer aus einem Punkte ausgegangenen Menschheit. Es ist anziehend zu verfolgen, wie die Gewöhnung an die erweiterten Vorstellungen langsam gewachsen ist. Daher auch die über alle anderen Wissenschaftsgeschichten so hoch hervorragende Stellung der Geschichte der geographischen Entdeckungen. Da der Menschheit nur diese eine Erde gegeben ist, damit sie dieselbe zum Boden ihrer Geschichte mache, ist ihre eigene Größe von der Erkenntnis dieses Bodens abhängig. Die Geschichte der geographischen Entdeckungen, weil sie diese Kenntnis vermittelt, steht eben deswegen der allgemeinen Geschichte der Menschheit so nahe, zeichnet mit den Grundplan derselben. Und so gewinnt selbst ein Zuwachs von ein paar Meilen geographischer Erkenntnis in der öden Antarktis die Bedeutung einer menschheitsgeschichtlichen Thatsache.

Nur die immer fortschreitende Erweiterung des geschichtlichen Horizontes hat es auf der anderen Seite möglich gemacht, daß wir zu der Vorstellung von einer einzigen Erde in Kugelgestalt gelangen konnten. Immer mußte das beschränkte Stück des Planeten, das flach

und vom krystallenen Firmamente überwölbt gedacht wurde, entweder die einzige Erde bleiben oder wenn es sich vervielfältigte, mußte man die Erden als besondere Scheiben unter besonderen Firmamenten im weiten Ozean schwimmend denken. Man mußte, mit anderen Worten, die Eine Vorstellung sich vervielfältigen lassen, um zum Ergebnis einer weiten Fläche zu gelangen, über welche flache Erdscheiben ausgebreitet sind. Indem aber der sich erweiternde Horizont immer wieder nur die eine zusammenhängende Erde umspannte, rückte die Vorstellung von der kugelförmigen Erde immer näher. Die Kugelgestalt, zuerst eine astronomisch-physikalische Thatsache, wurde zur Voraussetzung einer überall zusammenhängenden, als Ganzes zu umwandernden Erde, die jener einzigen Menschheit zur Heimat geworden ist [23]). So hängen die beiden großen Fortschritte innig zusammen. Diesen Zusammenhang gedanklich immer mehr zu verwirklichen, ist die Aufgabe unserer Wissenschaft. Das ganze Denken der modernen Menschen hat schon jetzt einen mehr geographischen Zug im Sinne der bestimmteren Verörtlichung der Vorstellungen, der häufigeren Verknüpfung irgendwelcher Ideen mit Stellen oder Räumen der Erde und der schärferen Erfassung der letzteren gewonnen. Wenn man ihre Aufgabe pädagogisch im höchsten Sinne faßt, ist für sie das Ergebnis der Entwickelung der Oekumene die hologäische Erdansicht, welche in jedem Gebilde der Erdoberfläche, der Hydrosphäre, der Atmosphäre, in jedem Geschöpf ein Stück des Planeten, einen Teil des Ganzen, abhängig vom Ganzen, erblickt.

---

[1]) In jeder erdkundlichen oder geschichtlichen Abhandlung, die von einem Chinesen geschrieben, wird der Leser nichts finden, das nicht zu China gehört, sei es durch Verwandtschaft, staatlich oder zufällig oder vorübergehend. Auf diese Weise ist jede von einem Chinesen verfaßte Geographie oder Geschichte unveränderlich eine Geographie und eine Geschichte Chinas, seines ganzen Reiches, oder eines Teiles davon. Skatchkof, Die geographischen Kenntnisse der Chinesen. Geographische Mitteilungen. 1868. S. 353.

[2]) Mommsen, Römische Geschichte V. S. 4.

[3]) Oeuvres de Maupertuis. Dresde 1752. 4°. S. 331.

[4]) Auf den Aucklandinseln sind freiwillige und unfreiwillige

Robinsonaden öfters vorgekommen. Man hat Nachrichten von solchen aus 1840, 1850, 1863, 1864. Zwanzig Monate auf den Aucklandinseln. Geographische Mitteilungen. 1866. S. 103.

[5]) Vergl. Elliot, An Arctic Province, Alaska and the Seal Islands. 1886. S. 194. Jacobsens Reise an der Nordküste Amerikas 1884. S. 190.

[6]) Richard Greeff, Die Angolaresneger der Insel Sao Tomé. Globus. 1882. Bd. 42. S. 362 und 376.

[7]) Siehe die Erzählung des Schiffbruches des englischen Kapitän Bernard und des Aufenthaltes seiner Mannschaft auf New Island bei Weddell Voyage toward the South Pole (1825). S. 89. Auch von vorübergehendem Aufenthalt Schiffbrüchiger auf den Neusüdshetlandinseln erzählt Weddell S. 144.

[8]) Fünf Jahre in Ostafrika. 1888. S. 117 und 129.

[9]) Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. 1889. S. 72.

[10]) Reisen und Entdeckungen III. S. 133.

[11]) Sáhara und Sudân III. S. 58.

[12]) Reisen in Abessinien II. S. 299.

[13]) Deutsche Geographische Blätter. IV. S. 30.

[14]) Kaum bedarf es wohl des Hinweises, daß eine derartige Konstruktion nur einen schematischen Charakter und Wert haben kann. Wenn die Tschuktschen bis an die Kolyma gehen, brauchen sie deshalb noch nicht die Kenaihalbinsel oder Point Barrow zu erreichen, aber an dem Wege Uedle-Kolyma mißt sich die Fähigkeit, nach irgend einer Seite unter gewissen Voraussetzungen ebensoweit zu gehen.

[15]) John Roß, A Voyage of Discovery. 1819. S. 123.

[16]) Bei Dajaken beschrieben und abgebildet von F. Grabowsky im Internationalen Archiv für Ethnographie II. S. 124 und T. VIII.

[17]) Für die Beurteilung wissenschaftlicher Kritik, mit welcher Karten gezeichnet werden, gibt auch die Zeichnung der verschwimmenden Umrisse, welche unseren heutigen geographischen Gesichtskreis begrenzen, einen Maßstab. Die Petermannsche Südpolarkarte in den Geographischen Mitteilungen (1868. T. 12) zeichnet die Umrisse von Wilkesland ebenso bestimmt wie diejenigen der bestbekannten Gebiete der Antarktis, die Neumayersche in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde (1872. T. 2) vermeidet den Namen Wilkesland vollständig und setzt „Eiswand" an Stellen, wo Wilkes Landanzeichen sah und ebenso ist auch auf der Südpolarkarte zu Neumayers Vortrag „Projekt der Erforschung der antarktischen Regionen" in dem Compte-Rendu du Congrès des Sciences géographiques etc. zu Antwerpen 1871 (I. S. 290) verfahren. Endlich sagt das britische Admiralitätsblatt South Polar Chart (1887), indem es die von Wilkes gesehene Küste in einer weniger scharf begrenzten Weise zeichnet als die anderen, „Land reported by Commander Wilkes 1840", womit natürlich alles offen gelassen ist.

[18]) Deutsche Geographische Blätter VII. S. 23.

[19]) L. v. Engelhardt, Ferdinand v. Wrangel und seine Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeer. 1885. S. 25.

[20]) Geographische Mitteilungen. 1869. S. 89.

[21]) Reise des k. russischen Flottenlieutenants F. v. Wrangel längs der Nordküste von Sibirien. 1839. I. S. 329.

[22]) Reisetagebuch des Missionars Joh. Aug. Miertsching. 2. Aufl. Gnadau 1856. S. 36.

[23]) Diesen Zusammenhang hat Sophus Ruge in einer ungemein fesselnden Darstellung Ueber die historische Erweiterung des Horizontes (Globus XXXVI. S. 61) behandelt. Man könnte der Arbeit als Motto die einleitende Bemerkung vorsetzen, daß, „wie der forschende Blick wagerecht in immer weitere Erdräume dringt, auch senkrecht der Blick tief in die Himmelsräume hinaufreicht."

4. Die Grenzgebiete der Oekumene.

Die nördlichen und südlichen Grenzgebiete. Die südlichen Randvölker: Australier, Tasmanier, Neuseeländer, Südamerikaner, Südpolynesier. Unbewohnte Striche im nördlichen Grenzgebiet. Der Nomadismus der nördlichen Randvölker. Unterschiede der Bewohntheit des nördlichen Asien und Amerika. Schwäche ihrer Staatenbildungen. Ethnographische Einförmigkeit und Ausschließlichkeit der Randvölker.

Die Grenze der Oekumene ist die absolute Naturgrenze. Hier die letzten Ausläufer des Menschen, dort nur noch Natur. Die Völker, die an dieser Grenze stehen, haben die Menschheit im Rücken und schauen ins Menschenleere. Sie sind immer Glieder einer sehr schwachen Bevölkerung und zwar äußerste Glieder in immer mehr sich verdünnenden und lockernden Ketten, die auf dem fünften Teil des festen Erdbodens als der dreitausendste Teil der Menschheit wohnen; sie sitzen immer weit zerstreut, sie kämpfen immer und überall einen harten Kampf ums Leben, sie kennen nirgends die Vorteile der Zivilisation, des Ackerbaues, des regen, belebenden Austausches, sie haben keine Städte, kaum Dörfer, ihre Geschichte bilden die unaufgezeichneten Abenteuer und Leiden Einzelner und der Familien. Diese Grenzen der Menschheit sind in Wahrheit verlorene Posten, die aber niemals ganz aufgegeben werden. Ihre Inhaber verdienen Dank, ernteten aber bisher nur mißkennende Verachtung. Es ist wissenschaftlich und rein menschlich genommen eine anziehende Aufgabe, ihnen in zusammenfassender Betrachtung gerecht zu werden.

Die nördlichen und südlichen Grenzgebiete. Der Grenzgürtel der Oekumene ist der Lage und Gestalt der Erdteile entsprechend ein anderer auf der Süd- als auf der Nordhalbkugel, ein anderer am Ost- als am Westrand, ein anderer in der westlichen als der östlichen Hälfte der Nordgrenze. Am weitesten gehen aber offenbar Nord- und Südgrenze auseinander, denn während diese die zukeilenden Felsgestade der nach der Antarktis hinausschauenden Festländer und Inseln gegen ein praktisch fast insellos zu nennendes Meer abschneidet, schließt jene Gebiete in sich, welche zu den inselreichsten der Erde gehören und deren Inseln durch ihre Zahl und Größe und durch die geringe Ausdehnung der dazwischen liegenden Meeresteile, vorzüglich aber durch die Stauungen des Treibeises, die Wanderungen der Menschen, ebenso wie der größeren Landtiere, erleichtern. Hier konnte die Menschheit einen Ausläufer nordwärts senden, der in gerader Linie wenig über 100 Meilen vom Nordpol entfernt bleibt, und wahrscheinlich mehr Spuren, als wir kennen, in dieser Richtung hinterlassen hat, während sie dort an den Felsenküsten eines Meeres Halt macht, dessen freiliegende Inseln mit der einzigen Ausnahme Neuseelands bereits südlich des 40.° s. Br. unbewohnt waren und sind. Dort ist der Mensch tief in ein Gebiet eingedrungen, welches nicht zu denen gehört, „welche Gott zur Wohnung für Menschen geschaffen hat“ [1]), hier steht die Natur in der großartigen Erscheinung der Wasserwüste ihm abwehrend gegenüber. An jener Grenze tritt er thätig ihr entgegen, wenn auch diese Thätigkeit nur eben zur Lebenserhaltung genügt, an dieser leidet er ruhig die Abschließung und Zurückdrängung. Daher hat sich hier nicht wie dort ein eigener ethnographischer Typus herausgebildet, sondern die antarktischen Vorposten der Menschheit sind nur verarmte Varietäten der größeren Völker, die hinter ihnen wohnen, so etwa wie die isoliertesten Insel- und Halbinselgebiete der Arktis auch die ethnographisch ärmsten der Eskimo umschließen, wie Wollastonland, die Southamptoninseln, bis zu einem gewissen Grade auch König-Williamsland die Folgen der Vereinzelung in ihren Bewohnern zeigen.

Die südlichen Randvölker. Diesen Vorposten werden durch die Natur der südhemisphärischen Länder vier verschiedene Stellungen angewiesen; es sind die Südspitzen von Amerika, Australien und Afrika samt den Südinseln Polynesiens. Gemeinsam ist diesen, daß sie südwärts in unbewohnte und unbewohnbare Regionen schauen, während sie zugleich durch das allgemeine Gesetz der Verschmälerung aller Erdteile nach Süden zu weiter entlegen sind von den Nachbarländern im Nordosten und Nordwesten als die nächstnördlich anstoßenden Gebiete. Gemeinsam ist ihnen dann weiter die Lage in dem Passatgürtel oder in grosser Nähe desselben, wodurch in großer Ausdehnung Dürre, Unfruchtbarkeit, Schwierigkeit des Verkehres mit den mehr äquatorwärts gelegenen Gebieten hervorgerufen wird. Da der Fortschritt der Kultur ein Schätzesammeln in Wettbewerbung der Völker ist, welche in Fühlung miteinander stehen, ein Sammeln, das auf dem Austausch zwischen ärmeren und reicheren Völkern beruht, und da dieser Austausch hier ungemein beschränkt und schwierig ist, entsteht Verarmung. An ihr trägt nicht zuerst, wie man oft behauptet hat, die Naturanlage der Buschmänner, Australier, Tasmanier, Süd-Neuseeländer, Feuerländer, wohl aber die Armut der Hilfsquellen dieser Länder die Schuld. Die Hauptursache bleibt indessen die Schwierigkeit des Verkehres mit anderen Völkern, welche in der Lage gegeben ist.

Die Aehnlichkeit dieser in die gleiche End- und Randlage gebannten Völker ist schon früher hervorgehoben worden [2]), ohne daß man indessen auf die wahre Ursache verfallen wäre. Malthus hat in seinem Buche „An Essay on the Principles of Population“, welches, 1798 erschienen, einen der wertvollsten Beiträge zur jungen vergleichenden Ethnographie darstellte, in dem Abschnitte über die „Hindernisse des Anwachsens der Bevölkerung auf den niedersten Stufen der menschlichen Gesellschaft“ die Feuerländer, Tasmanier, Australier und Andamanen-Insulaner als die niedrigsten aller Völker zusammengefaßt. Die Bewohner der Südinsel Neuseelands scheint er später

der gleichen Gruppe zuweisen zu wollen. Cooks erste und zweite Reise, Vancouvers Reise und Collins' Beschreibung von Neusüdwales hatten ihm die Farben zu einem Bilde geliefert, das an Naturtreue nichts zu wünschen übrig läßt. Doch frägt Malthus, indem er die Niedrigkeit dieser Kulturstufe zunächst an die Aermlichkeit der Naturumgebungen knüpft und diese für die Uebel verantwortlich macht, welche er in jener erkennt, nicht nach den Gründen der Wiederkehr so trostloser Verhältnisse bei vier Völkern von homologer Lage. Warum so viel Elend gerade an den Südspitzen Amerikas, Polynesiens, Australiens und am Südrande Asiens? Auch später sind diese verarmten Südrandvölker den Ethnographen nur als zerstreute Einzelne erschienen. Die Aeußerlichkeit der Verbindung zwischen Ethnographie und Geographie macht sich in solchem Uebersehen sehr bemerkbar. Wenn ein mit den einschlägigen Thatsachen vertrauter Mann wie G. Gerland in seinem Buch „Ueber das Aussterben der Naturvölker" (1868) dieses eigentümlichen Verhältnisses ebensowenig Erwähnung thut, wie in der ethnographischen Schilderung der Australier und Polynesier in der „Anthropologie der Naturvölker" (1872), so möchte man die Frage aufwerfen: Hat Carl Ritter vergeblich gelehrt, daß der Mensch aus seinen Naturumgebungen heraus verstanden werden müsse? Möge man die Lehre beherzigen, daß die ethnographischen Probleme in der Regel nicht vom geographischen Boden weggerückt werden, ohne daß ihre Behandlung dem Fluche der Unfruchtbarkeit verfällt.

Die Randlage ist eines, das den Ländern gemein ist, welche wir hier besprechen, und das wesentliche. Doch kommt bei der Mehrzahl die klimatische Lage hinzu, welche vom größten Einfluss auf die Bewohnbarkeit der südlichen Randgebiete ist. Der südhemisphärische Gürtel hohen Luftdruckes liegt in Südamerika zwischen 20 und 42°, nimmt Südafrika von 7° an und die Südhälfte Australiens durchschnittlich von 25° an ein. Niederschlagsarmut ist daher das Merkmal des größten Teiles der eben abgegrenzten Gebiete, in denen wir Landschaften mit weniger als 20 mm Niederschläge, am ausgedehntesten

im Innern Australiens, finden. So geringe Niederschläge nähren keine zusammenhängende Vegetationsdecke. Steppenbildung ist daher das bezeichnendste Merkmal der Erdoberfläche im südlichen Südamerika, in Südafrika und Australien, und in beschränkterer Ausdehnung wiederholt sich in schmalen Strichen Patagoniens, in der Kalahari und im Innern von Westaustralien die Wüstenbildung, welche auf der Nordhalbkugel in entsprechender Zone mächtiger auftritt. Hoher Luftdruck und Niederschlagsarmut gehen endlich wie immer mit großen Temperaturschwankungen zusammen, welche gerade in den drei Gebieten ihre südhemisphärischen Maxima erreichen. Die Folge kann auf anthropogeographischem Gebiet keine andere als dünne Bevölkerung sein, welcher der Ackerbau versagt und der Nomadismus auferlegt ist. Große Gebiete sehen selten Menschen, eigentlich unbewohnte Gebiete von größerer Ausdehnung scheint es indessen selbst im öden Innern Westaustraliens nicht zu geben. Aber die dünnst bevölkerten Striche der Südhalbkugel liegen in diesen drei südlichen Randgebieten, in denen ausgedehnte Striche selten vom Fuße eines Menschen betreten werden [3]).

Die Bevölkerungszahlen sind hier immer nur klein gewesen. Für ganz Australien werden heute nicht mehr als 50 000 Eingeborene anzunehmen sein und in einer besseren Zeit, d. h. vor den europäischen Ein- und Uebergriffen dürfte die Zahl nicht 150 000 überstiegen haben. Die Zahl der Tasmanier wird 1815 zu 5000 angegeben: das würden auf die Quadratmeile 4—6, also eine der Naturbeschaffenheit des Landes entsprechende dichtere Bevölkerung als in Australien sein.

Was Südafrika anbetrifft, so nimmt G. Fritsch an, daß die Zahl der Hottentotten der Kolonie zur Zeit des Eindringens der Europäer etwa 150 000 betragen habe, mit Tindall weist er den Namaqua etwa 12 000 zu, die Zahl der gleich den Namaqua schon teilweise verbasterten Koranna schätzte ein Kenner 1858 [4]) auf etwa 20 000, und endlich weist Gustav Fritsch den Buschmännern vor der Ausrottung 10 000 zu. Das wären 192 000, wozu

noch an Bewohnern der Kalahari vom Betschuanenstamme einige Tausend kommen mögen, so daß eine sicherlich nicht zu geringe, eher optimistische Schätzung eine Dichtigkeit für das Gebiet südlich von 22° s. Br. und westlich von 25° ö. L. Greenw. von 7—8 ergeben würde.

Endlich bleibt Südamerika, wo für Feuerland nach älterer Annahme des Missionars Bridges, welche Bove bestätigte, 8000 Einwohner angenommen wurden [5]), während andere nur von 800—1000 sprachen. Es scheint aber die Zahl 3000 den jüngsten und gründlichsten Erhebungen zu entsprechen. Wie überall ist diese großenteils vom Fischfang und der Jagd auf Seetiere lebende Bevölkerung verhältnismäßig dicht an den Küsten, während das Innere der Insel nur im Osten von den guanakojagenden Stämmen regelmäßig besucht wird. Alle Völker südlich vom Rio Negro und von Chiloe gehören zu den ausgesprochensten Jagd- und Fischervölkern, die wir kennen. Der Westrand gehört den Fischern, der Osten den Jägern. Das Gebiet der letzteren ist zwar ungleich größer, aber ohne Zweifel auch viel dünner bevölkert, als die Inseln und Küstenstriche, welche von jenen eingenommen werden. Musters stellte der Zahl von 4000 Erwachsenen, die Fitzroy für ganz Südamerika südlich von 40° s. Br. annahm, von denen ca. 2500, also vielleicht 5000 Seelen auf die Tehuelchen kommen würden, 1400 Seelen als die Gesamtzahl aller Patagonier gegenüber. Seelstrang bestätigt diese Zahl [6]). Gewöhnlich wird diese Zahl, welche eine ganz abnorm dünne Bevölkerung anzeigt, als richtig angesehen. Sie scheint in der That mit früheren Angaben [7]) übereinzustimmen. Aber in dieser oder einer ähnlichen Summe sie festzuhalten, wird nicht möglich sein, da sie von den zahlreicheren nördlicher wohnenden Pamperos nicht streng zu trennen ist. Durch diese Verbindung gerade dürfte sie in den letzten Jahren erheblich zugenommen haben, denn als die argentinische Regierung 1879 ihre Grenze an den Rio Negro vorschob, wurden die Pampas von Indianern gesäubert, die sich, insgesamt auf 5000 geschätzt, zu den Araukanern westlich und den Patagoniern südlich zurückzogen.

Wir erhalten also folgende Uebersicht der südlichen Randgebiete und ihrer Völker:

	Areal in Q.-M.	ursprüngl. Bevölkerung	Dichtigkeit
Südafrika	26 000	200 000	7,7
Australien	138 500	150 000	1,0
Tasmanien	1 230	7 000	5,7
Feuerland und Patagonien	17 700	10 000	0,6
	183 430	367 000	2,0

Es ist ganz natürlich, daß man in allen diesen Grenzgebieten dem Widerstreit der Angaben früherer und späterer Besucher über Bewohntheit und Nichtbewohntheit weiter Strecken begegnet. In den weiten Räumen verschwinden die wenigen Menschen für den einen, während der andere unerwartet auf ihre flüchtigen Lagerstätten stösst. Stuart sah auf seiner zweiten Reise ins Innere von Australien vom 1. Januar bis 23. Mai 1861 keinen einzigen Eingeborenen und begegnete auch nur sehr wenigen Spuren derselben [8]). Man wird deswegen doch nicht behaupten wollen, daß dieses ganze Gebiet völlig unbewohnt sei, nur nähert es sich sichtlich dem Zustande der Unbewohntheit. Zerfällt ein solch ärmlich ausgestattetes Land in Inseln, wie z. B. das südwestlichste Südamerika, so bringt diese Unstetigkeit einer an sich dünnen Bevölkerung die Wirkung der Gezeiten auf einem Strande hervor, den seichtes Meer periodisch bedeckt und verläßt, nur daß dann Generationen zwischen Trockenliegen und Ueberflutetsein folgen. C. Martin hat die Archipele der Chonos und Guaytecas als unbewohnt bezeichnet [9]), spricht aber zugleich von Traditionen über ihre einstige Bewohntheit bei den Chiloten. Auch sind auf den Guaytecas Höhlen mit Mumien und einzelne Steinwaffen gefunden worden. Nun hat aber neuerdings ein britischer Seefahrer seine sehr anziehenden Beobachtungen über die Westküste Patagoniens mitgeteilt, aus welchen hervorgeht, daß nun wenigstens die Chonos wieder als bevölkert anzusehen sein werden [10]). Und zwar ist diese Bevölkerung derjenigen des Feuerlandes nahe verwandt, gleich dieser sehr dünn gesäet, arm, und veränderlichen Wohnsitzes. Diese Veränderlichkeit greift noch viel weiter nach Norden in Länder aus, die wir heute für paradiesische Zufluchtsstätten europäischer Auswanderer empfehlen hören und welche jedenfalls zum größten Teile bewohnbar sind. So dünn war auch Ostpatagonien noch im vorigen Jahrhundert bewohnt, daß die beiden Missionare Strobl und Cardiel, Mitglieder der Quirogaschen Forschungsexpedition (1745), trotz aller Bemühungen bei wochenlangem Umherreisen keinen einzigen Eingeborenen zu Gesicht bekommen konnten: das einzige, was Menschliches sie entdeckten, war ein Grab [11]).

Polynesien als Randgebiet. In Polynesien verschmelzen sich die Merkmale der Randlage mit den

ihnen vielfach ähnlichen Eigentümlichkeiten insularer Bevölkerungen. Es zeigt in seinen äußeren Strecken und besonders dort, wo größere Inseln fehlen, die bezeichnenden Merkmale des Randgebietes. Wenn im arktischen Randgebiet oder in Australien die Stämme sich weit zerstreuen, um ihr Leben erhalten zu können — „Die Eskimo streben wie andere Wilden danach, ihre Mittel zum Lebensunterhalt dadurch zu vermehren, daß sie ein größeres Areal in Anspruch nehmen“ — so greift hier das Meer ein, um über den größten Ozean die ärmliche Summe von 10 000 Quadratmeilen Land in Gestalt von vielen Tausend Inseln zu zerstreuen und damit eine entsprechend weit verbreitete Bevölkerung in eine Menge von einzelnen isolierten Gruppen zu zerteilen. Geringe Hilfsquellen und beschränkter Verkehr können uns unter solchen Umständen in den glücklichsten Zonen entgegentreten.

Wenn das Schicksal eines Volkes um so schwankender ist, je ärmlicher die Hilfsmittel seines Wohnraumes und je geringer daher seine Zahl, so werden die Bewohner vieler von den zahlreichen kleinen Inseln des Stillen Ozeans dieselbe Erscheinung schwankender Volkszahlen bieten, wie wir sie in den Randländern der Oekumene überall finden. In der That, wie die Wogen des Meeres, denen sie so vertraut sind, wandeln in beständigem Wechsel von Steigen und Fallen die Wellen polynesischer Eilandvölker an uns vorüber. Pitcairn wird stets das klassische Beispiel bleiben. 1790, als es von jenem rebellischen Schiffsvolk der „Bounty“, dessen Thaten und Schicksale die größte Robinsonade der Wirklichkeit darstellen [12]), zum erstenmal betreten ward, war dieses Eiland menschenleer. Aber es barg in rohen Bildsäulen aus Lava auf steinernen Plattformen, die denen der Osterinsel gleichen und auch hier als Grabmäler gedient haben, in basaltenen Steinbeilen, steinernen Schüsseln und Speerspitzen, letztere ganz denen Tahitis ähnlich u. a. Reste einer Bevölkerung, die nicht bloß eine flüchtig vorüberziehende gewesen sein konnte. Der seltsame Stamm von Menschen, den nun hier europäische Matrosen mit

Polynesierinnen zeugten, welche sie aus Tahiti mitgeführt, zählte 1815 46, 1825 66 und hatte 1831 die Zahl von 87 erreicht, aber bereits wurden Auswanderungen zunächst nach Tahiti nötig, weil der Wasservorrat des 5 Quadratkilometer grossen Eilandes sich zu gering erwies. Dieselben ließen den kleinen Erdraum nicht menschenleer zurück, der auch nach einem großen Exodus nach der Norfolkinsel 1856, als die Bevölkerung auf 100 angewachsen war, nicht entvölkert ward; doch hinderten sie den Fortschritt der Kulturentwickelung des neuen Inselvölkchens, über ein nahes Ziel hinauszugehen[13]).

Aussterben, Rückgang oder mindestens Mangel des Anwachsens der Bevölkerung tritt uns so häufig in Polynesien entgegen, daß wir — trüber Zustand! — darin fast die Regel erkennen müssen, welche dort die Bevölkerungsbewegung beherrscht. Gilt sie doch auch für die größeren Inseln, wie diejenigen des Hawaiischen Archipels. Wir erinnern nur an Finschs Schilderung des Küstenstriches von Waimanalo auf Oahu, wo die Spuren, daß an der Stelle, die heute 50 nährt, einst Hunderte wohnten, nicht bloß neue sind. Kann es doch für nachgewiesen gelten, daß nicht erst die Europäer diese schwankende Bewegung der Bevölkerungszahl hervorgerufen haben. Dieselben hatten seit Schoutens erster Fahrt sich von den armen Paumotu ferngehalten, als Wilkes mit der U. S. Exploring Expedition sie 1839 zuerst näherer Kenntnis erschloß, und doch berichtet dieser von mehreren Spuren einer Bevölkerung, die einst größer gewesen sein mußte, als zu seiner Zeit, wo sie nur noch auf etwa eine Seele auf den Quadratkilometer zu schätzen war. Die gepflasterten oder mit Steinstufen belegten Wege erinnern an die Palau- und andere Eilande der mikronesischen Gruppe, welche imposante Spuren einer einst dichteren Bevölkerung aufweisen, ohne daß man doch einen gewaltsamen Eingriff der Weißen vorauszusetzen hätte. Die eine Thatsache schon, daß künstliche Beschränkungen der Vermehrung, hauptsächlich Kindsmord, anerkannte Institutionen in weiten Gebieten Altpolynesiens waren, deutet darauf hin, daß mit dem Eintritt der Weißen in diesen Kreis

die menschenzerstörenden Kräfte vielleicht zugenommen haben, daß sie aber keine ganz neuen Zustände schafften.

Wir erinnern hier auch an eine andere Gruppe von Thatsachen, welche durch eine Erfahrung Cooks repräsentiert sein mag, der bei seiner ersten Entdeckung der Herveyinseln auf unbewohnte Eilande traf, während er auf der zweiten Reise selbst auf den kleinen Otakutaia Spuren zeitweiliger Bewohnung fand. Teils durch die Natur dieser oft am nötigsten Mangel leidenden Inseln, teils durch geschichtliche Ereignisse ist nämlich eine eigentümliche Art von partieller Bewohntheit bedingt, welche häufig den Schluß zu unterstützen scheint, daß die Bewohnung eine Thatsache von neuerem Ursprung. Abgesehen von der steinigen Beschaffenheit und Wasserlosigkeit, welche auf den Paumotu von 90 englischen Quadratmeilen nur 3,5 Quadratmeilen bewohnbar sein läßt und auf den Marshallinseln nicht mehr als $^1/_{100}$, auf den Pescadores nicht mehr als $^1/_{200}$ der Oberfläche der Bewohnung darbietet, gibt es ein nicht ganz klares Motiv für die nur dünne und teilweise Bewohnung mancher besser gearteten Inseln und Gruppen. Zunächst ist auffallend, daß das Innere ganz fruchtbarer Inseln früher in der Regel unbewohnt, also auch ungenutzt lag. Die Unbewohntheit des Innern der Inseln hebt schon G. Forster selbst bei der Sozietätsgruppe hervor und sie ist seitdem sehr oft bestätigt worden. Wir wollen nur auf die eingehende Schilderung hinweisen, welche Moseley den Admiralitätsinseln gewidmet hat, deren geräumige Hauptinsel zur Zeit des Besuches des „Challenger" nahezu unbewohnt war. Die Challengerleute fanden auf ihr nur eine einzige kleine Niederlassung, wahrscheinlich neueren Ursprunges. Im übrigen aber waren die Siedelungen auf die Ränder der kleinen weit auseinanderliegenden Außeninseln beschränkt, und selbst von diesen waren wieder viele unbewohnt [14]). Als Grund dieser Verteilung nennt Moseley den Schutz gegen wechselseitige Ueberfälle. So findet man auf den Rukinseln nur die hohen Inseln dauernd bewohnt. Bloß die Insel Pis macht hiervon eine Ausnahme. Die niedrigeren und kleineren Ei-

lande werden nur zeitweilig des Fischfanges wegen besucht[15]. Ebenso steht es mit vielen der kleineren Inseln der Paumotu, die nur zeitweilig von den Bewohnern der größeren oder von Tahiti aus zum Zwecke des Fischfanges aufgesucht werden. Man findet das Gleiche in dem großen Korallenarchipel der Malediven wieder. Der Inselkreis des Milladue-Madue-Atolls zählt hier 101 Eilande, von welchen 29 bewohnt sind. Von den übrigen Eilanden werden manche zeitweilig besucht und bewohnt, wenn ihre Produkte gesammelt werden sollen[16]. Unter solchen Umständen könnte Kotzebues Vermutung, die ihm beim ersten Besuche der Radakinsel angesichts der Jugendlichkeit der Anpflanzungen und der großen Kinderzahl aufstieg, daß dieselbe erst seit kurzem bewohnt sei[17], für einige derselben wohl begründet gewesen sein, wie denn auch die häufige Wiederkehr der Sage von der Unbewohntheit der später bewohnten und nicht zu den kleinsten zu rechnenden Inseln wie Rarotonga, Mangarewa, Kingsmill, Tubuai in diesem Lichte verständlicher wird.

Unbewohnte Striche im nördlichen Grenzgebiet. Der größte Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Randvölkern scheint auf den ersten Blick darin zu liegen, daß jene zwei breite, in sich zusammenhängende Gebiete im nördlichen Europa, Asien und Amerika bewohnen, während diese auf schmale Halbinseln und Inseln beschränkt sind, welche durch weite Meeresstrecken voneinander getrennt werden.

Naturgemäß bilden aber auch dort den Uebergang von den unzweifelhaft unbewohnten zu den sicher bewohnten Gegenden der Erde die eben besprochenen Striche, die eine so dünne Bevölkerung besitzen, daß man bezüglich weiter Strecken im Zweifel sein kann, ob sie bewohnt seien oder nicht. Die Nordgrenze der Oekumene wird in ihrer ganzen Erstreckung durch solche Gebiete gebildet, in denen das Netz der Bewohntheit und des Verkehres so breite Maschen hat, daß es oft fast unsichtbar wird. Als gelegentlich des höchst unglücklichen Rückzuges der Mannschaft des nordamerikanischen Polarschiffes „Jean-

nette", welches im Eise zerdrückt worden war, nach dem Lenadelta die Frage der Bewohntheit des letzteren aufgeworfen wurde, stellte es sich heraus, daß eine so einfache Antwort, wie diejenige Latkins, der von „drei jakutischen Dörfchen Tumat, Sagostyr und Chotinginsk" auf den Inseln des Delta spricht [18]), gar nicht gegeben werden kann. Leider hatte man dies nicht früher überdacht und De Long rechnete daher beim Antritt seines Marsches durch diesen höchst schwierig zu passierenden „Archipel großer und kleiner Inseln, welche durch ein Netzwerk von Flüssen voneinander getrennt sind", wie Melville treffend das Lenadelta nannte, mit größerer Sicherheit, als eigentlich in diesem Erdstrich nomadischer Wohnweise gestattet sein kann, darauf, bald hilfreichen Menschen zu begegnen [19]). Unglücklicherweise durchzog er nun den zwischen dem Flusse Abibusey-Aisa und den Inseln des östlichen Deltarandes gelegenen ödesten Teil des ganzen Gebietes, von dem auch Melville, der die Aufsuchung der Leichname leitete, nirgends etwas Bestimmtes vernehmen konnte. Die Hütte, in welcher das erste Opfer, Erikson, starb, war den meisten Leuten unbekannt, sie war wegen Wildarmut und schlechter Fischerei in ihrer Umgebung nicht bezogen worden. Ebenso war die Hütte von Barkin damals seit zwei Jahren unbewohnt. Eine Tungusenkolonie, wie Kapitän Johannesen sie bei seiner kühnen Einfahrt mit dem Dampfer in die Lena Anfang September fand, räumte wohl im Oktober das Feld und in der That wird von diesem kühnen Eisfahrer Tas-Ary (auch Tit-Ary) als erste Ansiedelung an der Lena bezeichnet [20]); und diese liegt schon oberhalb des eigentlichen Delta. Die Jalmalhalbinsel, das „Paradies der Samojeden", ein von mehreren Hundert Familien dieses Volkes verhältnismäßig noch dicht bewohnter Teil Sibiriens, erfährt im Winter dasselbe Schicksal. Nordenskiöld sah auf der Vegafahrt keinen Menschen, auch keine Spur von ihnen, auf der fast 100 Längengrade messenden Strecke vom Strande Jalmals bis zur Tschaunbai, ausgenommen ein unbewohntes Häuschen an der östlichen Seite der Tscheljuskinhalbinsel [21]). Im Becken der Loswa leben auf 100 bis 120 Quadratmeilen

nur etwa 15 wogulische Familien in einer an Patagonien und Feuerland erinnernden geringen Dichtigkeit. 16 Hütten sind die größte Hüttenzahl, die an einer Stelle zusammenliegen, sozusagen die Hauptstadt Woguliens bildend, während in der Regel nur 2—3 Jurten beisammen sind. Im ganzen Uluß Bulun wohnen 2293 Seelen, davon 800 in der Waldregion der Lena und des Olenek, an der Waldgrenze selbst zwischen Lena und Anabara 500 und in der Tundra, namentlich auf den Mündungsinseln der Lena und des Olenek zeitweilig über 900[22]).

Die Gesamtzahl der nichteuropäischen Völker, welche Asiens Festlandmasse und Halbinseln nördlich vom 60.° n. Br. bewohnen, können wir zu ungefähr 330 000 annehmen, welche schätzungsweise folgendermaßen auf die Hauptstämme zu verteilen sind:

Samojeden	16 000,
Wogulen und Ostjaken . . .	25 000,
Tungusen	68 000,
Jakuten	211 000,
Kamtschadalen	1 950,
Korjäken	2 750,
Tschuktschen	5 000,
Asiatische Eskimo	2 000.

Es kommen also 2 bis 2,5 Menschen auf die Quadratmeile und in einigen Gebieten, die wir bestimmter umgrenzen können, wie Kamtschatka und Tschuktschenhalbinsel, ist noch nicht ein Bewohner auf der Quadratmeile zu zählen.

Auf der amerikanischen Seite haben wir Schätzungen, die fast an die Genauigkeit von Zählungen heranreichen, in Alaska und Grönland, dort 25 000 bis 31 000 Einwohner ohne Weiße und Mischlinge, hier 10 360. Ferner in Labrador 6000[23]) (4000 Indianer, 2000 bis 2200 Eskimo nach Rink), auf den Inseln des arktischen Archipels und dem Küstenrand Nordamerikas gegen 4000 Eskimo, endlich Indianer in den Gebieten der früheren Hudsonsbaigesellschaft 30 000 und dazu 5000 bis 6000 Indianer des Athapaskagebietes, zusammen etwa 50 000 Indianer und 40 000 Eskimo im westlichen Teile der nördlichen Rand-

gebiete der Oekumene, was eine Dichtigkeit von noch nicht einer Seele auf 1 Quadratmeile bedeutet. Die Dichtigkeit sinkt in Labrador und Grönland auf 0,24 und 0,3.

Unterschiede der Bewohntheit des nördlichsten Asien und Amerika. Das polare Asien wird im ganzen besser bewohnt, als das polare Amerika, weil es breiter, massiger, zusammenhängender sich in die arktischen Regionen hineinstreckt, dadurch viele Wege, von denen die wichtigsten durch große Ströme angezeigt sind, in die südlicheren Gebiete besitzt, und in einer, wenn auch zerstreuten und dünnen, so doch jederzeit offenen Verbindung mit den Ländern dichterer Bevölkerung im Süden steht. Gewisse Vorzüge der Naturausstattung der Alten Welt finden daher ihren Weg bis in die eisigen Gebiete des asiatischen Kältepols, welche die vielleicht kältesten Punkte der Erde umschließen. Da die Nordvölker Alter Welt das Rentier zum Zug- und Reittier erhoben haben, erstrecken sich die Weideländer herdenreicher Rentiernomaden in Gebiete, deren Parallel auf der neuweltlichen Seite nur noch die an die Küsten gebundene Eskimobevölkerung in kleinen, armen Gruppen erkennen läßt. Die Tschuktschenhalbinsel, zwischen dem 59. und 73.° n. B., zeigt deutlich, von welchem Erfolg diese Thatsache für die Völkerverbreitung ist. Denn an der Küste nährt sie eine hin und her wandernde, vom Fischfang lebende Eskimobevölkerung, während im Inneren jene nach Abstammung und Lebensweise weit abweichende Bevölkerung von Rentiernomaden wohnt, welche uns in den Grundzügen ihrer Lebensweise aus dem äußersten Nordostwinkel der Alten Welt in deren äußersten Nordwesten, zu den Lappen der norwegischen Alpen, versetzt. Als Reittier geht das Rentier bei den Tungusen bis ans Eismeer, es wird bei den Jakuten von den Zughunden abgelöst, aber in deren Gebiete geht zugleich das Pferd bis zum 71.° n. Br., nämlich an der Jana, wo nach Ferd. Müllers Angaben außer Pferden in Ustjansk selbst noch Rinder vorkommen. Daß beide Tiere im Lenathale viel weiter südlich zurückbleiben, ist er geneigt, zufälligen Einflüssen, besonders der ge-

ringeren Thätigkeit der dortigen Eingeborenen, zuzuschreiben, welche nur äußerlich Jakuten, der Abstammung nach aber Tungusen sind[24]). Die Frage offen lassend, ob die Jakuten die Viehzucht, welcher sie mit einer gewissen Leidenschaft obliegen, aus ihrer türkischen Steppenheimat mitgebracht oder ob die Russen dieselbe erst bei ihnen eingeführt haben, dürfen wir jedenfalls eine wesentliche Förderung der Besiedelung dieses Gebietes in dem Besitze von Tieren erkennen, welche z. B. den Tungusen am Olenek gestatten, alljährlich zwischen Wiljui und dem Syrungasee mit ihren Rentierherden Hunderte von Werst zurückzulegen. Dabei mögen sie nomadisch im schärfsten Sinne des Wortes, d. h. jeder festen Heimat entbehrend, sein oder nur zeitweilig auf Wanderung sich begeben, immer aber zum gleichen Orte, den sie als Eigentum erkennen, zurückkehren.

Im arktischen Amerika hat ursprünglich die fruchtbare Beziehung nach Süden gefehlt, welche Eisen und Viehzucht, sogar Erzeugnisse chinesischer oder japanischer Industrie[25]) bis in den äußersten Nordosten des Erdballes getragen hat. Die Völker, welche die äußerste Randzone bewohnen, sind hier nicht von Süden gekommen, sondern von Westen. Bis zur Behringsstraße haben die Eskimo ihren Weg von Süden her gemacht, dann aber sind sie an der Küste und auf den Inseln bis nach Ostgrönland hinüber gewandert. Ihr Verhältnis zu den südlich von ihnen lebenden Bewohnern des nordamerikanischen Kontinentes ist daher ein ganz anderes, als wir es z. B. zwischen Tschuktschen und Korjäken finden. Die Eskimo sind Fremde in Amerika. Sie gehören nur den Küsten und Inseln an, die sie ganz anders ausbeuten, als es in Nordasien geschieht, wo ihnen kein Volk an Schiffahrtskunde und -Kühnheit zu vergleichen ist. Gerade diejenigen Gebiete, welche wir in Nordasien ganz dünn bewohnt und unbewohnt gefunden haben, sind in Nordamerika der Sitz des eigentlichen Randvolkes der Eskimo. Es ist sehr bezeichnend, daß im nordöstlichen Asien, auf der Tschuktschenhalbinsel, wo wir zum erstenmale den Eskimo begegnen, wir auch die dauernden

Küstendörfer finden, welche nun bis Ostgrönland hinüber nur wenigen Küstenstrichen ganz fehlen.

Die Abhängigkeit von der Tierwelt des Meeres ist das Grundgesetz der Verbreitung des nearktischen Menschen. Mag er auch Landtiere jagen, so liegen doch seine Hilfsquellen zum größten Teil im Meere. Viele von den Ländern, an deren Küsten man ihn findet, sind durch Eisbedeckung unbewohnbar. Von Viehzucht kann keine Rede mehr sein. Es ist also eine viel einseitigere, leichter erschütterte und gefährdete Existenz. Und nicht vom Meere selbst, wie des Polynesiers, sondern mehr vom Eis hängt die Existenz des arktischen Küsten- und Inselmenschen wesentlich ab. Dringt es vor, so schränkt es ihn ein, schneidet ihn von seinen Hilfsquellen ab, drückt ihn moralisch zwischen Meereis und Inlandeis zusammen, geht es zurück, so erlangt er die Verfügung über seine Lebensquelle wieder. Diese Eisbarrikaden bringen bis nach Island Notstände und der Rückgang der ostgrönländischen Bevölkerung ist nicht zu verwundern, wenn man an die unberechenbaren Eisschranken denkt, durch die am meisten ihnen der Polarstrom den Zugang zur See verbaut.

Die Verunglückungen durch Ertrinken, Verschlagung in Böten und auf abgebrochenen Eisfeldern nehmen in den Totenlisten hochnordischer Länder eine hervorragende Stelle ein. Schon in den Faröer sind 8 % der Todesfälle gewaltsam, in Grönland 11 %, worunter 7 % auf Tod durch Ertrinken fallen. Im Winter 1888/89, den Nansen in Godthaab zubrachte, ertranken nach der Angabe dieses Reisenden, der die Geschicklichkeit der Eskimo im Kajakfahren so sehr rühmt, nicht weniger als 6 Kajakfahrer in den Umgebungen dieses Hafens [26]). Und die isländische Statistik verzeichnet von 1856 bis 1875 2026 gewaltsame Todesfälle, wovon 1647 durch Ertrinken. Es ist eine Existenz, welche ungeheuer viel verbraucht: Zeit, Kraft und Leben, um sich zu fristen. Commander Roß stellt einmal Betrachtungen über die Zeit an, die der Eskimo braucht, um das so häufig wiederkehrende Geschäft des Schnee- und Eisschmelzens im

Steinkessel mit der Thranlampe zu besorgen; der Europäer besorgt dieses mit Blechnapf und Spiritus in 20- bis 30mal kürzerer Frist. Schon darin sieht er ganz richtig eine Ursache des trägen und ebendeshalb so viel gefährdeten Lebensganges.

Der Nomadismus in den Randgebieten. Als Czekanowskys und Ferd. Müllers Olenekexpedition ihren Weg an dem mittleren, östlich gerichteten Laufe dieses größten unter den mittleren Flüssen Sibiriens suchte, begegnete sie in $4\frac{1}{2}$ Monaten nur zweimal vereinzelten menschlichen Wesen und zwischen diesen nur seltenen Resten vorübergehend bewohnter Hütten [27]). Und doch durchstreifen die jakutischen Jäger dieses Gebiet bis an die See, wobei sie zu verschiedenen Zeiten desselben Jahres vorübergehende Wohnsitze, die 150 bis 200 deutsche Meilen auseinanderliegen, einnehmen. Die Jurten der einzelnen Jakutenfamilien liegen jenseits des werchojanskischen Bergrückens oft mehrere hundert Werst auseinander, so daß die nächsten Nachbarn einander in Jahren nicht sehen. „Diese Entfernungen," sagt Wrangel, „sind größer, als das Weidebedürfnis erheischt, sie entspringen dem Wunsche des Jakuten, einsam und abgeschieden zu sein" [28]). Wir legen dabei nicht das Gewicht, wie russische Schilderer dieser Verhältnisse, auf die Unterscheidung eines vollständig heimatlosen Umherziehens, wie es diese jakutischen und jukagirischen Jäger üben, und eines zeitweilig wiederkehrenden Hinausstreifens über die Grenze eines fest umschriebenen, zu Eigentum erklärten Wohngebietes, wie es bei Tungusen gefunden wird. In beiden Fällen ist doch das Bestreben maßgebend, „to cover a wide area", wie dieses Parry ganz richtig als unbewußt treibenden Gedanken in den Wanderungen der Eskimo des nordamerikanischen Polararchipels gekennzeichnet hat. Ein enger Raum erzeugt nicht genug zum Leben, die schweifende Lebensweise ist also keine willkürlich angenommene Gewohnheit, sondern ein Gebot der Notwendigkeit. Der Eskimo muß bereit sein, den unberechenbaren Unterschieden im Auftreten der Jagdtiere und in den für die

Walroß- und Robbenjagd entscheidenden Eisverhältnissen seine Bewegungen und die Lage seiner Wohnsitze unterzuordnen, und der Rentierlappe verzichtet auf die Sicherheit seiner Lebensgrundlage, sobald er das Wandern aufgibt. Castrén, den Wenige an tiefer Kenntnis aller Lebensverhältnisse der nordeuropäischen und nordasiatischen Hirtenvölker erreicht haben, fand bei seiner ersten lappländischen Reise (1838) die Herden der Enarelappen im Rückgang, diese selbst daher verarmt, aber im Begriff seßhafter zu werden, und erkannte bald die Beziehung zwischen den beiden Erscheinungen, welche er in die Worte faßt: Je dauernder der Wohnsitz des Lappen wird, desto unmöglicher wird es ihm, eine größere Herde von Rentieren zu unterhalten; denn die Rentierweide, selbst in den besten Gegenden, ist bald abgefressen und ein Menschenalter muß vergehen, ehe neues Moos wächst [29]). Vervielfältigung der zur Erhaltung des Lebens nötigen Dinge kann hier nur in beschränktem Maße die Notwendigkeit der ausgreifenden Wanderungen mildern.

Die ethnographische Einförmigkeit und Ausschliesslichkeit der Randvölker. Die ethnographische Einförmigkeit, welche zu den Merkmalen der an den Grenzen der Oekumene in dünner Verteilung wohnenden Völker gehört, hängt eng zusammen mit der Armut, welche besonders auf dem Gebiete der politischen Entwickelung sich geltend macht, mit den weiten Wanderungen, welche unternommen werden müssen, um das Leben zu fristen, und mit dem einförmig schweren Druck gleichmäßig ärmlicher Lebensverhältnisse. Letzterer läßt ein Nebeneinanderliegen oder Ineinanderschieben verschiedenartiger Völker, wie es in den fruchtbarsten Teilen Afrikas und Amerikas die Regel ist, gar nicht aufkommen und dadurch verliert das ethnographische Bild außerordentlich an Mannigfaltigkeit. So wie Eskimo, Tungusen, Jakuten, Samojeden und Lappen, Feuerländer und Buschmänner ihre am meisten polwärts gelegenen Gebiete auch in der großen Kulturausbreitung der letzten Jahrhunderte festhalten und sich selbst, wenn auch gemischt, in denselben behaupten konnten, haben auch

früher andere Völker an ihren Grenzen Halt gemacht. Es liegt in der menschlichen Natur, daß das Verschiedene sich ausschließen will, weshalb wir die Feindschaft des mongolischen Nomaden gegen den chinesischen Ackerbauer oder den Haß des besitzenden Betschuanen gegen den Buschmann, den räuberischen Proletarier der Wüste, verstehen. Aber in der Blutfehde, welche in der ganzen weiten Breite ihrer Begrenzung die Eskimo und die nördlichsten Indianerstämme auseinanderhält, liegt etwas Tieferes. Sie müssen aber auch Alleinherrscher und alleinige Nutznießer ihres Landes bleiben, denn ein Vordringen der Indianer in dasselbe würde in Kürze ihre Nahrungsquellen versiegen machen, sie selbst dem Hungertod preisgeben, und dies um so mehr, als die Indianer bis in diese armen Gegenden herein unvorsichtigere, die Schätze der Natur rücksichtsloser zerstörende Jäger sind, als die Eskimo. Es schieben sich keine Viehzuchtnomaden wie in Nordasien zwischen die Jäger. Wie könnten die Eskimo, die so oft sich gezwungen sehen, ihre kleinen Stämme zu zerteilen, um einen größeren Raum zur Lebenserhaltung aller zu umfassen, auch noch andere Völker in ihre Mitte aufnehmen! Daher die fast krankhafte Angst vor ihnen, welche die nördlichsten Indianer überall an den Tag legen und welche sicherlich ihren Grund nicht nur in der Furcht vor der durch das scheußliche Massacre der Begleiter Hearnes hervorgerufenen Blutrache hat[30]). Mit Staunen beobachtete Franklin die Vorsichtsmaßregeln, welche seine den Tschippewähs angehörigen indianischen Führer anwendeten, als sie in die Nähe der Eskimo des unteren Kupferminenflusses gekommen waren. Feuer wurden mit der größten Vorsicht angezündet, die auf Höhen führenden Pfade vermieden, der verräterische Charakter der Eskimo in düsteren Farben gemalt. Selbst in ihren Sagen spielt das Land der Eskimo die Rolle einer fernen Insel, nach der einzelne der Indianer als Sklaven fortgeführt werden und aus dem sie auf wunderbare Weise den Rückweg finden. Bis in die Ortsnamen erstrecken sich die blutigen Erinnerungen. Auch Killersoak, „die große Wunde," und Erkillersimavik, „die Stelle,

wo man verwundet wird" bei Nain knüpfen an die Ueberlieferung von Kämpfen zwischen Eskimo und Indianern an.

Der tiefere Grund ist die Schärfung des Daseinskampfes durch die Not, welche an dieser Grenze der Menschheit herrscht, wozu hier möglicherweise auch noch die Erinnerung an die vielleicht nur wenige Jahrhunderte alte Usurpation der Küstenstriche durch die von Westen her gekommenen Fischfresser (= esquimantsik im Algonkin) sich gesellt hat. Merkwürdig ist, daß wir dieser Feindseligkeit auch an der äußersten Südgrenze der Eskimo der Behringssee gegen die Stämme der Koloschen begegnen, wo jedoch die Kämpfe zwischen Kaniagmuten und Koloschen des Kadiakarchipels glücklicherweise zur Aufrichtung einer Fremdherrschaft und damit zur Anbahnung des ethnographischen Austausches, der diese Völker so eigenartig bereicherte, und endlich wohl auch zur Rassenmischung geführt haben. So alt und allgemein ist aber dieser feindliche Gegensatz, daß wir gar nicht erstaunt sind, wenn Ellis uns von den grausamen Ausschreitungen der Indianer am Südufer der Hudsonsbai und in Labrador Dinge erzählt, die ganz denen gleichen, die blutig in die Berichte von Hearne, Franklin, Back und Simpson eingezeichnet sind [31]).

Es kann kleine Völker von großer ethnographischer Eigenart geben; die Inselbewohner liefern in den verschiedensten Teilen der Erde dafür Belege. Aber in der Regel werden die Völker, die an Zahl gering sind, auch ethnographisch arm und einfach sein. Was von außen her zu ihnen gelangt, verbreitet sich rasch durch den auch ihnen nicht fremden Tauschverkehr über ein weites Gebiet. Ebenso ist aber das Aufgeben eines Kulturbesitztums, wenn es auch nur seitens eines kleinen Stammes geschieht, eine Aenderung über einen unverhältnismäßig weiten Raum. Die außerordentlich weite Zerstreuung einer geringen Menge von Ueberresten der Richardsonschen Eismeer-Expedition, denen Th. Simpson 13 Jahre später bis Bathurst Inlet begegnete, deutet darauf hin, wie rasch die kleine Zahl der Bewohner dieses weiten Gebietes diese Errungenschaften ausbreiten konnte. Schon vor mehr als 100 Jahren hat Hearne eiserne Werkzeuge bei den Eskimo des Kupferflusses angetroffen, die doch im Reichtum gediegenen Kupfers geradezu schwelgten, und wir sahen, wie Greely es jüngst unter den nördlichsten Spuren des hocharktischen Menschen fand; aber am Schingú Mittelbrasiliens und am Abhang des Roraima in Guyana ist die Steinzeit eben erst im

Schwinden. Die erstaunlich rasche Umwandelung der Patagonier in ein Reitervolk gelang leicht bei einer Gesamtbevölkerung von wenigen Tausenden, und damit nahmen 20 000 Quadratmeilen ein neues ethnographisches Gepräge an. Der große Abstand der Osterinsulaner von heute und vor zwei Jahrhunderten konnte sich leicht in einer Bevölkerung erzeugen, welche im besten Falle die Zahl von 2000 nicht überstieg. Es wird in allen diesen und ähnlichen Fällen der Widerstand fehlen, der auf eine große dichte Bevölkerungsmenge sich stützt. Ebensowohl kann es nun aber auch vorkommen, daß in zeitweiliger Abschließung vom Reste einer solchen weit verbreiteten Bevölkerung ein paar Familiengruppen, die einzigen Bewohner auf mehreren tausend Quadratmeilen, irgend einen ethnographischen Besitz aufgeben, wie die nördlichsten Eskimo Bogen und Pfeil oder ihre südgrönländischen Genossen den Hundeschlitten und die Schneehütte, ohne daß man doch dadurch berechtigt würde, auf weit zurückreichende Unterschiede der Herkunft und Entwickelung zu schließen. Von der Vorstellung des weiten Raumes beeinflußt, hat man viel zu großen Wert auf derartige Erscheinungen gelegt. Beim Rückgang einer solchen kleinen Gruppe, der von Zeit zu Zeit mit einer gewissen Notwendigkeit eintritt, rücken andere in die Lücke und die Besonderheit schwindet ebenso rasch vielleicht, wie sie gekommen. Bei dem großen Interesse, mit welchem man stets die Randvölker betrachtet hat — ich erinnere an die Stellung, welche die Buschmänner und Australier ganz unten am Fuße des Stammbaumes des Menschengeschlechtes sich anweisen lassen mußten — erscheint es vielleicht angezeigt, diese Gesichtspunkte als Mahnung zur Vorsicht zu beherzigen.

Schwäche der Staatenbildung. Die Zersplitterung und Zerstreuung ist das Prinzip der Gesellschaften und Staaten in den Randgebieten. Größere Ansammlungen sind mehr als unbequem, selbst mehr als schädlich, sie können verderblich werden. Gehen wir in Nordamerika von den Dakota, den Mandanen zu den nördlichen Nachbarn, den Tschippewäh, so sehen wir die Stämme auf ein Fünftel der Kopfzahl herabsinken und alle bekriegen sich, jeder kämpft mit den Waffen für die Unverletzlichkeit seines Jagdgebietes. Keiner der 10 Jakutenstämme Nordasiens dürfte über 300 Köpfe zählen und das ganze ihnen benachbarte Völkchen der Omoken wird heute durch drei Stämme dargestellt, die in Summa 200 Mann stark sind [32]). Wo auf 2 Quadratmeilen 1 Bewohner kommt, wie im Kolymagebiet, da ist eine stärkere Stammesorganisation undenkbar. Und doch sind dies Hirten, welche noch im

Inneren des Tschuktschenlandes, auf Herden von Hunderten von Rentieren gestützt, mit achtunggebietendem Selbständigkeitstrieb selbst den Europäern gegenübertreten. Wieviel abhängiger sind die Hyperboreer Nordamerikas, welche die vorhin erwähnten Vorteile ihrer altweltlichen Genossen entbehren, von der Natur ihrer Umgebung! Wenn schon bei den nächstsüdlichen Indianern von der weitverbreiteten Gruppe der Tschippewäh Stämme von 200 Jagdfähigen für groß gelten, so sinkt das Maß rasch, indem wir nordwärts zu den Eskimo fortschreiten. Itah, die nördlichste der heute bestehenden Eskimoniederlassungen in jenem Paradies der Arktis, wie Nares die geschützte und durch die Gezeiten früh eisfrei werdende Foulkebai genannt hat, besaß zur Zeit, als es Kane von seiner berühmten Winterstation im Rensselaerhafen aus besuchte, 12 Bewohner, Bessels fand 20, in den Sommern 1875 und 1881 war das Dorf verlassen, 1884 fand die Entsatzexpedition, welche die letzten 7 Mann der Lady Franklinbaiexpedition vom Hungertod rettete, dasselbe wieder bewohnt [33]). Von Igtlutuarsuk in Ostgrönland, das mit 13 Hütten wahrscheinlich die größte der ostgrönländischen Niederlassungen ist, liegen bis Kap Farewell 15 Niederlassungen, von welchen indessen die meisten nur aus 1 bis 2 Hütten bestehen. Boas, der die Verbreitung der Eskimo nördlich von 70° genauer untersucht hat [34]), kennt keinen Stamm nördlich der Barrowstraße, der mehr als 10 Hütten zählt. Dabei ist aber wohl zu beachten, daß nicht die Zahl der Hütten ohne weiteres auf diejenige der Bewohner schließen lassen kann, denn schon Cranz wußte, daß Hütten, in welchen ein Todesfall eingetreten ist, verlassen stehen bleiben, und es gibt auch Wohnhütten, welche zur Aufbewahrung von Vorräten dienen.

Diese Verkleinerung der Zahl der Stämme nach den Rändern der Oekumene hin, welche ebenso wie in den eben beschriebenen Gebieten, auch in Australien, Südwestafrika und im südlichsten Südamerika vorkommt, — Coppinger sah die Chonosinsulaner nicht in größeren Gruppen als zu zwölfen, wobei öfters das Verhältnis 5

Frauen, 4 Kinder, 3 Männer wiederkehrte, und Bove bekennt, nur einmal mehrere 100 Feuerländer beisammen gesehen zu haben, und zwar bei einer Verteilung von Nahrung und Kleidung in der Mission — mutet uns wie das Ausklingen eines Tones an, der um so leiser wird, je mehr wir uns den polaren Grenzen der Oekumene nähern. Wie leicht dieser Ton ganz verklingt, das lehrt uns der Verlust Marklands, Hvitramannlands und Vinlands für Grönland und Island, dem für Europa im 15. Jahrhundert der Verlust Grönlands folgte. Wie zu erwarten, betreten wir endlich Gebiete, in denen dauernd die Stille des Todes herrscht. Noch vier Grade über den Punkt von 78° 18′ hinaus, welcher die am weitesten polwärts vorgeschobenen Wohnsitze der Menschen bezeichnet, gehen Reste der arktischen Jägervölker, welche von wiederaufgegebenen Versuchen erzählen, die Grenze des Menschen weiter gegen den Nordpol vorzuschieben. Darüber hinaus, und es ist der nördlichste uns bekannte Punkt, scheint die Erde nichts von Menschen zu wissen.

Die Oekumene und die Völkerbewegungen. Mit Bezug auf die M a s s e n b e w e g u n g e n betrachtet, welche als eine allgemeine Eigenschaft der Völker aufzufassen sind, erscheint die Begrenzungslinie der Oekumene als die Schranke, welche von den wandernd sich drängenden Völkern nicht überschritten werden konnte und bis zu welcher hin auch nur in Zeiten der Not und des Dranges Völkerwanderungen sich ausdehnen mochten. So wie die Eskimo der nördlichsten Teile Nordamerikas und Grönlands nur ein kleinerer Teil der am Ostufer der Behringssee bis 55° N. südwärts viel dichter wohnenden Westeskimo sind, so weisen in Nordasien die Völkerursprünge nach Süden. In einzelnen Fällen läßt es sich nachweisen, daß Verdrängungen in diese Randgebiete und über dieselben hinaus auf die Inseln Völker weit polwärts geführt haben. So weit freilich zu gehen wie Nordenskiöld, der in einer größeren Anmerkung zur Erzählung der Vegafahrt sowohl die asiatischen als die amerikanischen Randländer mit Flüchtlingen aus den Völkerkämpfen südlicher

Gebiete sich bevölkern läßt[35]), ist nicht jedem erlaubt. Dem Entdecker, dessen Kühnheit vieles gelungen, sind auch kühnere Gedankenflüge zu gestatten. Wir bescheiden uns, auf geschichtlich bezeugte Hinausdrängungen hinzuweisen. Diejenigen, welche die Geschichte der weitausgebreiteten Zweige des Turkstammes erforschten, sind nach Süden bis zum Altai geführt worden und finden die Spuren der Finnen in jenen metallkundigen Tschuden, welchen ihre Zurückdrängung durch weiße Männer das Erscheinen der weißen Birke in der Steppe ankündigte. Wie die Tschuden sind auch andere Völker dieser Gruppe, besonders die Lappen, Ostjaken, Samojeden, einst südlicher gesessen als heute[36]) und ihr Rückzug reicht stellenweise bis in unsere Tage. Niemand zweifelt daran, daß die Tungusen Sibiriens aus südlicheren Gegenden bis an die äußersten Ränder Nordasiens gezogen sind und daß mit dieser Veränderung ein Vertauschen der Ansässigkeit mit dem Wanderleben des Jägers, im besten Falle des Rentierhirten, und ein allgemeiner Rückgang der Kultur verbunden gewesen sei. Der Vergleich älterer und neuerer Reiseberichte läßt das allmähliche Vorrücken einzelner Tungusenstämme nach Norden erkennen, das, unter solchen Opfern sich vollziehend, jedenfalls als kein freiwilliges anzusehen ist. Diese Nordwanderer schoben Samojeden vor sich her und wurden ihrerseits von den Jakuten im Lenagebiete nordwärts gedrängt. Noch heute knüpft die Ueberlieferung der Tungusen an einige Felsen bei der Mündung der Patoma in die Lena die Erinnerung an einen blutigen Kampf mit den vom Altai kommenden, mit Eisen, Pferden und Rindern ausgestatteten Abkömmlingen Turks[37]). Sind die Züge nach Norden wesentlich als Hinausdrängungen zu betrachten, so erteilen die äußersten Schranken, bis zu welchen sie reichen, späteren freiwilligen Wanderungen die entgegengesetzte Richtung. Die Beweglichkeit ist vorhanden und ist unzerstörbar; da sie aber polwärts sich den Weg verlegt sieht, strömt sie äquatorwärts zurück.

Von den Randgebieten dieses Gürtels sehen wir die Völker, da sie polwärts über die Grenzen nicht hinaus-

können, sich nach dem Inneren der Oekumene wenden, wo die Brennpunkte der geschichtlichen Entwickelungen liegen. Daher die Häufigkeit der äquatorwärts auf beiden Hemisphären sich bewegenden Völkerwanderungen. Ihnen stellen sich aber dichtere Bevölkerungen entgegen und es findet ein Ablenken in ostwestlicher Richtung statt, wie es z. B. in den letzten Jahrzehnten die Ausbreitung der Rentiertschuktschen nach Westen erkennen ließ. Die Eskimo haben an südnördlicher Ausdehnung verloren, aber kein Volk der Erde ist in einem so langen und schmalen Bande ostwestlich verbreitet wie sie.

---

[1]) Missionar Miertsching in seinem Reisetagebuch aus den Jahren 1850—54. Gnadau 1856. S. 154.

[2]) Neuerdings treffend durch Virchow, der von der Eigenartigkeit der Eskimorasse spricht, und sie als etwas ganz Isoliertes, etwas für sich Bestehendes bezeichnet, gleichsam als wäre sie in diesem Norden entstanden. „So bildet sie gewissermaßen einen Gegenpart zu den isolierten Bevölkerungen, wie wir sie an den Südenden der großen Kontinente finden, zu den Feuerländern in Amerika, den Buschmännern in Afrika." Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie. Berlin. XII. S. 256.

[3]) Daß Gerlands Zeichnung eines weißen Fleckes im Inneren Westaustraliens zwischen 122 und 130° ö. L. ein Fehler, beruhend auf Unkenntnis wichtiger Thatsachen, hat ausführlich Dr. F. Diederich in „Zur Beurteilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens", Globus LV, besonders S. 362—363 nachgewiesen.

[4]) Die Hottentottenstämme und ihre Verbreitung. Geographische Mitteilungen. 1858. S. 53.

[5]) Die neuere Zählung, von welcher Missionar Bridges 1884 in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena (III, S. 268) berichtet, ergab circa 1000 Yahgan, 500 Ana und etwa 1500 Alakaluf. Er glaubt, die Bevölkerung sei 12 Jahre früher doppelt so stark gewesen. Dabei würden aber immer noch die 7—8000 Feuerländer, von denen der chilenische Census von 1875 spricht, an den offenbar Bridges und Brown sich anlehnt, zu hoch gegriffen gewesen sein. Der chilenische Census von 1875 gab 7—8000 Feuerländer, 11—12000 Patagonier, 3500 Arribanos-Araukaner (nordöstlich vom Cautin), 15000 Huilliches (südlich vom Cautin), 3000 Abajinos-Araukaner am Küstengebirg von Nahnelbuta und 2500 Küstenaraukaner an.

[6]) A. von Selstrang, Patagonien und seine Besiedelung. Deutsche geographische Blätter. VII. S. 244.

[7]) Siehe S. 82 und den 8. Abschnitt im Anfang.

[8]) Stuarts und Burkes Reise durch das Innere von Australien. Geographische Mitteilungen. 1862. S. 57 f.

[9]) Ueber die Eingeborenen von Chiloe. Z. f. Ethnologie IX. S. 317.

[10]) Coppinger, Cruise of the „Alert" in Patagonian and Polynesian Waters. London 1883.

[11]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. 1. S. 189. Noch früher (1615/6) hatte W. Cornelius Schouten keine menschliche Seele beim Aufenthalt in Puerto Deseado und bei der ersten Umschiffung des Kap Hoorn gesehen, nur einige Gräber auf Höhen. Oliver van Noort ist erst im Inneren des Magalhaes-Archipels mit Eingeborenen zusammengetroffen.

[12]) Eine neue Kolonie auf Pitcairn. N. Ephemeriden 1816. I. S. 34. Der jüngere Kotzebue hat diese Episode mit der ihm eigenen Sentimentalität, aber eingehend, in der Neuen Entdeckungsreise 1830 dargestellt.

[13]) Die Bevölkerungszahl dieses Eilandes ist offenbar streng begrenzt durch die Geringfügigkeit der Hilfsquellen. Com. Mainwaring fand 1873 76 Bewohner, 1875 fand das Schiff „Petrel" 85, 1879 das Schiff „Opal" 93, 1881 fand man 96. Die Zahlen, teilweise mit näherer Begründung, in Behm und Wagners Bevölkerung der Erde. Geographische Mitteilungen. Ergänzungshefte 41, 55, 62 und 69.

[14]) Journal Anthropological Institute. London. VI. S. 379 f.

[15]) Schmeltz und Krause, Die ethn.-anthr. Abteilung des Museums Godeffroy. Hamburg 1881. S. 355.

[16]) Journal R. Geographical Society V. S. 398.

[17]) Entdeckungsreise II. S. 62.

[18]) Geographische Mitteilungen. 1879. S. 93.

[19]) Vgl. De Longs Tagebuch in William H. Gilders: In Eis und Schnee. D. A. 1884. S. 219 f.

[20]) Geographische Mitteilungen. 1879. S. 152.

[21]) Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. D. A. 1882. II. S. 72.

[22]) Ferd. Müller, Unter Tungusen und Jakuten. 1882. S. 197.

[23]) Nach dem Census der Vereinigten Staaten von 1880 33400 Einwohner, worunter 2185 Weiße und Mischlinge.

[24]) Unter Tungusen und Jakuten. 1882. S. 205.

[25]) Vergleiche die Abbildungen von verzierten Speerspitzen von einem Tschuktschengrabe in Nordenskiölds Beschreibung der Vegafahrt. D. A. 1882. II. S. 103.

[26]) Scottish Geographical Magazine. 1889. S. 402.

[27]) Ferdinand Müller, Unter Tungusen und Jakuten. 1882. S. 110.

[28]) Reise von F. v. Wrangel. Bearb. von G. Engelhardt. 1839. S. 153.

[29]) Matthias Alexander Castréns Reisen im Norden. D. A. 1853.

[30]) Am 17. Juli 1771 überfielen die Begleiter des Beamten der Hudsonsbai-Gesellschaft, Samuel Hearne, der zur Entdeckung der

Kupferlager an den Kupferminenfluß gesandt worden war, am Ufer dieses Flusses nächtlicherweise einen friedlich lagernden Eskimostamm, töteten alle Glieder desselben ohne Ausnahme in der grausamsten Weise und begingen noch weiterhin Ausschreitungen jeder Art gegen einzelne hilflos zurückgelassene Eskimo und deren Besitz. Das Gerücht von dieser Blutthat erfüllte noch Jahrzehnte später das nordische Amerika zwischen Hudsonsbai und Behringssee.

[31]) H. Ellis, Reise nach Hudsons Meerbusen. D. A. 1750. S. 188.

[32]) Augustinowitsch, Die Volksstämme des Kolymagebietes in Sibirien. Globus XL. S. 121.

[33]) Kane Arctic Researches. 1856. I. S. 404. — Bessels, Die nordamerikanische Polarexpedition. 1879. S. 340. — Greely, Drei Jahre im hohen Norden. D. A. 1887.

[34]) Ueber die ehemalige Verbreitung der Eskimos im arktisch-amerikanischen Archipel. Z. d. G. f. Erdkunde zu Berlin. 1883. S. 122.

[35]) Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. D. A. 1882. II. S. 73, Anm.

[36]) Castrén, Ueber die Ursitze des finnischen Volkes. Kleinere Schriften. 1862. I. S. 119.

[37]) Müller, Sammlung russischer Geschichte. VI. S. 151.

5. Die leeren Stellen in der Oekumene.

Ursachen und Wirkungen der Unbewohntheit. Verbreitung und Form unbewohnter Gebiete. Die Wüsten und Steppen. Wasserflächen: Seen, Sümpfe, Moore, Flüsse. Gletscher. Gebirge. Küsten und Flußufer. Der Wald. Die politischen Wüsten. Schluß: Die weißen Flecke der Karten.

Ursachen und Folgen der Unbewohntheit. Wie die Verbreitung alles Lebens ist die des Menschen an der Erde im tiefsten Grunde abhängig von der Wärme und Feuchtigkeit. Jene macht sich vorzüglich geltend in der Abschließung der Oekumene gegen Nord und Süd, diese dagegen liegt einer Menge von Unterbrechungen zu Grunde, welche die Verbreitung der Menschen über die Erde innerhalb der Oekumene erfährt. Das Meer mit dem dreifachen Uebergewicht seiner Flächenausdehnung macht alles Land zu Inseln und die Flüsse nebst den mit ihnen zusammenhängenden Seen und Sümpfen verlängern diesen isolierenden Einfluß tief ins Land hinein, wo in hohen Gebirgen die Firnfelder und ihre Eisströme die menschenfeindlichste Form des Flüssigen darstellen. Wo zu wenig Wasser, bleibt der Pflanzenwuchs aus, die Tierwelt verarmt, und dem Menschen fehlen die Bedingungen dauernden Aufenthaltes. Endlich entwickelt in reichlicher Befeuchtung sich eine Vegetation, welche der Mensch fällen und immer von neuem zurückdrängen muß, um Raum für Siedelungen und Wege zu gewinnen. Wenn schon die Verteilung über Erdteile und Inseln die Menschheit in eine Anzahl ungleich großer

Massen zerlegt, zwischen welche die Meere sich einschieben, so durchlöchert diese Massen also eine noch viel größere Zahl unbewohnter und zum Teil unbewohnbarer Stellen, die mitten in denselben auftreten. Kein größerer Teil der Menschheit ist daher ein räumlich zusammenhängendes Ganzes, kein Volk wohnt lückenlos über sein Land hin. Nicht die Notwendigkeit, die Wohnstätten mit Gärten, Aeckern und Wiesen zu umgeben, hält die Menschen auseinander, denn diese Acker- und Wiesenfluren gehören zu den Wohnstätten, sind durch dichte Wegnetze mit ihnen verbunden, und einzelne Häuser und Höfe sind über sie zerstreut. Was aber trennend mitten in der Oekumene sich zwischen dichtbesiedelte Strecken legt, das sind die Wasser- und Sumpfflächen, die Wüsten, die Hochgebirge und Wälder. Die schaffen Tausende großer und kleiner Unterbrechungen des bewohnten Landes. Zwar müssen diese Lücken mit der fortschreitenden Vergrößerung der Zahl der Menschen und der Zunahme ihres Verkehres immer kleiner und weniger zahlreich werden, aber niemals werden sie verschwinden; ihr Bestand gehört zu den Naturbedingungen der Menschheit. Zunächst vermehrt diese innerhalb ihrer Grenzen die Mittel, über welche sie verfügt, durch immer mehr sich vertiefende Ausnützung. Die Millionen einzelner Wohnplätze erweitern sich auf Kosten des sie umgebenden Naturbodens oft bis zur Berührung und Verschmelzung. Berge und Inseln verschwinden in einem Häusermeer, das sie gleichsam überflutet. Meer wird durch Eindämmung zu Land, Inseln werden durch Ueberbrückung von Meeresarmen ans Festland angeschlossen, Seen und Sümpfe durch Austrocknung bewohnbar gemacht, Wüsten bewässert, und hauptsächlich werden Steppen und Wälder beseitigt, um aus ihrem Boden Aecker, Wiesen oder Baugrund zu bilden. Alle diese Lücken sollen eingeengt und womöglich endlich beseitigt werden.

In dem Kampfe, den der Mensch mit der Natur an ihren Rändern führt, dauert wie in letzten Ausläufern der Kampf fort, dessen Ergebnis die Erwerbung der heutigen Wohngebiete und ihre Ausgestaltung zu Heimatsgebieten

ist. Dieser Kampf geht seine von Klima und Boden gewiesenen, leicht kenntlichen Wege. Das 1880er Censuswerk gibt einen eigenen Bericht über die leeren Stellen, die man noch heute innerhalb des besiedelten Gebietes der Vereinigten Staaten findet, und es ist interessant zu sehen, wie es kommt, daß dieselben noch nicht verschwunden sind und gerade da liegen, wo man sie jetzt findet. Die Staaten von Maine, New York und Michigan umschließen alle drei leere Stellen in ihren nördlichen, rauhen, mit dichtem Walde bestandenen und in Maine und New York (Adirondackgebirge) auch hochgelegenen Teilen. Im südlichen Georgia ist der Okifenokisumpf, im südlichen Florida sind die Sümpfe der Everglades unbesiedelt; zur sumpfigen Beschaffenheit des Bodens kommt hier der Mangel an günstigen Siedelungspunkten an den Küsten. Und außerdem ist zu berücksichtigen, daß die nördliche wie die südliche Gruppe unbesiedelter Gebiete nördlich und südlich von der großen Bahn der Westwanderung liegt, die im Norden von Neuengland nach den Seen, im Süden von Georgia und den Carolinas nach dem Mississippi und darüber hinaus wies.

Die Festsetzung der Menschen auf der Erde verbreitert und vertieft sich in der Einschränkung der leeren Stellen. Der Mensch löst sich auf der einen Seite, indem er seine Kulturmittel und -werkzeuge vermehrt, aus dem Naturzwange, welcher auf tieferen Stufen sein Leben mit trauriger Abhängigkeit stempelt; auf der anderen dehnt er das Gebiet seiner unmittelbaren Berührungen mit der Natur immer weiter aus und spinnt durch vervielfältigte Nutzung ihrer Mittel stets neue Fäden einer minder empfindlichen Abhängigkeit an. Die Wirkung dieser Lücken auf den Geist der Menschen ist vielleicht noch größer als diejenige, welche von ihnen auf seine Bewegungen geübt wird. Soviele Oeden, soviele Ufer, wo die Menschen am Rand der „freien“ Natur stehen, an ihrer Größe sich erheben, an ihrer Leere Rückhalt, in ihrer Weite Schutz finden, oder durch ihre herüberwirkende Armut an Körper und Geist leiden. Nur

wenige Länder sind so dicht bevölkert, daß sie keine Flächen mehr bieten, welche der Urbarmachung und Besiedelung noch zugänglich sind. Selbst Belgien, Sachsen, das Potiefland, Aegypten, Bengalen, kurz die bevölkertsten Teile der Erde haben noch Wälder, Moore, Haiden und Uferstrecken zu gewinnen, deren Betrag als potentielles Wohn- und Nutzland im Besitzinventar der betreffenden Völker erscheint. Selbst die belgische Statistik im Annuaire statistique für 1890 verzeichnet 262 477 Hektare „Bruyères non cultivées et terrains vagues“ und nach dem Statistischen Jahrbuch des k. k. Ackerbauministeriums für 1876 gab es in Oesterreich 76 Quadratmeilen unproduktive, zur Aufforstung geeignete und 180 Quadratmeilen Weidefläche „in untergeordneter Forstnutzung“, das sind über 2 % des Areals, die aus fast unproduktivem Zustand heraus dem Nutzen des Menschen näher gebracht werden können.

Der Census des menschenreichen Britisch-Indien von 1871 enthält folgende interessante Tabelle:

Provinz	Unbebaubar	Baufähig	Bebaut	Unbestimmt	Summa
N.W.Provinz	26 727	12 109	42 174	393	81 403
Audh	5 269	4 667	13 529	527	23 992
Penjab	46 613	22 434	32 706	76	111 829
Zentralprov.	39 844	21 845	23 274	—	84 963
Berar	6 456	3 252	7 349	277	17 334
Mysore	15 026	3 940	8 111	—	27 067
Coorg	1 715	122	163	—	2 000
Br.-Birma	49 192	35 117	3 414	833	88 556
	190 842	103 486	130 720	2 106	427 154

Quadratmeilen (E.).

Es ist also ein Vierteil des Landes noch zu besiedeln, während unter den 44 % „unbebaubar“ wohl auch manche Strecken sich befinden, welche noch nicht völlig aufgegeben werden müssen. Aus den 270 Millionen Menschen Vorderindiens und Britisch-Birmas könnten also mit der Zeit 340 werden, ohne daß auf den vorhandenen Flächen die Bevölkerung sich verdichtet. Daß das letztere aber

sehr wohl daneben möglich ist, erhellt aus der Thatsache, daß die Gebiete unter britischer Verwaltung gerade doppelt so dicht bevölkert sind als die Protektorate. Unter Berücksichtigung der heutigen Mittel der Urbarmachung und Ausbeutung ist Indiens potentielle Bevölkerung auf 400 Millionen zu veranschlagen.

Es ist sehr zu wünschen, daß die Geometer und Statistiker uns in den Stand setzen, bei jeder Areal- und Bevölkerungsangabe eines Landes die nicht bebauten anbaufähigen und die nicht bebaubaren Flächen auszuscheiden. In der erwähnten Aufzählung ist sicherlich der Unterschied groß zwischen Britisch Birma, dessen brachliegendes baufähiges Land 41 % seines Areales beträgt, und Audh, wo diese Zahl nur noch 19 erreicht. Wenn mir die 1865er Erhebungen in Schweden 5,2 % Ackerland, 4,3 Wiesen, 39,8 Wald, 10,7 Gewässer angeben, wenn der nicht beweidete und nicht beackerte Teil Deutschlands zu 34 % der Bodenfläche, wovon 26 % Wald, 3 % Oedland und 4,5 % Wege und Gewässer angegeben wird, wenn die unbebaute Fläche Italiens sich 1887 auf 508464 Hektaren belief, wobei aber als beni incolti nur thatsächlich ertraglose Flächen, also keine Wälder — und der Begriff des wertlosen Holzes ist in Italien enger als bei uns [1]) — verstanden sind, und wenn dagegen die spanische Statistik außer 1545000 Hektaren unproduktiven Bodens noch 2500000 Baldíos (Brachland) und 6832000 Dehesas, Pastos, Alamedas, Sotos und Montes aufführt [2]), so sind dies von Land zu Land verschiedene Dinge, die nicht nur an sich, sondern besonders auch in ihren Folgen und Entwickelungen weit auseinandergehen. Wenn die Statistik diese für sie ja wesentlich nur negative Werte darstellenden Größen einheitlich faßt, wird der Geographie um so mehr die Aufgabe zufallen, die Sammelbegriffe Kulturland und unangebautes Land zu zergliedern. Sie wird auch der Statistik damit einen Dienst erweisen; denn wenn in der angeführten spanischen Statistik der Provinz Gerona 97, der Provinz Avila dagegen 79678 Hektaren unproduktives Land zugerechnet werden, so liegt darin in erster Linie ein Beweis für ganz verschie-

dene Auffassungen und Verwertungen dieser negativen Größe.

Verbreitung und Form unbewohnter Gebiete. Eine Reihe von Lücken in der Verbreitung des Menschen ist derart verteilt, daß Gestalt und Ausdehnung großer Verbreitungsgebiete durch sie beeinflußt wird. In erster Linie gehören hierher die Wüsten, welche im Passatgürtel der Nord- und Südhalbkugel zwei große Reihen von Unterbrechungen hervorrufen, deren eine vom Ostufer des Atlantischen Ozeans bis zum Westufer des Stillen Ozeans quer durch die Alte Welt zieht, und in Amerika am Ostufer des Stillen Ozeans wieder anhebt, um bis über den 100.° w. L. sich in das Herz von Nordamerika fortzusetzen, während die andere große Räume im südwestlichen Afrika, im Westen und Innern Australiens und kleinere Gebiete im Westen und Innern Südamerikas unbewohnbar macht. Aeußerst dünn bewohnte Steppen dehnen sich von den Rändern dieser Wüsten aus und vollenden die Bildung zonenförmig gelagerter unbewohnter oder sehr dünn bewohnter Gebiete in allen Erdteilen. Da es auf beiden Halbkugeln sich ereignet, daß diese großen Lücken bis an die Grenzen der Oekumene oder an die Randgebiete derselben reichen, tragen sie zur Zerfällung der „Erde des Menschen“ und besonders zur Auseinanderrückung der Kulturgebiete wesentlich bei. Neben diesen großen Lücken, welche in die regenärmsten Gürtel der Erde fallen, finden wir zahlreiche kleinere in niederschlagsreichen Gebieten, welche durch Seen, Sümpfe und Flußnetze gebildet werden. Sie sind nur entfernt klimatisch, in erster Linie orographisch bedingt und wo sie in größeren Gruppen auftreten, hängen sie von der entsprechenden Verbreitung bestimmter Bodenformen ab, wie wir das in Nordamerika an der Seenkette wahrnehmen, welche vom Atlantischen Ozean bis zum Eismeer zieht. Kleinere Gruppen ähnlicher Art erkennen wir in den Seenregionen Nordeuropas und am Nordrande der innerasiatischen Hochebenen. Die Gebirge und der Wald bilden ähnlich in den gemäßigten

und heißen Zonen ebenfalls zahlreiche, aber von der Kultur immer mehr zerteilte und verkleinerte anökumenische Gebiete, deren Boden im Gegensatz zu Sand-, Stein- und Wasserflächen der Bewohnung vielfach zugänglich und in ausgedehntem Maße zur wirtschaftlichen Ausnutzung herangezogen ist.

So finden wir also die Lage unbewohnter Gebiete durch die Natur unserer Erde bestimmt im hohen Norden und Süden, wo mit allem anderen Leben auch das menschliche durch die Kälte zurückgedrängt wird, dann in jenen

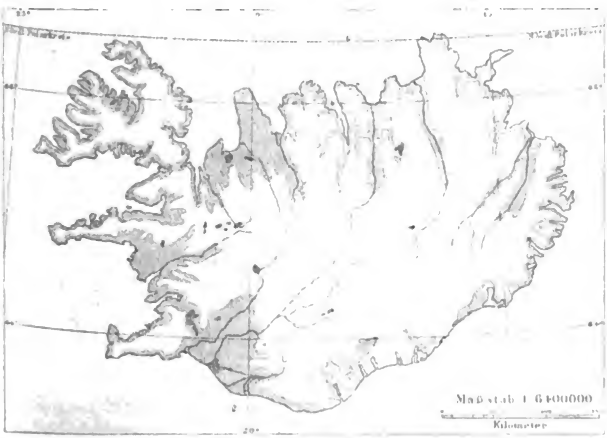


Fig. 2. Islands Kulturgebiete (nach Keilhack). Das Kulturland ist schraffiert.

Erdgürteln, wo die Passatwinde Wüsten hervorrufen; es entstehen dadurch vier anökumenische Zonen in den kalten und gemäßigten Gebieten der Erde. Zahlreiche kleinere unbewohnte Gebiete, die ebenfalls eine zonenförmige Anordnung, wenn auch minder deutlich, zeigen, sind durch den Ueberfluß des Wassers und durch den Wald in den dazwischenliegenden niederschlagsreichen Erdgürteln gebildet. Die an das Meer und an bestimmte Gesteinsbeschaffenheiten geknüpften sind jedoch über die

ganze Erde zerstreut. Lage wie Gestalt aller dieser Gebiete ist aufs tiefste beeinflußt durch die Thatsache, daß die Verbreitung des Menschen über die Erde nicht jene Gegensätze kennt, welche mitten in den Eiswüsten der Alpen und der Arktis Gärten erblühen lassen. Die Existenz des Menschen hängt zu sehr von den anderen Lebewesen ab, als daß er sich nicht gleichsam mit ihnen umgeben müßte.

Daß das nutzbare Land allmählich polwärts abnimmt, hat uns die Betrachtung der Randgebiete der Oekumene gezeigt. Der Vollständigkeit halber weisen wir darauf hin, wie in Grönland nur schmale Flecken des Küstenrandes nicht unter ewigem Eis begraben sind, wie in Island nur die 130 Quadratmeilen des Tieflandes, also etwa 7 % der Oberfläche, in Ostsibirien 18, in Westsibirien 32 % anbaufähig sind und in Schweden das Ackerland 5,2 % des Bodens einnimmt, wo es in Deutschland und Frankreich an 50 % heranreicht. Diese Abnahme hängt mit zwei großen Gruppen tellurischer Erscheinungen eng zusammen. Die eine ist die Verminderung der Kraft und des Reichtumes des gesammten organischen Lebens nach den Polen zu; aus der Mischung der Reste dieses Lebens mit dem zerfallenen Gestein der Erdoberfläche geht die fruchtbare Erde hervor. Das andere ist das Herabsteigen des ausdauernden Firnes und Eises, deren letzte Ausläufer schon bei 49° 25′ auf der Südhalbkugel den Meeresspiegel erreichen, um in den Polargebieten weite Strecken zu überziehen. Daß die Nutzung des Landes im hohen Norden die größte Aehnlichkeit mit derjenigen in den Hochgebirgen wärmerer Erdgürtel hat, ist in dieser Richtung sehr bezeichnend [3]).

Wie die Oekumene ihre dünnbevölkerten, auf weite Strecken unbewohnten Randgebiete hat, so werfen auch in ihrem Innersten schwierige Naturbedingungen einen Schatten vor sich her. Die Naturmächte, welche dem Menschen feindlich gegenübertreten, sind selten in so enge und dauernde Grenzen einzuschließen, daß eine Linie gezogen werden kann, die das Feld ihrer Wirkungen scharf sondert von demjenigen, auf welches diese Wir-

kungen sich nicht erstrecken. Die Linie der unmittelbaren Berührung von Land und Wasser ist in der Regel weder am Meere, noch an den Flüssen zur Siedelung geeignet. Die Veränderlichkeit dieser Linie durch Fluten, Ueberschwemmung und Brandung zwingt den Menschen, sich über derselben anzusiedeln. Auch hier zeigt sich das Wasser als das Bewegliche, Schwankende, von dem der Mensch mit seinen an den festen Boden gebundenen

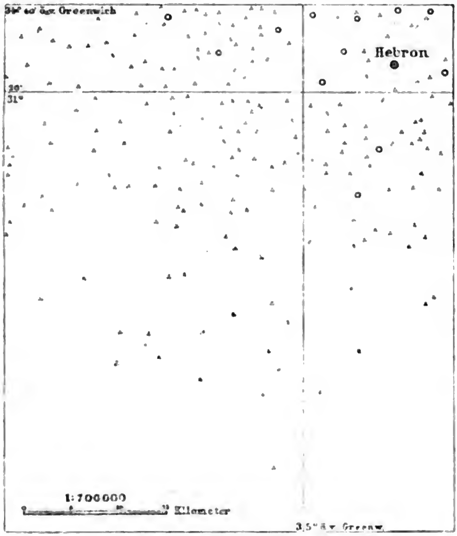


Fig. 3. Siedelungen und Zeltlager des südlichen Palästina im Uebergang zur Wüste.

Werken gern durch eine neutrale Strecke geschieden bleibt. Den oft meilenbreiten Gezeitenstreifen der Küsten bewohnen Menschen ebensowenig, wie die Dünenwälle und — mit seltenen Ausnahmen — die Lagunengebiete. Menschliche Siedelungen liegen nicht in den Ueberschwemmungsgebieten der Ströme, nicht im Kies der Fiumaren, nicht auf den Moränen heutiger Gletscher, nicht in großer Nähe beweglichen Wüstensandes. Die

fruchtbare Erde der Vulkane lockt zur Anpflanzung, aber in der Regel liegen die Lava- und Schlammströme der letzten Jahrzehnte öd und es hängt von der inneren Beschaffenheit der Lava und vom Klima ab, ob sie überhaupt in einem Zeitraume, der nicht nach Jahrhunderten zu messen ist, bebaubar sein werden. Alle diese anökumenischen Gebilde sind also wie von *einem Hofe umgeben, in welchem ihre Natur sich abtönt* und welcher die Annäherung des Menschen zu dauerndem Aufenthalt abwehrt. Indem die Wüsten durch Steppen, die ganz unbewohnten Regionen sich durch wenig fruchtbare Striche nach den bewohnteren hin abstufen, entsteht eine ähnliche Abstufung im Grade der Bewohnung. Im afrikanischen Wüstengebiet folgt auf unbewohnte Wüstenstrecken die Zone der Hirtennomaden und erst an diese schließt sich die der Ackerbauer an. Nennen wir als Typen den unbewohnten Strich zwischen der libyschen Wüste und Kufra, ferner das Oasengebiet von Fessan mit 70 Einwohnern pro Quadratmeile und Bornu mit vielleicht 2000 Einwohnern, so prägt in den Zahlen diese Abstufung sich deutlich aus. Die Wüsten sind erst die Brennpunkte aller Wirkungen der Dürre und damit endlich auch der Bevölkerungsarmut, welche sich erst in ihnen zur vollständigen Menschenleere steigert.

So wie die großen anökumenischen Gebiete verhalten auch die kleinen sich sehr verschieden gegenüber dem Bestreben des Menschen, seine Grenzen gegen dieselben vorzurücken, und demgemäß ist ihre *Form* verschieden. Der Unterschied von Dauergrenzen und vorübergehenden Grenzen ist auch hier zu beobachten. Der Steppe, dem Wald, dem Sumpf, selbst der Wüste gewinnt der Mensch Raum ab. Dabei gilt die Regel, daß *die von organischem Leben am meisten entblößten Gebiete ihm am ablehnendsten gegenüberstehen.* Auf dem ewigen Eis, auf Felsboden, auf Wüstensand gedeiht auch menschliches Leben nicht. In der Steppe und im Wald handelt es sich dagegen nur um ein Zurückdrängen einer Lebensform, um an ihre Stelle dem Boden andere, neue einzupflanzen. Das Getreide tritt an die Stelle des Baum-

wuchses, die Prärie geht in Wiesen über. Da nehmen die Gebiete auch ganz andere Formen an. Die Natur hat selbst an einigen Stellen vorgearbeitet, indem sie mitten im Urwald die Umgebung einer Quelle in Naturwiese verwandelte und in der Steppe den dünnen wohlthätigen Waldwuchs in der Nähe des Wassers hervorrief. In welchen Formen die Kultur diesen leeren Stellen gegenübertritt, in dieselben vordringt, das hängt natürlich am allermeisten von den äußeren Bedingungen, teils aber auch von den Anforderungen ab, welche jene stellt. Wüsten, Flüsse und Seen verweisen den Menschen an ihre Ränder, wo dann nicht selten um so dichter seine Wohnstätten sich anhäufen. Wie dort die Vertiefungen der Oasen, so bieten hier höhergelegene Stellen inselhaft beschränkte, vereinzelte oder zu Gruppen vereinigte Wohngebiete. In die Sümpfe und Moore treibt man vom Rande her Kanäle vor, welche gleichzeitig der Entwässerung und dem Verkehre dienen, und Küstenstrecken dämmt man gegen die Fluten ab.

Da der Mensch in stetem Kampfe mit dem Wasser lebt, siedelt er auf Erhöhungen, wo dieses abfließt, sich lieber an als in Vertiefungen, welchen es zurauscht. So sucht er in der Marsch die Geestinseln aus. In Wüsten und Steppen dagegen lehnt er seine Wohnstätten an die spärlichen Quellen oder künstlich erbohrten Brunnen an. Dabei gilt die Regel, daß der Mensch diesen Lücken um so weniger abzugewinnen vermag, je weniger es in seiner Macht steht, ihren ersten Ursachen beizukommen. Dies gilt besonders von den klimatischen. Hindernisse der Bodengestalt können durchbrochen, Seen und Sümpfe abgeleitet, aber bei Wassermangel selbst kleine Wüsten nicht befruchtet werden. In den Wäldern sucht der Mensch die Lichtungen oder schafft sich solche und seine Siedelungen liegen zuerst im Waldesdunkel, bis Wege sie verbinden und zusammen mit den sich ausdehnenden Feldmarken immer mehr Zugänge schaffen. Lichte Wälder werden früher urbar gemacht als dichte und wir wissen von den Bergstämmen Südindiens, daß sie den immergrünen Hainen vor den „deciduous forests“ den Vorzug geben.

Endlich liegen die Reste des Waldes zerstreut zwischen den Acker- und Wiesenflächen, die nun das Uebergewicht erlangt haben. Viele Landschaften Deutschlands zeigen in der Verteilung der Waldreste diesen Ursprung ihrer Dörfer und Höfe (s. Fig. 5). Der Wald kann natürlich auch vom Rande her eingeengt werden und in den Gebirgen drängen die Menschen an den Flüssen, in den Thälern aufwärts. Gerade wo bei uns die Kultur am jüngsten und am schwächsten ist, in unseren Waldgebirgen, da erkennt man noch wohl ihr zungenförmiges Vordringen in den Wald, der auf weite Strecken hin die einzelnen Kulturparzellen trennt. Dafür hat die Alpwirtschaft auf den sonnigen Höhen jenseits der Waldgrenze höchst extensiv gearbeitet und daher das überall wiederkehrende Bild der Siedelung im Thal, des Waldstreifens am Gehäng, der Alpwiesen und -Hütten auf den Höhen hervorgerufen: zwei Kulturbänder und drei anökumenische Streifen wechseln miteinander ab.

Wüsten und Steppen. Die auffallendsten Unterbrechungen der Verbreitung der Menschen über die Festländer bilden die Wüsten, deren Begriff auf ihrer Unbewohnbarkeit beruht, die ihrerseits Folge der Vegetationsarmut ist; und diese hängt von der Unzulänglichkeit der Niederschläge ab. Die Lücken, welche durch sie in der Oekumene entstehen, sind also groß und vor allem dauernd. Zur Urbarmachung von Wäldern und Strauchsteppen, zur Austrocknung von Seen und Sümpfen braucht es nur ausdauernder menschlicher Arbeitskraft, aber der Wüste kann Kulturland nur dort abgewonnen werden, wo Wasser über sie hingeleitet und immer von neuem zugeführt werden kann. Die Menge dieses Wassers ist im Vergleich zur Ausdehnung der Wüsten verschwindend. Zwar schwankt die Menge der Niederschläge über Wüstenländern beträchtlich, und diese tragen in heftigen, plötzlichen Niederschlägen ebensogut wie in der Dürre das Merkmal klimatischer Wirkungen. Aber die Summe der unterirdischen Wassermengen bleibt klein. Selbst die vielgerühmten artesischen Brunnen haben in der französischen Sahara nur beschränkte Gebiete

dauernd der Wüste entrissen und das Saharameer, dessen Hauch weite Wüstenstrecken befeuchten und befruchten sollte, ist aufgegeben, noch ehe es verwirklicht war. Die bedeutendste Leistung der französischen Verwaltung, welche seit der Unterwerfung des Ued Rhir 1854 die Anlage artesischer Brunnen mit Energie betrieb, ist die Schaffung von ca. 500 artesischen Brunnen im südlichen Teil der Provinz Constantine, von denen man erwartet, daß sie nach der Ratio 6 Dattelpalmen auf das Minutenliter Wasser 6 Millionen Dattelpalmen bewässern werden. Aber damit ist man in diesem Randgebiete der Wüste bereits an der Grenze des Wasservorrates angelangt. So hat auch die Oase Dachel durch Brunnengrabungen einen lebhaften Aufschwung genommen, der einigen hundert Menschen mehr dort zu leben gestattet. Im Vergleich mit der Ausdehnung der Wüste sind dieses kleine Einbrüche, denen um so sicherer enge Grenzen gezogen sind, als das Brunnengraben hier nichts Neues ist. Schon lange vor den Europäern ist es in der Wüste der Alten Welt geübt worden[4]). Es gab eigene Zünfte, die das gefährliche Geschäft der Brunnengrabung besorgten und ein nicht geringer Teil der Brunnen in der Sahara ist entweder künstlich geschaffen oder wenigstens künstlich erweitert. Das Kulturland der Oasen der Libyschen Wüste verhält sich zu demjenigen der Wüste selbst ungefähr wie 1 : 5000. Man sieht, daß es sich hier um kleine Ausnahmen von der großen starren Regel der Verödung kontinentaler Gebiete in der Passatzone handelt. Auch größere Ausnahmen betreffen doch nur verhältnismäßig enge Gebiete. Nach den Angaben in Amici-Bey's L'Egypte ancienne et moderne[5]) nimmt das Kulturland Aegypten $2\,{}^1\!/\!_3\,\%$ der Gesamtfläche ein. Nach Professor Jordans planimetrischer Berechnung hat Oberägypten (ohne das Fajum) nur 6673 Quadratkilometer Kulturland (121 Quadratmeilen), so daß letzteres in der That als Oase betrachtet werden kann. Die Kulturfläche zu beiden Seiten des Nil von Kairo bis Assuan kann auf durchschnittlich 10 Kilometer beziffert werden. Auch die von den Flüssen Zentralasiens ausgehende Befruchtung des Steppenbodens

findet bald ihre Grenzen. Je weiter die Netze der Bewässerungskanäle ihr Wasser ausbreiten, desto größer wird auch die Verdunstungsfläche und damit der Wasserverlust. Ganze Flüsse werden dort gleichsam aufgefasert.

Wie die Areale verhalten sich die Bevölkerungen. Die Gesamtzahl der Bewohner der Libyschen Wüste verteilt sich auf 5 Oasen und Oasengruppen und es kommen auf jeden Bewohner etwa 15 Quadratkilometer. Diese Bewohner stehen überall unter wesentlich gleichen Natureinflüssen, da im Kultursinn die wichtigsten Eigenschaften der Wüste negative sind. Die Ausdehnung der unbewohnten und nicht regelmäßig besuchten Gebiete der Wüsten läßt in eigentlichen Wüstenländern weit die Ausdehnung der bewohnten Striche hinter sich. Auf dem westlichen, kürzeren aber wüstenhafteren Wege von Tripolis nach Mursuk, den Eduard Vogel 1855 in 38 Tagen zurücklegte[6]), liegen von bewohnten Orten jenseits des hart bei Tripolis beginnenden Wüstenstreifens Benjolid (Dahúr), dann Enfád und nach langem menschenleeren Zwischenraum bereits in Fessan Bondschem, dann Sokna und jenseits der Salzwüste Sebha und Mursuk. Zwischen Audschila und Taiserbo durchmaß Rohlfs 50 Meilen menschenleerer Wüste. In Tibet begegnete ein Pundit, der von Lhassa nach der Donglakette reiste, während der ersten 180 Meilen 7000 Zelte, während der übrigen auf dem Tschangtang zurückgelegten 240 Meilen fand er nur 5 Reiter, die er für Räuber hielt, und eine Karawane, die aus der Mongolei nach Lassa zog. Auch Prschewalsky betont die vollkommene Menschenleere eines Striches von mehr als 100 Meilen, den er 1872 an der tibetanischen Nordgrenze durchzog.

Die Oasen sind auch im anthropogeographischen Sinne den Inseln zu vergleichen. Bewohnt oder doch bewohnbar mitten im Unbewohnten auftauchend, sind auch sie kleine Welten für sich, zur dichten Bewohntheit, statistischen Frühreife, selbst Uebervölkerung, dann Auswanderung geneigt, noch mehr abgeschnitten von der übrigen Welt, so lange keine Karawane, hier das Schiff vertretend, eine Verbindung mit den bewohnten Ufern, den Ländern

am Rande der Wüste, knüpft. Die Schiffskurse sind die bestimmten Wege der Karawanen. Ein Wüstenstaat wie Dar For ist ähnlich einem Inselstaat durch Eigenartigkeit seiner Einrichtungen und durch Selbständigkeit ausgezeichnet. Diese Inseln der Sandmeere sind gleich den ozeanischen dicht bevölkert und oft genug übervölkert. Auch unter ihnen gibt es welche, die verlassen oder ausgestorben sind. Beurmann schildert in seiner Reise nach Audschila und von Audschila nach Mursuk [7]) die kleinen unbewohnten Oasen von Merega, Saggut, Dschibbene. Da sie Dattelpalmen nähren, deren Früchte jetzt Gemeineigentum der Vorbeireisenden sind, so müssen sie einst bewohnt und bebaut gewesen sein. So wie das Meer über vernachlässigte Dämme sich in das einst ihm abgewonnene Land ergießt und es dem Meeresboden gleichmacht, so schreitet die Wüste gegen das Oasenland vor, wenn der Mensch aufhört, gegen den wandernden Sand und die Verschlammung oder Vertiefung der Bewässerungskanäle zu kämpfen. Die Grenze zwischen beiden festzuhalten oder dieselbe sogar gegen die Wüste hin vorzuschieben, gelingt nur, wenn rastlose Arbeit das Gewonnene schützt. Der Schutz wird aber in vielen Fällen am wirksamsten durch Offensive bethätigt werden und wird dann in einem langsamen Vorschreiten an günstigen Stellen bestehen. Wenn Aegypten seit Mehemed Alis Zeit jährlich 20—22000 Acres gewonnen hat, wenn nach 1880 dieser Zuwachs auf 5000 fiel und unter der englischen Verwaltung wieder auf 20000 gestiegen ist, so bedeutet dies allerdings nur die allmähliche Wiedergewinnung und Befestigung des in jahrhundertlanger Vernachlässigung der Dämme und Kanäle Verlorengegangenen.

Entsprechend ihrer Entstehung sind die Oasen nicht regellos durch die Wüste hin zerstreut, sie sind eine Folgeerscheinung hydrographischer Verhältnisse, liegen daher dort, wohin Wasser rinnt, also in der Tiefe, und sie treten, dem Zusammenhange der Wasserfäden entsprechend, in Gruppen auf, welche den Wüstenbewohnern eine entsprechende Gruppierung aufdringen. Am häufigsten sind jene langgestreckten Ketten bewohnter Stellen, welche,

wie die Reihe der in 10 Meilen langer Linie von Tedscherri bis Qatrun ziehenden südlichsten Ortschaften von Fessan, den Verlauf eines flachen, wasserreichen Thales andeuten. Ebenso bezeichnet die Linie Biskra-Tuggurt-Tidikelt den gegen 150 Meilen langen Verlauf des W. Igharghar. Hier entsteht eine Aneinanderreihung der Wohnplätze an dem Faden des Wassers, ganz wie in einem Flußthal oder in einem Fjord. Es braucht keiner Quellen, das Wasser zieht in der Tiefe langsam seinem Falle nach und wirkt befruchtend nach oben, wie in Otyimbingue, der Missionsstation im Damaraland, die eine der seltenen Ackerflächen dieses Gebietes ganz im Bett des Schwachaub angelegt hat. Dasselbe bleibt ein Vierteljahr feucht und da der Fluß von Mai bis Dezember nicht fließt, kann die Ernte gerade im November noch eingebracht werden[8]). Wo eine andere Art des Zusammenhanges zwischen Oasen und Wasserverteilung sich in dem Vorkommen der ersteren am Rande und Fuß größerer Erhebungen zeigt, wohin das Wasser aus der Höhe fließt, treten die bewohnbaren Stellen insular, entweder in Längsstreifen dem Zug der Thäler folgend, wie am Südrand des Atlas oder in breiten Zonen auf. Ein Land, welches sich um ein Gebirge legt, wie Dar For, ist einer Gruppe großer, nach innen sich verdichtender Archipele zu vergleichen, deren Kern eine große Insel, das Marragebirge, bildet. Andere Oasen sind mehr vereinzelte Einsenkungen, welche bis auf die Grundwassertiefe reichen. Ihnen kommt für die Verbreitung der Menschen natürlich nur eine geringere, mehr vermittelnde Bedeutung zu, wenn sie auch, jede für sich, durch Größe und Volksreichtum so hervortreten wie Siwah in der Libyschen Wüste oder als Stationen der Wüstenwanderer so wichtig sind wie Audschila. Sind auch in den Wüsten noch lange nicht alle anbaufähigen Gebiete entwickelt, so blieben doch ohne die Erschließung unterirdischer Wasserschätze durch Brunnenbohrung nur Strecken von unbeträchtlicher Ausdehnung dem Ackerbau und damit der festen Besiedelung zu gewinnen. Die früher bewohnten, mit Palmen bestandenen libyschen Oasen Aradj und Ain el Wadi, denen

Jordan zusammen 800 Hektaren Kulturfläche zuspricht, würden nach der Bevölkerungsdichtigkeit anderer Oasen der Libyschen Wüste 2—3000 Bewohner zu ernähren im stande sein. Mit Palmen bewachsene, möglicherweise kultivierbare Strecken liegen nicht ferne am Sittrahsee. Aus diesen insularen Vorkommen bewohnter Stellen in den Wüsten ergibt sich eine Zerteilung der unbewohnbaren Flächen in kleinere, durch Oasengruppen getrennte Gebiete. In den Oasen kreuzen sich die Verbindungsfäden der durch die Wüsten voneinander getrennten Völker. Daher ist die Sahara nicht als ein einziger weißer unregelmäßiger Fleck, sondern als eine Reihe nebeneinanderliegender weißer Flecke darzustellen, durch welche, von Ost nach West zählend, das Nilthal, die libyschen Oasen, Fessan, das Marragebirge, Tibesti, das Haggarplateau, Aïr und die Oasenreihen südlich vom Atlas quer durchgelegt sind. So ist Zentralasien, von seinen grünen Rändern abgesehen, auch im Innern zerstückt und zwar zieht hier die große Trennung in ostwestlicher Linie durch die Oasengruppen von Sutschau, Chamil und Turfan, in dem Strich, den Carl Ritter treffend das Land der Eingänge nannte, zwischen Himmelsgebirge und Altyntagh. Die Wüsten Gobi, Takla Makan und Zaidam sind durch diese ökumenischen Striche getrennt.

Steppen. Die Regenarmut, welche Wüsten erzeugt, stuft sich durch einen Zustand reichlicherer aber ungleich verteilter Niederschläge nach den regenreichen Gebieten hin ab. Der Anblick der Sage Plains im westlichen Nordamerika oder der Wermutsteppe in Zentralasien gewährt fast denselben Eindruck von Dürre, wie eine eigentliche Wüste, aber der vergilbte und verkrüppelte Pflanzenwuchs bezeugt einen größeren Wasservorrat, welcher unter günstigen Bedingungen der Kultur dienstbar gemacht werden kann. Man kann hier sogar daran denken, die zerstreuten atmosphärischen Niederschläge zu sammeln und ihnen durch langsame Verteilung über das Land jene Regelmäßigkeit der Wirkung zu verleihen, die ihnen die Natur versagt hat. So leicht Wüsten und Steppen auf den ersten

Blick immer zusammengeworfen worden sind, so wenig sind sie im Kultursinn zu verwechseln. Behm hatte vollkommen recht, als er jener pessimistischen Auffassung entgegentrat, welche in Australien eine einzige große Wüste sehen wollte. Was schon 1864 Lefroy aussprach: In Australien haben wir täglich das Beispiel vor Augen, daß früher für unnahbar gehaltene Wüsten sich rasch mit großen Herden belebten[9]) hat sich fortdauernd neu bewahrheitet. Sturt hatte damals bei seiner Rückreise (1861) die Möglichkeit, Herden durch den Kontinent von Süd- nach Nordaustralien zu führen, zuerst nachgewiesen. Heute weiden längs den Südnordlinien, wo die ersten Erforscher dem Verdursten ausgesetzt waren, Tausende von Schafen, nahrhafte Gräser haben Scrub und Spinifex, die gefürchtesten Hindernisse des Vordringens in diesen Gebieten, verdrängt. Thatsächlich sind Burke und Wills umgekommen, wo heute Herden weiden. Die „heulende Wildnis“ Australiens ist nicht unwiderruflich dem Menschen verschlossen, am wenigsten in den mit Stachelsträuchern bedeckten Gebieten, die einst die gefürchtetsten waren. Auf den lichten Graszungen, welche in den Scrub sich hinein erstrecken, wird dieser durchschritten, wie man die Thäler benutzt, um in Gebirge einzudringen und Pässe, um sie zu übersteigen. In einem großen Teile von Australien werden so die unbenutzbaren Strecken immer mehr eingeengt. Mit Hilfe von künstlichen Seen und Flüssen breitet sich die Bevölkerung aus und mit der Zeit werden die Wüsten umschlossen und liegen wie unbewohnte Inseln mitten im Bevölkerten [10]).

Ein oasenhafter Charakter wird indessen diesen halbkünstlichen Kulturländern immer aufgeprägt bleiben und sie werden dünn bevölkert und kulturlich wie politisch schwächer sein, als ihre Ausdehnung erwarten läßt. Ländern, wie Persien, das zu mehr als der Hälfte Steppe und Wüste, Buchara, dessen Kulturland kaum ein Achtel des Areals beträgt, fehlte, wie sie sich auch ausbreiten mochten, stets der Rückhalt eines starken Bevölkerungskernes. Daher das Schwankende dieser Existen-

zen von so ungleichartigem Fundament: In Zeiten politischer Schwäche bieten die Steppen den Nomaden dieser Länder Rückzugs- und Ausfallsgebiete, in denen sie höchst gefährliche innere Feinde werden. Arabien ist noch entschiedener als Persien nur Oasenland, daher lagen stets die Schwerpunkte der politischen Gebilde, welche die Eroberung schuf, außerhalb der dünn und ungleich bevölkerten Halbinsel, wenn auch, vorsichtig gewählt, so nahe wie Kairo oder Bagdad. Aehnlich wird einst ein großer Teil des ostafrikanischen Hochlandes sein. Die Wüste von Ugogo und selbst die Makataebene, wo keine Siedelung auf den 70 Kilometern zwischen Simbabweni und Mbamba liegt, werden Wüsteninseln in den dort zu erhoffenden Kulturflächen bilden. Der geschichtliche Charakter aller dieser Länder liegt darin, daß die Natur weder dem Ackerbau noch dem Nomadismus das Uebergewicht zugesprochen hat. Daher erfüllt der Kampf mit der Steppe und dem Nomadentum die Geschichte Irans und beschäftigt den Geist seiner Völker: Die ägyptische Religion ist auf die Natur des Nillandes, die persische auf den Anbau von Iran gegründet (Ranke). Die Ideen des Zend-Avesta erlangen etwas Autochthonisches, sie erscheinen naturgemäß in diesem aus Oasen und Wüsten bunt zusammengesetzten Lande. Man kann in einigen Beziehungen Auramazda als Gott des Ackerbaues auffassen, während Ahriman ihm alle Schädlichkeiten der Steppe: Sturm, Dürre, Sand und Ungeziefer entgegenwirft. Wir werden sehen, wie der ganze Grenzstrich zwischen Wüste und zusammenhängendem Baulande den Stempel des Kampfes in unzähligen Ruinen trägt, die bald der Sand verschüttet, bald die Nomaden zerstört haben.

Zum Schluß erinnern wir an die in Trennung und Vereinigung der Völker wichtigen Salzgebilde der Steppen. Direkt unbewohnbar, zugleich wegen Dürftigkeit des Bodens und wegen Mangel an trinkbarem Wasser sind immer in den Steppenländern die durchsalzenen Strecken, besonders die Salzpfannen tiefgelegener Steppenregionen, in welchen das zusammensickernde und verdunstende Wasser seine Rückstände läßt, welche in langen Zeit-

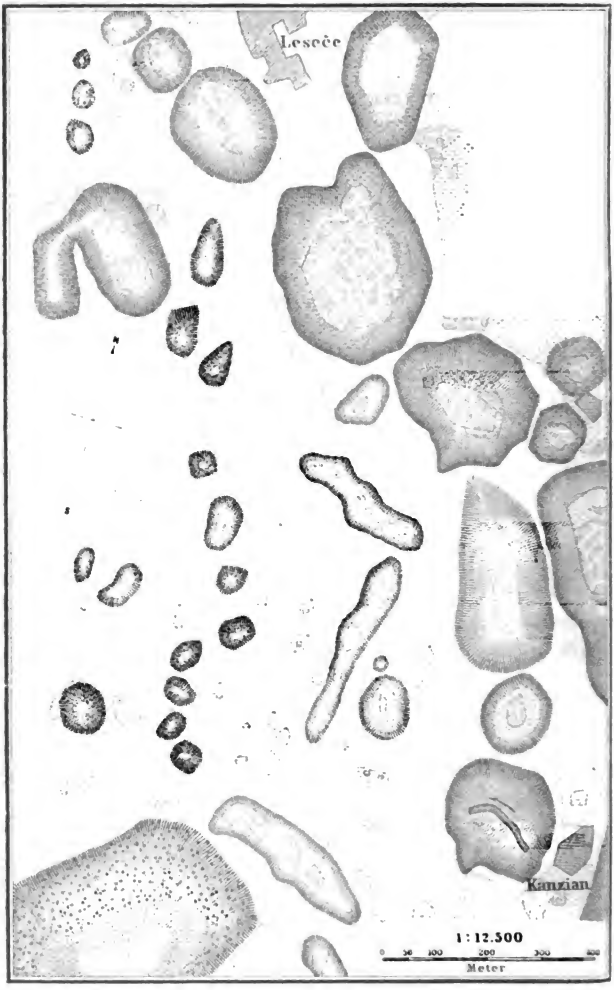


Fig. 4. Dolinen und Kulturoasen im krainerischen Karst.

räumen mächtige Lager bilden können, zu deren Ausbeutung in industriellen Zeitaltern dichte Bevölkerungen künstlich hier erhalten werden, wie am Eltonsee oder in den Salzoasen der Sahara. In solchen Gebieten wird nur in beschränktem Maße das Auslaugen des Bodens möglich sein, wie es Pallas von der Gegend von Zaritzin beschreibt und wie es großartiger durch Hilfe raschfließender Bergbäche des Wasatschgebirges am Ostrand des Großen Salzsees von Utah geübt wird. Hier hat es die nährende Boden- d. h. Ackerfläche in erheblichem Maße vergrößert.

Die ungleiche Verteilung der Niederschläge in der Zone der regenlosen Sommer läßt an der äußersten Grenze noch eine insulare Verbreitung der Kultur hervortreten, die von den Oasen der Wüste sich allerdings weit dadurch unterscheidet, daß die Kulturinseln größer und viel zahlreicher sind. Aber es ist doch kein zusammenhängendes Ackerbauland. In den südlichen Mittelmeerländern, wo die regenarme Zeit eine ganze Jahreshälfte einnimmt, bilden die anbaufähigen Grundstücke mit wenigen Ausnahmen nicht wie bei uns ausgedehnte und zusammenhängende „Gebreiten", sondern sie sind oasenartig verteilt. So liegen z. B. im Peloponnes, wo die Bodenbeschaffenheit diesen Zustand begünstigt, die Kulturen als Oasen in den öden, steinigen, kahlen oder von stacheligem Buschwerk dürftig überzogenen Berglehnen [11]. Das ist der Typus des Karst, der vom Kap Matapan bis Krain der Kulturkarte einen gesprenkelten, durch Tausende nahe bei einanderliegender Oasen bewirkten Charakter aufprägt. Die Konzentration des fruchtbaren Bodens in den abgeschlossenen Trichtern der Dolinen (Fig. 4) kann dabei das scheinbar Paradoxe verwirklichen, daß ein Karstgebiet fruchtbarer ist als ein Gebiet mit regelmäßiger Thalbildung, dessen fruchtbare Erde von den Flüssen fortgeschwemmt ist.

Der Pflanzengeograph reiht den dürren Steppen die Grassteppen, Prärien, Pampas, Llanos an, welche pflanzenphysiognomisch durch den Waldmangel ihnen ähnlich sind, aber der Kultur gegenüber eine ganz andere

Entwickelungsfähigkeit aufweisen, wenn auch steppenhafte Züge ihrem Boden und ihrer Kultur — in der ungarischen Tiefebene sind von 1150 Quadratmeilen 5,7 % Wald und 10,4 % unproduktiv — nicht ganz fremd bleiben. Ihre Niederschlagsmenge und ihre natürlichen Wasservorräte sind großenteils genügend, und ihr Boden gehört in weiter Ausdehnung zum fruchtbarsten. Die fette Schwarzerde Südrußlands kehrt in Illinois und Iowa, in Venezuela und Argentinien wieder. Die Gebiete des ertragreichsten Ackerbaues fallen in den Vereinigten Staaten mit echten Präriestaaten wie Illinois, Iowa, Wisconsin, Missouri, dem östlichen Kansas und Nebraska zusammen. Der schwache Ackerbau der Indianer scheint von dem fetten Boden dieser offenen Ebenen wenig angezogen worden zu sein. Es wird behauptet, daß dieselben vor der europäischen Einwanderung großenteils unbewohnt gewesen seien. In der Ethnographie der Stämme des Felsengebirges und des Mississippibeckens liegt jedenfalls keine Andeutung einer so entschiedenen Trennung und die ersten wissenschaftlichen Reisenden, welche diese Steppen durchquerten, fanden wenig Bewohner, aber längs der großen Flüsse des Westens scheinen dieselben nie gefehlt zu haben. Auffallend ist aber die Häufigkeit der sowohl bei den westlichen Algonkin als den Sioux zu findenden Ueberlieferung, daß sie von Norden her, d. h. aus einer wald- und wasserreichen Region in das Steppenland gezogen oder über ein großes Wasser gekommen seien. Es scheint nicht zweifelhaft zu sein, daß die Umgebungen der nördlich die Prärien begrenzenden Seen viel dichter bewohnt waren als die weiten fetten Grasebenen.

Es ist also keineswegs so sicher, daß die Grassteppe oder die Prärie früher unbewohnt war, während im Walde die Urbarmachung schon fortgeschritten war. Aus Nordamerika haben wir zahlreiche Beweise dafür, daß dichte Waldungen gemieden wurden. So ist im Nordwesten das wild- und waldreiche Vancouver im Innern, die Ufer des einzigen Leechflusses ausgenommen, auch in indianischer Zeit unbewohnt gewesen. Brown schätzte 1863 die Zahl der an der West-, Süd- und Ostküste ansässigen

Indianer auf 10 000 [12]). In den ausgedehnten Sequojawäldern des kalifornischen Küstengebirges sind Spuren von Bewohnern sehr selten. Ebenso in der Sierra Nevada. Der Gegensatz zwischen den einst stark bevölkerten kahlen Küsten und Kütseninseln und dem bewaldeten Innern ist dort schroff. Die Waldgebiete sind im äquatorialen Afrika überall weniger dicht bewohnt als die an sie angrenzenden Savannen. Die Baschkiren haben nicht ursprünglich den Ural selbst, sondern nur die Steppenregionen bewohnt, welche denselben im Süden begrenzen; aus den Nachrichten Gmelins und Klaproths geht hervor, daß sie gewisse Teile der Steppe zwischen Emba und Ural ursprünglich bewohnten und dann verließen. Erst mit der beginnenden Stabilisierung wanderten sie in die Waldthäler des Ural ein. Man könnte daran denken, daß die Waldfeindlichkeit des chinesischen Lößbodens ein Grund der frühen Besiedelung Nordchinas gewesen sei, welches als natürliches Gras- und Strauchland zu denken ist.

Seen, Flüsse, Sümpfe. Als fast völlig unbewohnt sind in den Ländern die Wasserflächen anzunehmen. Sie nehmen besonders in seenreichen Gebieten beträchtliche Areale ein. Die Binnenseen des europäischen Rußland bedecken 2091 Quadratmeilen, diejenigen Schwedens 658 Quadratmeilen, von dem gewaltigen Areal der Vereinigten Staaten nehmen die größten Seen 1,3% ein, von demjenigen des europäischen Rußland 0,9, von demjenigen Schwedens 8. Vom Areal des Staates Hamburg (407 Quadratkilometer) entfallen 26,3 auf Elbe, Alster, Bille und andere Nebengewässer, also 6,4%, und von Norwegens und Irlands Flächenräumen sind über 3% für Binnengewässer verschiedener Art in Abzug zu bringen. Diese Abzüge sollten eigentlich immer gemacht werden, wenn man die betreffenden Länder unter anthropogeographischem Gesichtspunkte betrachtet. Es ist auch für die politische Geographie nicht belanglos, ob ich in Rußlands Areal die 7200 Quadratmeilen für den Kaspisee, in Badens Oberflächenzahl die 3,3 Quadratmeilen für den badischen Anteil am Bodensee, in die-

jenige Dänemarks die 75 Quadratmeilen für Binnengewässer mit einrechne oder nicht. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist eine wesentlich andere Größe, wenn sie das Verhältnis zum bewohnbaren Flächenraum, als wenn sie dasjenige zu einer aus unbewohnbaren und bewohnten Gebieten zusammengesetzten Fläche ausspricht. Sie nähert sich in der ersteren Auffassung mehr der geographischen Wirklichkeit, in der letzteren der statistischen Abstraktion.

Nicht nur die Größe der Wasserflächen, auch ihre geographische Verteilung wirkt auf die Bevölkerung ein. Länder wie Masuren, Finnland, Neufundland, Maine, Minnesota, deren Oberfläche mit Tausenden kleiner Seen, Sümpfe und dieselben verbindender Wasserläufe durchsetzt ist, erlangen einen amphibischen Charakter. In Neufundland kann man kaum 1 Kilometer gehen, ohne auf einen der Seen zu stoßen, welche in den Thälern, auf den Pässen, selbst auf den Hügelrücken sich einstellen und den Verkehr erschweren. Rechnet man die tundraähnlichen Sümpfe hinzu, so ist wohl die Hälfte des Landes Wasserfläche oder durchfeuchteter Schwamm. Man begreift, daß die Kolonisation nirgends weiter als 10 Kilometer von der Küste ins Innere vorgedrungen ist.

Weniger ausgedehnt sind tiefe Becken, in welchen das Wasser zu Seen zusammenrinnt, als hohle Flächen, in welchen es den Boden durchtränkt und zum Sumpfe umgestaltet. Sümpfe sind als Uebergänge zu größeren Wasseransammlungen häufig an Küsten, Seen, Flüssen und prägen weiten Gebieten den Stempel der Unbewohnbarkeit auf, wenn sie eine Ausdehnung erlangen, wie in Russisch-Lappland, dessen Oberfläche zu fünf Achtel von Sumpf und Tundra eingenommen wird. Die orographischen und klimatischen Bedingungen ihrer Existenz erfüllen sich in Tiefländern und auf Hochebenen am häufigsten und im ausgedehntesten Maße. In der Provinz Hannover sind 14 % der Bodenfläche Moor und im Kreise Oberbayern nehmen die zwei geschlossenen Moorgebiete des Münchener Beckens und des Donaumoores 40 000 und 17 000 Hektaren ein. Einst waren hier von 16725 Qua-

dratkilometern 850 Moor, wovon 225 der Kultur zugeführt sind. Dort liegen die größten Moore zwischen Unterelbe und Unterweser und westlich der Ems; hier bilden sie eine Zone nördlich der Vorlandseen und sind auch zwischen diese eingelagert. In wärmeren Ländern sind die Sümpfe als Fieberherde gemieden. In dem so dichtbevölkerten Italien sinkt in den Maremmen die Volksdichte auf 30 a. d. Quadratkilometer herab, ungeheuere Landflächen sind unbewohnt, liegen brach und der Kapitalverlust durch Malaria wird auf jährlich 40 Millionen geschätzt [13]).

Je seichter ein Wasser, desto leichter wird es ausgetrocknet und dem Anbau oder sogar der Bewohnung gewonnen. Auf der bayerischen Hochebene sind mehrere Seen, die noch Apian in der Karte von 1568 zeichnet, in anbaufähiges Land oder Moor übergegangen. Das „Senken“ der Seen ist auf der pommerischen und mecklenburgischen Seenplatte eine ganz häufige Erscheinung. Nicht bloß um Ackerland zu gewinnen, welches den Wert der Bodenfläche in einzelnen Fällen vertausendfacht, sondern auch zur Mergel- und Kalkgewinnung finden die Trockenlegungen statt. Bald wird der Kopaissee in 10000 Hektaren Fruchtland verwandelt sein und auf seinem Boden werden mit der Zeit vielleicht 100000 Menschen der Bevölkerung Griechenlands zuwachsen. Noch näher stehen die Sümpfe und Moore dieser Verwandlung, die das Antlitz ganzer Länder, u. a. auch Deutschlands umgestaltet hat. Wie groß der Gewinn hier sein kann, lehren die Trockenlegungen im Theißgebiet, in den großen Sümpfen Rußlands, in den Maremmen. In Hannover wohnen heute ca. 20000 Menschen auf kultiviertem Moorboden. Ende 1879 waren von den polesischen oder podlachischen Sümpfen 8¾ Millionen Hektaren trockengelegt, wobei 1812 Kilometer Kanäle gezogen wurden. Man gewann über 200000 Hektaren anbaufähiges Land und vermehrte das Nationalvermögen um 14 Millionen Rubel. Die Maremmen Toskanas wurden seit 1786 von Corneto bis zum R. Cecina teilweise durch Kanäle und Straßen der Besiedelung zugänglich gemacht und hatten 100 Jahre später bereits 86000 Einwohner.

Flüsse. Die Flüsse bilden streifenartige Unterbrechungen der Oekumene, die in seltenen Fällen so breit sind, daß ihre Ueberschreitung große Schwierigkeiten macht. Ihre Gesamtfläche ist in mäßig bewässerten Ländern nicht unbedeutend, wird aber weit übertroffen von der Größe ihrer Ueberschwemmungsgebiete, welche im natürlichen Zustande, wie wir ihn in Mitteleuropa nicht mehr kennen, sehr groß sein kann.

Wenn die Schneeschmelze der Anden die Flüsse des Ostabhanges in breite Ströme verwandelt, bilden sich im Inneren Südamerikas Süßwasserozeane von Hunderten von Leguas Umfang. Dieses Meer läuft in zahllose Golfe und Buchten aus und ist mit Inseln besäet, wovon einige aus den sparsamen Anhöhen bestehen, also wirkliche sind, während viele von den aus dem Wasser hervorragenden Waldparzellen vorgetäuscht werden. Die Erscheinung wiederholt sich von der Sierra von Abuná im Norden bis nach Argentinien hinein und ist im Osten vom Hochland Brasiliens, im Westen ungefähr vom 20.° begrenzt. Im Becken von Paraguay sind es „die periodischen Seen“ von Xarayes, im Gran Chaco ist der Pilcomayo in ein Süßwassermeer verwandelt. Diese wiederkehrenden Ueberflutungen sind eine Thatsache, mit der Landbau und Verkehr haben rechnen lernen und man erwartet sie fast mit derselben Sicherheit, wie der Aegypter den Nil. Zu derartigen regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen neigen unzählige Flüsse im natürlichen Zustande. In Afrika kommen sie am oberen Nil, wie am Zambesi und Congo vor. Sie fehlen nicht ganz im norddeutschen Tiefland, z. B. dem Flußgeflecht, in welchem Leipzig gelegen ist.

So wie das Meer einen Landstreifen jenseits der Grenze seines Wasserstandes als Strand noch beansprucht, einen Streifen, den der Mensch gewaltsam ihm abringen muß, so nimmt der bewegliche Fluß rechts und links Ueberschwemmungs- und Anschwemmungslande in Anspruch. An der Isar sind diese kiesbedeckten Striche an manchen Stellen fünf-, an anderen dreimal — zwischen Ober- und Unterföhring unterhalb München verhalten

sich Fluß- und Kiesfläche wie 1 : 5 — so breit, als die Wasserflächen des Flusses in ihrer Nähe. Im breiteren Innthal sind sie, mit Weiden bewachsen, ein eigenes Stück wilder Natur, voll Urwaldpoesie, einsam, wild und wildreich. Man berechnet, daß die Gewinnung derselben für den Anbau Südbayern um eben so viel Ackerland bereichern dürfte wie die Kolonisation der Moore.

Durch die Regulierung der Flüsse wird bewohnbares Land gewonnen, durch Vernachlässigung derselben geht es wieder verloren. Mesopotamiens Verfall und Verödung führt wesentlich auf die Vernachlässigung der Dämme und Kanäle zurück. Der Fluß ist eine Naturkraft, die vom Menschen benutzt, aber nicht vollkommen gebändigt werden kann. Anbau und Verkehr kommen nicht ganz über die Schwierigkeiten der Ueberschwemmung und der niederen Wasserstände hinweg. Der Fluß fordert gelegentlich seine Rechte zurück und um so drängender, je mehr von denselben ihm entfremdet wurde. Abgeleitet, kehrt er in sein Bett zurück, in Kanäle zerfasert, breitet er sich zu einem See aus. Ueber die Gefahren, welche mit dem System der Herausführung eines Stromes aus seinem Bett verknüpft sein können, belehrten die verwüstenden Ueberschwemmungen des Murghab im Frühjahr 1886. Da der Fluß aus seiner natürlichen Rinne auf das flache Land gelegt ist, verwandelte er nach dem schneereichen Winter die Oasen in Seen, verschüttete Felder und zerriß die Dämme der Bewässerungskanäle.

Firn und Eis. Die größten Ablagerungen starren Wassers, das nicht bloß der Bewohnung, wie das flüssige, sondern auch dem Verkehr widerstrebt, befinden sich außerhalb der Oekumene. Aber Südgrönland, dessen Spitze noch von der Waldgrenze geschnitten wird, könnte bis über den Polarkreis so gut wie Island bewohnt sein, wenn sein Inneres nicht vergletschert wäre. Und von Islands Oberfläche sind 270 Quadratmeilen mit Eis bedeckt. Die gesamte Vergletscherungsfläche der Alpen wird auf 70—80 Quadratmeilen geschätzt. Von Nor-

wegen liegt $^1/_{15}$ unter Schnee oder Eis, was allerdings nur ein kleiner Teil der unbewohnten zwei Dritteile dieses Landes ist. In den gemäßigten und warmen Erdgürteln sind diese Firn- und Eislager großenteils nur in Höhen zu finden, wo ohnehin die Menschen nicht dauernd zu wohnen pflegen, aber es ragen einzelne Gletscher der Alpen bis unter die Grenze des Getreidebaues herab und der Verkehr ist durch Vergletscherung von Kammeinschnitten vielfach erschwert. Die von Keilhack greifbar geschilderten „Sandr" Islands führen in weiten Ebenen gletscherzerriebenen Sandes die Wirkung dieses fließenden Eises weit über dessen äußersten Saum hinaus. So wie in der Gletscherbewegung das Fließen des Wassers sich selbst durch die starren Formen des Krystallisiert-, d. h. Gefrorenseins ausspricht, so greift es auch beweglich über die Grenzen der Eis- und Firnfelder hinüber. Das Vor- und Rückschwanken der Gletscher, die Gletscherbrüche mit ihren Ueberschwemmungen, endlich die Lawinen umgeben jedes vereiste Gebirgsgebiet mit einem Saume wiederkehrender Vorstöße und Verwüstungen. Ueber die jetzt bewohnten Hütten in höchster Lage findet man zahlreiche Spuren von verlassenen, besonders von Lawinen zerstörten Wohnstätten, Alphütten, Ställen [14]. Der dazwischen wild hingelagerte Lawinen- oder Moränenschutt verstärkt die Aehnlichkeit mit dem Ueberschwemmungsgebiet eines sehr starken Flusses.

Die unbewohnten Höhen. Mit zunehmender Höhe nimmt mit der Wärme, dem fruchtbaren Boden und den zur Siedelung geeigneten Bodenformen die Bevölkerung in der Regel ab, bis sie die Grenze nach oben hin in den Firn- und Felsregionen erreicht. Diese Grenze hebt sich wie die Firngrenze äquatorwärts, ist aber auch in hohem Grade durch örtliche Umstände beeinflußt. In Grönland liegen alle Ansiedelungen nur unbedeutend über dem Meeresspiegel, im Himalaya und in den Anden übersteigt eine große Anzahl von Ansiedelungen 4000 Meter. Jenseits der Firngrenze gibt es nur Hospize und in neuester Zeit Observatorien: Mt. Lincoln und Pikes Peak im

Felsengebirge 4360 und 4310 Meter, Sonnblick 3090, Pic du Midi 2870 Meter sind jetzt die höchsten bewohnten Punkte in Nordamerika und Europa. Am Kilimandscharo liegen andererseits unter 3° s. Br. keine Wohnplätze höher als 1400, trotzdem der Urwald bis 2700, Gras, Vegetation und Tierleben bis gegen 4000 Meter reichen, während im skandinavischen Norden eine bewohnte Stätte, Littlaas, noch bei 1178 Meter und auf dem tibetanischen Hochland ein Bergwerksort, Thok Dschalung (32° 10′ n. Br.) in fast 5000 Meter Meereshöhe gefunden wird. Diese Goldfelder in 16330 e. F. werden auch im Winter bearbeitet von Tibetanern, die ca. 600 in Erdlöchern geschützte Zelte bewohnen, mit Dünger heizen und geschmolzenes Eis trinken [15]).

In den Alpen fällt im allgemeinen die Grenze der dauernden menschlichen Wohnstätten mit derjenigen des Getreidebaues zusammen. Vereinzelte Bauernhöfe, Hospize, Gast- und Schutzhäuser, hauptsächlich aber Bergwerksorte gehen höher hinauf; in den Zentralalpen liegt die höchste Wohnstätte, die Cantoniera am Südabhang des Stilfser Jochs, in 2538 Meter, während das höchstgelegene Dorf S. Véran in den Cottischen Alpen über die Höhe von 2010 bis 2061 Meter zerstreut ist. In vielen Teilen der Alpen erreichen die Wohnstätten diese Höhe nicht mehr. Im Wendelsteingebiet liegen die höchsten Höfe am Riesenberg bei Brannenburg in 1120 Meter Höhe und die letzten Häusergruppen im Illerthal passiert man bei 1142 (Einödsbach) und 1071 Meter (Spielmannsau). Aehnlich hoch liegen auch in anderen Thälern der Kalkalpen die höchsten Häusergruppen: Gerstruben im Illergebiet 1150, Nesselwängle im Thannheimerthal 1134, Hinterriß im Rißthal 943, während die höchstgelegenen Dörfchen im Vorarlberg einige 100 m höher gelegen sind: Mittelberg 1212, Schrecken 1260, Lechleiten 1539, Hochkrumbach 1641 Meter und endlich Bürstegg, das höchstgelegene Dorf Vorarlbergs, welches 1715 Meter hoch im oberen Lechthal an südwärts schauender Berghalde liegt. Die höchstgelegenen Seelsorgedörfer Tirols sind Gurgl 1901, Vent 1867, Kolfuschg 1682, Pfelders 1622 Meter. Ueberhaupt

liegen 22 Pfarrdörfer über 1500 Meter, und von ihnen gehören 9 zu Nordtirol. Es wohnt 1,3% der Bevölkerung jenseits dieser Höhenlinie. Geht auch die Masse der Bevölkerung am Südabhang der Alpen höher als am Nordabhang, so gilt das doch nicht von den höchstgelegenen Siedelungen, in deren Verbreitung auch andere als klimatische Ursachen wirksam sind. In Kärnten hat der Bergbau noch höhere Siedelungen veranlaßt (Knappenhaus am Sonnblick 2341 Meter). Die höchsten Siedelungen haben auch in unseren Mittelgebirgen bezeichnenderweise mit dem Ackerbau nichts zu thun. Es sind Industriestädtchen, wie Gottesgab im böhmischen Erzgebirge (1027 Meter), Oberwiesenthal im sächsischen Erzgebirge (913 Meter) mit 1894 Einwohnern, zugleich die höchste Stadt des Deutschen Reichs [16]).

In allen höheren Gebirgen der alten Welt hat sich ein besonderes Wirtschaftssystem entwickelt, welches sich an die natürlichen, jenseits des Waldgürtels gelegenen Alpenwiesen anlehnt, um diese für eine erweiterte Viehzucht auszubeuten. Damit ist vorübergehende und teilweise auch dauernde Bewohnung in Regionen vorgeschoben, in welchen der Ackerbau nichts mehr zu suchen hat. Diese Bewirtschaftung der Gebirge nimmt große Flächen ein, in der Schweiz 3080000 Jucharte = 1100000 Hektaren [17]), in Tirol 689786 Hektaren = 34% des Bodens, im Lechthal sogar 45% [18]). Indem sie rückwärts in den Wald eingriff und ihn in großer Ausdehnung in künstliche Wiesen verwandelt hat, findet diese Alpwirtschaft ihren Sitz naturgemäß am häufigsten hart über und unter der Waldgrenze. Ueber ⅔ der Alpen der Schweiz liegen zwischen 1000 und 2000 Meter und verhältnismäßig am stärksten ist der Gürtel von 1100 bis 1300 Meter besetzt. Die 3,2%, die oberhalb 2300 Meter liegen, gehören fast alle den südlichen Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin an. Ebenso liegt von den Tyroler Alpen die große Mehrzahl unter 2000 Meter und nur im Eisack-, Etsch- und Pusterthal finden wir eine größere Zahl noch über 2200 Meter.

Wo diese Methode der Bewirtschaftung nicht Platz

gegriffen hat, da sind die Gebirge tief herab unbewohnt, werden höchstens von Jägern gelegentlich besucht. Selbst daß Italien eine verhältnismäßig so geringe Höhenbevölkerung im Apennin und den Alpen (0,3 der Gesamtbevölkerung jenseits 1700 m) aufweist, hängt mit der geringeren Entwickelung des Graswuchses in südlichen Gebirgen zusammen. Auch der trockenere Südabhang der Pyrenäen ist weniger besiedelt, als der Nordabhang. Das ist der Gegensatz von West- und Ost-Uguha. Kilimandscharo und Kamerunberg sind jenseits der Ackerbauzone unbewohnt. Nur Reste eines Jagdfeuers fand Hans Meyer dort in 4700 Meter. Die herrlichen Alpenwiesen der kalifornischen Sierra Nevada sind in der voreuropäischen Zeit ungenutzt gewesen. Die schmerzlichen Opfer, welche die Erforschung der neuseeländischen Südalpen forderte (Whitcombe, Howitt und Genossen), waren mit durch die vollkommene Menschenleere dieser Gebirge bedingt [19]. Dagegen zeigt Vorderasien vom Taurus bis zum Pamir das System der Sommerdörfer, von denen eine ganze Anzahl jenseits 2000 m liegt, dieselben entsprechen den Gruppen von Alphütten, wie wir sie z. B. auf der Seisser Alpe am Schlern finden. Im Winter ziehen ihre Bewohner mit den Herden in wärmere Striche hinab. Ganz wie bei uns liegen auch im zentralen Himalaya diese Alpen oder Sommerweiden bis zur doppelten Höhe der höchsten Wohnorte. Durch diese letzteren führten Dechys Wege in Sikkim bei 2300 Meter (letzte bewohnte Stätte Joksung), die Sommerweiden überschritt er bei 4500 Meter, die selten begangenen Schneepässe bei 5800 Meter.

In der Lage und Gestalt der Gebirge liegt die Form und Ausdehnung der leeren Flecken begründet, welche ihre höchsten Teile einnehmen. Ein vielgegliedertes Gebirge wie die Alpen zeigt leere Flecken von vielbuchtiger, unregelmäßiger Gestalt (s. u. Fig. 7), wogegen breitrückige Gebirge leere Flecken von entsprechendem, einfacherem Umriß aufweisen. Jene sind dem Verkehre, der Besiedelung und der Ausnützung der Gebirgsländer günstiger als diese. Nahe bei einander liegende Gebirge weichen in dieser Beziehung weit voneinander ab, in den Oetz-

thaler Alpen liegen 73,2, in den Stubaier 63,7, in den Zillerthaler 52, in den östlichen Tauern 51,3 % der Oberfläche über 1900 Meter. Ebenso verschieden ist auf der anderen Seite das Areal der tiefer gelegenen, dauernder Bewohnung und dem Ackerbau zugänglichen Strecke. In den Oetzthaler Alpen beträgt die über 1250 m liegende Fläche 9,5, in den Zillerthaler 19,2 %.

Leere Küsten. Küsten sind unbewohnbar, soweit die Wirkungen der Gezeiten, der Brandung, der den Dünensand verwehenden Winde reichen. Viele 1000 Quadratmeilen sind als Gezeitenland unbewohnbar. Sogar im Meerbusen von Bengalen liegen 700 Quadratmeilen Flutland, das nicht bewohnbar ist, unter der indischen Sonne[20]). Der unsichere Boden, die Fieberdünste, endlich die Mangrove- und Pandanusdickichte machen die nassen Ufer weithin in den Tropen unbewohnbar. Fast menschenleer ist die weite Küstenstrecke Westafrikas vom Kap Bojador bis zum Senegal und dann wieder vom Cunené bis südlich vom Oranje. Die Westküste des Golfes von Suez und deren Verlängerung bis Kosseir kann als unbewohnt bezeichnet werden. Ein durchschnittlich ½ g. M. breiter Strand von Korallriffen und -sand bildet eine wasserlose, von lebenden Wesen fast ganz gemiedene Region. Pizarro fand an der Nordwestküste Südamerikas weite unbewohnte Strecken, von denen manche mit Urwald bedeckt, andere von Rohrwäldern umsäumt waren. Er stieß, von Panamá kommend, auf größere Zahlen der Eingeborenen erst bei 7° s. Br. Weiter im Süden saßen bis nach Araukanien hin die Bewohner in seltenen, weitzerstreuten, kleinen Gruppen. Ganz unbewohnt war natürlich Atacama und das nördliche Chile. Spärlich sind die bewohnten Punkte der Eismeerküste. Schon die Strecke der murmanischen Küste vom Kolafjord bis Ponoi ist außer der Fischzeit des Frühjahrs und Sommers unbewohnt.

Diese weiten unbewohnten Länder liegen neben Gebieten dichter Bevölkerung, die an das Meer herandrängt und doch nicht unmittelbar mit demselben sich vereinigen

kann. Selbst in einem im ganzen so dicht bevölkerten Lande wie Holland wechseln menschenleere Heiden und Dünen mit den von Menschen wimmelnden Marschländern, wo alles vom Menschen geordnet und gehalten und eigentlich jedem Tropfen Wasser sein Weg gewiesen ist. Wie im großen auf der Erde liegen hier die Kontraste hart nebeneinander in dem kleinen Gebiete. Anbauland und Dünenland sondern sich scharf. Man geht in jenem durch blumenreiche Gärten schwarzer Erde, die durch Wassergräben geschieden sind, da bildet das eine Ende ein Wassergraben, das andere die Düne, von welcher gelber Sand über die dunklere Erde sich ausgestreut hat. Noch ein Schritt und man steht im grauen Sandgras, dessen Büschel mit hartem Klang im Winde schwanken. Wo dichte Bevölkerungen sich an das unbewohnbare Meer herandrängen, sehen sie sich gezwungen, ihrem Hunger nach Land Einhalt zu thun und einen unbewohnten Strich, sei es Dünen- oder Wattenland, zwischen sich und dem Meere nicht nur zu belassen, sondern sorgfältig zu erhalten, um diesem kein Thor ins tiefliegende Land zu öffnen. Die Kunst, aus Dünen und Heiden Kulturland zu schaffen, ist in Holland so weit gediehen, daß sie leicht noch tiefer, als sie es schon gethan, in den Dünengürtel, z. B. von Haarlem, vordringen könnte, wenn dieser nicht als Wall gegen die See erhalten werden müßte.

Jede Küste und jede Insel im offenen, von Gezeiten bewegten Meere ist nur die Hälfte jeden Tages Land, die andere Meer. Dieses amphibische Land — zweimal schwillt hier der ungeheuere Ozean binnen Tag und Nacht auf, überflutet einen unermeßlichen Landstrich und fließt wieder ab. Bei diesem ewigen Kampf der Natur weiß man nicht, ob man diese Gegend für Land oder Meer halten soll (Plinius) — umgibt wie ein Hof jede unserer nordfriesischen Inseln, die jeden Tag mit Ebbe und Flut zweimal wächst und zweimal einschrumpft. Von Föhr aus, dessen Flächenraum 72,5 Quadratkilometer ohne Außendeichsland und 82 mit demselben beträgt, sieht man aus Mangel hoher Dünenhügel eigentlich nirgends das offene Meer,

sondern nur diese Wattenlandschaft, die auch amphibisch insofern, als sie, ungleich dem überall gleichen Meere, eine große Zahl benannter Orte umschließt. In den Watten tragen Höhen und Thäler ihre Namen und die Wattenströme kennt der Schiffer, der sein Fahrzeug durchsteuern will, genau. Es gibt auch historische Namen der Stätten, wo Dörfer standen uad Fluren lagen.

In Küstentiefländern, wo Land und Meer sich ineinanderdrängen, nimmt das Streben nach Schutz und Landgewinn einen großen Teil der Kulturarbeit in Anspruch. Es ist ein unaufhörliches Ringen mit dem Meere, das ebenso erstaunlich durch seine Geduld — das ganze 15. Jahrhundert hat an dem 1492 fertiggestellten ersten, 3 Meilen langen Föhrer Deich gearbeitet — wie durch seine Kühnheit, und das eine ganze, höchst belebte Geschichte hat. Die primitive Eindeichung hat durch Zusammendrängung der Wassermasse und schwache Anlage (Sommerdämme) dem zu schützenden Lande mehr geschadet als genutzt. Es mußte der Wasserbau eine Wissenschaft werden, um zuverlässige Schutzwehren für die Dauer zu schaffen. Erst wird durch Schutzbauten die vorhandene Grenze gesichert, dann wird das Meer durch Eindeichungen zurückgedrängt und zuletzt folgt die Austrocknung abgeschlossener Meeresteile. Jenes erste Bestreben bildete die Schule der Notwendigkeit für alles Spätere. Der Schutz tritt dann mit der Zeit zurück, der Landgewinn und die Erwerbung anderer Vorteile werden die Hauptsache. Man schafft neues Land, schließt Inseln ans Festland an — an der Landfestmachung Amelands wird in den Niederlanden seit Jahren gearbeitet und in der Verbindung Föhrs mit Amrum durch einen dem Insellande reichlichere Ablagerungen zuführenden Schutzdamm liegt für viele die Gewähr einer schöneren Zukunft der nordfriesischen Inseln —, gräbt Kanäle an der Stelle von Untiefen, macht das Binnenland zugänglicher und wandelt eine Salzwasserbucht in ein Reservoir von Süßwasser um, das zur Bewässerung tauglich ist. Man diskutiert gar nicht weiter die Ausführbarkeit eines Planes, wie er 1877 für die Abdämmung des südlichen

Teiles der Zuydersee durch einen 6 Meilen langen Damm von Enkhuizen bis Kampen aufgestellt wurde. Man nimmt die Ausführbarkeit nach allen Erfahrungen als sicher an. Der Yssel das Bett wiederzugeben, das sie vor der Bildung der Zuydersee gehabt hat, sieht man als etwas Leichtes an. Daß der Verkehr der Zuyderseeplätze geschädigt werde, läßt man nicht gelten, da die ohnehin meist nicht guten Häfen von Harlingen u. s. w. durch Kanäle ersetzt werden sollen.

Der Kampf mit der Natur tritt nirgends in so schroffer Form uns entgegen wie an den Küsten. Wir kennen die Verwüstungen der Sturmfluten an der deutschen und niederländischen Nordseeküste, wo diese Elementargewalten durchschnittlich alle 5—6 Jahre die Festigkeit menschlicher Werke prüfen und derselben gegenüber immer wieder einmal ihre Ueberlegenheit beweisen. Sie verschlingen keine Provinzen mehr wie im frühen Mittelalter, aber sie zerreißen gelegentlich eine Insel oder Halbinsel. Ganz anders sind die Wirkungen in Ländern, wo man keine Schutzbauten, nicht einmal Vorsicht oder Wachsamkeit kennt. Im Stillen Ozean wirken die Orkane durch das Mittel der Sturmfluten verwüstend gerade auf die bewohntesten tieferen Küstenstrecken der Inseln. Ein Orkan, wie der vom Januar 1864, forderte in Samoa so große Opfer an Menschenleben, daß man vorraussetzen darf, er habe auf kleineren Inseln den größten Teil der Bevölkerung vernichtet. Nun denke man erst an die gefährdete Lage der Eskimos, die wesentlich vom Meere leben, ihre Wohnstätten an dasselbe heranschieben und hinter sich ödes Ufer und Eis haben!

Das Land wird in Bewegung gesetzt, welche es entweder, wie in der Zuydersee und im Dollart, auf den Meeresgrund führt oder es im horizontalen Sinne verschiebt, wie Föhr, das seit 200 Jahren in Größe und Gestalt wesentlich dieselbe geblieben ist, sich aber von Südwesten nach Nordosten verschoben hat. Das Meer ist das Bewegende und durch seine Kraft Vorherrschende. Die Macht, von der die Inseln im tiefsten Sinne abhängig sind, ist das Meer, das sie wachsen oder zurück-

gehen läßt, auch ihr Klima bedingt und ihnen selbst die Keime ihrer ersten Lebewesen zuträgt. Der Strandverschiebungen bemächtigte sich die Volkssage, welche die Meereskanäle zwischen den Inseln auf einem hineingelegten Pferdeschädel überschreiten, auf weißem Rosse überreiten läßt u. dgl. Für die Friesen hing einst die ganze östliche Inselreihe von Helgoland bis Amrum zusammen. Der gleichen Leichtigkeit in der Annahme von Landentstehen und -vergehen begegnen wir bei den Polynesiern. Es ist ein Spiegel des Wechsels der Insel- und Küstengestalten unter ihren Augen und eine andere Form (s. o. S. 48) des Hereinspielens des überall sichtbaren Flüssigen in den Horizont der Menschen.

An den Rändern des Weltmeeres und durch dasselbe hin zerstreut liegen als neue Küsten und jugendliche Inseln die erst im Werden begriffenen, noch nicht mit Pflanzenwuchs bekleideten Länder, deren unvermittelter, unorganischer Boden dem Menschen nichts als Stein bietet und den noch oft genug die Wellen überspülen. Von den Koralleninseln der Südsee sagt Dana: Der geringe Betrag bewohnbaren Landes ist eine hervortretende Eigenschaft dieser Riffinseln. Fast ihre ganze Oberfläche ist Wasser und das Land rings um die Lagune ist nur ein schmaler Streif, dessen größerer Teil bei Hochflut unter Wasser zu stehen pflegt[21]). Dana bringt eine Liste größerer Koralleninseln aus der Paumotu-, Kingsmill- und Uniongruppe, wobei sich ergibt, daß durchschnittlich nur $^1/_{24}$ der Oberfläche trockenes, wahrhaft bewohnbares Land ist. In den Pescadores beziffert er diesen Betrag auf nur $^1/_{200}$. Das unbewohnte Drittel der 225 Fidschiinseln umschließt fast nur Koralleneilande. Eine andere Gattung unbewohnbarer Inseln liegt in den kälteren Erdgürteln, wo auch auf hoher, dem Wellenschlage entrückter Unterlage die Bildung eines Pflanzenbodens nur unter besonders günstigen Umständen möglich ist. Daher die Felseninseln in so großer Menge: 17 unbewohnte in der aus 22 bestehenden Färöergruppe, nur 50 bewohnte in der mehrere Hundert umfassenden Aland-Gruppe, 1000 unbewohnte unter den 1211 größeren Inseln der norwegi-

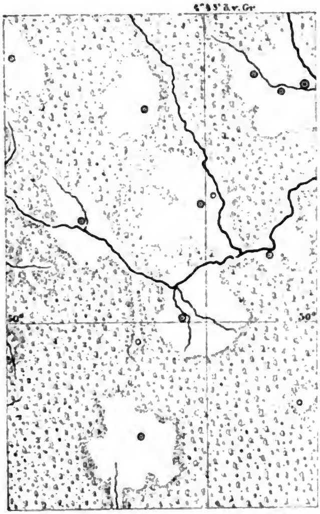
schen Küste. Eine dritte Gruppe kann jene jungen vulkanischen Inseln vereinigen, die noch nicht zur vollen Reife, zur vollen Lebensempfänglichkeit des Bodens herangediehen sind, oder deren fortdauernde Erschütterung durch vulkanische Kräfte die Menschen am Fußfassen verhindert oder sie vertreibt. Doppelt ungünstig sind natürlich vulkanische Gebiete im hohen Norden, wo dieselbe Lava, welche in der Sundastraße nach 5 Jahren sich begrünte, nach Jahrtausenden noch wesentlich nackter Fels ist. Islands Lavafelder sind, abgesehen von den Thermengebieten, ebenso menschenfeindlich wie seine Firnfelder. Unbewohnt ist das 100 Quadratmeilen große Lavagebiet zwischen Vatna Jökull und Myvatn, ebenso wie jener längste Lavastrom der Erde, der 18 Meilen vom Sjaldbreit sich hindehnt. Eines der neueren Beispiele einer durch vulkanische Thätigkeit unbewohnbar gemachten Insel bietet die Insel Makjan bei Halmahera, die 1861 durch den Ausbruch ihres Vulkans so verwüstet ward, daß die Bevölkerung, welche noch am Leben geblieben war, dieselbe verließ [22]).

Wald. Noch mehr schwindet der bewohnbare Raum zusammen, wenn man auch die Flächen abzieht, deren Vegetationsdecke den Anbau, die Bewohnung, ja oft selbst schon die Durchwanderung ausschließt. Es gibt Buschsteppen, die fast undurchdringlich sind und besonders der Scrub Australiens ist an vielen Stellen ein ebenso großes Hindernis des Verkehrs wie ein Urwald. Aber die Wälder bieten unter diesen Bildungen das anziehendste Problem, weil sie zuerst große Hindernisse entgegenstellen, um dann einen Boden darzubieten, der zu den besten Kulturböden gehört. In der Waldregion der Alten und Neuen Welt ist Urbarmachung fast gleichbedeutend mit Entwaldung. Aeltere Kulturländer sind hier waldärmer als jüngere. Europa zeigt mit 18 % Waldboden die verhältnismäßige Jugend seiner Geschichte an. Großbritannien mit 4, Deutschland mit 26, Rußland mit 37, Schweden mit 39 % Wald zeigen Abstufungen des Kulturalters und der Bevölkerungsdichtigkeit an. In Nord-

amerika nehmen die alten Staaten Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, New York und New Jersey die meist entwaldeten Gebiete des Waldlandes ein, das einst durchaus so dünn bevölkert war, wie das jetzt auf 45 % Wald reduzierte Maine, welches als echtes Waldland seine Bewohnerzahl am langsamsten von allen östlichen Staaten vermehrt hat [23]). Die Zurückdrängung der Indianer ist bezeichnenderweise in diesen Gebieten parallel mit der Vernichtung großer Wälder gegangen. In den östlichen Vereinigten Staaten haben sie sich am längsten im waldreichen Maine gehalten. Jetzt sind sie fast überall in die Steppe hinausgeschoben (s. u. 10. Abschnitt). Die gleiche Erscheinung im Süden des Erdteils. Der patagonische Urwald ist von 35° s. Br., wo seine Reste die Abhänge der Anden bekleiden, bis südlich von 37° s. Br. zurückgedrängt und ebensoweit haben die Chilenen die Araukaner zurückgeschoben. Die deutschen Kolonien zwischen 40 und 42° bei Valdivia und am See von Llanicuhé sind Kulturoasen im Urwald, die denselben Prozeß vorbereiten. So treten wir in den Schatten alter Wälder ein, die längst vergangen sind, wenn wir bis zur ältesten Geschichte unserer eigenen Heimat vordringen, die bis auf den heutigen Tag im Besitz ihrer weiten und dichten Wälder eine jüngere Geschichte bezeugt als alle west- und südeuropäischen Länder [24]).

In Europa gab es einst ebenso ausgedehnte Waldstrecken, wie im Nordamerika des 16. Jahrhunderts, deren erste Besiedelung noch in die Helle des geschichtlichen Tages fällt. In den Ortsnamen wimmelt es von Belegen für die Neugründung von Ansiedelungen auf frischgerodetem Waldboden. Die Reutte, Rüti, Lohe, Grün u. s. w. gehen großenteils auf die erste Lichtung der großen Urwälder Germaniens zurück; diese Arbeit zog sich aber durch Jahrhunderte und so sind Leopolds-, Auersbergreut, Bischofsreut im bayrischen Wald jüngere Ortschaften bischöflich passauischer Gründung. In allen unseren Waldgebirgen sind einzelne Ortschaften aus Köhler- und Holzschlägeransiedelungen noch im vorigen Jahrhundert entstanden. Im Altvatergebirge nennt Paul

Lehmann die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts entstandenen Waldenburg, Aloisdorf, Franzensthal, Kotzianau. Philippsthal, Schwagersdorf, Sensenzipfel, Freiheitsberg[25]). In Amerika haben die Hinterwäldler die Kulturarbeit der Waldvernichtung wiederholt. Aber hier wie dort ist nicht an eine vollständige ursprüngliche Menschenleere zu denken. Die Wälder sind keine Wüsten. Wenn die gründliche Lichtung eines Waldes eine Arbeit voraussetzt, der weder die Energie noch die Werkzeuge der sogen. Naturvölker gewachsen sind, so hindert das nicht beschränkte Lichtungen, die z. B. in Zentralafrika keinem noch so dichten Urwald fehlen und in Fidschi Klagen über Waldverwüstung hervorriefen. Jäger und Fallensteller durchziehen selbst die dichtesten Wälder Sibiriens. Es ist wichtig für die Auffassung der Urgeschichte der Waldländer, in denen heute die wichtigsten Kulturgebiete sich ausbreiten, daß man in denselben nicht menschenfeindliche Wüsten sehe. Man muß sich erinnern, daß der Wald auch Schutz und Nahrung gewährt und daß es Völker gibt, welche recht eigentlich Waldbewohner, d. h. im Walde Eingewohnte und -gewöhnte sind: Die nördlichen Indianerstämme Nordamerikas gehen im allgemeinen nicht über die Waldgrenze hinaus. Besonders die Odschibwäh wagten sich selten westwärts aus ihren Wäldern in die grossen Ebenen, um Büffel zu jagen, und sind früh als Waldindianer bezeichnet worden.



Maßstab: 1:200000 Kil.

Fig. 5. Wald und Siedelungen im nördl. Spessart.

Der Waldwuchs überzieht nirgends ganz lückenlos ganze Länder. Flüsse, Seen, Heiden erzeugen Lichtungen und arbeiten damit der Kultur vor. Auf die sehr bemerkenswerte Thätigkeit der Biber in der Lichtung der Wälder hat Credner hingewiesen. Auch an baumtötende Insekten und endlich an Waldbrände, durch Blitz entzündet, ist zu denken [26]). Daß diese Lichtungen z. B. im alten Deutschland zur Römerzeit schon ausgedehnt gewesen sein müssen, beweist die charakterisierende Benennung der Gebirge als Sylva hercynica, Odenwald, Ardennerwald u. dergl. Es lagen waldlose Strecken zwischen ihnen. Das deutsche Wort „Im Freien" spricht wohl auch den Gegensatz des Lichten, Luftigen zum Waldesdunkel aus. Die „Patana", jene ungemein scharf abgegrenzten Grasflächen der Urwälder Ceylons, die im Gebirge am häufigsten, doch bis 600 Meter abwärts gefunden werden und die Ausgangspunkte der großartigen von hier aufwärts wandernden Waldverwüstung durch Anlage von Kaffeepflanzungen gebildet haben, gehören wohl auch zu diesen natürlichen Lichtungen [27]).

Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Historiker, daß sie sich die Wälder, in welche in Mitteleuropa die Kultur urbarmachend eindrang, als weite, menschenleere, überall gleiche Waldöden vorstellen. Alle unsere Waldgebirge sollen bis ins frühe Mittelalter unbewohnt gewesen sein. Allzu wörtlich nimmt man die Ausdrücke unbewohnbare, schauerliche Wildnis, Drachenlager (cubile draconum) und ähnliche, von denen der bayerische Geschichtsforscher v. Koch-Sternfeld einmal sagt, sie kämen ihm wie Formeln oder Typen vor, die in den Nachrichten von Klosterstiftungen wiederkehren. Fast mit gleichen Worten wird z. B. in der Geschichte der Gründung von Berchtesgaden, von Bayerisch-Zell und von Dietramszell der Waldwüste gedacht. Wir haben früher für das oberste Mangfallgebiet, wo Bayerisch-Zell liegt, die Unwahrscheinlichkeit nachzuweisen gesucht, daß nicht schon in römischer und keltischer Zeit die Wälder um den Wendelstein bewohnt gewesen seien [28]). Wir erlauben uns, einige Sätze aus jener Darstellung hier anzuführen: „Der Ausdruck Wildnis, dem man in der Geschichte der Besiedelung der Alpen öfters begegnet, wird leicht mißverstanden. Es ist nicht anzunehmen, daß in einem Gebiet, um welches ringsherum seit Jahrhunderten die Kultur geblüht und gewirkt, sich eine vollkommen menschenfeindliche Wildnis erhalten habe. Waren Petersberg, Mons Madrona und vielleicht auch Mons Orilanus (Oerlberg neben dem Kranzhorn am rechten Innufer) früh mit christ-

lichen Niederlassungen besetzt, dann blieb das Wendelsteingebiet auch kein ganz verschlossenes, unbekanntes Hinterland. Wildnis drückte aber damals wie heute die Empfindung aus, die ein Beurteiler gegenüber einem Zustand der Natur hegte, welcher seiner Vorstellung von Kultur entgegenstand. Ebendeshalb kann dem Worte kein zu großes Gewicht, vorzüglich nicht das Gewicht einer objektiven Schilderung beigelegt werden. Wer heute von den sonnigen Hängen Brannenburgs, der Kronberghöhe und des Margaretenkirchleins in das brausende Thal des „Schwarzen Ursprungs" eintritt, den umfängt auch ein Gefühl der Wildnis, das alle Wegbauten nicht mildern, und am stärksten ist dasselbe vielleicht gerade dort, wo in den Köhlerhütten vor dem Alpaufstieg die Zeichen der Kulturzugehörigkeit sich noch einmal recht deutlich geltend machen." Es sind im Mittelalter viele Klöster aus dem Gebirge thalauswärts verlegt worden, weil die Mönche die Natur zu rauh und zu arm fanden, so aus Bayerisch-Zell nach Fischbachau, aus Scharnitz (einst wichtige römische Straßenstation!) nach Schlehdorf. Die Motivierungen klingen stark an das draconum cubile der Berchtesgadener an und sind manchmal als Uebertreibungen zu erkennen. Auch die Waldgebirge Deutschlands verlieren vor der eindringenden Forschung den schauerlichen Reiz des Wüstenhaften, mit dem die landläufige Vorstellung sie ohne allen ernsten Grund lange umkleidet hat. Die Chronisten haben hier die Städte, wie ihre südbayerischen Genossen die Klöster, mit Vorliebe in Waldöden entstehen lassen. Die Ortsnamen zeigen aber in den Alpen romanische und im Erzgebirge slavische Siedelungen in Höhen, die mitten in der „Magna silva Miriquido dicta" liegen mußten. Der interessante Versuch von Heinrich Schurtz, Reste der germanischen vorslavischen Besiedelung in dem alten Namen des Erzgebirges Fergunna und in Ortsnamen nachzuweisen, welche von Kultusstätten des slavischen Donnergottes Perun herrühren [29]), weist den menschenleeren Wald ebenso zurück, wie früher Kirchhoff für den Thüringerwald gethan [30]). Auch für den Spessart ist man jetzt bereit alte Bewohnung, den Hochspessart ausgenommen, vorauszusetzen.

Die Verteilung der Bevölkerung im Walde hängt von der Kulturstufe und der durch diese gebotenen Lebensweise ab. Die Bevölkerung ist sehr dünn, mit am dünnsten, wo sie zum Zweck der Jagd, des Beeren-, Honig- und Wurzelsuchens sich im Wald zerstreut. Im nördlichsten Asien und Nordamerika, in der Hylaea Südamerikas und den großen Waldungen des äquatorialen Afrika sind die kleinen Siedelungen der Waldbewohner fünf Meilen und mehr voneinander entfernt. Oft mögen da die Fäden des Verkehres abreißen, durch welche sie verknüpft sind und einzelne Gruppen von Siedlern wie

auf Inseln im grünen Meere leben. Breite Waldstrecken werden absichtlich unbewohnt erhalten (s. u.). Der Verkehr sucht die Wasserwege auf und an diesen liegen die Siedelungen verhältnismäßig dicht, während den Wald nur Jagdpfade durchziehen. Es sind nicht bloß kleine Jägerstämme, die zerstreut im Walde wohnen; in allen Zonen gibt es eine besondere Art von Ackerbau, der von dünner Bevölkerung im Walde betrieben wird und an den Wald sich anlehnt. Mit ihm geht eine entsprechende Verbreitung der Waldbewohner und -vernichter auf Lichtungen einher, welche im Walde zerstreut sind und verlassen werden, wenn ihre Fruchtbarkeit erschöpft ist. Das ist das Leben nicht bloß der Watwa und Akka, sondern auch einzelner Negerstämme im zentralafrikanischen Wald, das Leben der Veddah in Ceylon, waldbewohnender Bergstämme in Vorder- und Hinterindien. Aehnlich trieben viele Stämme Nord- und Südamerikas ihren Ackerbau im Wald. Aber dieser zerstreute, schwache und mühselige Feldbau der Waldbewohner genügt nicht zur Lebenserhaltung. Wurzeln und Früchte müssen mit herangezogen werden. Das ist selbst dort nicht besser, wo der Reisbau seine reichen Ernten gibt, wie bei den Bannar des großen Grenzwaldes zwischen Siam und Annam, deren 25000 Seelen auf einem Raum von 15—20 Meilen Durchmesser wohnen[31]). Auch die Aino gehören zu diesen Waldackerbauern, denn $^4/_5$ von Jesso sind noch Wald[32]). Aber sie sind zugleich große Jäger; man hat die Zahl der jährlich in Jesso erlegten Bären auf 50000 geschätzt.

In den höheren Gebirgsteilen Europas, wo der Ackerbau wenig ertragreich geworden, findet nicht nur die Bodennutzung durch Forstwirtschaft die größte Ausdehnung, sondern hier schließt sich auch der Ackerbau noch inniger an den Wald an. Die Arbeit des Holzfällens und -fahrens oder -flößens ist vielfach in unseren Waldgebirgen wichtiger als der Feldbau, der sie als Erwerbsquelle in den langen Wintern ablöst. Eine eigentümliche Wirtschaftsart, bestimmt Streu und Weide zugleich zu liefern, sind die Birkenberge des Bayerischen Waldes, welche einen Ackerbau im Walde, aber in Verbindung mit

Waldwirtschaft darstellen. Sie treiben die höchsten Aecker z. B. bei Bischofsreuth bis 1000—1100 Meter hinauf[33]). Die Reut- und Schälwälder des Schwarzwaldes gehören auch hierher. Die Waldfläche hat in diesen Gebirgen niemals ihr natürliches Vor- und Aelterrecht abgegeben, sie breitet sich sogar über Aecker und Wiesen wieder aus, welche ihr früher abgerungen worden waren. Wo die Wälder rein als Forste bewirtschaftet werden, halten sie die Siedelungen möglichst weit von sich. Im Interesse der Jagd sind in den Alpen große Weidegebiete wieder in den früheren Zustand versetzt und selbst gegen vorübergehende Bewohnung abgeschlossen worden[34]). Nicht nur in den Gebirgen, wo die Forstwirtschaft oft die einzige mögliche fruchtbringende Verwertung des Bodens bedeutet, sondern mitten in dichtbevölkerten Provinzen haben wir fast menschenleere Wälder. In Oberbayern kann man noch meilenweit im dichten Wald gehen, ohne menschliche Wohnstätten zu sehen. Der Weg von Reit im Winkel nach Seehaus führt durch eine ganz ursprüngliche Einsamkeit. Der Gutsbezirk Oberförsterei Karlswalde im Kreise Sagan (Niederschlesien) besteht aus elf Wohnplätzen, nämlich einer Oberförsterei, acht Förstereien, einem Pechofen und einem Arbeiterhaus mit zusammen 83 Einwohnern auf 200 Quadratkilometern[35]). Seitdem man die Bedeutung des Waldes im Haushalte der Natur würdigen lernte, begann man selbst Gebiete zu bewalden, welche vorher öde gelegen waren; die Küstenstriche haben dabei besonders viel gewonnen. Im Karst sind in den letzten Jahren über eine Million Bäumchen im Jahre gepflanzt worden. Seit Guthe sein Buch „Die Lande Braunschweig und Hannover“ erscheinen ließ, sind die bewaldeten Flächen Ostfrieslands von 0,6 auf mehr als 2 % des Areals gestiegen. Seit 1871 hat die Oberfläche des Departements Gironde 190 Quadratkilometer durch Waldanpflanzung aus dem Dünengebiete gewonnen. Selbst Belgien hat den bis 1866 stetig verminderten Wald neuerdings wieder zunehmen sehen. Es ist an diesem Vorgange der künstlichen Bewaldung von biogeographischem Interesse zu sehen, wie die Wiederbewaldung den

Weg zurückmacht, den die Entwaldung eingeschlagen. Sie beginnt an den Resten des Waldes in Thälern und Schluchten und steigt in ihrem Schutze in die Höhe. Oft muß sie den Humusboden, Rasen, Strauchwerk erst wieder schaffen, welcher verloren ging, als die Wurzeln der Bäume ihn nicht mehr umklammerten.

In alten Kulturländern sind die Wälder zu Inseln zwischen Kulturflächen und Wohnstätten geworden. So ist in Mitteleuropa der Wald überall zerstückt; er bildet zusammenhängende Bestände von beträchtlicher Größe nur noch in den Gebirgen, in sumpfigen Tiefen (Spreewald) und Flußniederungen, d. h. dort, wo er sich an natürliche Hindernisse einer dichten Ausbreitung des Menschen anzulehnen vermag. Wo dichte Bewaldung mit dichter Bevölkerung zusammengeht, wie in der Pfalz, welche die dichteste Bevölkerung (6455) unter den bayerischen Kreisen und dabei doch am meisten Wald (39 % gegen 34,4 in Gesamtbayern) aufweist, fallen bewaldete Bergländer ins Gewicht. Unterfranken verdankt sein Waldareal von 38 % wesentlich dem Spessart, in welchem schon früh die Waldsiedelungen beschränkt wurden. Die Schweiz (20 % Waldboden), das Algäu (22 %) zeigen, wie selbst im Hochgebirge dort der Wald zurückgedrängt ward, wo die Weide sich ausdehnen konnte, welche in beiden Gebieten durch Bodenart und -gestalt begünstigt ist. Die Lichtung schritt hier von oben, wo sie Alpenweiden schafft, und von unten, wo sie Ackerfelder lichtet, voran, so daß der Wald nur noch ein Band zwischen Alpe und Acker bleibt. Der Schwarzwald, der klimatisch und durch seine Bodenbeschaffenheit der Bewaldung sehr günstig, ist auf der badischen Seite doch nur zu 42 % bewaldet, am dichtesten im Kreis Baden, der 49, am dünnsten im Kreis Villingen mit seinen bevölkerten Hochflächen, der 31 % Waldland zählt. Im badischen Schwarzwaldgebiet stehen Wald- und Ackerbaufläche etwa gleichgroß nebeneinander, in ganz Baden verhalten sie sich wie 1 : 1,56.

In der Regel ist die Waldfläche kleiner, wo die Bevölkerung dichter, doch gilt dies selbstverständlich nur von Gebieten ähnlicher Boden- und Klimaverhältnisse.

z. B. kann Dalmatien, dessen Boden nur zu 16 % bewaldet und nur von 2000 Menschen auf der Quadratmeile bewohnt wird, nicht mit Niederösterreich verglichen werden, wo mit 32 % Waldfläche eine Dichtigkeit von 6500 zusammengeht. Die einen urtümlichen Eindruck machenden Wälder von großer Ausdehnung, in welchen die Kulturflächen wie Inseln liegen, können nicht dicht bewohnt, aber diese Inseln können von dichten Bevölkerungen bewohnt sein. Der nahezu 40 Quadratmeilen große Bezirk Kimpolung in der Bukowina ist zu 78,2 % Wald, das große Komitat Marmaros hat auf 176 Quadratmeilen 110 Quadratmeilen Wald, d. i. 62 %; dort wohnen 990, hier 1150 Menschen auf einer Quadratmeile; aber einige der dichtesten Bezirke Niederösterreichs wie Hernals und Sechshaus zeigen ihre städtisch dicht wohnenden Bevölkerungen in Gebieten von 37 und 55 % Waldfläche. Rumburg in Böhmen hat über 20000 auf der Quadratmeile und 45,7 % Waldfläche.

Das Bild eines deutschen Waldgebirges liegt heute weit ab von zusammenhängenden dunkeln, weglosen Wäldern, die Thal und Höhe mit wenig Lücken überziehen. Die breiteren Thäler alle sind hoch hinauf bebaut, reich an Ortschaften, die engeren Wiesenthäler haben durch Wiesenbau den Wald auf die Thalhänge gedrängt und in ihnen fehlen nie einige Häuser. Ueber den Waldthälern liegen längs der oberen Hänge und auf den Hochebenen blühende, gewerbreiche Ortschaften, Häusergruppen und zerstreute Höfe mit Gärten, Wiesen, Feldern, oder auch nur Reutfeldern und Weiden, in buntem Wechsel von Wald durchbrochen oder umrahmt. Es werden jenseits der höchsten Wälder die Moore ausgebeutet, und das Weideland zieht über die höchsten Kuppen weg. Die Bewaldung ist noch am stärksten, wo enge Thäler, steile Hänge, steiniger Boden, rauhe und abgeschlossene Lage die Urbarmachung an raschem Fortschreiten hemmten[36].

Die Beschränkung des Waldes, welche im Interesse der Kultur liegt, artet leicht in einen Vertilgungskrieg aus, dessen Ziel die E n t w a l d u n g, die Vernichtung des Waldwuchses ist. Die Landschaft ganzer Länder und

der geschichtliche Boden ganzer Völker erfahren dadurch mächtige Umgestaltungen. Es schwinden mit dem Walde die ihm zugehörenden Funktionen des Schutzes und des aufgesammelten wirtschaftlichen Wertes. Mit der Entwaldung hat sich das Klima in vielen Gegenden der alten Kulturwelt verschlechtert und ist der Bodenwert gesunken. In schneereichen Gebirgen wächst mit der Entwaldung die unmittelbare Bedrohung des Lebens durch Lawinenstürze und die Schädigung der Wohlfahrt durch Ueberschwemmungen und niedere Wasserstände. Es wird leicht vergessen, daß der Wald das Erzeugnis eines langen Wachstumsprozesses ist, welcher Jahrhunderte brauchte. um die Holzmassen und den Humusboden zu schaffen, nach deren Zerstörung erst wieder in entsprechend langen Zeiträumen der Boden denselben Wert erlangen kann, wenn er nicht durch Freilegung und Abschwemmung überhaupt unfähig gemacht ward, sich wieder mit Wald zu bedecken. Da der Waldschutz eine wesentlich moderne Erscheinung ist, haben vor allem die Länder der alten Kultur durch Entwaldung verloren, was der an die Stelle des Waldes getretene intensive Ackerbau nicht ersetzen kann. Nordamerika ist das in Kultur und Entwaldung raschest fortschreitende Land der Erde.[37]) Die Kehrseite der so viel bewunderten, großen Kulturfortschritte ist die Waldvernichtung im Maßstabe von 2—3% jährlich, wie sie in Ohio in den Jahren vor 1880 festgestellt wurde.

In den Tropen ist die fast vollständige Entwaldung ausgedehnter Gebiete, wie Ceylon, Mauritius, Réunion, die Seychellen sie durch den Plantagenbau erfahren haben, wesentlich erst im Gefolge und im Interesse der europäischen Kultivation geschehen. Diese ins große arbeitende Plantagenwirtschaft hat ungemein rasch mit dem Urwald aufgeräumt. Junghuhn fand 1844 Kulturflächen, wo 1805 Léschenault die ganze Strecke von Sumber bis Panarukan im Walde zurückgelegt hatte[38]). Auf fruchtbaren, dichtbevölkerten Inseln wie im Indischen Ozean Mauritius, Réunion, Mahé haben die Kulturen die einheimische Flora auf die Höhen der Berge zurückgedrängt, alles andere ist Ein Kulturland. Die ceylonischen Urwälder sollen

gerade in der Höhe jenseits 1000 Meter, wo der Kaffeebau am ärgsten sie verwüstet hat, vorher fast unberührt gewesen sein. Die einzigen eigentlichen und alten Waldbewohner Ceylons, die Veddah, sind kaum jemals volkreiche Stämme gewesen. Vorher hat, wie überall in tropischen Urwäldern, das hier als „Chena“ bezeichnete System des Waldackerbaues die Arbeit eines hundertjährigen Pflanzenlebens mit Feuer vernichtet, um ein wenige Jahre dauerndes Feld von Eleusine coracana auf der Brandstätte zu erzeugen. Aber diese Lichtungen waren klein, zerstreut und wurden nach Jahren sich selbst überlassen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß durch sie eine große und dauernde Umwandlung von Waldland in Kulturland oder Grasland stattgefunden habe [39]). Die Waldverwüstung ist wesentlich Sache der Kultur, dichterer Bevölkerung, besserer Werkzeuge. Selbst die Waldbrände sind am häufigsten, wo die Berührung zahlreicher Menschen mit dem Wald erleichtert wird. Eine Anzahl von historisch beglaubigten Fällen fast vollständiger Entwaldung, wie Madeira und St. Helena sie bieten, zeigt, daß auch in diesem Falle die Inseln den ausgedehnteren Binnengebieten voraneilen [40]). Auch Island hat durch Vernichtung seines ärmlichen, aber an der Waldgrenze um so wichtigeren Birkenzwergwaldes seinen Kulturcharakter wesentlich verändert und Großbritannien ist unter den Ländern seiner Zone das waldärmste.

Derartige Thatsachen dürfen aber nicht zur Grundlage der Auffassung gemacht werden, daß die Erde überhaupt in früheren Jahrtausenden, ehe die Menschen Ackerbau und Viehzucht trieben, viel reichlicher bewaldet gewesen sei, ja, daß sie vielleicht großenteils mit Wald bedeckt gewesen sei. Besonders für Südafrika werden zahlreiche Fälle einer rücksichtslosen Zerstörung durch Grasbrände angeführt und die südlichen Mittelmeerländer sollen ihr Klima und ihre Fruchtbarkeit wesentlich durch Entwaldung verschlechtert haben. Man überträgt hier doch offenbar zu rasch die Erfahrungen des nördlichen Waldgürtels und der Inseln auf anders geartete Länder. Einen mitteleuropäischen, nordamerikanischen oder sibirischen Wald

haben die mit Trockenzeiten beglückten Länder nicht in historischer Zeit besessen. Sie waren waldreicher, aber der Wald spielte in ihrer Kulturentwickelung nicht die Rolle wie dort. Sicher ist allerdings das eine, daß er rascher vernichtet werden konnte, wo er von Natur schon zerstreut und nur an begünstigter Stelle erhalten war, und daß sein Rückgang hier um so empfindlicher wirken mußte.

Ganz anders noch wirkt die Waldverwüstung in den Steppen, wo der Wald klein und ohnehin klimatisch bedroht, und wo sie eine notwendige Folge des Steppenlebens ist, als im Urwald. Hier ist der Wald der mächtigere und dort der Mensch. Das Klima, die Sorglosigkeit der Nomaden in der Verwertung der Naturschätze, die natürliche Armut des Baumwuchses: alles das wirkt zusammen, um die Nomaden als ein höchst wirksames Werkzeug in der Entwaldung der Steppe erscheinen zu lassen, die wohl nicht immer diese völlig ungebrochenen Wiesenflächen bot wie heute. Nun ist auf weite Strecken hin der Argal das einzige Brennmaterial und wenn vielleicht der primitive Mongole, der nichts anderes kennt, an diesem festhält, so wütet der halbzivilisierte Nomade um so unbarmherziger in den Waldungen. Eine vor etwa zehn Jahren entworfene russische Generalstabskarte, die Ujfalvy in Troitzk erhalten hatte, zeigte in dem Orenburger Gouvernement meilenweite Waldflächen, die jetzt fast nur noch Steppe waren. Der Ackerbauer leistet bei ständiger Anwesenheit in dieser Beziehung noch erheblich mehr und vielleicht ist der Chinese, der mit der Asche düngt, mit dem Holze baut und heizt und dies alles mit rücksichtslosem, rührigem Eifer betreibt, der denkbar größte Feind des Steppenwaldes. Die ackerbauenden Immigranten aus Schensi und Schansi haben der Mongolei unendlich geschadet, indem sie ganze Striche, wie z. B. den ganzen Bergrand am linken Ufer des Hoangho auf dem Wege von Kalgan nach dem Inschan vollständig entwaldeten. Sogar die einst schön bewaldeten Waldgründe in der Nachbarschaft von Jehol sind von ihnen trotz aller Verbote verwüstet worden. Waldbrände wirken nirgends so zerstörend wie im trockenen Steppen-

klima: sie zerstören die Wurzeln und Keime bis in den Boden hinein und fressen fort, bis sie auf eine Lichtung treffen. —

In Bestand und Fehlen zeigt der Wald die heilsame Bedeutung der leeren Stellen in der Oekumene, die dem Menschen ein Verhältnis zur Natur erhalten. Er durchzieht unsere Kulturländer mit einem Quellgeäder, welches Luft, Licht und die nie veraltenden Naturgenüsse durch den Körper der Völker leitet. Aus dem Wald ergießt sich ein Strom von Poesie durch Kunst und Dichtung, er wird immer für sinnige Gemüter in irgend einem kühlen Grunde die „blaue Blume" bergen. Es ist bezeichnend, wie von allen Seiten her die Erholungsstätten der abgearbeiteten Städter sich in ihn hineinerstrecken oder an ihn sich anlehnen. Er ist nicht bloß ein Stück Natur, sondern auch ein Stück Urzeit; in ihm liegt eine Verbindung mit unserer Vergangenheit.

Politische Wüsten. Aus einer ganzen Anzahl von Gründen meiden Völker auf tieferen Kulturstufen bestimmte Strecken ihres eigenen Landes oder zwischen ihrem Lande und demjenigen eines Nachbarn. Die niedere Kulturstufe setzt menschenleere oder dünnbevölkerte Striche voraus. Sie braucht dieselben als Grenzstriche, als Jagdgebiete, sie schafft sie durch kriegerische Verwüstung, sie duldet sie endlich, weil sie derselben wirtschaftlich nicht benötigt ist oder nicht benötigt zu sein meint. Dabei wiegen politische und soziale Motive[41]) vor, wiewohl auch die Religion ins Spiel gezogen wird. Wir wollen diese leeren Stellen als politische Wüsten den natürlichen Oeden gegenüberstellen, von welchen wir bisher gesprochen. Da der Mensch sich mit Absicht von ihnen zurückzieht, tritt die Natur in ihr Recht und die Wirkung auf die Verbreitung des Menschen wird dieselbe. Dazu tritt aber für die politisch-geographische Betrachtung noch das Wichtige hinzu, daß die leeren Stellen sich zu einem Netz neutraler Striche zusammenschließen, in denen das politisch nicht Organisierte, organisiert Gewesene oder der Organisation Zustrebende außerhalb des Bereiches der ge-

schlossenen Staaten und Stämme sich bewegt, z. B. in Zentralafrika die wandernden Handels- und Jägerstämme.

Barth hat in seiner Uebersicht der Bevölkerung des Sudan zuerst die allgemeine Regel ausgesprochen, daß neben den verhältnismäßig dichten Bevölkerungen der Heidenländer und mohammedanischen Reiche „die Grenzgegenden zwischen verschiedenen Reichen mehr oder weniger entvölkert und daher dicht bewaldet sind[42]).“ Durch Nachtigal wissen wir jetzt, daß das unbewohnte Grenzgebiet zwischen Dar For und Wadaï, mit dem Thale und den Gehängen des Wadi Asunga zusammenfallend, an der Stelle, wo der Weg Abesche-Fascher es durchschneidet, zwei Tagmärsche, d. i. 4—5 Meilen breit ist. Junker hat uns diese Grenzstriche in ihrer sehr großen Bedeutung für das Leben der Afrikaner noch näher kennen gelehrt. Er fand diese Grenzwildnisse Tagereisen breit im südlichen Sandehlande und gibt zu bedenken, daß die Länder der Sandehfürsten in der Regel nicht viel über 100 Quadratmeilen groß sind. Man erhält also Tausende von Quadratmeilen derart unbewohntes und selbst nicht überall durch Jagd ausgenutztes, also für die Bevölkerung totliegendes Land. Junker hat sogar die Ansicht ausgesprochen, daß das bewohnte Areal dort von dem unbewohnten an Ausdehnung übertroffen werde[43]). Wir haben eine Menge Zeugnisse über diese Grenzwildnisse, die Speke z. B. zwischen Usui und Karagwe in einem Tagmarsche durchmaß, und von denen Emin Pascha im Schuli- und Madiland mehr die wirtschaftliche Seite hervorhebt, indem er von der Umgebung des Chor Boggär schreibt: Diese 12—15 Stunden langen und ebenso breiten Flächen Graslandes werden im Schuli- und Madilande absichtlich nicht besiedelt, um den Elefanten und dem Wilde Zuflucht zu gewähren und so den Einwohnern Jagdgründe zu sichern“ [44]). In Asien ist derselbe Grundsatz alteinheimisch. Der leere Grenzstrich gegen Korea durfte früher bei Todesstrafe nicht besiedelt werden. Auch zwischen birmanischem und britischem Gebiet blieb nach dem Krieg von 1858 bei Thayetmyo ein Grenzstreifen von einer halben Meile neutral und wurde die Heimat von Räubern und

Dieben. Birma hielt auch die Schanprovinz King-Seng, gegen Siam zu gelegen, als neutrales Grenzgebiet leer[15]).

Im alten Germanien galten neben Flüssen auch Wälder als Grenzen. Der bochonische Wald trennte Chatten und Cherusker von den Sueven. J. A. von Helfert hat in dem Aufsatze „Die ehemalige Wald-Veste Böhmen" [16]) den „mehrere Stunden bis zu ganzen Tagereisen breiten Urwald, gleichsam ein großartiger lebendiger Zaun, von dem das ganze innere Gebiet umfriedet war," als alte Naturgrenze beschrieben. Lange haben die Römer angesichts der dunkeln, feuchten Wälder Germaniens zaudernd gestanden, bis sie die Richtwege ihrer Militärstraßen durch diese seit der Schlacht im Teutoburger Walde auch militärisch ganz besonders zu fürchtenden Wälder zu legen begannen. Die fabelhafte Auffassung des hercynischen Waldes als eines das ganze westliche Deutschland erfüllenden zusammenhängenden Waldes, die wir bei Cäsar und Mela finden, spiegelt die Vorstellung wieder, welche die Römer sich von Deutschland machten. — Der Glaube, oder wenn man will, der Aberglaube wirkt mächtig mit auf die Erhaltung einzelner Landstrecken im Naturzustande und hindert damit die natürliche Ausbreitung und das Wachstum der Bevölkerung. Durch Verbot, tabuierte Gebiete zu betreten, entziehen sich Völker von starkem Glauben, wie Maori u. a., weite Gebiete und oft gerade die der Besiedelung zugänglichsten. Wie einst in Gallien und Germanien ehrwürdige Wälder läßt man in Westafrika Dickichte auf „Fetischland" stehen und war hierin wohl einst standhafter als jetzt, wo, nach Zöllers Angabe, z. B. in Lome „mit Hilfe entsprechender Geschenke derartige Einwände leicht hinweggeräumt werden" konnten [17]). Barth beschreibt einen heiligen Hain der Marghi als dichten, mit Graben umgebenen Wald, dessen größter Baum besondere Verehrung fand.

Minder dauerhaft, dafür aber ausgedehnter sind endlich jene „politischen Wüsten", welche Ergebnisse kriegerischer Verwüstung verbunden mit Menschenraub und Mord sind. Vollständig menschenleere Strecken von ein paar hundert Quadratmeilen sind in Innerafrika nicht selten.

Livingstone fand auf seinem Wege nach dem Nyassa am oberen Rovuma ein solches von 20 geographischen Meilen Breite. Die Menschenleere der Küsten war selbst in Westafrika schon im Anfang des 17. Jahrhunderts eine große Schwierigkeit der Schiffahrt, da sie die Verproviantierung erschwerte. Man lese W. C. Schoutens Bericht über die Fahrt an der Sierra-Leoneküste im September 1615. Der Menschenraub grassierte so, daß Neger sich nur gegen Geiselstellung auf Schiffe wagten. Auch die neueren deutschen Erforscher haben nahe bei der Küste, z. B. beim Zusammenfluß des Wuri und Dibombo ganz menschenleere Strecken gefunden, die auf die Verwüstungen innerer Kriege zurückführen.

Schluss. Wir sehen, daß in der Natur der zwischen Mensch und Erde obwaltenden Beziehungen eine Verbreitungsweise begründet ist, welche sich als Zerstreuung einer Menge kleinerer und größerer, durch unbewohnte Räume voneinander getrennter Gruppen darstellt. Da ist nicht Wald und Wiese, es ist die von den Botanikern „parkartig“ genannte Verbreitungsweise der Baumgruppen in den Uebergangsgebieten zwischen Wald- und Steppenländern oder das kolonienartige Auftreten sedentärer Meerestiere in Muschelbänken oder Korallriffen. In den Betrachtungen, welche über die Verteilung der Menschen über die Erde angestellt werden, ist dieser Thatsache der Wert einer fundamentalen zuzuerkennen. Zu den leeren Räumen, welche, wie wir sahen, die Natur des Erdbodens bedingt, kommen jene anderen, deren Ursache in dem Leben der Einzelnen und der Völker liegen. Auf diese wird uns die Betrachtung der Bevölkerungsdichtigkeit (s. 7. Abschnitt) führen. Sie alle sind im anthropogeographischen Sinne nicht minder wichtig als die bewohnten Stellen, und die Grenzen der größeren unter ihnen zu ziehen ist eine Aufgabe, die an Bedeutung nur der Bestimmung der Grenzen der Menschheit nachsteht. Diese Verbreitungslücken sind aber weit entfernt, entsprechend gewürdigt zu werden. Es gibt eine weitverbreitete Auffassung des Begriffes Unbewohnt, welche das zerstreute

oder zeitweilige Verweilen von Menschen in festen Wohnstätten ignoriert und Gebiete von ganz geringer Bewohntheit als unbewohnte anspricht. Gerade in diesen Gebieten werden ja voraussichtlich einige wenige enge Stellen sehr dicht bewohnt sein. Natürlich kann sich die Wissenschaft mit einer solchen ungenauen Vorstellung, die Anlaß zu vielen Mißverständnissen gibt (s. d. oben S. 126 über die unbewohnten Gebirge Gesagte), nicht befreunden und möchte selbst den Schein vermeiden, als ob sehr dünn bewohnt und unbewohnt überhaupt nicht zwei weitgetrennte Dinge wären. Wenn das 1880er Censuswerk der Vereinigten Staaten jener Auffassung graphischen Ausdruck verleiht, indem es die Räume mit weniger als 2 Einwohnern auf der engl. Quadratmeile ebenso weiß läßt, wie die vollständig leeren, und als besiedeltes Gebiet „Settled Area“, nur die von mehr als 2 Bewohnern auf der engl. Quadratmeile besetzten Räume ansieht, so ist das mehr als ein technischer Mißgriff, dem gegenüber man die Regel aussprechen kann: Je dünner eine Bevölkerung, desto mehr ist eine geographische, statt der statistischen Auffassung geboten. Andere weiße Flecken, die auf den Bevölkerungskarten erscheinen, sind häufig nur der Ausdruck ganz subjektiver Ansichten. Man betrachte sich die weißen Flecken auf der so fleißigen Karte der Bevölkerungsdichtigkeit der Erde von Behm und Hahnemann, sie bezeichnen nicht die wirklich leeren Stellen, sondern die großen Räume dünnster Bevölkerung. Nun ist es aber bei der Bedeutung der thatsächlich unbewohnten, anthropogeographisch leeren Räume unzulässig, die weißen, scheinbar leeren Flecken auf Bevölkerungskarten zur Symbolisierung dünner Bevölkerungen zu verwenden. Selbst dort, wo „im Verhältnis zur enormen Ausdehnung des Areals die wenigen eingestreuten Dörfer verschwinden“, wie F. Sarassin in der Erklärung seiner Bevölkerungskarte von Ceylon sagt[48]), bleibt die absolut leere Stelle etwas anderes als die jetzt dünne, vielleicht einst oder später dicht besiedelte Stelle. Die Darstellungsweise beider ist also getrennt zu halten. Inwieweit dies thunlich, wird der Abschnitt über die Bevölkerungskarten im 7. Abschnitt zeigen.

[1]) Auch die Gleichsetzung der Riduzioni di terreni boschiati a coltura und der Prosciugamenti ed irrigazioni in der italienischen Statistik (Annuario 1888. S. 681/2) ist bei tieferer Erwägung nicht gestattet.

[2]) Reseña geografica y stadistica de España. Madrid 1888. S. 534/5.

[3]) Der Reichtum des Landes an üppigem Graswuchs (für Viehzucht), der Gewässer an Fischen und nützlichen Vögeln ist die Grundlage der Erwerbsthätigkeit der Isländer; ohne diese Gaben würde das Land noch heute so unbewohnt sein, wie vor tausend Jahren. Keilhack, Islands Natur und ihre Einflüsse auf die Bevölkerung. Deutsche Geographische Blätter IX. S. 14.

[4]) In Fars, dem Stammlande des persischen Reiches, sind sogar unterirdische Wasserläufe und Quellsammlungen in großer Ausdehnung angelegt. Vgl. F. Stolze in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin 1880. S. 141.

[5]) Alexandrien 1884. S. 51.

[6]) Ueber die verschiedenen Wege Tripolis-Kuka s. Nachtigals vergleichende Darstellung in Sáhara und Sudân I. S. 39.

[7]) Geographische Mitteilungen. Ergänzungsband II.

[8]) C. G. Büttner, Die Missionsstation Otyimbingue. Zeitschrift des Vereins für Erdkunde. 1885. S. 53.

[9]) Geographische Mitteilungen 1864. S. 297.

[10]) Regelmäßige Cisternenweiher, wie man sie in den Steppen Turkestans findet, z. B. auf dem Wege von Buchara nach Taschkent in der 150 Kilometer breiten Steppe von Karschi, sind in der Sahara nie gebaut worden. Man versteht, daß sie da sind, wenn man die üppigen Kulturflächen betrachtet, welche zu beiden Seiten die Steppe einfassen.

[11]) Vgl. Philippsons Schilderung in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin. XI. S. 450.

[12]) Geographische Mitteilungen 1869. S. 65.

[13]) Trolle, Das italienische Volkstum. 1885. S. 20.

[14]) In Tyrol wird die Zahl der durchschnittlich im Jahr durch Lawinen zerstörten Menschenleben auf 20—30, der Gebäude auf 12—15 geschätzt. Staffler, Tirol. 1846. I. S. 77.

[15]) Geographische Mitteilungen. 1869. S. 104.

[16]) Prettner, Die höchste Menschenwohnung in Europa. Carinthia 1875. S. 197—205.

[17]) Die Alpenwirtschaft der Schweiz, herausgeg. vom Eidg. Statistischen Bureau. 1868.

[18]) Statistik der Alpen von Deutsch-Tirol. Innsbruck. 1880/2.

[19]) Vgl. Hochstetters Bericht über Whitcombes Reise in den Geographischen Mitteilungen 1866. S. 216.

[20]) Hunter, The Indian Empire. 1886. S. 44.

[21]) Corals and Coral Islands. 1885. S. 169.

[22]) Dr. Bernsteins Reise in den Molukken. Geographische Mitteilungen 1872. S. 208.

[23]) Maine war 1790 mit 96540 Einwohnern der 11. unter den

17 Staaten der Union, 1840 war es der 13. unter 30, 1880 der 27. unter 47. Seine Bevölkerung war seit 1820 um wenig über 100% gewachsen, während diejenige von Ohio sich versechsfacht hatte. 1880 war Maine nach Florida der dünnst bevölkerte der atlantischen Staaten.

[24]) Die Beiträge zur Forststatistik des Deutschen Reiches (Monatshefte der Statistik des Deutschen Reiches. 1884. VIII) verzeichnen folgende im Vergleich zur Volkszahl überraschend große Waldfläche in Prozenten der Gesamtfläche: Schwarzburg-Rudolstadt 44, Sachsen-Meiningen 42, Provinz Starkenburg 42, Kreis Karlsruhe 41. Provinz Hessen-Nassau 40. Fürstentum Birkenfeld 40. Schwarzwaldkreis 39, Rheinpfalz 39. Deutschland hat also noch eigentliche „Waldländer" aufzuweisen, der Westen und Süden des Erdteils seit Jahrhunderten nicht mehr.

[25]) Zeitschrift der Gesellschaft f. Erdkunde. XVII. S. 234.

[26]) Im Censusjahr 1880 breiteten sich in allen Teilen der Union Waldbrände über 10 275 000 Acres aus und verursachten einen Verlust, der auf mehr als 25 Millionen Dollars geschätzt wurde. Die Hauptursachen waren das Lichten des Waldes durch Feuer und vernachlässigte „Camp-Fires" der Jäger. Bekanntlich ändern die Waldbrände langsam aber gründlich den Waldbestand um, da gewisse Bäume auf den Brandstätten nicht wieder erscheinen.

[27]) Junghuhn weist öfters auf die Schärfe der Grenze hin, welche die höhere Waldregion in Java von den tieferen Grasflächen in 3—4000 Fuß trennt. Er glaubt sie nur durch eine früher weiter ausgebreitete Kultur erklären zu können und „daß sich im Urzustand Javas die Wälder bis an den Fuß der Gebirge, ja bis zum Meeresstrande herabzogen und daß sie allein durch die Kultur bis zu ihrer jetzigen Höhe ausgerottet sind" (Topogr. u. naturwiss. Reisen in Java. 1845. S. 234). Die Grasflächen, welche an die Stelle der Wälder treten, werden in Java fast ganz aus dem gesellig und gedrängt wachsenden Alanggras (Imperata Koenigii) eingenommen. „Ich habe Grund, zu glauben," sagt Junghuhn, „daß das Alanggras während dem ursprünglichen Zustande des Landes auf einige unfruchtbare, dürre, wasserleere Flächen der heißen Zone angewiesen war und besonders auf schweren, leicht austrocknenden, harten und eisenschüssigen Thonboden beschränkt war; daß aber gegenwärtig überall, wo man dieses Gras auf einem fruchtbaren lockeren Boden und an Berggehängen oberhalb von 2000 Fuß trifft, dies ein Zustand ist, der erst durch Menschenhände hervorgerufen wurde." (Java, seine Gestalt etc. 1854. I. S. 153.)

[28]) Der Wendelstein. Geschichtliches. Z. d. d. u. ö. Alpenvereins. 1886 S. 376.

[29]) Fergunna von Heinrich Schurtz. Ausland 1890. Nr. 16.

[30]) Thüringen doch Hermundurenland. S. 58.

[31]) Das Volk der Bannar. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena. III. H. 2.

[32]) Nach Kreitners Schätzung in den Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft zu Wien. 1881. S. 225.

[33]) Vgl. die genaue Beschreibung in Lindemans Mitteilungen über den Bayerischen Wald (III). Deutsche Geographische Blätter. VIII. S. 28.

[34]) Eine Erscheinung, die ebenso in Tirol wie in der Schweiz, dort aber stärker hervortritt, ist der Rückgang der Weideflächen, der großenteils durch Verwandlung der Weide in Wiesen oder Wald, Einhegung zu Jagdgebieten, zum kleineren auf Erdrutschen und anderen Elementarereignissen, auch Vorrücken des Gletscher beruht.

[35]) Träger, Die Volksdichtigkeit Niederschlesiens. Z. f. wissenschaftliche Geographie VI. S. 171.

[36]) Vgl. Forstrat Schuberg, Die Bewaldung des Schwarzwaldes in Deutsche Geographische Blätter. X (1888). S. 257—77.

[37]) Wie weit selbst in den waldreichsten Teilen Nordamerikas die Entwaldung schon vorgeschritten, zeigt die alle Ursachen und Folgen derselben scharfsinnig erforschende Darstellung C. S. Sargents im 9. Band des Census von 1880 (Report on the Forest Trees of North America. 1884). Dazu den Vortrag Keßlers: Wald und Waldzerstörung auf dem westlichen Kontinent in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1890. S. 299—315.

[38]) Java. I. S. 155.

Die Verwüstung der Wälder auf den Seychellen wird als einer der Gründe der Aenderungen ihrer Fauna angegeben. Vgl. Wallace, Island Life. 1880. S. 405.

[39]) Zahlenbelege für die Waldverwüstung in Madagaskar s. bei Baron, Reise durch das nordwestliche Madagaskar in Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena VII. S. 5.

[40]) Das ist nicht bloß eine anthropogeographische, es ist eine biogeographische Thatsache, welche sich ebenso deutlich in dem frühzeitigen Aussterben zahlreicher Pflanzen und Thierformen auf Inseln ausprägt.

[41]) Wenn G. Liebscher von Japans Boden nur 1/9 angebaut sein läßt, so ist hierfür weniger der gebirgige Charakter des Landes als die aus politischen Gründen geschehene Beschränkung des Ackerlandes mit der daher rührenden Neigung zu gartenartigem Anbau und dem Mangel an Viehzucht verantwortlich zu machen.

[42]) Journal R. Geographical Society. 1860. S. 112.

[43]) Wissenschaftliche Ergebnisse von Dr. W. Junkers Reisen in Zentralafrika. Geographische Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 92. S. 31.

[44]) Reisebriefe und -Berichte. 1888. S. 296.

[45]) Cushing, The Central Part of British Burma. 1870.

[46]) Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft Wien. XIII. S. 489—518.

[47]) Zöller, Togoland. 1885. S. 88.

[48]) Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin. XIV. S. 211.

ZWEITER ABSCHNITT.

DAS STATISTISCHE BILD DER MENSCHHEIT.

6. Die Bevölkerung der Erde.

Anteil der Statistik an der Feststellung der Bevölkerung der Erde. Anteil der Geographie. Verhältnis beider Wissenschaften. Statistische und geographische Länderkunde. Unvollkommene Zählungen. Die Schätzung der Bevölkerungen. Fehlerquellen der Schätzungen. Die Methoden der Schätzungen. Ein geographisches Element in den Schätzungen. Die Bevölkerungen von Afrika und China. Schluß.

Anteil der Statistik und der Geographie an der Feststellung der Bevölkerung der Erde. Die Zahl der Menschen in einem bestimmten Gebiete der Erde festzustellen, ist Sache der Statistik. Darüber kann kein Zweifel sein in allen jenen Fällen, wo eine genaue Zählung möglich ist, denn die Aufgabe der wissenschaftlichen Bevölkerungsstatistik besteht in der methodischen Gruppierung und Untersuchung der Thatsachen, die sich aus der exakten Massenbeobachtung der allgemein bedeutsamen Lebensmomente der menschlichen Individuen ergeben. Man könnte aber fragen, ob auch da noch von wissenschaftlicher Bevölkerungsstatistik gesprochen werden könne, wo nur von Schätzung die Rede ist, wie bei der Aufgabe, die Bevölkerung der Erde zu bestimmen?

Von den 62 Definitionen der Statistik, welche Rümelin 1863 aufführte, indem er lächelnd eine 63. hinzufügte, würde die große Mehrzahl sich solchem Beginnen nicht widersetzen; war doch ursprünglich im Sinne Achenwalls die Statistik wesentlich eine Staatenkunde oder Staatenbeschreibung, ein „Inbegriff der wirklichen Staatsmerkwürdigkeiten“ und wurden doch noch von Schlözer

die Reisebeschreibungen zu den ersten Quellen der Statistik gezählt. Letzteres begreift sich wohl in einer Zeit, in welcher nicht nur die offiziellen Angaben über Bevölkerung, Wohlstand, Bildung u. s. f. mangelhaft und spärlich waren, sondern auch so ungern an die Wissenschaft mitgeteilt wurden, daß Büsching, der bekannte Verfasser des größten geographischen Handbuches des vorigen Jahrhunderts, selbst von Friedrich dem Großen mit seiner Bitte um Mitteilung offizieller Daten abgewiesen ward. Damals schätzte man die Bevölkerung von England, so wie man heute die von Uganda schätzt. Aber eigentümlich ist es, daß dann die Statistik sich in ihrer wissenschaftlichen Entwickelung so ganz von diesem geographischen Boden entfernte, dem sie entsprossen war, um teils eine praktische Dienerin der Staatsverwaltung zu werden, teils auf jene Gebiete sich zu beschränken, wo mit exakter Methode zu arbeiten ist. In der Vervollkommnung der sogenannten statistischen Methoden ging sie lange Zeit so entschieden auf, daß man nicht ganz mit Unrecht sagte, sie sei mehr Methode als Wissenschaft.

So ist denn der Geographie, die von allen Wissenschaften das größte Interesse an den Ergebnissen der Bevölkerungsstatistik hat, ganz von selbst die Aufgabe zugefallen, jene Zahlen selbst aufzusuchen und, wenn nötig, zu bestimmen, für welche die Bevölkerungsstatistik, so wie sie sich entwickelte, kein Interesse haben konnte. Und das Verbreitungsgebiet dieser Zahlen ist groß. Während in West- und Mitteleuropa die Statistik sich vervollkommnete, blieb in Osteuropa der Zustand bestehen, welcher dort im 18. Jahrhundert geherrscht hatte. Die Diskussion der Bevölkerungszahlen des türkischen Reiches, Griechenlands, Rußlands, besonders in den „Areal- und Bevölkerungsangaben“ der zwei ersten Bände des geographischen Jahrbuches erinnert daher in ganz charakteristischer Weise an die Betrachtungen, welche vor 80 Jahren Hassel über die mögliche oder wahrscheinliche Bevölkerungszahl Englands anstellte, ähnlich wie die Zweifel über die Bevölkerungszahl Afrikas die Schwankungen der Angabe über die Bevölkerung Europas (Maltebrun 1810

170, Berghaus 1843 296 Millionen) im allerdings kleineren Maße wiederholen. Um gerecht zu sein, muß man indessen hinzufügen, daß die Vorbedingungen zur Gewinnung dieser Zahlen auf dem Felde der Geographie günstiger lagen, und daß nur allein die Geographie, kraft der in ihrem Wesen liegenden Tendenz zu erdumfassender Erkenntnis, mit voller Kraft der Arbeit sich widmen konnte, die Bevölkerungsverhältnisse solcher Gebiete zu erforschen, welche ein statistisches Interesse weder im Sinne der Staatskunde, noch im Sinne der statistischen Methode aufwiesen. Die Geographie verhielt sich zu diesem Teil der Bevölkerungsstatistik gerade wie zur Völkerkunde, die trotz so tiefer und mannigfaltiger Bezüge zur Geschichte von letzterer nicht als verwandt anerkannt ward, und teils aus diesem Grunde, dann aber auch, weil ihre Quellenschriften großenteils dieselben sind wie die der Geographie, sich so eng an die Geographie anschloß, daß bekanntlich letztere vielfach als Länder- und Völkerkunde bezeichnet wird und zwar, wie die Dinge liegen, noch immer mit einigem Recht.

Geographie und Statistik. Es ist zugleich einer der allerbezeichnendsten Belege für die Spezialisierung der Wissenschaften in der gegenwärtigen Epoche, daß die Statistik ihren alten Sinn und Zweck, den wohl am klarsten die Schlözersche Definition: „die Statistik eines Landes und Volkes ist der Inbegriff seiner Staatsmerkwürdigkeiten" umschreibt, soweit aufgab. In einem anderen Schlözerschen Ausspruche: „Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und Statistik eine stillstehende Geschichte" [1]) ist aus einem bekannten Spruche Herders, der gerade 20 Jahre älter ist, die Geographie herausgenommen und durch Statistik ersetzt, der schon Achenwall ganz bestimmt die gleichzeitig vorhandenen Staatsmerkwürdigkeiten im Gegensatz zu den geschichtlichen zugewiesen hatte, so daß diese Statistik des Zuständlichen der reinen Geographie entspricht, der ebenso die Erdoberfläche zugehört wie jener die Gegenwart. Heute muß der Schlözersche Spruch auf die Herdersche Fassung zurückgeführt werden, denn dem, was man stillstehende Geschichte nennen mag, wird

nur noch die Geographie gerecht und der Geographie gegenüber nimmt die Statistik in allen Fällen, die uns hier interessieren, nur noch die Stellung der Methode zur Wissenschaft ein [2]).

Auch die Geographie hat sich seit Büschings Zeit selbständiger entwickelt, indem sie ihre Aufgabe, die Landesmerkwürdigkeiten darzustellen, während die Staatsmerkwürdigkeiten der Statistik überlassen blieben, besonders in der Richtung auf die Darstellung der Natur des Landes und endgültig der Erde vertiefte. Zu einer vollständigen Lösung der alten Verbindung ist es aber nur bei einigen Theoretikern und nirgends in der Praxis gekommen. Die räumliche Anordnung der Staatsmerkwürdigkeiten wird in der politischen Geographie nach wie vor beschrieben, auf den politisch-geographischen Karten dargestellt, und ein geographischer Unterricht, der von Grenzen, Verkehrslinien, Städten, Staaten und Völkern schwiege, würde jedermann als ein Unding erscheinen. Doch ist das statistische Material so sehr angewachsen, daß neben den politisch-geographischen Darstellungen einzelner Länder rein statistische ihre volle Berechtigung erwiesen und gewonnen haben.

Je reichere und genauere Angaben die Statistik besonders durch die statistischen Bureaus gewann, desto mehr entfernte sie sich selbst in der Behandlung des Geographischsten von der Geographie. Statt zu beschreiben, gibt sie Zahlen und Maße. Die Form einer Landesgrenze, die Gestalt des Erdraumes, den ein Staat bedeckt, sind ihr gleichgültig, wenn sie nur dort die Länge in Meilen, hier den Flächenraum in Quadratmeilen anzugeben im stande ist. Sie will womöglich keine Behauptung ohne einen Zahlenbeleg aussprechen und Zahlentabellen entsprechen ihr mehr als Beschreibungen. Und außerdem bringt sie doch das Geographische nur aus dem äußerlichen Grunde, weil Staat und Bevölkerung ohne Boden und Begrenzung nicht zu verstehen sind.

Es ergibt sich hieraus, daß die Statistik um so geographischer wird, je aufmerksamer sie dieses Verhältnis zwischen Staat und Boden betrachtet. Das Ergebnis sind

dann geographische Beschreibungen mit reichlicher statistischer Ausstattung, von denen wir noch neuerdings ein in vielen Beziehungen treffliches Beispiel in Hunters The Indian Empire (2. Ausg. 1886) haben erscheinen sehen. An Wappäus' Brasilien (1870) als ein Werk, das so recht unter dem Einflusse des göttingischen statistischen Genius loci entstanden ist, sei hier ebenfalls erinnert. Es wird immer als ein sehr gutes Beispiel der möglichst innig sich durchdringenden geographischen und statistischen Behandlung gelten dürfen. Künftig wird vielleicht daraus die Lehre gezogen werden, daß die beste Darstellung eines Landes nur in der Verbindung der geographischen und statistischen Methode zu erreichen ist. Ein vorwiegend statistisches Werk, wie C. F. W. Dietericis Handbuch der Statistik des preußischen Staates (1861), erteilt in seiner Trefflichkeit und Einseitigkeit dieselbe Lehre. Dietericis Definition: die Statistik hat die Aufgabe, den gegenwärtigen Zustand eines Staates als eines solchen in Zahlen und Thatsachen darzustellen [3]), bedürfte aber der Erweiterung „in Zahlen, Thatsachen und Aufdeckung seiner Beziehungen zur Erde und zu seinem Boden". Mit Thatsachen und Zahlen allein kann keine vollständige Darstellung eines Staates gegeben werden, sowenig wie die Beschreibung einer Pflanze in Zahlenausdrücken zu fassen ist. Hochzivilisierte Staaten, deren statistische Aemter jeder Bewegung und Regung zählend nachgehen, mögen neben der geographischen Beschreibung den statistischen Almanach hervorrufen. Ein Buch wie „das Königreich Württemberg" [4]) zeigt aber doch wieder, wie hoch eine wissenschaftliche Verbindung beider über der einseitig geographischen oder statistischen Behandlung steht. Nun gibt es Länder, über welche nur sehr wenige statistische Zahlen zur Verfügung stehen und deren Beschreibung daher der Statistiker unterlassen muß. Wir erinnern an ein Land wie China, dessen Areal nur in einer großen runden Zahl zu geben, dessen Bevölkerung nicht genau bekannt ist und von dessen Wirtschaftsleben nur der Außenhandel der offenen Häfen wissenschaftlich kontrolliert wird. Nur die Geographie kann allen Ländern der

bekannten Erde beschreibend gerecht werden und da weitaus der größte Teil der Erde von Ländern eingenommen wird, über welche man keine genauen statistischen Daten besitzt, ist die Aufgabe der Geographie neben der Statistik selbst räumlich noch eine sehr große.

Unvollkommene Zählungen. Wir kehren zur Bevölkerung der Erde zurück. Zahlreiche Völker kümmern um ihre eigene Zahl sich ebensowenig wie um diejenige der Nachbarn, andere legen ausschließlich aus praktischen Gründen Wert auf Zählungen, die ungenau, weil ohne Wissenschaft unternommen sind. Dort tritt der Zustand ein, den am treffendsten der Sultan von Sansibar auf Guillains Frage nach der Bevölkerung von Sansibar bezeichnete, indem er sagte: Wie könnte ich das wissen, da ich nicht einmal weiß, wie viele Personen in meinem Haus wohnen? Eine genaue Volkszählung ist nur auf einer hohen Stufe der Kultur denkbar. Ist doch selbst im gebildetsten Europa die wissenschaftliche Bevölkerungsstatistik eine junge Pflanze. Nehmen wir 1749 als Jahr der ersten Volkszählung in Schweden, so sind die ersten genauen Bevölkerungszahlen noch nicht 150 Jahre alt. Es ist bezeichnend, daß unter allen europäischen Ländern die Türkei am wenigsten genau nach ihrer Bevölkerungszahl bekannt und Konstantinopel die einzige Großstadt unseres Erdteiles ist, deren Bevölkerung nur geschätzt werden kann.

Hermann Wagner hat im 6. Heft der „Bevölkerung der Erde" alle Länder zusammengestellt, in denen bis Anfang des Jahres 1880 Volkszählungen stattgefunden hatten. Diese Liste umfaßt alle europäischen Staaten mit Ausnahme Rußlands, der Türkei und der Balkanstaaten. 1879 hat Griechenland, 1887 Serbien, 1888 Bulgarien eine Volkszählung vorgenommen. Montenegro hat eine Volkszählung veranstaltet, deren Ergebnisse nicht veröffentlicht wurden. In Amerika führt Wagner Grönland, Ober- und Unter-Canada, die Vereinigten Staaten, die englischen, französischen, spanischen, dänischen Kolonien (zweifelhaft Surinam), Guatemala, S. Salvador, Venezuela, Colombia, Peru, Chile, Argentinien, Paraguay und Brasilien auf. Es bleiben also der vorstehend nicht aufgeführte Teil von Britisch-Nordamerika einschließlich des gesamten arktischen Amerika, Alaska, Mexiko, Honduras, Costarika, Nikaragua, Ecuador, Bolivien und der zu jener Zeit zwischen Chile und

Argentinien streitige Strich südlich von beiden Staaten bis Kap Hoorn ohne Zählung. Außer Alaska und den früheren Hudsonsbailändern sind alle diese Staaten hinsichtlich der Zählung in dem Zustande von 1880 insofern geblieben, als auch da, wo Zählungen vorgenommen wurden, wie in Ecuador und Bolivien, die wilden Indianer nicht mitgerechnet wurden. In Afrika sind nur Algier, Unterägypten, französische Senegalbesitzungen, Kapland, Kaffraria, Natal, Basuto- und Griqualand, Madeira, Canarien, Capverden, St. Helena, Reunion und Mauritius gezählt. In Asien der größte Teil der russischen, englischen, französischen Besitzungen, Samos, Java, Japan. In Australien die englischen Kolonien, dann Hawaii, Tahiti, Marquesas und (teilweise) Paumotu. Zieht man Rußland hinzu, so waren also damals von 1446 Millionen 626, also noch nicht die Hälfte gezählt. Für die oberflächliche Anschauung scheinen indessen viel mehr Millionen den „gezählten" zuzurechnen zu sein. Geben nicht die statistischen Tabellen und Almanache für eine Reihe von Ländern, die im Vorstehenden nicht genannt sind, die Bevölkerungszahlen mit großer Sicherheit? Sogar die Statistik operiert mit Zahlen, welche nicht als Ergebnisse genauer Zählungen betrachtet werden. Nicht die geringe Zahl der Gezählten ist geeignet, Staunen zu erwecken, sondern es befinden sich in diesen 626 Millionen gar manche, die wir nur auf guten Glauben hinnehmen, und diese Mangelhaftigkeit der Bevölkerungszahlen wird auch nicht so bald zu beheben sein.

Die Zählungen sind nicht bloß eine Frage des guten Willens und der Einsicht der Behörden eines Landes. Es gibt Verhältnisse, die das ernsteste Streben nach Erlangung richtiger Volkszahlen vereiteln. Und hauptsächlich können alle Länder, in denen es nomadische Bevölkerungen gibt, als solche bezeichnet werden, deren Volkszählungen niemals vollkommen sein können. Selbst in den stolzen Censusbänden der Vereinigten Staaten von Amerika bilden die Indianer immer den „dunkeln Fleck". Die schwankenden Zahlen der nichteuropäischen Bevölkerung Algiers (1851 2323085, 1856 2307349, 1861 2732851, 1872 2125052, 1877 2472129) sind immer nur als annähernd richtig angesehen worden, und Kenner der Schwierigkeiten einer Zählung in einem großenteils steppenhaften, von Wanderstämmen dünn bewohnten Gebiet haben denselben niemals großes Gewicht beigelegt. Zudem ist in der Gesamtzahl für Algier immer noch als „Complément pour le Sahara algérien jusqu'au 30^{me} degré de Lat." eine willkürliche Zahl enthalten[5]). Dieselben Schwierigkeiten stellen sich den Zählungen in den ebenfalls steppenhaften Gebieten Zentralasiens ebenso entgegen, wie in dem Archipel kleiner Inseln der Paumotu, deren Bewohner zu häufigen Umsiedelungen gezwungen sind. Auf welchem Grunde die anspruchsvollen Bevölkerungszahlen europäischer Kolonien dort ruhten, wo ein Antrieb zu genauen Feststellungen weder bei den Herrschenden, noch bei den Beherrschten sich fand, läßt uns die „Studie zur Bevölkerungsstatistik der Philippinen" erkennen, welche F. Blumentritt veröffent-

lichte[6]). Wir sehen, daß alle Angaben vor 1876 sich auf den Steuercensus stützten, welcher nur die wirklich zahlenden umfaßte, d. h. die Familien und erwachsenen Ledigen der unterworfenen und nicht durch Privilegien steuerfreien Stände. Man kann sich keine schwankendere Basis vorstellen. Steuerfrei waren nämlich die Weißen und deren Mischlinge, die Vorsteher der Chinesen- und Malayengemeinden, die Nachkommen der von den Spaniern depossedierten Fürsten, sowie besonders verdienter Eingeborener, die Kinder, Greise, Krüppel und Bresthaften und selbstverständlich alle ununterworfenen Stämme. Selbst ganze Ortschaften, wie z. B. die Stadt Cebú, waren steuerfrei. Welche Fehler in die Listen der Tributzahlenden die gerade auf den Philippinen üppig wuchernde Korruption willkürlich hineinbrachte, ist nur zu ahnen.

Schätzung der Bevölkerungszahlen. Wenn es als festgestellt gelten muß, daß eine genaue Bestimmung der Bevölkerungszahl nur innerhalb der höchstkultivierten Gemeinschaften der Erde, d. h. im größten Teil von Europa und in einigen europäischen Tochterstaaten und Kolonien möglich ist, so muß es als eine wissenschaftliche Aufgabe, die in vorderster Reihe ihren Platz nimmt, angesehen werden, die Bevölkerungszahlen in Gebieten, wo regelrechte Zählungen nicht stattfinden, mit dem größtmöglichen Grade von Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Und um so mehr ist dies geboten, als wir noch für viele Jahrzehnte auf Zählungen von europäischer Güte in dem größten Teil der Erde nicht rechnen können. Die Wissenschaft kann nicht immer das absolut Sichere erreichen, sie muß sich zwischendurch mit Erkenntnissen von nur annäherndem Werte begnügen. Und es gibt etwas Mittleres zwischen mythischen Volkszahlen, die mit Begriffen wie Sand am Meere oder wie Sterne am Himmelszelt umgehen, und den Ergebnissen wissenschaftlicher Zählungen. Es ist eine Aufgabe, freilich eine bescheidene, die die Wissenschaft sich stellen darf, in dieser Mitte das Ziel einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu erreichen, mit welcher man sich begnügen kann, bis Besseres errungen ist. In der Lösung dieser Aufgabe wird aber die Geographie wohl den ersten Schritt zu thun haben.

Die Geographie ist dankbar für genaue Bevölkerungszahlen, sie kann aber ohne dieselben weit gehen. Die Unterscheidung von dünn und dicht bevölkerten Gebieten

ist für ihre Zwecke häufig genügend. Die geographischen Karten der Bevölkerungsdichtigkeit bieten ja auch nicht mehr als Abstufungen zwischen den Extremen Unbewohnt und Dichtbewohnt. Und für den Geographen ist es viel wichtiger, auf einer Karte der Bevölkerungsdichtigkeit Europas den dünnbevölkerten Schwarzwald sich durch irgend einen Ton oder Schraffierung vom dichtbevölkerten Rheinthal abheben zu lassen, als die Bevölkerungsstufe, in der sie beide verschmolzen sind, mit einem Zahlenausdruck für den Bezirk Freiburg genau bezeichnet zu finden. Im Zweifelsfalle zieht er eine deutliche Antwort auf seine Frage Wo? den bis auf die Einer genauen Zahlenangaben vor, die bloß auf Wieviel? antworten.

Diese geographische Auffassung tritt in ihr volles Recht, sobald es sich um Länder handelt, deren Bevölkerung zu einem großen Teile nur geschätzt werden kann. Hier steht in erster Linie Afrika, dessen Bevölkerung überhaupt in keinem einzelnen Gebiete, in keiner Kolonie mit europäischer Genauigkeit gezählt ist und wo inmitten großer Unterschiede und Schwankungen die Auffindung einer Gesamtsumme der Bevölkerung, auch wenn sie möglich wäre, viel weniger wichtig ist als die Einsicht in die dauernde Ursache jener Unterschiede und den Betrag der Schwankungen. Die Bevölkerungszahl Afrikas wird erst eine ferne Zeit feststellen, welche den Verwaltungsapparat, wie eine Volkszählung ihn voraussetzt, über den ganzen Kontinent ausgebreitet haben wird. Auf lange hinaus werden wir schätzen müssen. Aber es ist der Wissenschaft nicht zuzumuthen, sich lange mit so unsicheren Zahlen zu schleppen, wie die 29 Millionen, welche Stanley für den Congostaat nach dem Satze von 770 auf der Quadratmeile annahm. Die geographische Schätzung greift auf das Material von Aufzeichnungen zurück, welches in den Reiseberichten zuverlässiger Beobachter sich darbietet und weist an dessen Hand den dichten und den dünnen Bevölkerungen, die wirklich beobachtet sind, ihre Stellen auf der Karte an. Unbeschadet zeitlicher Verschiebungen bezeichnet sie so im ganzen die Gebiete, in

welchen immer wieder dichte Bevölkerungen sich sammeln werden und sondert jene aus, welche niemals überhaupt bewohnt oder doch nicht anders als dünn bewohnt sein können. So schafft sie eine geographische Bevölkerungskarte, die ihre Ergänzung in dem die gezählten und geschätzten Zahlen vereinigenden und kritisch besprechenden Texte finden wird. Ob dabei mehrere Stufen der Bevölkerungsdichtigkeit unterschieden und gezeichnet werden können, wird wesentlich von dem Material an Schätzungen abhängen, über welches man zu verfügen hat. Vor allem wird es immer wichtig sein, Einblick in die Ergebnisse jener spärlichen Zählungen zu erhalten, welche in von Naturvölkern bewohnten Gebieten zu Zeiten vorgenommen wurden, wo diese zum erstenmal in europäische Hände kamen, wie z. B. Kaffraria, Natal, Neumexiko, Alaska. An zweiter Stelle müssen die zuverlässigsten Schätzungen berücksichtigt werden. Und endlich ist an die Anthropogeographie die Anforderung zu stellen, aus Vergleichungen mittlere Dichtigkeitszahlen zu ziehen, welche typisch sind für gewisse natürliche oder kulturliche Bedingungen. Ist endlich eine wahrscheinliche Gesamtzahl für ein größeres Gebiet, wie z. B. Afrika, zu gewinnen, so ist dieses statistische Ergebnis als ein sehr wünschenswertes Nebenprodukt anzustreben.

Fehlerquellen der Schätzungen. Die Aufgabe der Bevölkerungsschätzung ist weder in den statistischen Handbüchern noch in den meisten Anleitungen zu wissenschaftlichen Beobachtungen erwähnt, geschweige denn gestellt und mit Bezug auf die Quellen des Irrtums und das Maß des Erreichbaren näher definiert. Selbst in guten Handbüchern werden die Bevölkerungszahlen unverzeihlich vernachlässigt. So in Meineckes „Inseln des Stillen Ozeans", wo man alles andere, Pflanzen, Tiere, Steine, Riffe eher besprochen findet als die bedeutendste Thatsache der Bewohntheit oder Unbewohntheit. Nicht selten bleibt man ganz im unklaren über dieselbe. Wenn der Pundit, welcher 1876 von Leh nach Lhassa reiste, einmal 2000 Antilopen zählte, aber von den

Einwohnerzahlen von Lhassa etc. gar nicht spricht, so kann man das dem Indier verzeihen, der ja nur einseitig wissenschaftlich abgerichtet ist, aber jene, welche ihn aussandten, sind zu tadeln, daß sie ihn nicht darüber aufklärten, wieviel wichtiger es sei, die Zahl der Menschen in Tibet als diejenige der Antilopen zu erfahren. Und doch wäre so viel über die Irrtümer zu sagen, denen der Beobachter bezüglich der Volkszahlen ausgesetzt ist. Vor allem ist nicht zu vergessen, daß vieler Völker Merkzeichen die größte Beweglichkeit ist, welche an einer Stelle eines Landes sie in Masse auftreten läßt, während die anderen zeitweilig leer bleiben. Wer im Winter die Alpen bereist, findet sie jenseits 1000 Meter mit Ausnahme einiger Hospize menschenleer, wer im Sommer dieselben durchzieht, gewinnt den Eindruck des regsten Lebens auf Straßen und Wegen. In viel größerem Maße nötigt die Viehzucht auf den Steppen und in heißen Ländern zum Wandern und so sind die Ufer des oberen Nil bei den einen als völkerreich geschildert, während andere, die zu anderer Zeit des Jahres reisten, dieselben als fast menschenleer mit gleichem Rechte bezeichnen. So wurden auch die Steppen oft völkerreich genannt („jene völkerreiche tatarische Höhe", Herder[7]), weil die Beweglichkeit der plötzlich auf irgend einem Fleck in Masse hervorbrechenden Mongolen oder Turkvölker in dauernde Zahl umgesetzt ward[8]). In Wirklichkeit aber gehören sie zu den menschenärmsten Gebieten. Wie groß die Irrtümer hier werden können, zeigt die eine Thatsache, daß die Nomaden innerhalb weniger Jahre ihre Wohn- und Weideplätze um zehn bis zwanzig Breitegrade, das ist 2 bis 3 mal die südnördliche Ausdehnung Deutschlands verschieben können. Als Richardson[9]) meldete, daß das Hauptthal Tibestis 5000 Seelen zähle, fügte er ausdrücklich hinzu, daß die Wüstenstatistik wenig Vertrauen verdiene. Vorzüglich möchte diese Erinnerung gegenüber der Schätzung Barths, daß es 1 Million Tibbu gebe, am Platze sein.[10])

Es wären auf der anderen Seite sicherlich nicht so viele Teile der Erde als unbewohnt angesehen worden,

wenn nicht die Dünnheit der Bevölkerung viele Striche den oberflächlichen Beobachtern als unbevölkert erscheinen ließe. So wurde die Gegend am Rio Negro (Patagonien) öfter besucht, ohne daß Eingeborene getroffen worden wären [11]), und daher für unbewohnt erklärt. Unsere Betrachtungen über unbewohnte Inseln haben uns ähnliche Fälle kennen gelehrt. Vergl. o. S. 69. Ferdinand Müller, der sehr erstaunt war, auf 4 1/2 monatlichen Reisen im Olenekgebiet kaum eine Seele gesehen zu haben, erfuhr später, daß die Anwohner des Flusses aus Furcht vor den Eindringlingen, deren Zweck niemand kannte, sich verborgen gehalten hatten [12]). Niemals wird wohl entschieden werden, ob Grönland so vollkommen unbewohnt war, wie die Normannen es im Jahre der ersten Besiedelung durch Erich den Roten 982 gefunden haben wollen. In Gebieten, die so dünn bewohnt sind und wo Hunger und Krankheit so häufig auftreten, wo Reisen ganzer Familien über Hunderte von Meilen in Einer Jahreszeit keine Seltenheit, könnte die Bewohnerschaft überhaupt intermittierend sein. Das Aussterben der normännischen Kolonisten in Grönland gibt nicht allein ein Beispiel dafür, auch ihr Zurückziehen aus Markland und Vinland ist bezeichnend.

Ebenso leicht wie die Beweglichkeit der Völker im Raum wird auch die Thatsache ihrer Dauer und ihrer Aufeinanderfolge in der Zeit übersehen. Darin liegt die Schwierigkeit der Abschätzung nach den Kulturspuren. Ein Stück Erdboden, auf welchem im Laufe der Zeit die aufeinanderfolgenden Generationen Zeugen ihres Daseins hinterlassen haben, kann auf den Nachkommenden leicht den Eindruck machen, als ob eine dichte Bevölkerung hier gehaust hätte, und doch war dieselbe in jedem Zeitpunkte nur gering. Es haben sich eben die Reste gesammelt und gleichsam verdichtet. So sollen z. B. die ausgedehnten Ansammlungen von Muscheln (Kiökkenmöddinger) auf den Palauinseln das einstige Vorhandensein einer dichtern Bevölkerung bezeugen. Sie können aber hierin irre führen, da es zu ihrer Anhäufung nur langer Zeiträume und weniger Hände bedurfte. Solche

Täuschungen sind noch eher bei Völkern möglich, die der auf einem tiefgewurzelten Aberglauben ruhenden Sitte huldigen, ihre Hütten oder Häuser zu verlassen, wenn darin ein Angehöriger gestorben war, um sich hart daneben anzubauen, und deren Könige ganze Residenzstädte veröden lassen, um der Furcht vor dem Geiste desselben ferner zu sein. Man hat Gründe, anzunehmen, daß in ähnlichem Aberglauben die Altamerikaner in Peru, Ecuador und Mexiko befangen waren, weshalb es mindestens als sehr unvorsichtig zu bezeichnen ist, wenn man aus ausgedehnten Ruinenstätten gleich eine einstmals dichtere Bevölkerung herauslesen will. Leicht löste der Mensch der Vorzeit von seinen Werken sich los.

Forsyth hat als zwei subjektive Irrtumsquellen bei der Schätzung der Bevölkerung in einem Steppenlande wie Ostturkestan den plötzlichen Uebertritt aus der Einsamkeit und Oede unbewohnter Striche in den Verkehr der Städte und den entsprechenden Uebergang aus der baumlosen Steppe in die üppigen Baumpflanzungen der Umgebungen der festen Niederlassungen geschildert [13]). Daß Ueberfluß an Bäumen nicht auch Ueberfluß an Menschen bedeutet, sieht man leicht ein, wiewohl allerdings kein einziger von all diesen Bäumen ohne die Pflege des Menschen da wäre. Und daß gerade in den dünnbevölkerten Steppengebieten die Bewohnerschaft der Städte, in denen unmerklich die Ruinenstätten in die Behausungen der Lebenden übergehen, von außerordentlich schwankender Größe ist, wird uns in einem späteren Abschnitte an manchen Beispielen klar werden. Hier mögen auch die Spuren der gegenwärtigen, noch fortlebenden Kultur zu erwähnen sein.

Im allgemeinen ist es natürlich, daß dichte Bevölkerungen unterschätzt werden, ebenso daß dünne Bevölkerungen leicht größer erscheinen, als sie sind. Jene sind gleichmäßiger, diese ungleichmäßiger verteilt, oft zusammengedrängt. In der engen Wechselbeziehung zwischen Dichtigkeit der Bevölkerung und Kulturhöhe liegt es begründet, daß wir die Bevölkerungszahlen dichtbevölkerter Länder besser kennen als diejenigen dünn

bevölkerter oder ungleich bevölkerter. Die Ueberschätzung der letzteren ist eine Folge davon. Dazu kommt die subjektive Fehlerquelle, welche in der Abneigung liegt, nach oben oder unten von bekannten mittleren Verhältnissen weit abzuweichen.

Vor den genauen Volkszählungen Indiens wurden die Bevölkerungszahlen der dichtbewohnten Gebiete weit unterschätzt. Für Audh gab Thornton 2970000, Campbell 5 Millionen, endlich die erste Statistik 8071075 Einwohner. Seitdem ist Audh (1877) mit den Nordwestprovinzen vereinigt worden; 1881 zählte man in den 3 Bezirken Lucknow, Sitapur und Faisabad 8630877 Einwohner. Für Bengalen hat man noch 1871 40 Millionen angenommen, während die Zählung von 1872 schon 64 Millionen ergab, ebenso übertraf die letztere die Annahme von 11 Millionen für die Präsidentschaft Bombay um 5 Millionen. Die Schätzungen der Bevölkerung von Birma in den Grenzen von 1823 betrugen 8 Millionen bei Cox und 3,7 bei Balbi, nachdem Symes sogar 17 und Aeltere 30 Millionen angenommen hatten. Heute zählt Britisch-Birma, das im Vergleich zum nahen Bengalen immer dünn bevölkert war, nach starker Zunahme 3700000 und Ober-Birma erst 1675000 [14]).

Die Schätzungen Cooks, der Forster, Vancouvers und ihrer Zeitgenossen sind fast ausnahmslos übertrieben. Sie lernten alle zu wenig von dem Inneren der Inseln kennen, deren dichte Uferbevölkerung ihnen maßgebend für die Gesamtfläche erschien. Daher Annahmen, die uns ganz unbegreiflich vorkommen, wie 400000 für die Hawaiischen Inseln (Cook), 120—200000 für Tahiti (G. Forster) [15]).

In einem Schriftchen; „Are the Indians dying out“, das offiziellen Ursprungs ist [16]), sind die Hauptgründe im einzelnen genannt, warum besonders die Reisenden und Ansiedler der früheren Jahrhunderte in Nordamerika eine so auffallende übereinstimmende Neigung zu übertreibenden Schätzungen der Bevölkerungszahl der Indianer bekunden: Kriegerische und friedliche Unternehmungen der Europäer lockten große Volksmengen auf einem Punkt zusammen, besonders der Handel war in dieser Beziehung sehr wirksam, die Europäer siedelten sich an denselben Stellen an, deren gute Gelegenheit schon den Indianern eingeleuchtet hatte; die Indianer selbst hatten meist ein starkes Interesse, ihre Zahl zu vergrößern, und das gleiche Interesse wohnte vor allem in der Zeit mangelhafter Entwickelung auch vielen Missionaren und Schriftstellern inne. Auch dadurch, daß derselbe Stamm verschiedene Namen führte, wurde die Volkszahl übertrieben angenommen. Dieser Fehlerliste kann man hinzufügen, daß in Ländern mit unvollkommenen und vor allem unwissenschaftlichen Bevölkerungsschätzungen, wie China, die Tendenz der falschen Bevölkerungsangaben seitens

der Beamten in der Regel eine herabmindernde ist, um weniger Steuern abführen zu müssen, als bezahlt werden. Kommen aber etwa bei Hungersnöten Unterstützungen zur Verteilung, dann schnellen die Zahlen mächtig wieder hinauf[17]).

Endlich aber ist eine der größten Fehlerquellen in der herkömmlich unsicheren Ausdrucksweise zu suchen, welche Aussagen ohne geographische und arithmetische Definition macht. Mit wahrhaftem Bedauern liest man derartige Angaben, mit denen buchstäblich nichts anzufangen ist. Statt zu sagen, unser Weg führt durch ein dichtbevölkertes Land, sollte man wenigstens sagen, auf unserem Wege lagern so und so viele Dörfer oder Höfe und es sollte nicht unmöglich sein, die Ausdehnung des Gesichtskreises zu schätzen und die Zahl der Wohnplätze, welche derselbe umschließt, zu bestimmen. „Egga is of prodigious extent and has an immense population“, schreibt Richard Lander, der allerdings kein hervorragender Beobachter war, in seinem ersten Bericht über die Nigerexpedition von 1830/31 [18]). Es ist nicht möglich, den Worten „prodigious“ und „immense“ irgend etwas Greifbares unterzulegen, denn diese sind nicht nur unbestimmt, sondern übertreibend. Genest meldet [19]) nach Jacobsens Aufzeichnungen, daß dieser an manchen Stellen „unzählbare“ Mengen der Hütten der Golden gesehen habe. Die Zahl der Golden schätzt aber Rittich auf 3000, Jacobsen nimmt auch nur 6000 an. Die Dörfer sind meistens klein, 3—4 Hütten, doch kommen auch welche mit der 5—6fachen Zahl der Wohnungen vor. Wie rechtfertigt sich da der Ausdruck unzählbar? Solchen unverwertbaren Angaben stellen wir die Notizen gegenüber, die ebenfalls auf ziemlich flüchtiger Reise Kryschin zusammenstellte, der in Ermangelung einer genauen Zählung zum Beweis der Verschiedenheiten in der Dichtigkeit der Bevölkerung auf dem Wege von der Tunguskamündung bis Jenisseisk auf 75 Werst 15 Dörfer mit 530 Höfen, von Bratskij-Ostrogg bis zur Tunguskamündung auf 1060 Werst 70 Dörfer mit 1320 Höfen, von Irkutsk bis Bratskij-Ostrogg auf 540 Werst 127 Dörfer mit 4000 Höfen [20]) aufführt. Das sind Angaben, welche sich kartographisch auftragen lassen.

Methoden der Schätzungen. Der Mittel, um zur Schätzung der Zahl einer Bevölkerung zu gelangen, sind es mancherlei. Gemeinsam ist indessen allen, daß sie mit der größten Vorsicht angewandt werden müssen und keines von ihnen ist untrüglich, weshalb man die durch Schätzung erhaltenen Zahlen sofort beiseite legen muß, wenn man sie durch das Ergebnis auch nur halb zuverlässiger Zählungen ersetzen kann. Ist man aber in der Lage, solche Zahlen zu benutzen, dann sollte man niemand einen Zweifel darüber lassen, daß dieselben nicht zu Schlüssen von derselben Sicherheit berechtigen wie die Ergebnisse von Zählungen. Ebensowenig sollten die beiden Arten von Zahlen zusammengeworfen werden, wie es in einer ganzen Anzahl von sogen. Volkszählungen in außereuropäischen Ländern geschieht.

Die einzelnen Menschen sind beweglich, sie entgehen leicht dem zählenden Auge, indem sie sich in der Landschaft verlieren, es ist schwer möglich, sie unmittelbarer Zählung zu unterwerfen, wohl aber sind ihre Wohnstätten leichter sichtbar und minder beweglich. Die Schätzung geschieht daher am leichtesten und erfolgreichsten in der Weise, daß man die Zahl der Wohnstätten ermittelt und berechnet, wieviel Köpfe auf jede derselben kommen. Hören wir, wie ein wissenschaftlicher Reisender, Nordquist, der Begleiter Nordenskiölds auf der Vegafahrt, seine Zahl gewann: „Um die Kopfzahl der Tschuktschen annähernd zu ermitteln, sammelte ich bei verschiedenen Individuen Angaben über die Menge der Zelte in den einzelnen Niederlassungen und zog daraus das Mittel. Darnach ist die Zahl der Zelte 432; nehme ich an, daß durchschnittlich jedes Zelt von fünf Menschen bewohnt wird, so würde die Kopfzahl der am Ufer des Eismeers lebenden Tschuktschen 2160 oder rund 2000 betragen." Er fügt dann hinzu, was wichtig zu wissen, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung nicht überall dieselbe sei. „Die Strecke von der Insel Koljutschin bis zum Ostkap hat etwa achtmal soviel Bewohner als die Strecke vom Kap Schelag bis zur Insel Koljutschin, ob-

wohl das letztere Gebiet doppelt so lang ist als das erste. Dabei ist zu bemerken, daß die Ufer der Koljutschinbucht während des größten Teils des Jahres nicht bewohnt sind[21]).“ Befinden sich nun auch in einer solchen Rechnung zwei zu bestimmende Größen, die Zahl der Zelte und diejenige der Menschen, welche man als Summe der Bewohner eines Zeltes voraussetzt, so ist doch sicherlich in den meisten Fällen eine größere und gefährlichere Irrtumsquelle in der zweiten Voraussetzung zu erkennen als in der ersten. Ausgenommen ist nur der Fall, in welchem ein Volk so rasch seine Wohnstätten wechselt, wie etwa die West- und Inneraustralier, deren Zahl die Reisenden vergeblich aus ihren Feuerstätten zu erschließen suchten. Hier muß man froh sein, überhaupt sagen zu können, ob das Land bewohnt oder unbewohnt sei. Es ist leichter, die Zahl der Zelte oder Hütten eines Lagers oder Dorfes zu zählen, als die durchschnittliche Menge ihrer Einwohner zu bestimmen. Wird eine bestimmte Zahl der letzteren als ständiger Faktor den Multiplikationen unterlegt, aus denen die Schätzungszahlen hervorgehen, so wird der Fehler nur immer vergrößert. In der Regel nimmt man die Zahl 5 an, wie auch Nordquist in dem obigen Beispiel gethan. Die Zahl ist in Schätzungen, welche die russische Regierung von ihren nomadischen Unterthanen veranstalten läßt, gewissermaßen amtlich beglaubigt und ist in unzähligen anderen Fällen, auch bei geschichtlichen Forschungen, in Form einer sicheren Größe zur Anwendung gebracht worden. Was gibt nun dieser Fünfzahl eine fast unangezweifelte Stellung? Sie ist aus einer begrenzten Erfahrung in Gebieten kultivierter Völker geschöpft, wo auf einen Familienhaushalt sich 4, 5 bis 6 Personen je nach der Höhe der Geburtsziffern berechnen[22]). Unter anderen Kulturverhältnissen wird diese Zahl wertlos. Forsyth hat im Report of a Mission to Yarkand in 1873 (1875) die Zahl der Bevölkerung Ostturkestans nach einer (chinesischen?) Steuerrolle nach dem Verhältnis 7 auf ein Haus zu 1015000 angegeben; hat er selbst Zweifel an der Richtigkeit dieser Schätzung erhoben, so bezogen

sich dieselben doch nicht auf diese Verhältniszahl. Umgekehrt hat Chavanne in seinen Schätzungen der Bevölkerungen des unteren Congolandes zwischen Küste und Stanleypool 4 Einwohner auf jede Hütte berechnet unter der Annahme, daß die Polygamie ein Privileg der Reichen, daß der Kindersegen gering und der Geburtenüberschuß in dem ungesunden Lateritgebiet überhaupt nicht bedeutend sei[23]). Auf 7 per Jurte kam auch Rudanowsky bei seiner Schätzung der Ainobevölkerung von Sachalin[24]). Und Nachtigal hat für Wadai dieselbe, wahrscheinlich zu große Zahl zu Grunde gelegt.[25]) Stebnitzky stützte sich in einer früheren Uebersicht der kaukasischen Statthalterschaft[26]) für die Bergvölker des daghestanischen, kubanschen und Terschen Landstriches auf Hauszählungen, die mit 4,5 vervielfältigt wurden. In einigen Listen mußte indessen die Häuserzahl aus dem Durchschnitte der Dörfer ermittelt oder die Zahl, welche nur männliche Bewohner angab, mußte verdoppelt werden. Die Irrtümer werden am größten, wo die Verhältnisse so unbekannt, daß alle in Rechnung kommenden Größen in der Luft stehen. So erklärt sich die übertriebene Schätzung von Symes, der Birma 14 400 000 Einwohner zuschrieb, weil er „annahm“, daß 8000 Ortschaften mit 300 Häusern zu je 6 Einwohnern in Birma seien.

Die Aufgabe wird noch schwieriger, wenn das Sippen- oder Clanhaus mehrere Familien umfaßt, oder wenn die Bevölkerung nach Alter und Geschlecht getrennt wohnt, oder wie in den Ekanda der Zulu kaserniert ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Semper sich irrte, indem er eine Bevölkerung von 10 000 für die Palauinseln annahm, sich stützend auf die Schätzung von 17 Mann in jedem der 213 Kaldebekel des Archipels. Kubary nahm 1873 nur 5000, zehn Jahre später ca. 4000 an[27]).

Aus alledem ist zu schließen, daß es keine allgemein gültige Verhältniszahl zwischen der Wohnstätte und ihren Bewohnern gibt, daß dieselbe vielmehr für jedes Gebiet wieder zu ermitteln ist, etwa nach der Methode, welche Francis Galton bei seiner Reise ins Ovampoland anwandte: Er ermittelte in Ortschaften, wo er einige

Tage verweilte, die durchschnittliche Zahl der Bewohner eines Hauswesens, zählte oder schätzte die Zahl der Hauswesen in den Orten, die er berührte und zählte durch Augenschein oder Erkundigung die Orte, die in einem Umkreis von einer bestimmten Meilenzahl um das Hauptquartier existierten. Durch Multiplikation dieser Zahlen findet man annähernd die Bewohnerzahl für diesen Umkreis, also für ein der Bewohnergröße nach ungefähr bekanntes Gebiet. Eine solche Operation ab und zu einmal in verschiedenen Landschaften vorgenommen, würde zu einer Reihe von Volksdichtigkeitszahlen führen, die eine Grundlage zur Abschätzung ganzer Länderkomplexe abgeben könnten. Schon die Zählung der Orte, welche man auf der Reiseroute durch eine Landschaft passiert, ist wertvoll, es läßt sich daraus bei der bekannten Länge der Reiseroute die durchschnittliche Distanz zwischen den Orten ersehen und so für die Landstreifen zu beiden Seiten annähernd die Zahl der Ortschaften berechnen.

Derartige Erhebungen über die Wohnstätten sind auch in Ländern höherer Kultur anwendbar und es ist sicher, daß die Ansichten über die Bevölkerungszahl von China nicht so schwankend gewesen sein würden, wie sie es leider lange waren, wenn mehr Stichproben genommen worden wären. Nur muß dabei doppelt vorsichtig verfahren werden, da die Erscheinung der großen Städte hier verwirrend wirkt. Kreitner[28]) verglich auf seinen Reisen in China die Bevölkerungszahlen der Städte, wie sie aus sorgfältiger Abschätzung der Häuser bei Annahme von 10—15 Insassen sich ergab, mit den traditionellen Zahlen und fand immer weniger als die letzteren angaben. Indem er nun die gleiche Differenz als in der Gesamtbevölkerung vorhanden annahm, kam er auf 150 Millionen für die Größe der letzteren. Dies ist jedoch nicht der richtige Weg der Schätzung. Abgesehen davon, daß die Schwierigkeit der Schätzung in Städten am größten, weshalb diese als Ausgangspunkte am ungeeignetsten, sind auch Bevölkerung der Städte eines Landes und Bevölkerung des Landes insgesamt zwei ganz unabhängige Größen, ohne bestimmtes sicheres

Verhältnis zu einander. Viel vorsichtiger verfuhr der britische Konsul Gardner in Tschifu, welcher die angeblichen 29 Millionen der Provinz Schantung prüfte. Er zählte auf einem Raum von ca. 100 engl. Quadratmeilen die Häuser und kam zu dem Ergebnis, daß jene Angabe keineswegs unglaubwürdig, vielleicht sogar wahrscheinlich sei.

Aus verschiedenen Gründen ist diese sicherste Methode der Wohnstättenschätzung häufig schwer anzuwenden. Nicht jedem Beobachter ist ruhige Zählung der Dörfer und ihrer Häuser vergönnt. Besonders in den Tropen, wo häufig die die Wohnstätten einhüllende Vegetation um so dichter, je größer die Bevölkerung, und wo die Frucht- und Schattenhaine statt der von ihnen verhüllten Dörfer im Landschaftsbilde erscheinen, ist der Ueberblick über die im Grün versteckten Wohnstätten sehr schwer. Eckardt hat dies in seiner Arbeit über die Salomonsinseln mit ihrem „von so unermeßlich üppiger Vegetation bedeckten Terrain“ besonders betont. Hier kann dann die Abschätzung der Kulturen einen ungenügenden Ersatz gewähren. Eckardt hat in dem angeführten Beispiele die Schätzung der Ausdehnung der Kokospflanzungen vorgeschlagen, von deren Erträgen die Bevölkerung dieser Inseln in mehrfacher Beziehung abhängt [29]). Das ist so, wie wenn P. J. Veth aus der Ausdehnung der Reisländer von Sigintur am Batang Hari schließt, daß jenes sehr bevölkert sei [30]). Kann man damit überhaupt weiter als bis zu derartigen allgemeinen Ausdrücken kommen? A. Meitzen [31]) legt besonderen Wert auf die Schätzung der Zahl der Arbeitshände, welche für die Bebauung bestimmter Bodenflächen und für die Ernte von denselben notwendig sind, verkennt aber nicht die Schwierigkeiten, welche aus der Verschiedenheit der Arbeitsweise sich ergeben müssen. Gegenüber den Völkern auf tiefer Stufe der Kultur halten wir diese Methode für nicht anwendbar, weil ihr Bodenbau gering, veränderlich und nur einem Teile der Gemeinschaft, sei es den Weibern oder Sklaven, übergeben ist. In einem Lande wie England, wo kleine Strecken von intensiver Kultur hart neben ausgedehnten

Brachfeldern liegen, ist die Schätzung der Bevölkerung, welche jene bearbeitet, vielleicht noch schwieriger. Sie würde vielleicht am ehesten in so dicht bevölkerten und intensiv kultivierten Provinzen Chinas, wie Schantung oder Schansi, möglich sein, wo von der gleichen Fläche gleichgearteten Bodens gleiche Volkszahlen nach weitverbreiteter alter Gewohnheit leben.

Die Bewegung der Bevölkerung ist eine zu schwankende Thatsache, aus welcher wenig Festes für unseren Zweck zu gewinnen ist. Von Land zu Land stehen Geburts- und Todeszahlen in anderem Verhältnis zur Bevölkerung. In europäischen Staaten schwanken die Geburten zwischen 1 : 17 und 1 : 40, die Todesfälle zwischen 1 : 30 und 1 : 53 und die Zahl der 60—70Jährigen zwischen 36,5 und 73,4 auf 1000. Wie unerwartet verschieden die Verhältniszahl der beiden Geschlechter in einem Volke sein könne, werden wir später zu betrachten haben. Sicher ist es, daß alle diese bevölkerungsstatistischen Verhältnisse weit entfernt von einer Beständigkeit sind, welche Schlüsse aus einem Element auf die übrigen zuließe.

Ganz unzuverlässig sind die Versuche, aus dem Verbrauche notwendiger oder wenigstens allgemein begehrter Gegenstände auf die Größe einer Bevölkerung zu schließen. In Mexiko z. B. braucht allerdings jeder Indianer ein seit lange genau festgesetztes Maß von Manta, grobem Baumwollenstoff, für seine Bekleidung, das in der Regel alljährlich erneuert wird. Wer möchte aber die Fälle abschätzen, in denen das ohnehin schon bald beschmutzte oder zerfetzte Gewand auch länger getragen wird? Man kommt der Möglichkeit der Schätzung näher, wo die Regierung geordnet genug ist, um eine Steuer gleichmäßig zu verteilen, wobei am häufigsten die Hütten und Zelte, die Herden, die Aecker und ihre Erträge, in Segseg die Hacken, von denen man annimmt, daß eine 6 Menschen ernähre, zu Grunde gelegt werden. Crawfurd hat nach der Menge des verbrauchten Petroleums[32]) für Birma und Pegu eine Bevölkerungszahl (ca. 2 100 000) geschätzt, welche der Wahrheit sehr nahe kam.

Die Schätzungen der Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina hatten von 1867—1879 zwischen 1 240 000 und 900 000 geschwankt. Die Zählung der Oesterreicher ergab gleich nach der Occupation (1879) 1 158 000. Aber diese Schätzungen mit Zugrundelegung der Tributzahlungen haben doch häufig auch sehr unrichtige Ergebnisse geliefert. So gingen die Spanier bei ihren Schätzungen der Bevölkerung der Philippinen von der Annahme aus, daß auf je 1 Tributzahler 6 Einwohner zu rechnen seien, vervielfältigten also die Zahl der ersten mit 6. Schon A. B. Meyer hielt dieses Verhältnis für vielleicht etwas zu hoch[33]) und seine Bedenken haben sich bestätigt. Auf diese Art haben die Japaner ihre frühere Zahl von 16 000 für die Aino von Jesso erhalten. Eine andere Methode der Schätzung ist die nach den Waffenfähigen. Selbstredend ist das eine der unvollkommensten, denn dieser Begriff ist wesentlich schwankend. Die Spanier, welche es auf den Philippinen und den Nachbarinseln mit Völkern ähnlicher Gemeinde- und daher auch Kriegsverfassung zu thun hatten, mochten es nicht für allzu gewagt halten, die Waffenträger der Suluinsulaner mit 5 zu vervielfältigen und so die Volkszahl zu gewinnen[34]). Dasselbe System wird aber bei anderen Völkern zu viel unrichtigeren Ergebnissen führen. Wir erfahren durch Kubary, daß in Palau von 4000 Menschen 1500 als Waffenträger gerechnet werden[35]). Bei der Berechnung der Bevölkerung unter Zugrundelegung der Zahl streitbarer Männer werden zu diesen, in dem von nomadisierenden Arabern bewohnten Gebiet die männlichen Individuen über 16 Jahre gerechnet, wenn nun deren Zahl mit 5 vervielfältigt wird, muß man sicherlich unwahrscheinlich hohe Ergebnisse erhalten. Rüppell fand denn in der That die Zahl von etwas über 7000 Köpfe für die 300 Quadratmeilen zwischen Suez, Akaba und Ras Mohamet (Suez und Wadi Araba ausgenommen), welche auf diese Art berechnet ist, wenigstens um ein Viertel zu hoch[36]). Dr. Behms erfolgloser Versuch, aus den Bewaffneten, welche einige Länder des Westsudan stellen, die Zahl der Gesamtbevölkerung

zu schätzen[37]), zeigt deutlich die Unzuverlässigkeit dieser Methode. Hier standen die Angaben von Heinrich Barth zur Verfügung und doch führte die Rechnung zu folgenden weit auseinandergehenden Verhältniszahlen: Auf 1 Krieger in Baghirmi 115, in Katsena 30, in Kano 17 Bewohner. Man möchte glauben, daß hierher auch Angaben zu ziehen seien, wie Stanley sie z. B. über die Armee macht, mit welcher Mtesa 1875 die Wasoga zu bekriegen dachte, und die jener zu 150000 Kriegern (nebst circa 100000 Weibern und Kindern) schätzt[38]). Demnach würden 3 % der damaligen Bevölkerung Ugandas sich waffentragend auf dem Kriegspfad befunden haben. Es ist interessant zu sehen, wie diese Zahl nicht übel zu derjenigen paßt, welche Rev. Wilson aus einer sicherlich nicht flüchtigen Schätzung ableitet. Er nimmt die Gesamtbevölkerung zu 5 Millionen an, davon sollen aber nur 1 400 000 männlichen Geschlechts und von diesen wiederum 5—600 000 Waffenträger sein. Unter Beherzigung des Wilsonschen Satzes: Es ist nicht wahrscheinlich, daß jemals im höchsten Fall mehr als ein Dritteil dieser Zahl zu gleicher Zeit kriegsbereit gemacht werden können"[39]), kommen wir auf die Stanleysche Zahl.

Einer ganz anderen Gattung von Schlüssen gehören die allgemeinen Beobachtungen an, welche eine Seite der Kulturlandschaft hervorheben, die in Verbindung mit der Volksdichte steht oder gebracht werden kann. Sie können von geographischem Werte sein, verhalten sich aber der Statistik gegenüber höchstens andeutend. Wir rechnen hierher, daß Gallatin in der Archaeologia Americana[40]) sich auf die unverminderte Zahl der Büffel in den Prärien und der Hirsche in den Wäldern Nordamerikas gestützt, ferner auf die Leichtigkeit, mit der die Jäger u. a. Bedienstete der Handelsgesellschaften ihre Nahrung hier erwarben, um zu beweisen, daß die indianische Bevölkerung Nordamerikas niemals das Maximum der Zahl erreicht habe, deren sie auf diesem Boden fähig gewesen sei. Im entgegengesetzten Sinne findet in Uha Wißmann die Bevölkerung so dicht, daß das Wild fast verschwunden ist[41]). Auch Livingstone hat auf diese Beziehung schon

aufmerksam gemacht. Die Hervorhebung derartiger Kulturmerkmale ist von geographischem Interesse; sie weisen gleich der Wohnstättenschätzung auf die Bevölkerungsdichtigkeit als ein Element der Kulturlandschaft hin und führen uns auf den geographischen Boden zurück.

Ein geographisches Element in den Schätzungen. Allen den Methoden der Schätzung, welche wir angeführt haben, haftet etwas Tastendes an, und sie scheinen nach gar zu verschiedenen Seiten sich wenden zu wollen. Das Gemeinsame, was ihnen eigen ist, hat man mehr instinktiv gefühlt als erkannt und doch liegt in diesem Gemeinsamen die Quelle ihrer wissenschaftlichen Berechtigung, die Möglichkeit ihrer Prüfung durch Zurückführung auf allgemeine Grundsätze und ihre Fähigkeit der Fortbildung. Eine geographische Bevölkerungsschätzung hat die Auffassung eines Kulturbildes im Auge, sie erfaßt die Bevölkerung als ein Element der Kulturlandschaft. Man geht den Spuren des Menschen nach, ob sie dünner, ob sie dichter sind. Darin liegt der geographische Zug, darin auch der Vorzug der Wohnstättenzählung, welche der geographischste von allen bisher versuchten Wegen ist. Darin der Grund, warum nicht die Statistiker, sondern die Geographen die Methode der Bevölkerungsschätzung wissenschaftlich zu entwickeln gesucht haben. Leider ist dies sehr spät geschehen und die Geographie hat sich die bis heute nachwirkende Unvollkommenheit ihrer Bevölkerungszahlen selbst zuzuschreiben. Man kann es Burton nicht übel nehmen, wenn er es für eine Unmöglichkeit erklärt, sich eine Vorstellung von der Zahl der Bevölkerung in den ostafrikanischen Ländern zu bilden. Livingstone, Heuglin hegten die gleiche Abneigung. Barth hat wohl Schätzungen gegeben, doch scheint es nicht, daß er gerade ihnen besondere Aufmerksamkeit zugewandt habe. Die Missionare sind auch hierin den Reisenden, begünstigt durch längere Aufenthalte, vorangegangen. Die Berichtigung der hochgegriffenen Schätzungen der ersten Erforscher der Inseln des Stillen

Ozeans ist ganz den Missionaren überlassen gewesen. In Afrika haben Krapf und Kaufmann die ersten genaueren Schätzungen für den äquatorialen Osten und die oberen Nilländer gegeben. Später folgten mit genaueren und umfassenden Angaben Schweinfurth, Rohlfs, Nachtigal. Das Hauptverdienst aber gebührt in dieser Angelegenheit nicht denen, welche einzelne Zahlen sammelten, sondern demjenigen, der zuerst dieselben in wissenschaftlichem Sinne verglich und ordnete. Das ist Dr. Ernst Behm, der 1866 in seinen Beiträgen „Areal und Bevölkerung der Erde" jene kritische Sammlung und Bearbeitung der zerstreuten Bevölkerungszahlen begann, aus welcher später mit Hermann Wagners Hilfe die unentbehrlichen Hefte „Bevölkerung der Erde" [12]) sich entwickelten. Für diese Zusammenstellung war die ältere und neuere Reiselitteratur auszubeuten, waren die Volkszählungen zu bearbeiten und zweifelhafte oder neue Areale neu zu vermessen. Denn echt geographisch ist keine Volkszahl ohne das Areal geboten worden, auf welches sie sich bezieht und beide Größen korrigierten sich. Behm war ein echter Anthropogeograph, der erkannte, wie gerade zwischen der ungeordneten Masse mehr oder weniger bestimmter Bevölkerungszahlen und der Summe, welche aus ihnen für einen ganzen Erdteil wie Afrika gezogen wird, die große wissenschaftliche Brache liegt, welche geographische Arbeit erwartet und erheischt.

Seine Methode war sehr einfach. Sie hatte die eine feste Grundlage in dem Fleiß, mit welchem alle einschlägigen Angaben aus der Reise- und Tageslitteratur gesammelt wurden; und die andere in der geographischen Auffassung, von welcher deren Verwertung geleitet ward. Die Volkszahl konnte nur in Beziehung auf die Ausdehnung, die Natur und die Kultur des Bodens verstanden werden, auf welchen sie sich bezog. Daher die beständige Rücksichtnahme auf die Areale, daher die Korrektur der Volkszahl für ein Gebiet durch diejenige, welche von einem anderen, geographisch ähnlich gearteten bekannt war. Bei längerem Leben Behms würde aus den Begleitworten zu der Karte Die Bevökerung der Erde (Ergänzungsheft

der Geographischen Mitteilungen Nr. 35) eine wissenschaftliche Darstellung der Beziehungen der Volkszahlen zu Natur und Kultur haben hervorgehen müssen.

Es ist interessant zu sehen, wie die Fehlergrößen der schwierigsten Probleme bei dieser Behandlung ganz erheblich zusammengeschwunden sind. Behm mußte 1866 noch bekennen, daß für die Schätzung der Bewohnerzahl von Neuguinea alle Grundlagen fehlen. Und doch brachten ihm seine Schätzungen ein Ergebnis, das sich mehr der Wahrheit nähert als Crawfurds Annahme, der 200 000 Einwohner für wahrscheinlicher als 1 Million bezeichnet hatte. Die Niederländer hatten für ihren Anteil von 3210 Quadratmeilen diese Summe von 200 000 schon allein in Anspruch genommen, woraus Behm eine Dichtigkeit von 62 auf die Quadratmeile ableitete, die ihm aber für die ganze Insel doch wieder zu niedrig erschien angesichts der zahlreichen Nachrichten, die die Küsten Neuguineas als bevölkert, teilweis sogar dicht bevölkert erkennen ließen. Er zog es vor, die geschätzte Dichtigkeit von Borneo zu Grunde zu legen, welche damals 88 betrug, und gewann so eine Zahl, die er auf 1 Million herabsetzte. Heute ist die Bevölkerung von Neuguinea jedenfalls auf mehr als ½ Million anzunehmen. In diesem Beispiele erscheint Borneo als der Typus, nach welchem Neuguinea bezüglich seiner Volkszahl viel richtiger beurteilt wird, als es z. B. Meinicke gelang, der Neukaledonien und die Loyalitätsinseln, die viel weniger günstig geartet sind, nach dem Satze von 120—130 per Quadratmeile schätzte, wobei ihm dann allerdings das Ergebnis von 2 Millionen selbst zu hoch vorkam. Die gleiche Methode, typische Bevölkerungsverhältnisse zu finden, aus welchen Schlüsse auf die Bevölkerung unbekannter Gebiete gezogen werden können, ist für Afrika in ausgedehntem Maße zur Verwendung gelangt und nicht zufällig gerade für Afrika. Es ist die einzige Methode, welche überhaupt auf so weite Gebiete Anwendung finden konnte.

Behm ist es, der damit das Problem auf den wissenschaftlichen Boden verpflanzte, indem er der eingebürgerten, ohne Begrün-

dung immer wiederholten Zahl von 200 Millionen seine Schätzung, ein verzweifeltes Unternehmen, wie er es selbst nennt, aber ein mit hingebendem Fleiße und großer Sachkenntnis durchgeführtes Unternehmen entgegenstellt. Sein Verdienst ist kaum genug anerkannt worden und Nachfolge hat er bis heute nicht gefunden Von seiner ersten Schätzung im Geographischen Jahrbuch, I (1866), an, welche 188 Millionen ergab, bewirkte diese Arbeit zwei große Fortschritte. Sie schuf jenes Bild der Bevölkerungsverteilung in Afrika, dessen Grundzüge bis heute sich bewährt haben, und sie engte das Gebiet des rein Hypothetischen auf einen immer kleineren Raum ein. Die Art, wie Dr. Behm für diesen weißen Fleck von damals 70 000 Quadratmeilen die Bevölkerung von 42 Millionen erhielt — er berechnet eine Volksdichte von 600 aus dem Mittel der Angaben für alle angrenzenden Gebiete (a. a. O. I. S. 103) — bleibt methodisch interessant, auch wenn man längst bessere Mittel der Bestimmung der Volkszahl erlangt haben wird. Für den Anthropogeographen ist es jedenfalls in hohem Grade lehrreich, das allmähliche Herausgestalten zuverlässigerer Zahlen aus den ersten Schätzungen Behms zu verfolgen. Verteilen wir die seit 1866 hervorgetretenen Angaben auf feste geographische Gebiete — was, beiläufig gesagt, bei der schwankenden Auffassung der letzteren nicht so einfach ist — so erhalten wir untenstehende Vergleichsreihen:

	Nordafr.	Wüste.	Sudan.	Abessinien.	Nordäquat.	Südäquat.	Unbekanntes Innere.	Südafr.	Inseln.	Summa.
1866.	11,4.	4.	80,4.	3,3.	23,7.	17,6.	42.	1,6.	3,9.	188.
1868.	11,8.	4.	80,4.	3,3.	23,7.	17,6.	42.	1,8.	6,1.	191.
1870.	13,4.	4.	80,4.	3,3.	23,7.	17,6.	42.	1,9.	6,1.	192.
1872.	16,7.	3,7.	85,6.	3,3.	26,4.	17,6.	42.	2,7.	5,3.	203.
1874.	16,8.	3,7.	88,8.	3,3.	25,7.	17,3.	42.	2,8.	5,3.	206.
1876.	16,8.	3,7.	85,4.	3,3.	24,2.	17,5.	42.	2,9.	5,8.	200.
1878.	17,2.	3,7.	86,7.	3,3.	23,1.	22,1.	42.	3,2.	3,8.	205.
1880.	17,9.	2,8.	87.	3,3.	15,6.	24,7.	47.	3,6.	3,9.	206.
1882.	17,7.	2,5.	86.	3,3.	15,6.	24,4.	47.	4,5.	4,9.	206.

Das Ergebnis der ersten Schätzung von 1866: 188 Millionen, erhöhte sich 1868 auf 191 wesentlich dadurch, daß Madagaskar nach Ellis' schon früher bekannter und von Behm angeführter Schätzung 5 statt 3 Millionen zugewiesen und außerdem besonders für Algier und die Kapkolonie höhere, sorgfältig ermittelte Zahlen eingesetzt wurden. Auch 1870 zeigt den Fortschritt in Nord- und Südafrika, dort in Aegypten, hier unter einzelner Herabsetzung durch eine etwas höhere Zahl für Natal. Die Summe beträgt 192.

1872 wird keine Gesamtsumme gegeben, doch werden höhere Zahlen für Marokko, Aegypten, Natal angeführt. 1874 sind die Zahlen für Marokko, Aegypten, den ägyptischen Sudan, den Westsudan, das nordäquatoriale Gebiet und, wie immer, Südafrika erhöht, während die Sahara, teils aus Gründen der politischen Zuteilung, und Madagaskar, letzteres um 1 Million, verloren haben. Die Gesamtsumme ist immerhin bis auf 203 gewachsen. Es sind wesentlich die Angaben von Rohlfs und Schweinfurth, auf welche diese Erhöhung zurückführt. 1875 sind für Aequatorialafrika weitere Schätzungen von Schweinfurth verwertet, und zum erstenmale tritt das dichtbevölkerte Uganda nach Longs Angaben hervor. Dagegen verliert die Gesamtsumme 6 Millionen 1876. Die Herabsetzung der Zahlen für den mittleren Sudan, eine Folge der Erkundigungen Nachtigals, wird nicht aufgewogen durch etwas höhere Angaben für den östlichen. Ebenso treten die nordäquatorialen Gebiete zurück, für welche, soweit sie in die Machtsphäre Aegyptens fallen, genauere Schätzungen zur Verfügung stehen, und Madagaskar wird auf 2,5 Millionen herabgesetzt. Von 200 auf 205 steigt die Zahl 1878 wesentlich durch Erhöhung der Ziffern für die südäquatorialen Gebiete. Und 1880 und 1882 hält sie sich auf 206 durch Erhöhung der Summe für das unbekannte Innere, welche hauptsächlich auf Rechnung der mit den nordäquatorialen gleichgestellten südäquatorialen Gebiete kommt; zugleich gehen die Zahlen für die Sahara und den Sudan etwas zurück, während diejenigen für Südafrika und die Inseln sich heben.

Man sieht, daß der Kern des Problems dieser Summe die Berechnung der Bevölkerung des unbekannten oder wenig gekannten Innern ist. Hier liegt auch, um es gleich auszusprechen, der Hauptfehler der Schätzung. Die zwei am weitesten gegen dies Unbewohnte vorgeschobenen Gebiete, die damals durch Livingstone und Schweinfurth bekannt geworden waren, Manjema und das Land der Sandeh oder Njamnjam, haben am meisten zu dem verhältnismäßig hohen Ansatz von 42 Millionen für die 70000 Quadratmeilen unbekanten Landes in Innerafrika beigetragen. Schweinfurth hatte eine Dichtigkeit von 660 auf die Quadratmeile für das letztere angenommen. Da er das benachbarte Land der Monbuttu als ein noch viel dichter bevölkertes schilderte (4500 auf die Quadratmeile), erschien diese Annahme nicht zu hoch. Was Manjema anbetrifft, so hatte Livingstone, der Entdecker des Landes, zuerst von der wunderbaren Dichtigkeit seiner Bevölkerung gesprochen und daraus war durch Behm der Schluß gezogen worden, daß auch Manjema eine Dichtigkeit von 6—700 zukommen könnte. Stanley hat es dann in vielen Strecken verödet gefunden, und Wißmann hat an der Grenze und im Innern ausgedehnte Waldwildnisse mit Batuaansiedelungen durchzogen. Die Bevölkerung kann nur mäßig sein. Indem man nun alle Länder, welche dieses unbekannte Innere umgrenzen und deren Bevölkerung geschätzt werden konnte, zusammenstellte, erhielt man folgende Dichtigkeiten: Fellatareiche 1500, Wadaï 1057, Dar For 1000, Njamnjam 666, Baghirmi 560,

Congo 500, Ostafrika zwischen dem Meere und dem Tanganjika 140, Molua 100. Das Mittel aus diesen Zahlen ergibt 6—700 auf der Quadratmeile als die wahrscheinliche Bevölkerungszahl von Innerafrika. Daß dies zugleich die Zahl des von Schweinfurth geschätzten Njamnjamlandes war und von derjenigen Manjemas sich nicht weit zu entfernen schien, erhöhte ihre Wahrscheinlichkeit noch. Und so kam man denn zu der Summe von 42 Millionen. Es war aber ein sehr ungeographisches Verfahren, welches die städtereichen Länder der gewerb- und verkehrsreichen Haussa, Fulbe und Kanuri auf eine Linie stellte mit den halböden Gebieten der Anthropophagen im Uelle- und Congoland. Die eigentlichen Negerländer ergaben nach Behms Methode nur 275 statt 550 auf der Quadratmeile [43]). Und doch durften vorwiegend nur Neger im unbekannten Innern Afrikas vermutet werden. Daß nach den Schätzungen Wilsons und Felkins sich noch ein Gebiet mit 2100 auf der Quadratmeile in Uganda fand, konnte möglicherweise die Zahl, nicht aber die Methode bestätigen, nach welcher dieselbe gewonnen wurde. Dieses Vorgehen übersieht nicht bloß den Unterschied, welchen in der Bevölkerungsverteilung die viel niedrigere Kulturstufe der städte- und wegelosen, des großen Handels und der für ihn arbeitenden Gewerbe entbehrenden Negerländer hervorbringt, sondern auch andere ethnographische Eigentümlichkeiten, welche die geographische Verbreitung der Neger mitbestimmen und als wesentlichstes Merkmal ihr die Ungleichmäßigkeit aufprägen. Wir erinnern an die „politischen Wüsten“ des vorigen Abschnittes und werden im 8. Abschnitt von dieser folgenreichen Eigenschaft zu sprechen haben. Aber auch die Naturbeschaffenheit der in Frage kommenden Gebiete konnte nicht aus ihren ferneren Umgebungen geschlossen werden. Damals gerade erschien ein „Forest Plateau“ Zentralafrikas zum erstenmal auf den Karten zu Livingstones „Letzten Tagebüchern“ und wurde die Vermutung geäußert, daß große Waldländer im Innern Afrikas vorhanden sein möchten. Wir kennen jetzt ein dünnbevölkertes Waldland von ungefähr 15000 Quadratmeilen im Herzen des Congolandes. Die Länder aber, von denen man auf dieses Land schloß, gehören den Gebieten der Park- und Galerienwälder, dem Uebergang von der Campine zum Waldland an und diese gerade sind überall durch größere und größte Bevölkerungszahlen ausgezeichnet. Wir sehen, wo der Grundfehler jener Schätzungen liegt: Sie nehmen eine geographische und anthropogeographische Kontinuität an, die weder in der Natur, noch der Bevölkerung Afrikas ihre Verwirklichung findet. Dieselben sind mit anderen Worten nicht hinreichend geographisch und ethnographisch fundiert gewesen. Indem sie große Flächen gleichmäßig bedeckten, schufen sie statistische Abstraktionen, statt, wie die Geographie es verlangt, die Probleme zu lokalisieren, jedes an seinem Orte aufzusuchen. Indem Behm zuletzt 206 Millionen für Afrika annahm, in welcher Summe unzweifelhaft zu groß die Zahlen für Innerafrika und das äquatoriale Südafrika, wahrscheinlich auch zu groß diejenigen für den Sudan sind [44]), ist er von

seiner eigenen Methode der geographisch-ethnographischen Schätzung abgewichen. Die Zukunft wird die Bevölkerungszahl Afrikas um 30 bis 50 Millionen herabsetzen, auch wenn, wie wir alle sehnlich wünschen, geordnetere Verhältnisse unter europäischer Verwaltung viele Gründe langsamer Zunahme und ungleicher Verteilung beseitigen werden.

Der andere dunkle Punkt neben Afrika ist lange Zeit China gewesen, wobei indessen der Fehler in der entgegengesetzten Richtung, in der Unterschätzung lag. Die Schätzungen der Bevölkerung des chinesischen Reiches schwankten bis vor einigen Jahren zwischen 150 Millionen und 450 Millionen. Zum kleinsten Teil liegt der Grund des Auseinandergehens in der verschiedenen Fassung des Begriffes, welcher bei manchen Autoren Korea mit umfaßt. Die Schätzung der Bevölkerung Koreas schwankt zwischen 8 und 16 Millionen. Indessen stehen Behm und Wagner[45]) mit der Annahme von 362 Millionen für das eigentliche China und die Mandschurei und 9160000 für die vier unterthänigen Länder, also 371200000 für das Ganze seit lange nicht allein. Diese Zahl nähert sich der von 362 Millionen, welche die letzte vollständige Zählung von 1812 ergab. Aehnliche Zahlen haben S. W. Williams (340 Mill.), höhere Richthofen und Abbé David (420) angenommen. Der bekannte chinesische Staatsmann, Marquis Tseng, bekannte sich in einer politischen Rede ebenfalls zu 420 Millionen[46]). Diesem weiten Auseinandergehen liegt ein starker Zweifel an der Richtigkeit der chinesischen Censusangaben zu Grunde. Eine Bevölkerungsstatistik gab es dort nie, was man Census nennt, diente nur praktischen Zwecken. Die älteren Censusreihen des chinesischen Reiches zeigen ungeheure Schwankungen, die nur zum Teil mit den ungemein rasch wechselnden politischen Geschicken dieses Reiches in Zusammenhang gebracht werden können. Wir finden z. B. im Jahr 57 v. Chr. 21 Millionen, im Jahr 105 53, im Jahr 124 49, im Jahr 150 50, zwischen den Jahren 220 und 240 nur noch 8 Millionen. Man begreift dies einigermaßen, wenn man erwägt, daß je nach den Bedürfnissen und der Lage des Staates große Klassen unberücksichtigt blieben, so die an Zahl schwankenden Sklaven, die Bewohner der von Mißwachs oder Ueberschwemmung heimgesuchten Gegenden, die große Menge der in Leibeigenschaft Geratenden. Außerdem ist an die willkürlichen Fehlerquellen zu erinnern, welche oben berührt wurden (siehe S. 161). Kriege und Hungersnöte sind in China über alles Maß verheerend. Happer[47]) glaubt, daß seit der letzten Zählung von 1812 63 Millionen durch Krieg und Hunger umgekommen seien, und v. Richthofen nimmt in seiner Arbeit: „Ueber die Bevölkerungszahl von China“[48]), 30 Millionen als die geringste Zahl der Menschenleben an, welche die Taipingrevolution kostete. Vor diesem verwüstenden Bürgerkrieg war seit der Mandschu-Eroberung des 17. Jahrhunderts entsprechend der im allgemeinen ruhigen, friedlichen Entwickelung die Bevölkerung rasch und stetig gewachsen. 1644 zählte man 37, 1742 142, 1761 201, 1776 268, 1812 362 und 1842 (nach dem revidierten Census von 1812) 413 Millionen ohne die Mandschurei.

Um es nicht allzu rätselhaft zu finden, daß ein Land von der Größe halb Europas im Durchschnitt so dicht bevölkert sein kann, wie Belgien, England, die Rheinlande, muß man erwägen, wie bedürfnisarm die Masse dieses Volkes, wie günstig im allgemeinen Boden und Klima, wie alt die ostasiatische Kultur und wie klein und örtlich beschränkt die überseeische Auswanderung bis zur Mitte unseres Jahrhunderts war.

Fragen wir nach der Motivierung der Zweifel, welche diesen hohen Zahlen entgegengestellt worden sind, so ist dieselbe durchaus keine geographische; sie gründete sich vielmehr wesentlich auf allgemeine Betrachtungen über die Unwahrscheinlichkeit einer so dichten Bevölkerung, über die Verschiedenartigkeit der natürlichen Ausstattung des weiten Landes und auf die Thatsache, daß China seit lange seine Hilfsquellen nicht weiter entwickelt habe. Das Land habe seit mehr als 100 Jahren seinen Höhepunkt überschritten und stehe in einer Periode des Verfalles [49]. Diesen Anzweiflungen gegenüber, denen sich noch die in der Methode verfehlten Abschätzungen Kreitners gesellten, hat v. Richthofen in seiner oben angeführten Arbeit die hohe Zahl von 420 wesentlich geographisch zu begründen gesucht, indem er die Verschiedenheiten der natürlichen Lage und Ausstattung und der geschichtlichen Stellung der Provinzen mit ihrer Volksdichte in Vergleich setzte. Schon daraus ging hervor, daß eine allzu tiefe Herabsetzung jener Zahlen nicht wissenschaftlich berechtigt sein könne. Uebrigens lehrten die Ergebnisse des ersten indischen Census von 1869 Dichtigkeiten kennen, die den dort vorausgesetzten chinesischen gleich kamen, und die Dichtigkeit Britisch-Indiens blieb nur wenig hinter derjenigen zurück, welche für China unter Voraussetzung einer Gesamtbevölkerung von 380 Millionen für die 18 Provinzen des eigentlichen China angenommen worden war. Nach den Veröffentlichungen, die in den letzten Jahren seitens chinesischer Behörden und europäischer Forscher stattgefunden haben, ist nicht mehr zu zweifeln, daß diese Zahl für den Kern des Reiches zutrifft, während für die mandschurischen, mongolischen und tibetanischen Nebenländer noch ungefähr 20 Millionen hinzukommen [50]. Praktische Kenner Chinas haben auch von einem Census von 1876 gesprochen, der nicht ganz 300 Millionen für das ganze Reich außer Tibet annimmt. Wir hatten Gelegenheit, eine Abschrift dieses Census zu sehen, in welcher Petschili, Schansi, Kuangsi, Schensi, Jünnan und Kweitschau mit höheren Zahlen, Tschekiang mit fast derselben wie in der vorhin erwähnten Zusammenstellung erscheinen, während die übrigen Provinzen meist viel geringer bedacht sind, so daß 255 234 886 für das eigentliche China herauskommen. In nicht ganz verständlicher Zusammenstellung folgt dann noch Schengtsching, Kirin, Heilungtschiang, Tarbagatai und Urumtsi mit über 41 Millionen, so daß endlich für das Ganze doch die Summe von 296 599 251 erreicht wird. Der Unterschied von der vorerwähnten Gesamtsumme würde sich auf etwa 100 Millionen belaufen. Wenn auch kaum zu bezweifeln, daß seit dem Census von

1842 die Bevölkerung Chinas zurückgegangen ist, so glauben wir doch dem vom Gothaischen Hofkalender, von Popoff und wohl in Anlehnung an diesen von Emil Levasseur in der Statistique de la Superficie et de la Population de la Terre[51]) gegebenen Zahlen größeres Vertrauen schenken zu sollen.

Schluss. Wenn wir von der Bevölkerungszahl der ganzen Erde sprechen, nennen wir Summen, die um 1430 und 1450 Millionen schwanken. Der Fehler könnte vielleicht 100 Millionen betragen, wäre aber auch selbst mit diesem unwahrscheinlichen Betrage klein im Vergleiche zu der Schwierigkeit der Aufgabe, diese aus so ungleichen Größen zusammengesetzte Zahl zu gewinnen. Es ist eine große Leistung der vereinigten Anstrengungen der Statistik und der Geographie, daß wir für eine so wichtige Größe wie die Zahl aller Menschen der Erde, deren Besitz eine der auszeichnenden wissenschaftlichen Errungenschaften unseres Zeitalters ist, der Wahrheit so nahe gekommen sind. Zugleich dient uns diese Zahl als ein schöner Beweis dafür, daß die Wege der Statistik und der Geographie in der Wirklichkeit einander nähergeblieben sind, als theoretische Methodiker uns glauben machen wollten, denn die größere Hälfte jener Zahl können wir nur darum mit einem noch vor 20 Jahren unmöglichen Vertrauen hinnehmen, weil sie durch anthropogeographisch geprüfte und berichtigte Schätzungen gewonnen ist. Sowohl daran als an jener Zahl wollen wir als an wichtigen anthropogeographischen Thatsachen festhalten.

---

[1]) Schlözer. Theorie der Statistik. 1784. S. 86.

[2]) Nur anmerkungsweise kann auf einen späteren Versuch, ein anderes geographisches Gebiet der Statistik vorzubehalten, hingewiesen werden. Blum zu Dorpat sagt: Die Erdkunde und die Geschichte bieten eine natürliche Beziehung zu einander, von welcher, wenn wir eine jede für sich betrachten, nur klar zu Tage liegt, „daß“, nicht „inwiefern“ sie besteht. Dieses „inwiefern“ zu untersuchen, ist die Aufgabe einer dritten Disziplin. Hier hätten wir also eine Wissenschaft, die man wohl unter dem Namen der Statistik begreifen könnte. Demnach wäre es das Geschäft der Statistik, die Beziehungen zu entwickeln, welche zwischen dem Festen der Erde und dem Veränderlichen der Völker stattfinden. Kasimir Krzywicki, Die Aufgabe der Statistik. Dorpat 1844. S. 46.

[3]) S. sein Buch S. 2.

[4]) Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Herausgeg. vom K. statistisch-topographischen Bureau. 3 Bde. 1882—86.

[5]) Gaffarel, L'Algérie. 1883. S. 379.

[6]) Globus. Bd. XLI. S. 344.

[7]) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1785. Buch VI. II.

[8]) „So wie noch heutzutage die im Norden Persiens einfallenden turkomanischen Alamans oft auf Tausende angeschlagen werden, während sie im Grunde genommen sich höchstens auf einige Hundert belaufen, so haben die persischen Chronisten des Mongoleneinfalls von Hunderttausenden gefabelt, während das von Dschengiz zur Unterwerfung Westasiens ausgeschickte Korps sich nur auf zwei Tumans, d. h. auf 20000 Mann belief; und so sprechen die ungarischen Historiker von 800000, ja 1 Million Ungarn, die über die Karpathen in Pannonien einfielen, während in Anbetracht der Verproviantierungsschwierigkeiten damaliger Zeit rechtlich kaum der vierte Teil dieser Zahl anzunehmen ist." Vambery, Das Türkenvolk. 1885. S. 180.

[9]) Mission to Central Africa. I. S. 101.

[10]) Journ. R. Geogr. Soc. London 1860. S. 121.

[11]) Vgl. Pickering, Races of Man. 1848. S. 17.

[12]) Unter Tungusen und Jakuten. 1882. S. 144.

[13]) Report of a Mission to Yarkand in 1873. Calcutta 1875.

[14]) Vgl. Yules Narrative of a Mission sent to the Court of Ava. London 1843. S. 208. Burney hat die Entwickelung der Bevölkerungszahl des birmanischen Reiches von den 14,4 Millionen Symes' bis zu den nahezu richtigen 4,4 Millionen Crawfurds eingehend dargestellt und gezeigt, wie mit richtiger Methode die Schätzung der Wahrheit nahe kommen kann. Burney, On the Population of the Burman Empire. Journal of the Statistical Society. London. VI (1842). S. 341.

[15]) Die Zahl erhält ein besonderes Relief durch die kritische Gegenüberstellung der spanischen Angabe von 16000, die jedenfalls der Wahrheit um vieles näher stand, in Georg Forsters bekanntem Aufsatze O-Taheiti. Sämtliche Schriften (1843). IV. S. 230.

[16]) Als letzter Abschnitt zum Report of the Commissioner of Indian Affairs to the Secretary of the Interior for the year 1877 ausgegeben (Washington).

[17]) Ueber die Unzuverlässigkeit der Censusangaben von Tongking vgl. Koner, Zur Karte von Tonking. Zeitschr. d. G. f. Erdkunde. Berlin. XVIII. S. 318.

[18]) Journ. R. Geogr. Soc. 1831. I. S. 186.

[19]) Globus. 1887. Bd. 52. S. 153.

[20]) Geographische Mitteilungen. 1864. S. 422.

[21]) Ausland. 1881. S. 333. Der Brüder Krause sehr gründliche Erhebungen ergaben für das größte von ihnen besuchte Tschuktschendorf Uédle in 28 Hütten 166 Personen, davon 79 männliche und 87 weibliche. Zufällig An- und Abwesende waren dabei streng

ausgeschlossen, also nahezu 6 Personen auf die Hütte. Deutsche Geographische Blätter. V. S. 27.

[22]) 5,1 ergab sich auch als die Zahl der Personen, welche durchschnittlich auf ein Zelt in einem Bezirke der Provinz Turgai kamen, die Tillo genau zählen ließ. Vgl. die Bevölkerung der Erde. II. (1874) S. 37. Die Verallgemeinerung dieser Zahl kann höchstens in der Kirgisensteppe zulässig erscheinen, wo die Verhältnisse Turgais sich im ganzen wiederholen.

[23]) Chavanne, Reisen und Forschungen im alten und neuen Congostaat. 1887.

[24]) Geographische Mitteilungen. 1868. S. 384.

[25]) Sáhara und Sudân. III. S. 177.

[26]) Geographische Mitteilungen. 1865. S. 121.

[27]) Ethnographische Beiträge. 1885. S. 145.

[28]) Im fernen Osten. Wien. 1881. S. 555.

[29]) Globus. XXXIX. Nr. 20.

[30]) Die Expedition nach Zentral-Sumatra. Geographische Mitteilungen. 1880. S. 13.

[31]) Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. II. (1888) S. 15.

[32]) Die Petroleumquellen von Yenangyang werden schon lange ausgebeutet.

[33]) Die Einwohnerzahl der Philippinischen Inseln in 1871. Geographische Mitteilungen. 1874. S. 78.

[34]) Die Bevölkerung der Suluinseln nach A. Garin. Von F. Blumentritt. Globus. XLII. S. 335.

[35]) Ethnographische Beiträge. I. S. 145.

[36]) Reisen in Nubien. 1829. S. 198.

[37]) Im Geographischen Jahrbuch. I. 1860. S. 94.

[38]) Durch den dunkeln Weltteil. 1878. I. S. 333.

[39]) Uganda and the Egyptian Soudan. 1882. I. S. 151.

[40]) II. S. 151.

[41]) Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. 1888. S. 240.

[42]) Geographische Mitteilungen. Ergänzungshefte 33, 35, 41, 49, 55, 62, 68.

[43]) Merkwürdigerweise dieselbe Zahl, welche Junker erhält, der die Bevölkerungszahlen der von ihm besuchten Gebiete sehr vorsichtig behandelt. In dem von ihm vielfach durchreisten Sandehgebiete will er nur eine Dichtigkeit von 275 auf die Quadratmeile anerkennen, denn er nimmt für das Sandehland auf einem Areal von 1800 Quadratmeilen nur 500000 Einwohner an. Wissenschaftliche Ergebnisse von Dr. W. Junkers Reisen in Zentralafrika. (Geographische Mitteilungen. Ergänzungsheft 93. S. 31.) Wir erinnern uns dabei, daß schon früher Oskar Lenz 200 a. d. Quadratmeile als mittlere Dichtigkeit des Küstenstriches von Corisco bis Kamma und landeinwärts bis zu den Oshebo angenommen hatte. (Correspondenzblatt der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft. 1876. Nr. 20.)

[44]) Behms Zahlen sind wenig verändert in zusammenfassende Werke übergegangen. Wir finden aber in Levasseurs Zusammen-

stellung der Bevölkerung der Erde (Statistique de la Superficie et de la Population des contrées de la Terre. Bulletin de l'Institut International de Statistique. II. 2. 1887) nur 197, in Hübners statistischer Tafel (1890) 203, ebensoviel in Taramellis Geografia e Geologia dell' Africa (1890). Hermann Wagner, der ausdrücklich hervorhebt, daß Behm die Schätzungen der Bevölkerung Afrikas allein besorgt habe (Guthe-Wagner, Lehrbuch der Geographie. 1882. I. S. 379), kommt 1882 auf 200 zurück, die er als Maximalzahl auffaßt. Hat nun auch, seit Behm in seiner letzten Schätzung (1882) 206 Millionen erreichte, keine Prüfung von ähnlicher Gründlichkeit stattgefunden, so ist doch offenbar ein Gefühl dafür vorhanden, daß diese Summe das Höchste bedeuten möchte, wozu die Schätzung der Bevölkerung dieses Erdteiles unter Berücksichtigung der neueren und neuesten Berichte führen kann. Freilich möchten wir aber weder Levasseurs noch Taramelli und Bellios oben angeführte Zahlen als einen wertvollen Beweis für die Richtigkeit dieser Vermutung anziehen. Des ersteren Arbeit ist nicht als eine Schätzung im wissenschaftlichen geographischen Sinne oder sagen wir im Sinne Behms aufzufassen. Levasseur nimmt die Zahlen, wo er sie findet, und wenn er zuletzt eine Gesamtsumme von 197 Millionen addiert, so sind darin ganz unvereinbare Größen, wie z. B. Stanleys 29 Millionen für den Congostaat, 7,6 Millionen für Congo français, neben 350 000 für Portugiesisch-Ostafrika und 2 Millionen für Portugiesisch-Westafrika. Für zahlreiche Gebiete sind keine Bevölkerungen gegeben, z. B. für die von den Engländern beanspruchten Nigergebiete, Berbera, das portugiesische Congoland. Die Zahl kann also nicht mit den Behmschen verglichen werden. Was aber Taramelli und Bellio anbelangt, so ist die Tabelle auf Seite 252/3 ihres Buches zwar mit einer geringen Aenderung in allen Einzelheiten getreu aus Behm und Wagners letztem Ergänzungsheft (Nr. 69) herübergenommen; aber durch zwei schwerverständliche Additionsfehler ist die Summe um nahezu 3 Millionen zu niedrig geraten.

[45]) Die Bevölkerung der Erde. VII. (1882) S. 31.

[46]) Globus. XXXIX. Nr. 6.

[47]) Citiert bei Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde. VII. S. 32.

[48]) Verhandlungen der Ges. f. Erdkunde zu Berlin. 1875. S. 35.

[49]) Derartige Stimmen sind in größerer Zahl angeführt in meinem Buche: „Die chinesische Auswanderung“ 1876, und in Nachträgen dazu im Globus XXXIX und XL.

[50]) Vergl. die Zahlen im Gothaischen Hofkalender 1888, S. 615, nach Veröffentlichungen des chinesischen Finanzministeriums, und fast ganz übereinstimmend Popoff im Journal of the Statistical Society, wo nach amtlichen Quellen von 1879 und 1882 382 Millionen erscheinen.

[51]) Zweiter Teil. Bulletin de l'Institut International de Statistique. II^2 (1887).

7. Die Dichtigkeit der Bevölkerung.

Die Verteilung der Menschen über die Erde. Durchschnittszahlen der Bevölkerung. Die geographische Methode und die statistische Bevölkerungskarte. Die geographische Auffassung der Bevölkerungsdichtigkeit und die geographische Bevölkerungskarte. Die Grundzüge der Verteilung der Menschen über die Erde. Ungleiche Verteilung. Die Verteilung einer dünnen Bevölkerung. Ab- und Zunahme der Bevölkerung mit der Höhe. Einfluß der Bodenform auf die Verteilung der Bevölkerung. Verteilung einer dichten Bevölkerung. Natürliche Zusammendrängungen. Die Dichtigkeit am Wasserrande. Uebervölkerung.

Die Verteilung der Menschen über die Erde. Alle bevölkerungsstatistischen Thatsachen erlangen ihren einfachsten geographischen Ausdruck in der Bevölkerungsdichtigkeit [1]), welche sich aus dem Verhältnis der Zahl der Menschen zur Größe des von ihnen bewohnten Raumes ergibt; dann aber auch in der Verteilung der Wohnplätze und in deren Größe, sowie aller anderen Spuren des Menschen an der Erdoberfläche. Denken wir uns einen Augenblick jeden Menschen auf der Erde stille stehend und uns selbst in der Lage, das Bild der Erdoberfläche frei zu überschauen, so würde dieses Bild ein von Land zu Land sehr verschiedenes sein. Es würde zwar in den dichtest bevölkerten Ländern immer noch ein großer Teil Land unbedeckt bleiben, aber die großen Städte würden schwarze Punkte darstellen und die belebten Verkehrswege dunkle Fäden, die zwischen ihnen hin und her laufen. Denken wir uns aber dann auch für einen Augenblick die Menschen weg, wie verschieden

würden erst die Länder an ihrer Oberfläche umgeschaffen sein je nach der verschiedenen Menge ihrer Bewohner! Es würde das vor uns auftauchen, was man Kulturformation genannt hat und was man aber umfassender und darum treffender historische Landschaft nennen wird. Häuser, Dörfer, Städte, Denkmäler, Straßen, Eisenbahnen, Kanäle, Brücken, durchstochene Meerengen und abgegrabene Flüsse, abgeleitete Seen und ausgetrocknete Sümpfe, Aecker, Wiesen, Gärten, abgeholzte Flächen und angepflanzte Wälder — dies alles würde Zeugnis geben von den Menschen, die hier geweilt. Aber die Spuren würden ebenso ungleich verteilt sein, wie die Menschen selbst.

Das Ergebnis einer solchen Betrachtung würde also ein zweifaches sein: Wir würden den Menschen als einen Teil der Erdoberfläche und die Spuren des Menschen dem Erdboden gleichsam zum Beweise der engen Verbindung beider auf- und eingeprägt sehen und würden aus der ungewöhnlich ungleichartigen Verteilung dieser Spuren, ebenso wie der Menschen selbst, erkennen, wie weit verschieden das Verhältnis zwischen Volkszahl und Flächenraum sein kann. Aus beiden Erkenntnissen ergibt sich eine Verstärkung der Beziehungen, welche Bevölkerungsstatistik und Geographie verbinden. In dem einen Falle sehen wir die Erdoberfläche selbst durch die menschliche Bevölkerung und zwar in verschiedenem Maße je nach der Größe der Bevölkerung, umgestaltet und in dem anderen Falle stellt sich uns die Frage: Warum trägt die Erdoberfläche hier mehr Menschen als dort? Wir erkennen bald, daß in der Antwort auf diese Frage nicht bloß das menschliche, bewegliche, sondern auch das irdische, starre Element, der Boden erscheinen wird, der auf den Menschen zurückwirkt. In beiden Fällen vertieft sich die geographische Aufgabe und es stellt sich heraus, daß die Geographie gegenüber den Ergebnissen der statistischen Zählungen viel mehr zu thun hat, als deren Zahlen neben ihre Flächenzahlen zu setzen. Das Verhältnis der beiden ist so verschieden, daß eine Motivierung die Verbindung zwischen ihnen herzustellen hat. Nicht

jede Fläche gleichen Ausmaßes ist gleich fähig bevölkert zu sein, nicht jede Fläche gleichen Ausmaßes empfängt und erleidet die gleichen Rückwirkungen durch ihre Bevölkerung.

Die nackten großen Zahlen, mit denen so manche geographische Schilderung sich begnügt, und die scheinbar viel wissenschaftlicheren Durchschnittszahlen der Bevölkerung, deren Wert sich für uns fast ganz an der Breite ihres wirklichen Vorkommens auf der Erde mißt, sind wie Mauern, welche den Blick in die weite, anziehende Perspektive dieser beiden Gruppen anthropogeographischer Probleme verbauen. Man kann es nicht genug wiederholen, daß für die Geographie das Wo? die Grundfrage bleibt. Wie verhält sich dazu die Bevölkerungszahl ohne Angabe ihrer Verteilung? Sie ist auf jene Frage stumm und daher ist sie eine ungeographische Angabe. Jede Bevölkerungszahl wird beredter, indem sie auf den Boden gestellt wird, dem sie gehört. Tote Zahlen schöpfen Leben, indem sie geographisch begründet werden. Und je geographischer diese Begründung, desto weiter entfernen sich die Bevölkerungszahlen von dem Schwanken zwischen dem Wirklichen und dem Schematischen, welches unseren Betrachtungen über Bevölkerungsdichtigkeit sonst anhängt.

Durchschnittszahlen der Bevölkerung. Der Durchschnitt der Dichtigkeit einer Bevölkerung ist die Mitte zwischen den Extremen; wo diese am wenigsten weit auseinandergehen, wird die wirkliche Verbreitung der Bevölkerung dem Durchschnitt am nächsten kommen, d. h. wird die Durchschnittszahl sich in der weitesten Verbreitung in der Bevölkerung eines Landes verwirklicht finden. Das Umgekehrte wird eintreten, wo die Extreme weit auseinandergehen, also in Ländern, welche sehr dichte und sehr dünne Bevölkerungen zugleich umschließen. In Ländern letzterer Art gibt die Durchschnittszahl keine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung. Sie ermöglicht nur die Vergleichung ganzer Reihen von Ländern untereinander. In ihrem Wesen liegt es, daß sie selten

selbständig auftritt, sondern meist den Uebergang zwischen den Extremen bildet. Die durchschnittliche Volksdichte des Deutschen Reiches von 3785 auf der Quadratmeile (1885) kommt nur in beschränkten Gebieten praktisch zur Erscheinung, am meisten noch in einzelnen Teilen von Hannover und Thüringen und ist selbstverständlich auf den Grenzen der nächstdichteren und nächstdünneren Verbreitungsweise als Uebergangszone zu finden, die aber sehr selten eine größere räumliche Ausdehnung gewinnt. Aehnlich findet man die mittlere Dichtigkeit Frankreichs von 4030 (1886) nur in den beschränkten Gebieten verwirklicht, wo eine ländliche Bevölkerung in zahlreichen kleinen Siedelungen ebenmäßig verbreitet ist, wie in Ille et Villaine, Deux Sèvres, Loire inférieure. Das Zentrum, der Norden, der Osten kennen sie kaum. Ebenso selten findet sich der Durchschnitt der Volksdichte thatsächlich verwirklicht in den beschränkteren Abschnitten eines Gebietes. Der Saale- und Mansfelderseekreis besitzen eine Volksdichte von 7095, aber die N.- und NO.-Hälfte des Gebietes liegt im allgemeinen darunter, die SW.-Hälfte darüber. Es gibt Länder und Landschaften, in deren Wesen der schärfste Gegensatz der Bevölkerungsverhältnisse liegt, denen gegenüber die Durchschnittszahlen bedeutungslos werden. So Oberitalien, wo die Provinz Novara eine Dichtigkeit von 5200, der engere Bezirk Novara 8500, Domodossola, der neben Sardinien volksärmste Bezirk des Königreiches, 1200 hat.

Auf je größere Flächen der Erdkugel eine Durchschnittsberechnung der Bevölkerung sich ausdehnt, desto reiner erscheint ihr Ergebnis für den rechnenden Statistiker, welcher die örtlichen Besonderheiten ausfallen lassen will. Aber in demselben Maße verliert dieses Ergebnis an Wert für den Geographen, dem gerade die örtlichen Besonderheiten das Wichtigste sein müssen. Die Durchschnitte werden daher nur in jenen Fragen von Nutzen sein, in denen ein Teil der Menschheit von seinem Boden losgelöst gedacht und ohne jede Rücksicht auf diesen der statistischen Betrachtung unterworfen wird. Es gibt Fälle, in welchen die durchschnittliche Zuteilung einer Bevölke-

rung an bestimmte Gebiete viel wichtiger ist als die geographische Verteilung in diesen Gebieten. Wer eine Karte der Verbreitung der Chinesen außerhalb Chinas zeichnet, steht vor solchem Falle. Er bedeckt die Philippinen, Borneo, Californien, Peru und die anderen einzelnen Länder, in denen Chinesen wohnen, ruhig mit der Farbe des Durchschnitts. Der Geograph wird besonders in den politisch-geographischen Betrachtungen von derartigen Zahlen um so lieber Gebrauch machen, auf je größere Areale sie sich beziehen, und es ist bekannt, wie häufig die großen Zahlen der Gesamtbevölkerungen der Erde, der großen Staaten, der großen Städte in der Anthropogeographie und politischen Geographie zur Verwendung kommen. Sie sind immer am Platze, wo es sich um den großen Ueberblick handelt. Geht aber die Betrachtung ins einzelne, setzt diese Zahlen in Beziehung zu den zugehörigen Arealen und vergleicht sie mit anderen, dann müssen sie in ihre Elemente zerlegt werden. Unzerlegt wird man sie auch dort verwenden, wo ihre Elemente unerreichbar sind. Ihr Wert ist dann provisorisch. Mit Dank sind Barths Schätzungen der Bevölkerung des Sudan aufgenommen worden, welche der Voraussetzung zu Grunde gelegt wurden, daß im östlichen und zentralen Sudan 1000 Menschen im Durchschnitt auf der Quadratmeile leben. Nachtigals genauere Angaben für Bornu und Wadai begegnen demselben Danke, wiewohl man sich sagen muß, daß 315 auf die Quadratmeile, wie sie für Wadai angegeben werden, eine sehr unrichtige Vorstellung von der Verteilung der Bevölkerung in einem Lande erwecken, welches im Norden kaum 10, im Süden aber mehr als 1000 auf mancher Quadratmeile ernährt. Nimmt man dagegen die Ergebnisse der Zählung Japans von 1885, so hat Japan auf dem Raume von 6770 Quadratmeilen 37 868 987 Einwohner, das sind 5445 auf der Quadratmeile. Zieht man aber Jesso und die Kurilen ab, so erhält man 7200, eine Dichtigkeit, welche selbst diejenige Großbritanniens übertrifft. Diese Dichtigkeit ist aber für Japan wichtiger als jene Gesamtzahl und muß in dem Augenblicke, wo Japans Bevölkerung aufhört,

eine abstrakte Größe zu sein, im statistischen Bild hervortreten. So sind die Bevölkerungsdichtigkeiten von 713 auf die Quadratmeile für das britische Reich, 6160 für Großbritannien und Irland, 10 285 für England (1881) ebenso nach ihrem Werte für politisch-geographische Erwägungen wie nach dem Raume abgestuft, auf welchen sie sich beziehen. Die negative Größe der unbewohnbaren Räume und die positive Größe der noch besiedelbaren Gebiete liegen in diesen Zahlen um so mehr verhüllt, je größer diese Gebiete sind.

Die geographische Methode und die Bevölkerungskarte. Ein hervorragender Statistiker hat den Satz ausgesprochen: „Wissenschaftlich am bedeutendsten ist die genaue geographische Analyse der Bevölkerungsdichtigkeit“ [2]). Worin liegt diese wissenschaftliche Bedeutung? Offenbar zunächst darin, daß diese Analyse auf die verschiedenen Ursachen der Bevölkerungsdichtigkeit zurückführt. Und diese zu suchen ist allerdings ein hervorragend anthropogeographisches mehr noch als statistisches Problem. Außerdem wird dann in zweiter Linie auch die große und bunte Reihe der Wirkungen der Bevölkerungsdichtigkeit sich als Objekt der Forschungen darbieten, die aber allerdings großenteils unmittelbar der Statistik zuzuweisen sind und nur dort die Geographie berühren, wo sie ebenfalls räumlich bedingt erscheinen. Man wird manche von ihnen auf einer Karte der Bevölkerungsdichtigkeit in so inniger Verbindung mit dieser Hauptthatsache auftreten sehen, daß ihre tiefere Verknüpfung aus der räumlichen Zusammenordnung sich sofort von selbst ergibt. Dazu gehört die Lage der großen Städte und die Verdichtung des Verkehrsnetzes in den dichtbevölkerten Gebieten. Die Bevölkerungskarte ist aber hauptsächlich als Werkzeug für die Auffindung der örtlichen Ursachen der Bevölkerungsdichtigkeit zu schätzen. Wenn man in der Statistik von geographischer Methode spricht, denkt man zunächst immer an die kartographische Darstellung der Ergebnisse statistischer Zählungen.

Dabei ist aber wohl zu erwägen, daß für die Statistiker die

Karte, oder wie sie es nennen das Kartogramm, nur eine Darstellungsweise unter vielen ist. Sie finden es in vielen Fällen zweckmäßig und vielleicht manchmal auch nur bequem, ihre Zahlen in Punkte, Linien, Figuren umzusetzen und das Kartogramm bietet sich dann neben anderen Verdeutlichungen. Und doch liegt im Kartogramm der Vergleich schon in der Thatsache der Auftragung statistischer Erscheinungen auf eine geographische Karte offen, während das Diagramm damit verglichen eine Darstellung im Leeren ist. Gabaglio gibt in seiner Teoria Generale di Statistica (1888) unter zahlreichen Diagrammen nur ein einziges Kartogramm und dieses ist sehr unvollkommen. Verhältnisse, die der Geograph nur kartographisch darstellen würde, bringt der Statistiker lieber in einer geometrischen Form. Die Darstellung der Verbreitung der Italiener auf der Erde, welche Gabaglio auf seiner Tafel XXa gibt, indem er nach der Zahl der Erdteile 5 Ausschnitte eines Kreises bildet, die dem Prozentsatz der auf die 5 Erdteile entfallenden Italiener entsprechen, ist nur Diagramm. Nur die Verteilung einer Zahl soll verdeutlicht werden; diese interessiert den Statistiker. Der Geograph würde Größe, Raum und Lage der von Italienern bewohnten Gebiete bevorzugt und die Länder mit der ihrer Zahl von Italienern entsprechenden Farbe bedeckt haben.

Man begreift, daß unter diesen Umständen der Statistiker sich die Frage vorlegen kann, ob das Kartogramm ein notwendiges Forschungswerkzeug sei; die Uebertragung der Zahlen auf Flächen, ihre Uebersetzung in Linien und Punkte ist ja nicht immer leicht und kann Zweifel wachrufen. Wenn man aber versucht, Hunfalvys Vorschlag durchzuführen, welcher an Stelle der statistischen Kartogramme Tabellen mit geographischer Anordnung der Bezirke setzen will, so erkennt man, wie wenig das lineare Prinzip der Aufzählung den mannigfaltigen Lage- und Berührungsverhältnissen der Flächen gerecht werden kann. Auch Levasseur hat in seinem Berichte über die geographische Methode in der Statistik, dem internationalen Kongreß der Statistiker zu St. Petersburg 1872 erstattet, nur die Karte als Diagramm im Auge. Er betont alle Vorteile der topographischen Gruppierung, welche die geographische Ausbreitung, die örtlich verschiedene Intensität erkennen, mit Einem Blick die verschiedenen Gruppen, ihre Entfernung und Nachbarschaft übersehen und sicher und rasch gewisse Beziehungen zwischen diesen Gruppen und den natürlichen Bedingungen des Bodens, sowie zu anderen sozialen Gruppen wahrnehmen lassen. Dabei bestreitet er zwar, daß diese Methode eine „méthode d'invention" sei, aber andererseits gibt er auch zu, daß sie insofern doch diesen Namen verdiene, als sie die statistischen Grundthatsachen in einer Weise darstelle, welche den geistigen Gehalt aus ihnen hervorgehen lasse [3]).

An diesem Punkte, bei der Benutzung der Karte also als natürlicher Rahmen statistischer Eintragungen, stehen zu bleiben wird der Statistiker sich entschließen,

der doch nur einen Teil seines Forschungsfeldes von der räumlichen Anordnung der Volkszahlen eingenommen sieht. Der Geograph wird aber die „geographische Methode“ auch auf diesem Felde tiefer, nämlich geographischer zu fassen haben. Zuerst wird der Geograph über die kartographische Darstellung und deren Verwertung zu Schlüssen über die Ursachen der Volksverteilung in beschränkten Gebieten hinausgehen und zunächst die Verteilung der Menschen über die ganze Erde als eine Erscheinung auffassen, wobei eine Arbeit wie diejenige Behms „Ueber die Verteilung der Menschen über die Erde“ [1]) die Grundlinien vorzeichnet. Dabei werden nicht bloß die Bezüge zwischen der topographischen Karte und derjenigen der Bevölkerungsdichtigkeit, sondern größere, weiter verbreitete Zusammenhänge entgegentreten. Die Erdkugel, die Oekumene, die so ungleich mit bewohnbarem Lande bedachten Hemisphären, die Zonen, die ozeanischen und kontinentalen Gebiete und die Gebiete höherer und niederer Kultur werden zu Grundlagen, auf denen die Unterschiede der Bevölkerungsdichtigkeit sich mit so manchen Begrenzungslinien natürlicher und kulturlicher Sonderungen berühren oder kreuzen. Rein technisch und gewissermaßen geographisch-handwerklich gesprochen kann man sich ein Vorgehen denken, bei welchem die Karte der Bevölkerungsdichtigkeit der Erde als Pause aufgelegt wird auf eine geologische, eine Gebirgskarte, eine Gewässerkarte, eine Klimakarte, eine Rassen- und eine Kulturkarte, eine politische und eine Verkehrskarte. Diese unmittelbaren Vergleiche und die Verarbeitung ihrer Ergebnisse würden wir als Anwendung der geographischen Methode auf die Thatsachen der Bevölkerungsstatistik bezeichnen. Dabei ist aber immer vorausgesetzt, daß die Geographen nicht fortfahren, die Darstellung der wirklichen Verbreitung der topographischen Karte zu überlassen und sich für anthropogeograpische Karten mit der statistischen Methode der Ausbreitung des Durchschnittes über eine Fläche zu begnügen. Geograph und Statistiker werden ihre durch verschiedene Bedürfnisse hervorgerufenen Auffassungen deutlicher auseinander zu halten haben als bisher.

Die geographische Auffassung der Bevölkerungsdichtigkeit. Für den Statistiker ist die Dichtigkeit der Bevölkerung die Beziehung zwischen der Flächenausdehnung eines Gebietes und der Zahl seiner Bewohner. Sie ist ein Verhältnis, welches in einer einzigen Zahl ausgedrückt werden kann und gerade für diese eine Zahl hegt der Statistiker ein besonderes Interesse. Für den Geographen ist die Dichtigkeit der Bevölkerung der Zustand eines Gebietes, welcher hervorgebracht wird durch die Zahl der auf demselben wohnenden Menschen. Dieser Zustand kann gezeichnet und beschrieben, aber niemals vollständig in einer Zahl zum Ausdrucke gebracht werden. Die Abstufungen der Dichtigkeit von Ort zu Ort, auszudrücken in einer Mehrheit von Zahlen, sind es, die den Geographen ansprechen. Ihre Zeichnung und Beschreibung begegnet aber großen Schwierigkeiten, weil von den zwei Elementen, die bestimmt werden sollen, Boden und Menschen, das letztere beweglich, also veränderlich ist, weshalb mehr die bleibenden Spuren des Menschen als er selbst zu berücksichtigen sind. Daher die Neigung, die oft unter einem gewissen Zwange arbeitet, geographische Größen durch statistische zu ersetzen; daher die Unmöglichkeit, der letzteren in der Geographie zu entraten. Die Statistik kann füglich Länder ohne Volkszählung vernachlässigen; aber zu den Aufgaben der geographischen Beschreibung eines Landes gehört immer die Darstellung der Dichtigkeit der Bevölkerung, welche in Ermangelung von statistischen Zahlen ganz besonders auf die Verteilung der Wohnstätten Rücksicht nehmen wird. Wer so viele seiten- und selbst bändelange Länder- und Völkerbeschreibungen vergebens [5]) nach sorgfältigen Angaben über Bevölkerungszahlen und Bevölkerungsdichtigkeit durchsucht, über die entferntesten Völkermerkmale, nur nicht über dieses Wesentlichste Auskunft gefunden hat, wird mit uns die Vernachlässigung dieses Problemes in Handbüchern und Anleitungen lebhaft beklagen.

Die Verteilung einer gleichen Zahl von Menschen über einen weiten Raum könnte hauptsächlich zweierlei

geographische Formen annehmen. Dieselben könnten ziemlich gleichmäßig auf der fraglichen Fläche verbreitet sein, so daß ihre Wohnstätten einzeln oder in kleinen Gruppen in mäßigen Abständen über dieselbe zerstreut sind; oder sie könnten an einigen wenigen Orten dicht zusammengedrängt sein und weite dazwischenliegende Gebiete ganz freilassen. Das Verhältnis ihrer Anzahl zu der bewohnten Fläche würde dabei das gleiche bleiben. Beide Flächen sind dünn bevölkert, aber mit sehr ungleicher Wirkung auf die Bevölkerung selbst und auf den Boden. Jene erstere Form der Verteilung ist in ihrer reinen Ausprägung nirgends zu finden, denn ihr widerspricht eine der stärksten, weltweit verbreiteten Neigungen des Menschen, die Neigung zum geselligen Wohnen. Zuerst bilden Frau und Kinder mit dem einzelnen Wohner eine Gruppe, eine kleine Anhäufung von Menschen auf einer engbegrenzten Erdstelle; dann schließen sich Dienstboten, Sklaven und bei weiterer Entwickelung Stammverwandte (Glieder des Clan) an den kleinen Kern an und es entsteht die Siedelung in Form des Clanhauses, des Weilers, des Dorfes, der Stadt. Sie ist eine Thatsache der Erdoberfläche. An ihr, an den Bevölkerungskernen und -keimen hat nun die Geographie ihre Untersuchung der Verbreitung der Menschen zu beginnen. Sie sind die einfachsten der *wirklichen* Formen des Vorkommens des Menschen auf der Erde, können aber nicht verstanden werden ohne Berücksichtigung der unbewohnten Stellen zwischen ihnen. Daher die Vorfrage:

Welche Arten von Bodenflächen sind bei Bestimmung der Dichtigkeit zu Grunde zu legen? Und diese Frage zeugt die andere, praktischere Frage, welche Teile der Bodenflächen vor dieser Bestimmung auszuscheiden seien. Bodenflächen, welche überhaupt keine Beziehung zur Dichtigkeit der Bevölkerung haben, scheinen von vornherein auszuschliessen, wogegen Nutzflächen als bewohnbare Flächen mit den bewohnten unter Umständen vereinigt werden können. Als Wälder, Weiden, Wege können sie eine Abstufung des Kulturlandes, gleichsam Kulturland zweiter Klasse darstellen. Kleine Gewässer, Sümpfe, Moore, die bewirtschaftet werden, können sich anreihen. Allerdings ergeben sich dann viel kleinere Dichtigkeiten als dort, wo *nur* das Kulturland zu Grunde gelegt wird, wie z. B. Jordan es bei seinen Berechnungen der Bevölkerungsdichtigkeit

der libyschen Oasen, des Fajum und Oberägyptens gethan hat. Wenn da Dichtigkeiten von 18 280, von 16 500 und 9300 erscheinen, muß man sich erinnern, daß von der zu Grunde gelegten Fläche die Gesamtheit, wie Jordan selbst hervorhebt, „zur Erzeugung von Nahrungsmitteln fast das ganze Jahr hindurch dient“ [6]). Eine solche Dichtigkeit kann schon mit der für Unterägypten (6300) nicht verglichen werden, weil diese sich auf eine mit zahlreichen Wasserflächen, Sümpfen und Dünen durchsetzte Fläche bezieht, und noch weniger mit den Dichtigkeitszahlen für Deutschland oder Frankreich, die sich auf kaum zur Hälfte als Kulturland anzusehende Flächen beziehen. Legt man bei der Berechnung der Dichtigkeit der deutschen Bevölkerung nur Wohn-, Acker- und Weideland, also Kulturland im engeren Sinne, zu Grunde, so erhält man nach der Zählung von 1885 eine Dichtigkeit, die fast doppelt so groß als die gewöhnliche. Daher die Regel: Um vergleichbare Dichtigkeitszahlen zu ergeben, müssen die zu Grunde liegenden Bodenflächen nach mindestens annähernd gleichen Grundsätzen gewählt sein.

Die Bevölkerungskarte. Die Bevölkerungskarten der Geographen sind Karten der Wohnplätze im Gegensatz zu den Bevölkerungskarten der Statistiker, welche die Menschen aus diesen ihnen eigenen und für sie charakteristischen Anhäufungen herauslösen, um sie über eine kleinere oder größere Fläche gleichmäßig, d. h. unwirklich verteilt zu denken. Die Schraffierungen oder Farbentöne einer Bevölkerungskarte sind Symbole einer abstrakten künstlichen Gruppierung, während die Punkte, Ringe u. s. w., welche auf unseren geographischen Karten die Wohnplätze bezeichnen, Symbole wirklicher Gruppierungen sind. Auf Karten größeren Maßstabes treten endlich Bilder (Pläne) der Wohnsitze an die Stelle der Symbole und die topographische Karte ist eigentlich schon zum Teil eine statistische; sie würde hinreichen zur Zählung der Städte, Dörfer und Gehöfte, der Brücken und Türme, sogar der einzelnen Hütten auf den Feldern, zur Ausmessung der Länge der verschiedenen Wege und Kanäle. Aber diese Dinge sind hier alle in erster Linie topographisch aufgefaßt, d. h. so weit sie zum Boden gehören, dessen Zeichnung der Zweck dieser Karte. Anders die eigentliche statistische Karte, welche gerade von jenen gesellschaftlichen Thatsachen ausgeht, um sie nach Maß und Zahl genau begrenzt, also nach ihren quantitativen

Verhältnissen zur Anschauung zu bringen. Die geographische Karte ist freilich auch hier nicht bloß Unterlage und die statistische Karte ist mehr als eine andere Form des statistischen Diagramms. Dieses strebt nur die sinnliche Veranschaulichung der in den Tabellen gebotenen Zahlennachweise an, jene fügt den Nachweis der geographischen Lagerung hinzu und steht wissenschaftlich höher [7]).

Die Bevölkerungskarte entspricht aber dem geographischen Zwecke nicht, wenn sie die Thatsache der wirklichen Verbreitung der Menschen in den Hintergrund treten läßt, um die statistische Thatsache der Durchschnittsdichtigkeit der Bevölkerung voranzustellen. Man frägt sich vergebens, wo der Wert der Bedeckung ganzer Großstaaten mit einer der Dichtigkeit ihrer Bevölkerung entsprechenden Farbe liegen soll, wie z. B. Maurice Block sie in der Karte zu „Die Machtverhältnisse der europäischen Staaten" gegeben hat. Das Ideal einer anthropogeographischen Bevölkerungskarte der Erde würde vielmehr eine Karte aller Wohnstätten sein, nach ihrer Bevölkerungszahl abgestuft; eine solche Karte würde als eine symbolische Karte der Bevölkerungsdichtigkeit aufgefaßt werden können. Diese ist für die ganze bewohnte Erde nicht möglich, da zahlreiche Völker keine festen Wohnstätten innehaben, und da letztere wieder in anderen Gebieten zu dicht beisammenliegen, um in einer Uebersichtskarte im Atlasmaßstab noch kennbar zu sein. Es ist hier also ein mittlerer Weg angezeigt, welcher in den Gebieten dichterer Bewohnung auf die eben angedeutete Darstellung verzichtet, um entsprechend der generalisierenden Arbeit des Topographen dieselbe nur in jenen Gegenden zur Durchführung zu bringen, für welche die Auseinanderrückung der Wohnsitze ebenso bezeichnend wie wichtig ist, für Gebirge, Sumpfländer, Wüsten. Dagegen ist bei allen Darstellungen in größerem Maßstabe die Zeichnung des Wirklichen anzustreben und damit die Bevölkerungskarte geographisch zu fassen. Die topographische Karte bleibt von etwa 1:250000 aufwärts auch im anthropogeographischen Sinne die mög-

lichst treue Abbildung eines Stückes Erde, in welchem aber allerdings das Element der Dichtigkeit nur unvollkommen hervortritt, sobald die größeren Siedelungen gezeichnet werden, in denen jenes Verhältnis zur Geltung kommt, das die Statistiker unter „Intensität des Wohnens" begreifen. Ueberall wo in mehrstöckigen Häusern die Menschen übereinander hausen, wird die Grundfläche mehr Bewohner tragen, als wo die niederen Hütten eines Dorfes stehen. Das Bild des Wohnplatzes fällt in dem letzteren Falle immer breiter aus als in dem ersteren. Die verschiedene Zusammendrängung der Häuser in Städten und Dörfern wirkt in der gleichen Richtung. Im allgemeinen werden die Bilder der Dörfer immer zu groß, die der Städte zu klein im Verhältnis zur Zahl ihrer Bewohner ausfallen. Es is also die Treue doch nur topographisch, nicht anthropogeographisch, d. h. nicht mit Bezug auf Bevölkerungsdichte verwirklicht.

Von einer anderen Seite her kommen wir hier auf einen Weg mit Sprecher von Bernegg, der in der Einleitung zu seiner „Verbreitung der bodenständigen Bevölkerung im rheinischen Deutschland im Jahr 1820" [8]) die Maßstäbe der Karten der Bevölkerungsdichtigkeit eingehender bespricht. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß Dichtigkeitskarten größeren Maßstabes nach wesentlich anderen Prinzipien gezeichnet werden müssen als solche von mittlerem und kleinem Maßstab. Eine vergleichende Prüfung verschiedener Dichtigkeitskarten zeigt ihm, daß „mit der Vergrößerung des Maßstabes der geographische Gesichtspunkt, welcher die Abhängigkeit des Menschen vom Boden, den er bewohnt, erläutern will, in den Vordergrund tritt". Es gibt einen Punkt, sagen wir beim Maßstab 1:250000, wo man mit dieser Erweiterung der Grundlage bei dem topographischen Maßstab anlangt, wie dies Sprecher von Bernegg im 3. Kapitel seiner Einleitung ausgesprochen und beim Entwurf seiner Karte bethätigt hat. Und hier findet dann auch alles Anwendung, was wir von der topographischen Karte als Karte der Dichtigkeit gesagt haben.

Sollen die Bevölkerungsdichtigkeiten für ein größeres Gebiet unter Beiseitelassung der einzelnen Wohnstätten bestimmt werden, so wird man die Bodenfläche in möglichst zahlreiche kleine Abschnitte zerlegen, auf welche die Bevölkerungsdichtigkeit bezogen werden kann. Solcher Abschnitte gibt es vielartige, in der Natur und in den politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen be-

gründete. Man kann ein Land nach den klimatischen, geologischen und Höhenunterschieden einteilen, man kann auch die vorhandenen Verwaltungseinteilungen, selbst kirchliche Einteilungen berücksichtigen, und die Unterschiede des Volkstums, der Konfessionen oder der wirtschaftlichen Thätigkeit können ebenso Anlaß zu Verteilungen geben, deren Ergebnis dann mit der Bevölkerungsdichtigkeit verglichen wird. Am weitesten verbreitet ist nun die Methode der Zugrundelegung politischer oder Verwaltungsbezirke, einfach weil die Bevölkerungsdichtigkeit am häufigsten als eine politische Größe gesucht und ausgesprochen wird[9]. So finden wir im Gothaischen Almanach die Dichtigkeit der Bevölkerung der verschiedenen Reiche, ihrer Länder und Provinzen mit unter den Zahlen aufgeführt, die dort wesentlich zum Zweck der Abschätzung der politischen und wirtschaftlichen Kraft der Staaten mit so musterhafter Emsigkeit zusammengetragen werden. Wird die Bevölkerungsdichtigkeit kleinerer Teile eines Reiches untersucht, so werden mit Vorliebe die Kreise und Bezirke zu Grunde gelegt und dies um so eher, als die Volkszählungen ihr Material nach denselben ordnen und veröffentlichen. Spärlich sind dagegen die Arbeiten, in welchen natürliche Gebiete mit Bezug auf ihre Bevölkerungsdichtigkeit untersucht und dargestellt wurden. Ich nenne den Versuch Steinhausers über die Beziehungen zwischen Höhenlage und Bevölkerungsdichtigkeit in Niederösterreich, welcher Nachfolge in ähnlichen, zum Teil aber eingehenderen Studien Burckhardts über die Bevölkerungsdichtigkeit des Erzgebirges gefunden hat[10].

Bei allen politischen Abgrenzungen wird aber die Volksdichte auf Räume bezogen, mit welchen sie nicht unmittelbar zu thun hat. Es tritt das als Uebelstand besonders bei der naheliegenden Verwertung der so erhaltenen Verhältniszahlen zu kartographischen Darstellungen hervor. Landschaften von ganz verschiedener Volksdichte können zufällig in einem Bezirke vereinigt sein, die Schraffur oder Farbe, die seiner Durchschnittszahl entspricht, deckt sie gleichmäßig zu und trennt sie vielleicht zugleich von

einem Nachbarbezirk, in welchem Teilstrecken von ganz ähnlicher Dichtigkeit sich befinden. Zwingen einmal die Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik dazu, auch bei der Herstellung einer Karte der Bevölkerungsdichtigkeit von dem politischen Gebiete auszugehen, so wähle man sie so klein wie möglich. Denn je kleiner die Bezirke, deren Bevölkerungsdichtigkeit in die Karte eingetragen wird, desto größer die Annäherung an die geographisch allein zu wünschende und zu rechtfertigende Wohnsitzkarte. Das geographische Ideal der statistischen Bevölkerungskarte schiene nun wohl die Karte der Gemarkungen mit Eintrag der Bevölkerungszahl jeder einzelnen durch Schraffur oder Farbenton zu sein, aber die Zufälligkeiten der Ausdehnung dieser Bezirke über Berge und Wälder läßt sie viel ungeeigneter als kleine künstliche Bezirke erscheinen. Gegen die neuerdings von Träger in einer Arbeit über die Bevölkerung Niederschlesiens [11]) angewendete Methode der Zerteilung des ganzen Gebietes in Quadrate bezw. Trapeze von gleicher Größe, die je nach der Zahl und Größe der in sie fallenden Siedelungen mit dem Farbenton oder den Schraffen einer Dichtigkeitsstufe bedeckt werden, spricht der etwas zu große Umfang dieser Grundflächen und einigermaßen auch die Gefahr der willkürlichen Zerteilung der in mehrere Quadrate fallenden Wohnplätze, die ja nach keiner Zählungsliste und mit keinem Aufwand von Arbeit so zerlegt werden können, daß die Anteile mit ihren Bevölkerungszahlen genau nach dieser oder jener Seite fallen. Die Anwendung von Sechsecken von 7,2 Quadratkilometer, wie Gelbke sie in seiner Arbeit über die Volksdichte des Mansfelder See- und des Saalkreises [12]) durchgeführt hat, unterliegt demselben Bedenken. Schwerer wiegt uns aber der grundsätzliche Einwurf, daß diese Methode sich von der rein statistischen entfernt, ohne den Weg der geographischen bis ans Ende zu gehen. Sie bedeutet aber immerhin einen Fortschritt über die erstere. Gewiß steht Johann Müllners Karte von Tirol [13]) über den Versuchen, die Dichtigkeit der Bevölkerung dieses Gebirgslandes durch Durchschnitte der Verwaltungsbezirke auszudrücken. Aber

sie entgeht den Einwürfen nicht, die wir soeben vorgebracht. Die scharf abgesetzten Trapeze bieten in ihrer Verschiedenfarbigkeit ein höchst ungeographisches Bild, besonders wenn sie z. B. mit dem 30. Meridian schematisch abschneiden! Der Zeichner dieser Karte ist nicht auf die naheliegende Erwägung verfallen, daß die Methode der künstlichen Zerlegung der Bodenfläche nirgends weniger angezeigt sein kann als in Ländern so großer Gegensätze in der Bevölkerungsdichtigkeit wie gerade Tirol.

Eine unangenehme Notwendigkeit, welche an alle schematischen Karten der Bevölkerungsdichtigkeit herantritt, ist die Ausschaltung der großen Mittelpunkte der Bevölkerung. Es liegt auf der Hand, daß das Bild der Bevölkerungsverteilung im oberen Rheinthal gefälscht würde, wenn man die Städtebevölkerungen von Basel, Mühlhausen, Freiburg u. s. w. über das Thal ausbreitete. Oberbayern hat ohne München und seine Vororte eine um 1/3 geringere, England ohne die Städte über 40 000 eine halb so große Dichtigkeit. In welcher Grenze soll nun diese Ausschaltung geschehen, die zwar im Zweck zusammenfällt mit der Ausscheidung der leeren Stellen, an sich aber dadurch grundverschieden wirkt, daß sie Zusammengehöriges trennt? Rafn hatte die Schwierigkeit erkannt und seine Kurven unter Beiseitelassung der Städte und Flecken nur auf die ländliche Bevölkerung begründet, Behm ließ auf seiner Bevölkerungskarte von Europa die Städte über 50000 Einwohner aus und empfahl, bei Karten von größerem Maßstabe die Ausschließung bis zu der Stufe von 10 000 und tiefer zu erstrecken, andere sind bis 8000 und 5000 gegangen, wobei der Maßstab der Karte die Entscheidung gab. Willkürlichkeiten werden bei dieser Ausschließung um so weniger zu vermeiden sein, als die Frage in Gebieten verschiedener Dichtigkeit ganz verschieden liegt. An kleinen Städten reiche Gegenden, wie wir sie in Württemberg und Bayern finden, werden durch die Einrechnung derselben in den Dichtigkeitsdurchschnitt ganz anders beeinflußt als großstädtisch bevölkerte gewerbreiche Gebiete im Rheinland oder Westfalen. Außerdem liegt ein innerer Widerspruch in der

Verwendung zweier so verschiedener Methoden: die Signaturen für die ausgeschiedenen größeren Orte gehören der geographischen, die Farben der Durchschnittsdichtigkeiten auf den Flächen der statistischen Auffassung an. Die Berechtigung, beide auf dem gleichen Blatte zu verwenden, kann ausschließlich nur in technischen Erwägungen gesucht werden; wissenschaftlich betrachtet, widerstrebt die Vermengung und wir fragen uns: Warum schreitet denn die Ausscheidung nicht dazu fort, alle Wohnplätze an ihrem Orte zur Darstellung zu bringen? Die Vermengung der statistischen und geographischen Darstellung ist nie vollkommen zu billigen [14]).

Diese vermittelnde Methode ist die des 1880er Censuswerkes der Vereinigten Staaten. welche die Städte mit mehr als 8000 Einwohnern als Kreisflecken verschiedenen Durchmessers einträgt, während sie die übrige Bevölkerung nach der Durchschnittsdichte auf die Fläche verteilte. Sie nähert sich ein wenig der geographischen in den städtereichen Gebieten, bleibt von ihr aber besonders im städtearmen Westen noch sehr fern. Sie versucht allerdings eine noch größere Annäherung durch die Zerlegung aller größeren Grafschaften und aller derjenigen, die von sehr verschiedener Dichtigkeit sind; da sie aber auch hier die Verteilung auf die Fläche beibehält, bleibt sie trotzdem weit vom Ziel. Die so hergestellten Kartenbilder machen mit ihren 6 Stufen [15]) kaum einen lebhafteren Eindruck als Dichtigkeitskarten, welche diese Sonderung der städtischen Bevölkerung verschmähen. Die Einschaltung einiger Zwischenstufen und die Vermeidung der leeren weißen Räume für Bevölkerungen von 2 und weniger auf die englische Quadratmeile würde sicherlich günstiger gewirkt haben. Eine ähnliche Methode der Darstellung ist auf der Karte befolgt, welche 1878 der Arbeit über die Bevölkerungsdichtigkeit des Deutschen Reiches in den Monatsheften zur Statistik des Deutschen Reiches beigegeben wurde. Hier sind aber nur die Städte [16]) über 20000 und über 100000 ausgeschieden und die 834 politischen Bezirke von sehr ungleicher Größe, auf welche die durchschnittlichen Dichtigkeiten aller Wohnplätze von weniger als

20000 Einwohnern sich beziehen, sind Flächen von durchschnittlich fast 12 Quadratmeilen. Das sind schon Flächen, auf welchen sehr große Unterschiede verschwinden müssen. Ein Blick auf das Thal des Oberrheines mit seinen Randgebirgen zeigt das geographisch Unrichtige, ja Unwahrscheinliche der dort angewendeten Zeichnung und man gewinnt wie bei allen mit großen Flächeneinheiten arbeitenden Karten mehr den Eindruck einer schematischen Uebersicht als eines wahren Bildes der so mannigfaltig wechselnden Volksdichte. Was hier gegeben ist, darf auch nicht mit der Generalisierung einer topographischen Uebersichtskarte dieser Gattung verwechselt werden. Es ist eine Generalisierung nach einem der Sache fremden, politischen oder administrativen Schema [17]).

Eine andere Gruppe von Karten der Bevölkerungsdichtigkeit lehnt sich an die Rafnsche Methode an, die Dichtigkeit der einzelnen Theile als Höhen aufzufassen, welche durch ein System von Isohypsen zur Darstellung gebracht werden. Nur konnte Rafn bei seiner Karte der Bevölkerungsdichtigkeit des Königreiches Dänemark (1857) die Aufgabe mathematisch scharf fassen, indem er dieses kleine Gebiet, ohne die Herzogtümer, in 1700 Abschnitte zerlegte, in deren jedem er nach seiner Dichtigkeit eine Senkrechte im Mittelpunkt errichtete, so daß er aus 1700 Punkten die Krümmungen der Flächen bestimmte, welche in Höhenstufen von 500, 1000 u. s. w. übertragen, die Dichtigkeit der Bevölkerung dieses Landes darstellte. Behm hatte es, als er diese Methode auf seine Karte der Verteilung der Menschen über die Erde und seine Dichtigkeitskarte von Europa (beide 1874 in den Geographischen Mitteilungen, 35. Ergänzungsheft, veröffentlicht) anzuwenden suchte, mit Gebieten zu thun, deren Bevölkerung großenteils nicht gezählt ist. Er hatte also von Schätzungen, besonders auf Grund der Zahl der Ortschaften auszugehen, welche auf den geographischen Karten angegeben sind. Er zog die Kurven zwischen den Gebieten verschiedener Dichtigkeit so, daß z. B. zwischen zwei Gebieten von 2500 und 4500 die Kurven von 3000 und 4000 unter Berücksichtigung der Verteilung der Ort-

schaften durchgeführt wurden. Indem die Rafnsche Karte sich für das kleine Land Dänemark auf 1700 einzelne Bevölkerungszahlen stützte und zugleich die großen Bevölkerungsmittelpunkte ausließ, erreichte sie praktisch ein fast reines Resultat, wozu natürlich auch die verhältnismäßig gleichartige Bodengestalt Dänemarks das Ihre beiträgt; aber sie ist keine geographische Methode, denn sie benutzt politische Flächen, um die Bevölkerungsdurchschnitte über sie auszubreiten, statt nach dem Wo? der Bevölkerungen auf dieser Fläche die genauere Frage zu stellen. Man kann die Rafnsche Karte als die möglichst vervollkommnete statistische Bevölkerungskarte bezeichnen. Behm und seine Nachfolger haben dies wohl erkannt, am besten Behm selbst, der (a. a. O. S. 93) den für jene Zeit geradezu überraschenden Satz ausspricht, allerdings ohne ihn gebührend auszunutzen, die topographische Karte sei der genaueste Ausdruck für die Verteilung der Bevölkerung. Sie haben in diese Karten geographische Elemente hineingetragen, im größten Maße, Sprecher von Bernegg in seiner Karte der Verbreitung der Bevölkerung im rheinischen Deutschland (s. o. S. 195). Die Dichtigkeit eines Bezirkes bleibt zu Grunde gelegt und ihr wird erst in zweiter Linie durch den Vergleich mit der topographischen Karte jene Gliederung, man möchte sagen, das „Relief“ erteilt, ohne welche eine Kluft zwischen jener Durchschnittszahl, deren Farbe den Bezirk bedeckt, und der wirklichen Verteilung klaffen würde. Es liegt auf der Hand, daß es hierbei ohne Willkür nicht abgehen wird und daß die Güte einer solchen Karte zuletzt wesentlich abhängt von einer eigenen Kunst, aus der topographischen das zum Menschen Gehörige herauszulesen. Mit dieser Karte ist von der statistischen Grundlage aus auf das geographische Ziel so weit wie möglich gegangen, wir können aber mit dem Verfasser derselben nicht des Glaubens leben, daß im Gegensatz zu den Behmschen Karten in ihr dem statistischen Material nur Hilfsdienste zufallen. Es ist nur die geographischste aller jetzt vorliegenden statistischen Dichtigkeitskarten [18]).

Bei der Zeichnung der Volksdichte ganzer Erdteile oder der Erde könnte man glauben, es verschwänden die Zufälligkeiten der politischen Begrenzung, wenn auch ganze Länder nach ihrer durchschnittlichen Dichtigkeit zur Darstellung gelangen. Aber gerade hier tritt nun der Mangel der allbekannten Beziehungen zwischen der Volksdichte und den größten Zügen der Bodengestalt störend hervor. Levasseurs Bevölkerungskarte von Europa in 1885 [19]) läßt nicht einmal das Rheinland und den Schwarzwald unterscheiden. Eine Farbe deckt ganz Baden, Sachsen, Böhmen, Galizien u. s. f. Frankreich, nach kleineren Bezirken berechnet, zeigt ein natürlicheres Aussehen, läßt aber die Deckfarben anderer Gebiete um so deutlicher sich abheben. Man gewinnt den Eindruck einer in Farben umgesetzten statistischen Tabelle. Auch die Karte der Bevölkerung der Erde, mit der derselbe seine Arbeit Statistique de la superficie et de la population des contrées de la Terre [20]) begleitet, gibt die Dichtigkeit nach politischen Gebieten, ist also wieder ein Rückschritt hinter Behm.

Die Darstellung der bevölkerungsstatistischen Gegensätze, vergleichbar den Karten der Temperaturmaxima und -minima, ist lehrreich als ein Licht- und Schattenbild. Der Wert ist aber mehr ein pädagogischer; es ist der Wert einer weithin sichtbaren eindrucksvollen graphischen Darstellung. Das Wesentliche liegt gerade bei der Verbreitung des Menschen nicht in den Extremen, sondern in den Uebergängen, welche ja schon durch ihre räumliche Verbreitung hervorragen.

Geographische Gruppierungen der Staaten, wie sie der Petersburger Statistische Kongreß, nachdem sie lange üblich waren, für Europa zu fixieren suchte, indem er die Gruppen Nordwest-, Zentral-, Süd- und Osteuropa vorschlug, können keine Größen von absolutem Wert sein, da sie für den Statistiker politische, wirtschaftliche und soziale Eigenschaften enthalten, welche nicht alle von einer einzigen Grenzlinie umfaßt werden können und als geschichtliche Größen manchmal von jeder Himmelsrichtung unabhängig sind. Es gibt Betrachtungen, bei denen Finnland, welches größere „biologische Affinitäten“ [21]) zum Nordwesten als zum Osten, oder Polen, welches Zentraleuropa näher steht, vom Osten abzutrennen sind, um dem Nordwesten, bezw. der Mitte des Erdteiles

zugewiesen zu werden. Es gibt andere, in denen Westeuropa alle Randländer des Atlantischen Ozeans umfaßt, und andere, in denen Portugal und das nordwestliche Spanien zu Südeuropa zählen. Große Teile von Süd- und Westeuropa wird das romanische Europa in sich fassen u. s. w. Derartige Einteilungen kommen am meisten zur Geltung in geographisch-statistischen Beschreibungen, die von vornherein auf rein geographischer, orographisch und klimatisch begrenzter Grundlage sich aufbauen. Werden aber solche natürliche Landschaften statistischen Berechnungen zu Grunde gelegt, dann ist es notwendig, daß dieselben scharf umgrenzt und nicht bloß als unbestimmte geographische Begriffe hingestellt sind, wie z. B. Appalachian Region, Atlantic Plain, die wesentlich unstatistisch sind, solange sie nicht genau umschrieben werden.

Zum Schlusse möchten wir von den hierher gehörigen Diagrammen eine Gruppe erwähnen, welche die Dichtigkeit der Bevölkerung in der Weise darstellt, daß man sie mit der Zahl der Menschen in die der Fläche dividiert, auf welcher die Menschen leben. Man teilt dann nicht den Menschen dem Raume zu wie auf der Karte, sondern umgekehrt den Raum dem Menschen. Da hierfür die großen geographischen Flächeneinheiten zu groß sind, wählt man die kleineren Ackermaße. Während dort die Zahl der Menschen verdeutlicht wurde, welche auf einer größeren Flächeneinheit leben, wird nun gezeigt, wie viel Fläche auf ein Individuum kommt. Zuerst haben englische Statistiker dieses Verhältnis zu einer hübschen graphischen Darstellung verwendet [22]), indem sie die Flächen durch Kreise von gleichem Radius darstellten und in diese in gleichen Entfernungen so viele Punkte eintrugen, als auf ihnen Menschen wohnen, während ein um jeden Punkt gezeichnetes Sechseck die Fläche darstellt, die dem einzelnen zukommt, d. h. über die er sich ausbreiten könnte, wenn alle Bewohner des Bezirkes gleichweit voneinander entfernt wären. Die Fläche des Sechseckes wurde dabei als „density“ die Entfernung der einzelnen Punkte voneinander als „proximity“ bezeichnet. Dies ist eine Durchschnittsziehung in Linien, deren Wert für Statistiker und Geographen gleicherweise in der größeren Uebersichtlichkeit liegt, die der graphischen Darstellung im Gegensatz zum Worte und zur Zahl innewohnt. Sie ist aber nicht dasselbe wie jede andere Verdeutlichung dieser Art, wie z. B. der Dar-

stellung der Dichtigkeitsunterschiede durch Rechtecke von gleicher Basis und verschiedener Höhe, wie jüngst wieder Levasseur sie zur Anwendung brachte [23]); denn sie stellt nicht nur ein Verhältnis dar, indem sie einfach die Zahl in eine geometrische Figur verwandelt; sondern sie bringt die zwei Größen, aus deren Vergleichung das Verhältnis hervorgeht, den Raum des Bodens und die verhältnismäßige Zahl der Menschen. Allerdings gibt sie dieselben nicht in ihrer natürlichen Lage. Sie verdeutlicht daher nur ein Größen-, kein Lageverhältnis und besitzt für die Geographen denselben Wert wie der Zahlenausdruck der spezifischen Dichtigkeit.

Endlich noch ein Wort über einen scheinbar rein technischen Punkt in der Herstellung der Bevölkerungskarten [24]). In der Regel sind die Extreme der Bevölkerungsdichtigkeit durch Uebergänge vermittelt; selten sind schroffe Gegensätze, die am Rande der Wüsten bewohntes und nie bewohnbares Land nebeneinander legen. Wo solche Gegensätze zu zeichnen sind, da mag der Kartograph in Farben und Schraffen in die Extreme gehen und muß noch weiter gehen, als es bisher üblich gewesen, wo das Unbewohnte und Dünnbewohnte in der Regel in dem weißen Flecke zusammen dargestellt wurden. Gerade die menschenleeren Stellen sollen sich recht scharf abheben. Anders in jener überwiegenden Zahl von Fällen, wo das Bezeichnende die Uebergänge sind. Da hüte man sich, die ohnehin schematische Flächenverteilung der Bevölkerung noch weiter von der Wirklichkeit abzuführen, indem man verwandte Zustände wie Gegensätze darstellt, um ein Gebiet fließender Unterschiede in ein Schachbrett zu verwandeln, wo die schreiendsten Farben nebeneinander liegen. Hier haben wir einen von den Fällen, wo die Forderungen des Wahren und des Schönen sich decken. Diese schreienden Karten sind unwahr und unschön, und sind unschön, weil sie mehr als unwahr, nämlich unwahrscheinlich und selbst unmöglich sind. Der Grundsatz Einer Gattung anthropogeographischer Erscheinungen auch mit Einem Farbenton gerecht zu werden, soll so lange wie möglich festgehalten werden. Er kann es in den Bevölkerungskarten mehr, als z B. in den Höhenschichtenkarten, weil so gedrängte Aufeinanderfolge schmaler Bänder wie hier seltener vorkommt. Die Verbreitungsweise der Menschen neigt mehr zu breiten Flächen. Derselbe soll mit dem anderen, speziell auf diese Art von Karten anzuwendenden verbunden werden, daß in möglichst zahlreichen Abstufungen die Uebergänge möglichste Berücksichtigung finden. Die Bevölkerungskarte des Deutschen Reiches mit 9 Abstufungen der Dichtigkeit in grauen Tönen und Schraffen bezw. Kreuzungen (s. o. S. 196) ist eine von denjenigen, welche diese Forderungen zu erfüllen suchen. Leider sind die Schraffen und

der Ton beide nicht gut gewählt, jene zu undeutlich, dieser zu blaß. Die Behm-Hanemannschen Karten der Bevölkerung der Erde und Europas[25]) kommen ihnen entgegen, indem sie mit sehr günstigen neutralen Tönen die Stufen von 1—3000 darstellen, wozu dann Blau und Rot für die höheren Stufen kommt. Aehnlich die schon genannten Dichtigkeitskarten im 1880er Censuswerk der Vereinigten Staaten, wo leider nur die großen Städte durch die unförmlichen Größen der sie darstellenden Kreisscheiben und am entgegengesetzten Ende die dünnbevölkerten Gebiete, die als weiße Flecke dargestellt werden, störend wirken. Noch weiter entfernt sich die Darstellungsweise auf der Le Monierschen Karte der Dichtigkeit der Bevölkerung von Oesterreich-Ungarn[26]) von der Wirklichkeit. Hier sind weiß die Bezirke mit weniger als 10 Bewohnern auf 1 Quadratkilometer und außerdem die Städte über 10000 gelassen. Dazu noch 11 Töne von Gelb, Grün, Rot und Braun — der Eindruck ist ein tabellarisch-bunter. Wie anders wirkt das Ergänzungsblatt, das in 2 Farben und 7 Größenstufen die Ortsgemeinden von mehr als 2000 Einwohnern bringt! Das ist ein Stück Erde im Bild, eine Annäherung an die anthropogeographische Karte. Am passendsten würde überhaupt die Darstellung durch Punkte verschiedener Dichtigkeit erscheinen, weil hier die Unnatur der scharf abgegrenzten Fläche mit ihren Farbentönen wegfällt. Denn daß, wie Behm ganz richtig sagt, fast alle in Farbentönen ausgeführten bevölkerungsstatistischen Karten etwas Steifes und Unnatürliches haben, liegt nicht bloß, wie er glaubt, darin, daß die politischen Grenzen als Grenzen für die Farbentöne beibehalten werden, sondern es liegt in den gleichmäßig mit Durchschnitten bedeckten Flächen. Das kleine Kärtchen Petermanns in den Geographischen Mitteilungen von 1859[27]), welches neben Punkten auch Schraffen verwendet, zeigt, wie viel natürlicher die Uebergänge sich auf diese Weise geben lassen. Doch ist es klar, daß wenn schon einmal Punkte gezeichnet werden, man besser sofort zur Eintragung der Lage der Wohnstätten übergeht. Jede Darstellung von Verhältnissen der Völkerverbreitung mit Hilfe von Punkten oder Ringen, die mehr oder weniger dicht auf der Karte stehen, macht den Eindruck des Wahrscheinlicheren. Selbst die Verbreitung und Dichtigkeit der Einwanderer in den Vereinigten Staaten nach den hauptsächlichsten Nationalitäten (Jahrg. 1887 der Zeitschrift d. K. Preußischen Statistischen Bureaus), die diese Methode schematisch verwendet, nimmt an diesem Vorzuge teil. Die Ausbildung des statistischen Kartogrammes zur anthropogeographischen Karte scheint nur auf diesem Wege möglich zu sein. Die Schummerung kann ebenfalls der Wahrheit näher kommen als die Flächenfärbung, hat aber nicht die Vorteile, welche eben erwähnt wurden.

Festgehalten sollte werden, daß die weißen Töne nur die unbewohnten Stellen bezeichnen, nicht wie auf der nordamerikanischen[28]) die Stufen mit 2 und weniger Einwohnern per Quadratkilometer oder gar die mittlere Dichtigkeit (3300—3900) wie auf der Turquanschen Karte von Frankreich[29]), der sonst eine gewisse

Leichtigkeit der Uebergänge nicht abzustreiten sein wird. Diese hellen Stellen wirken entschieden störend. Wer diese Karte mit ihren Extremen von Blau und Rot und ihren die mittleren Größen darstellenden weißen Stellen betrachtet, versteht ganz gut, daß „de judicieux critiques" abrieten, eine Karte der Bevölkerung der Erde ähnlich zu geben[30]). Wir verweisen noch auf das im 5. Abschnitt über die Zeichnung der leeren Stellen in der Oekumene Gesagte und werden im 14. auf die Bedeutung der Wege für die Bevölkerungskarte zurückkommen.

Die Grundzüge der Verteilung der Menschen über die Erde. Die großen Züge in der Verbreitung der Menschen sind 1) das Vorhandensein der beiden großen unbewohnten Gebiete in den arktischen und antarktischen Regionen, welche wir bei der Umgrenzung der Oekumene kennen gelernt haben; 2) die dünne Bevölkerung in dem Passatgürtel der Nord- und Südhalbkugel, welche die ausgedehntesten unbewohnten Gebiete, welche in der Oekumene zu finden, in dem nord- und südhemisphärischen Wüsten- und Steppengebiet, auftreten läßt; 3) die Beschränkung dichter Bevölkerungen in kontinentalen Gebieten auf die Nordhalbkugel und zwar auf den gemäßigten Gürtel derselben; 4) das zerstreute Vorkommen dichter Bevölkerungen auf mittleren und kleineren Inseln; 5) die Häufung der Bevölkerung an ozeanischen Rändern und ihre Abnahme nach dem Inneren der Länder; 6) die dichtere Bevölkerung, welche im Inneren der Länder die tiefer gelegenen Strecken, besonders die Flußthäler, im Gegensatz zu den dünner besetzten Erhebungen einnimmt; 7) die Ausnahme, welche von dieser Regel die Gebirge in tropischen Regionen und in den Passatgürteln bilden; 8) endlich die wachsende Abhängigkeit der Bevölkerung aller Kulturländer von den Verkehrsgebieten und -wegen. Es ergibt sich bald, daß es die Wärme, die Feuchtigkeit, die Höhen, Bewässerungs- und Bewachsungsverhältnisse sind, welche die Verbreitung der Bevölkerung bestimmen. Gemäßigtes Klima, mäßige Erhebung und nicht allzudichte Bewachsung haben offenbar in der Verbreitung der Menschen, so wie sie heute besteht, die wesentlichsten der begünstigenden Faktoren gebildet. In örtlicher Beschränkung sind ihnen unterirdische Schätze, besonders Kohlen, zu Hilfe ge-

kommen. Und wenn auch das statistische Bild der Menschheit in den meisten Ländern der Erde noch alle Spuren der Unvollendetheit zeigt, sind doch auch in den leichteren Umrissen die angedeuteten Ursachen als von lange her wirkende zu erkennen. Je stärker diese Wirkungen des Bodens in dem Zustande einer Bevölkerung sich geltend machen, um so dauernder wird dieser Zustand.

Dies gilt vor allem von der Verdichtung der Bevölkerung, die in vielen Gebieten keine neue und wenn unterbrochene, doch wiederkehrende Erscheinung ist. In Deutschland ist das obere Rheinthal wegen seiner Fruchtbarkeit schon in der Römerzeit und im Mittelalter dicht bewohnt gewesen. Das Erzgebirge ist unverhältnismäßig dicht bevölkert, seitdem seine Erzschätze erschlossen wurden. 1790 wurden Flandern, Elsaß, Normandie, Bretagne und die Umgebung von Paris als die bevölkertsten Teile von Frankreich bezeichnet und die Zählung von 1886 führt die Departements Seine, Nord, Rhone, Seine inférieure, Gebiet von Belfort, Pas-de-Calais, Loire, Bouches du Rhône, Seine-et-Oise, Finistère, Loire inférieure und Ille et Vilaine als die 12 bevölkertsten auf. Blicken wir weiter umher, so sind durch die Beständigkeit einer dichten Bevölkerung die Gebiete Unterägyptens und Nordchinas zu einer geschichtlichen Ehrwürdigkeit ohnegleichen erhoben.

Klima und Bevölkerung. In den großen Zügen der Verteilung der Bevölkerung über die Erde sind zuvörderst die klimatischen Wirkungen sichtbar. Vier Gebiete dünner Bevölkerung umzirkeln die Erde; es sind die kältesten und trockensten Regionen. Damit sind auch die dichtbevölkerten Gebiete zu zonenartiger Anordnung zwischen diesen Gürteln dünnerer Bevölkerung gezwungen. Nur mäßige Wärme und hinreichende Niederschläge lassen dichte Bevölkerungen über weite Räume sich ausbreiten. Der starke Einfluß größerer Erhebungen auf die Bevölkerungsdichtigkeit ist ebenfalls wesentlich klimatischer Natur. Aber nicht das Leben an sich wird dem Menschen unmöglich gemacht, sondern die Ausbreitung über weitere

Flächen. Als Einzelner oder in kleinen Gruppen würde der Mensch am Nordpol von den überall verbreiteten Meerestieren leben können. Aber wo er in größerer Zahl den Boden besetzen soll, muß der Boden ergiebig sein.

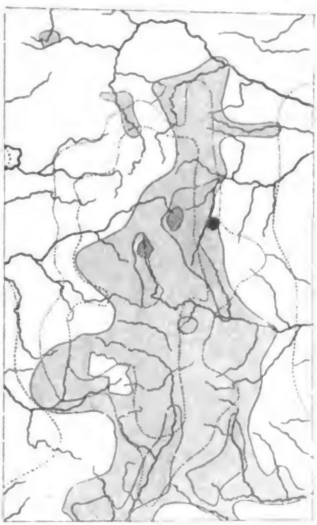
Beziehungen zwischen Wärme und Dichtigkeit der Bevölkerung vermittelt am wirksamsten die Bodenkultur. Wo der Boden die Hälfte des Jahres und mehr in den Fesseln des Frostes liegt, wo seine Fruchtbarkeit sich nicht zu entfalten vermag, weil jene Summe von Wärmegraden nicht erreicht wird, die zur Reife bestimmter Kulturpflanzen erfordert wird, da ist die ackerbauende Bevölkerung notwendig kleiner als in den Regionen ungehemmten Ertrages eines fruchtbaren Bodens unter einer Sonne, welche nie bis zu winterlichem Tiefstand herabsinkt. In der kalten gemäßigten Zone sind 2000 Köpfe ein hochgegriffener Durchschnitt der vom Ackerbau auf 1 Quadratmeile lebenden Bevölkerung, in den fruchtbarsten Lößgegenden Mitteldeutschlands sind es 3500 und in warmen wasserreichen Ländern erhöht sich dieser Satz auf das Fünffache. Innerhalb der gemäßigten Zone wächst er wohl am allermeisten in den Weinbaugegenden, die selbst im südlichen Deutschland stellenweise eine bedenkliche Dichtigkeit erreichen. Die pfälzische Haardt weist zwischen Dürckheim und Edenkoben über 15000 auf der Quadratmeile, eine seit Jahrzehnten nicht mehr wachsende, offenbar an der Grenze ihrer Hilfsquellen angelangte Bevölkerung auf. Im Zusammenhange damit steht die Verbreitung der hervorragendsten Kulturpflanzen, deren Grenzen einen tieferen Zusammenhang mit dem Klima nicht verkennen lassen. Jenseits der Weizengrenze gibt es in Europa keine Bevölkerung von mehr als 1000 auf der Quadratmeile, ausgenommen in den Umgebungen der unteren Newa, und jenseits der Gerstengrenze wohnen nur in den Winkeln von Hammerfest und Tornea mehr als 50. Vom Einfluß der Weinrebe wurde soeben gesprochen. Die dichtesten auf weiten Gebieten vom Ackerbau lebenden Bevölkerungen kommen nur innerhalb der Grenzen des Reises vor und thatsächlich ist der Reis die Nahrung der größten dichtwohnenden Volksmassen in Ost- und

Südasien, die mehr als die Hälfte der Menschheit ausmachen.

Das einzige einer wissenschaftlichen Zählung unterworfene Gebiet von solcher Ausdehnung, daß große klimatische Unterschiede in ihm zur Geltung kommen müssen, sind die Vereinigten Staaten, in denen wir Maxima von 46 und Minima von — 48° verzeichnet finden, und über deren Gebiet hin die mittleren Temperaturen des wärmsten Monates von unter 15 bis über 32° und die mittleren Temperaturen des kältesten Monats von unter 18 bis über 18° schwanken. Die beiden großen Erhebungen im Osten und Westen des Landes kommen hinzu, um den Linien gleicher Wärme einen höchst unregelmäßigen Verlauf zu erteilen und die Beeinflussung der Bevölkerungsdichtigkeit durch die Wärmeverteilung zu komplizieren. Wir sehen nun beim Vergleich mit den Bevölkerungskarten, daß fast 98% der Bevölkerung zwischen den Isothermen von 4,5 und 21 wohnen und daß gegen drei Vierteile in dem Gürtel wohnen, den die Isothermen von 7 und 15° begrenzen. Die größte Dichtigkeit fällt in das Gebiet, welches Temperaturen des wärmsten Monats zwischen 21 und 27 aufweist. Fast alle Großstädte gehören diesem Gebiete an.

Die Abhängigkeit der Bevölkerungsdichte von der Niederschlagsmenge ist viel deutlicher zu erkennen als die Abhängigkeit derselben von der Wärmeverteilung. Bei der letzteren kommt der Mensch allein in Betracht und er ist fähig im Warmen und Kalten zu leben, ebenso wie er Kulturpflanzen und Haustiere für warme und kalte Klimate herangezogen hat. Hört der Reis bei 12° mittlerer Jahreswärme auf, so geht der Mais noch bis 10°, der Weizen bis 6° und die Gerste bis 3°. Vom Aequator bis 70° n. Br. finden wir also Getreidearten. Der zahme Büffel bleibt im allgemeinen südlich von 45°, aber das Rind geht über den Polarkreis hinaus. Wärme kann durch Hüllen und Hütten und durch Feuerung bis zu einem gewissen Grade ersetzt werden. Aber Wasser muß entweder aus den Wolken oder aus der Erde kommen. Die irdischen Quellen kommen noch in Gegenden vor, wo

die himmlischen fast versiegt sind; wir denken an die Quellen in den Oasen der Wüsten. Aber wenn auch sie ausbleiben, kann der Mangel der Feuchtigkeit nicht ersetzt werden und wir sind in der baren Wüste, wo Pflanzen-, Tier- und Menschenleben alle drei einmal direkt durch Wassermangel zurückgedrängt sind und die beiden letzteren noch indirekt durch den Verlust des Haltes leiden, welchen sie an der Pflanzenwelt haben müssen. Auch der unterirdische Wasservorrat, welchen artesische Brunnen erbohren und im alten Fars unterirdische, vor Verdunstung schützende Gänge weiterführen, ist durchaus von der Zufuhr von oben abhängig und nimmt ab, wo diese kleiner wird. Man nimmt in den westlichen Vereinigten Staaten an, daß weniger als 300 Millimeter Regen in der Wachstumszeit des Getreides, also im Frühling und Sommer, eine ungenügende Befeuchtung darstellen, die durch künstliche Zufuhr ergänzt werden müsse. Diese künstliche Zufuhr ist aber abhängig von der Wassermenge in Flüssen, Quellen und Brunnen und diese nimmt in demselben Maße ab, in welchem die Trockenheit zunimmt. In den Vereinigten Staaten zieht die Westgrenze der hinreichend bewässerten Region durch Dakota, Nebraska, Kansas und das mittlere Texas in südsüdwestlicher Richtung, an der Nordgrenze den 98., an der Südgrenze den 102. ⁰ w. L. berührend. Die West-



Maßstab: 1 : 11.720.000 [scale] Kilometer

Fig. 6. Bevölkerungsdichtigkeit und Niederschläge am Ostfuss des Felsengebirges von Colorado. Die Schraffen bezeichnen Dichtigkeiten der Bevölkerungen von 45 bis 900 auf der Quadratmeile, die punktierten Linien Niederschlagsmengen und zwar von innen nach aussen von 600 bis 250 Millimeter Jahresmittel.

grenze der Gebiete, in denen mehr als 40 Menschen auf der Quadratmeile wohnen, zeigt im ganzen und großen einen ähnlichen Verlauf, nur ist die südsüdwestliche Richtung in viel geringerem Maße ausgesprochen und im Gebiete der Zusammendrängung der drei Cordillerenabflüsse Arkansas, Kansas und Platte hat zwischen 42 und 37° n. Br. die Bevölkerung sich vermöge der künstlichen Bewässerung weit über die klimatische Grenze nach Westen ausgebreitet. Das Gebiet stärkerer Niederschläge im östlichen Felsengebirge zwischen 41 und 37° n. Br. und am Wahsatschgebirge zwischen 43 und 49° n. Br. erscheinen beide auf der Bevölkerungskarte in derselben Lage und selbst in Einzelheiten der Gestalt ähnlich, mit Dichtigkeiten bis zu 1000 auf der Quadratmeile und mit den beiden einzigen größeren, nicht rein vom Bergbau lebenden Städten des trockenen Westens. In kleineren Gebieten sind die Unterschiede viel schroffer. Die ganze Halbinsel Californien hatte (nach Orozco y Berra) 1865 12420 Bewohner, davon kamen aber in dem von tropischem Regen berührten Teil 1 auf 2 Quadratkilometer, in dem im Passatgürtel liegenden 1 auf 27 Quadratkilometer [31]).

Wärme und Feuchtigkeit sind die Grundbedingungen alles Lebens, das überall auf der Erde sich üppiger entfaltet, wo diese reichlich vertreten sind. Der Mensch ist nun nicht bloß im geschichtlichen Sinne die höchste Entwickelung dieses Lebens, sondern auch insofern steht er über demselben, als es die Grundlage seiner eigenen Existenz bildet. Er macht von allen Wesen der Erde den weitesten und vielfältigsten Gebrauch von den Pflanzen und Tieren, die ihn umgeben, und seine Abhängigkeit vom Klima ist vielfach zunächst die Abhängigkeit von den Planzen und Tieren, die nur in einem gewissen Klimagürtel gedeihen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung wird dadurch auch ein Maßstab der biologischen Intensität der Erde. Um letztere, die für sich noch nicht genau bestimmt werden kann, kennen zu lernen, ist es geboten, jene zu studieren. Das Problem sei hier nur beispielsweise näher bezeichnet durch den Hinweis auf die Unfähigkeit der nicht ganz genügend bewässerten

südeuropäischen Halbinseln, zusammenhängend dichte Bevölkerungen auf so weiten Flächen zu ernähren, wie es im gemäßigten und feuchteren Mittel- und Nordwesteuropa möglich ist. Bewegen wir uns äquatorwärts, so zeigt sich in höherem Maße die Wärme wirksam überall, wo reichliche Feuchtigkeit sich ihr gesellt. Warmes und feuchtes Klima fördert die Fruchtbarkeit des Bodens zum Höhepunkt und läßt eine größere Zahl von Menschen sich auf gleichem Raum bloß durch Ackerbau ernähren, als wir in den Ländern gemäßigten Klimas für möglich halten. In Britisch-Indien (ohne Assam und Birma) leben 5500, in Bengalen über 9000 auf der Quadratmeile fast ausschließlich ackerbauend.

Abnahme der Bevölkerung mit der Höhe. Diejenigen Lebensbedingungen, welche dem Klima angehören, erfahren mit zunehmender Höhe eine ähnliche Abschwächung wie beim Fortschreiten gegen die Pole. So wie es daher neben einer polaren Wald- und Baumgrenze auch eine Höhengrenze des Waldes und des Baumwuchses gibt, so gibt es auch Höhengrenzen der Menschheit, an welchen ähnliche Erscheinungen zu Tage treten, wie am Rande der Oekumene und es wiederholen sich die unbewohnten Räume um Nord- und Südpol in den um die höchsten Gipfel der Gebirge gelegenen Landräumen, von deren Unbewohntheit bereits die Rede war (s. o. S. 114). Nach diesen menschenleeren Stellen zu nimmt in der Regel die Bevölkerung ab und Höhen- und Bevölkerungskarten verhalten sich daher umgekehrt, indem mit zunehmender Höhe die Dichtigkeit der Bevölkerung sinkt. Für das Maß dieser Abnahme bietet die Berechnung der auf einzelne Höhengürtel entfallenden Menschenzahlen einen sicheren Halt. So gab eine Verteilung der Bevölkerung des Kronlandes Niederösterreich auf die 100 Meter-Zonen der österreichischen Generalstabskarte A. Steinhauser[32]) folgende Reihe

		%
über 1000 m	617	0,0
„ 900 „	5301	0,2

			%
über	800 m	16 003	0,7
„	700 „	35 563	1,5
„	600 „	55 398	2,3
„	500 „	140 165	6,0
„	400 „	113 624	6,9
„	300 „	152 656	6,7
„	200 „	605 167	25,9
„	100 „	1 205 827	51,8
		2 330 621	100,0

Im Schwarzwald südlich der Kinzig wohnen nach Neumann

über	1300 m	auf 16 qkm	0 Einw.	
„	1200 „	„ 27 „	21 =	0,8
„	1100 „	„ 121 „	156 =	1,18
„	1000 „	„ 280 „	5 100 =	18
„	900 „	„ 470 „	11 700 =	25
„	800 „	„ 465 „	28 700 =	62
„	700 „	„ 425 „	18 400 =	43
„	600 „	„ 385 „	20 100 =	52

Im Erzgebirge [33]) wohnen, nordwestlicher und südöstlicher Abhang zusammengenommen, auf 1 qkm

1000—1200 m	15 Einw.	=	3,86
1000—1100 „	1 507 „	=	56,46
900—1000 „	6 440 „	=	52,32
800— 900 „	31 293 „	=	43,71
700— 800 „	63 291 „	=	92,08
600— 700 „	138 534 „	=	129,30
500— 600 „	172 190 „	=	122,88
400— 500 „	281 362 „	=	191,52
300— 400 „	512 346 „	=	489,97
200— 300 „	125 950 „		(nur Nordwestseite).

Im Oetzthal [34]) wohnen auf der

		Höhe	Länge	Bew.
Staffel	von Oetz	700—1400 m	6,2 km	1882
Becken	„ Umhausen	930—1600 „	5,5 „	1366
„	„ Längenfeld	1100—1500 „	7,8 „	1301

	Höhe		Länge		Bew.
Becken von Sölden	1300—1500	„	4,5	„	649
Zwieselstein	1500	m	1,1	km	67
Gurgler Thal	1700—1900	„	9	„	123
Venter „	1500—2000	„	15	„	179

Fassen wir ganze Länder ins Auge, so sehen wir die gleiche Thatsache. Nur 0,3 von 1000 der Italiener wohnt jenseits 1700, 7,3 wohnen über 1100, die Höhenstufen 0—50 und 100—300 besitzen mit 264 und 272 von 1000 die größere Hälfte der Gesamtbevölkerung. Etwas anders liegen die Verhältnisse in einem Gebirgsland, wo die ganze Bevölkerung gleichsam in die Höhe geschoben erscheint. In Tirol wohnen 214 von 1000 über 1000 Meter und der bevölkertste Höhengürtel mit 282 von 1000 liegt zwischen 500 und 700 Meter. Und daß diese Abstufungen nicht bloß im eigentlichen Gebirge statthaben, lehrt die Thatsache, daß im mittleren Saalegebiet, das zwischen 50 und 275 Meter über der Ostsee liegt, 94,7 % der Bevölkerung zwischen 50 und 175 Meter wohnen[35]).

Kleine Ungleichheiten dieser Abnahme führen entweder auf den Gebirgsbau zurück, der in wasserreichen, engen Thalgründen die Besiedelung ebenso erschwert, wie er sie auf den Terrassen der Thalwände begünstigt und ganz besonders jenseits der mittleren Kammlinie, wo die besiedelbaren Flächen oft rascher abnehmen als die Bevölkerungen, so daß örtliche Verdichtungen wie im Erzgebirge entstehen, wo wir in den Höhenstufen 9—1100 eine größere Dichtigkeit finden, als zwischen 8 bis 900. Läßt man Einzelheiten bei Seite und faßt Durchschnitte ins Auge, so sieht man überall im gemäßigten Klima den Gegensatz zwischen bevölkerter Tiefe und menschenleerer Höhe sich erneuern, welcher darin liegt, daß die Gebirge den Boden und seine Menschen in eine kalte Höhenzone erheben, wie im heißen Klima in eine gemäßigte. Daher finden wir in den Alpen jenseits 500 Meter die Bevölkerungsdichte Norwegens und in Hochperu oder Mexiko jenseits 2500 Meter diejenige Spaniens. Am schärfsten tritt er natürlich in Gebirgen hervor, deren

Fuß von verkehrsreichen Meeren bespült wird. In den Bezirken von Genua, Rapallo, Spezzia übersteigt die Dichtigkeit 15000, während die hart dahinter ansteigenden Höhen schon von 500 Meter an menschenarm sind. Das dünnbevölkerte Castilien hat im Bezirke von Ciudad Real nur 715, das industrielle Catalonien in dem von Barcelona 6000. Wo der Gegensatz von Gebirge und Tiefland schroff auftritt, da findet eine wahre Stauung der Bevöl-

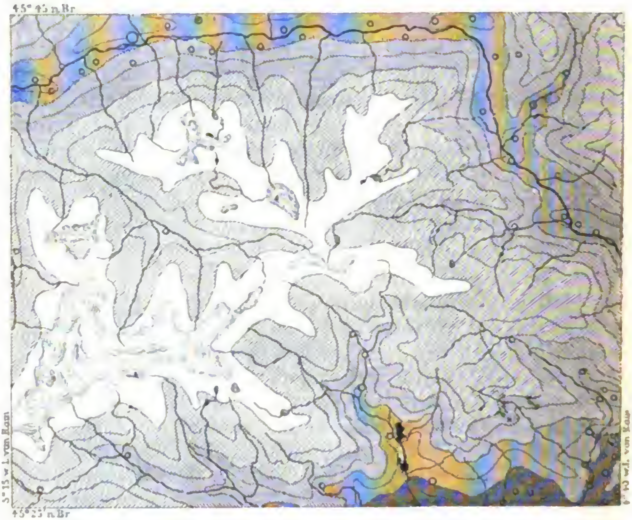


Fig. 7. Bevölkerungsschichtung im Gebiet des Gran Paradiso und der Dora Baltea. Die weissen Flächen unbewohnt, die schraffierten nach 25, 50, 75, 100, 150, 200, 250, 300 Einwohner auf 1 Quadratkilometer abgestuft.

kerungswoge gegen den Fuß des Gebirges statt; man findet sie auch im Erzgebirge, wo in der Höhenstufe von 3—400 Meter, die dem im Mittel 377 Meter hohen Nordrand entspricht, fast doppelt so viel Menschen wohnen, als in der nächsthöheren (41,3 und 21,8). Aehnlich am Abhang der Westalpen, wo in der Provinz Turin fast alle Bevölkerungsgruppen von mehr als 100 a. d. Quadratkilometer

unter 750 Meter liegen, während von 1000 Meter an rasch die Abnahme, beginnend bei der Stufe von 50 a. d. Quadratkilometer, bis zur Menschenleere der Fels- und Firnregion fortschreitet. Verkehr und Gewerbe (Verwertung der Wasserkräfte) haben an dieser Aufstauung ihren Anteil, doch würde bei näherer Untersuchung sich wohl auch ein rein mechanisches Moment nachweisen lassen. Der Südrand Usambaras verhält sich bezüglich der Volksdichte zum Panganithal, wie der Westabhang des Schwarzwaldes zum Rheinthal: die Gebirgshänge dichter, die Thalniederungen dünner bevölkert. Am Südrand Usambaras liegt auf Stuhlmanns Route alle 2,4 Kilometer, am Pangani nur alle 8 Kilometer ein Dorf. Auf der rechten Seite des Oberrheinthales zeigt das Großherzogtum Baden, dessen mittlere Bevölkerungsdichtigkeit 106 auf dem Quadratkilometer beträgt, 227 im Thalgrunde und 300 auf den Hängen, aber nur noch 52 in der Höhenzone zwischen 600 und 700 Meter und etwas über 1 in den Höhen jenseits 1100 Meter. Am Rande der Haardt wohnen 10 000, im Gebirge kaum noch der zehnte Teil. Das Zillerthal hat zwischen 520 und 1200 Meter in einer Länge von 30 Kilometer 11 940, das Dornaubergthal zwischen 700 und 1400 auf 11 Kilometer 331 Bewohner.

In allen diesen Fällen kommt zum Höhenunterschied der Gegensatz der Bodenformen des ebenen Thales und der steilen Hänge, in dem zuletzt angeführten Falle des breiten Thalkessels zum schluchtartigen Thalriß. Im ersteren verdichtet sich die Bevölkerung besonders in südlichen Alpenthälern, z. B. im Thal Graisivaudan (Dauphiné) bis zu 5000 und mehr, um rasch jenseits 500 Meter auf 3000, jenseits 1000 Meter auf 700 herabzusinken. Wenn der 1880er Census der Vereinigten Staaten von Amerika der atlantischen Ebene 30%, der Alleghanyregion 13% der Gesamtbevölkerung zuweist und wenn durch die Mohawk-Senke, die das Gebirge bis zu 43 Meter einschneidet, ein Streifen von 45—90 und darüber auf der englischen Quadratmeile zwischen zwei Streifen von 6—18 gelegt ist, sehen wir in größerem Maße denselben Gegensatz vor uns. Es scheint nur die im Ge-

birgsbau liegende Schroffheit des Ansteigens und Enge der Thäler zu sein, welche im Fogarascher Gebirge wohl kein Ackerfeld höher als 700 Meter und keine der den Fuß des Gebirges umsäumenden Ortschaften höher als 6—700 Meter liegen läßt, während nach Osten Sinaia und Bustini in 800 bis 850 liegen und westlich vom Alt die Haferfelder zu 800 Meter ansteigen.

Ein Blick auf eine Dichtigkeitskarte der Bevölkerung der Vereinigten Staaten läßt die großen orographischen Ursachen ungleicher Verteilung in diesem so einfach gebauten Lande deutlich erkennen. Die Anhäufung findet man an den Küsten, in den Flußthälern, in der fruchtbaren Zone des lohnendsten Ackerbaus zwischen 43 und 37° n. Br., an den Gebirgsrändern, die geringe Dichtigkeit in den Gebirgen — der Zug der Alleghanies vom Alabama bis zum St. Croix tritt so klar wie auf einer Höhenschichtenkarte hervor — in den nordischen Urwaldgebieten von Maine, Michigan und Minnesota, die teilweis noch leer sind, in den Sümpfen des Südens und den Steppen und Wüsten des fernen Westens. Und schon glaubt man vorauszusehen, wie dereinst ein Gürtel dichtester Bevölkerung von Boston und New York durch die Mohawk-Senke über Chicago zum Mississippithal und in diesem abwärts bis zum Golf von Mexiko ziehen wird, wobei die Höhe von 200 Meter fast an keiner Stelle überschritten würde. Faßt man aber die Bevölkerungszahlen der einzelnen Höhenstufen über das ganze Land hin ins Auge, so ergibt sich nach der Zählung von 1880 folgende Verteilung

Höhenstufe.		Bevölkerungszahl.	%
100	e. F.	9 152 296	= 18
100—500	„	10 776 284	= 21
500—1000	„	19 024 310	= 38
1000—1500	„	7 904 780	= 16
1500—2000	„	1 878 715	= 3,7
2000—3000	„	664 923	= 1,3
3000—4000	„	128 544	= 0,23
4000—5000	„	167 236	= 0,33

Höhenstufe.		Bevölkerungszahl.	%
5000—6000	e. F.	271317	= 0,54
6000—7000	„	94443	= 0,19
7000—8000	„	15054	= 0,03
8000—9000	„	24947	= 0,05
9000—10000	„	26846	= 0,05
Ueber 10000	„	26078	= 0,05

Die begünstigtste Höhenstufe liegt zwischen 500 und 1000 Fuß, sie verbindet weite Ausdehnung mit dem Besitz von mehr als ⅓ der Gesamtbevölkerung. Die dichteste Bevölkerung aber findet sich in der untersten Stufe, wo schätzungsweise 1100 auf die deutsche Quadratmeile angenommen werden können, in der Region der Großstädte und Großindustrie des atlantischen Randes. Zusammen mit der nächsthöheren Stufe bis 500 Fuß umschließt diese den weitaus größten Teil der in der Großindustrie, im Außenhandel und im Anbau der Baumwolle, des Reises und des Zuckers beschäftigten Bevölkerung. Zwischen 500 und 1500 Fuß liegt die Masse der ackerbauenden und viehzüchtenden Prärie- und Nordweststaaten. Der rasche Abfall der Bevölkerung jenseits der Höhe von 3000 bedeutet den Uebergang auf der schiefen Ebene der Schwelle des Felsengebirges von der Prärie in die Steppe. Die Steigerung auf der Stufe über 5000 deutet die rasch wachsenden Siedelungen an den östlichen Abhängen des Felsengebirges und am Großen Salzsee an. Und die verhältnismäßig beträchtlichen Zahlen in Hochgebirgshöhe, welche von 1870—80 sich jenseits 6000 mehr als verdoppelt haben, sind den Bergwerksansiedelungen besonders in Colorado zu danken. Die bekannten Kulturzonen mitteleuropäischer Gebirge, charakterisiert durch die Höhenverbreitung des Weinbaues, des Getreides, der Alpenwiesen, sind gleichzeitig Zonen verschiedener Bevölkerungsdichtigkeit, ähnlich den viel breiteren und inhaltreicheren der Tierra caliente, templada und fria, die man mit Unrecht als vorwiegend klimatisch begründet ansehen wollte, während sie Kulturzonen und dadurch Zonen der Bevölkerungsdichtigkeit sind. Auf engerem Raume läßt auch die Ver-

teilung der Bevölkerung unseres Landes den Zusammenhang zwischen Bodengestalt und Volksdichte erkennen. Die in der Bodengestalt Deutschlands sich ausprägende gürtelförmige Anordnung tritt auch hier hervor. Das Flachland im Norden mit durchschnittlich 3000 Einw. auf 1 Quadratmeile läßt den Höhenzug der Seenplatte bis nach Holstein hinein als dünner bevölkerten Streifen erkennen, dem die Moor- und Haidelandschaften von Lüneburg, Oldenburg und Friesland sich anschließen. Die Flußniederungen und Marschen legen kleinere Gebiete dichter Bevölkerungen zwischen hinein. Am Nordrand der deutschen Mittelgebirge zieht sich dann ein Streifen dichtester Bevölkerungen von Oberschlesien bis nach Westfalen. Fruchtbarkeit des Bodens, Kohle und Eisen schaffen Bevölkerungen von mehr als 10000 auf 1 Quadratmeile. Ein dritter Strich dünner Bevölkerung zieht sich vom Nordfuß der Alpen durch Bayern, Franken, Hessen bis ins Sauerland. Das Rheinthal bezeichnet endlich ein viertes Land ununterbrochen dichter Bevölkerung von der Nordschweiz bis Holland.

Zunahme der Bevölkerung mit der Höhe. Es liegt in der Abnahme der Bevölkerung mit der Höhe eine Regel, die nirgends versagt, wo wir sie in den großen Zügen der Bodengestaltung suchen. Höhen- und Bevölkerungskarten verhalten sich in der Regel umgekehrt: die Höhenmaxima sind die Bevölkerungsminima. Im einzelnen durchbrechen sie aber die kleineren Züge ebenderselben Bodengestaltung an unzähligen Stellen. Die echten Hochgebirgsthäler sind an ihrer Sohle, wo der brausende Bergfluß seine Steine wälzt, gewöhnlich nicht bewohnt. Die sonnigen Thalhänge, die „Sonnenleiten“ unserer deutschen Alpen, bieten wärmere, angenehmere, gesundere, fruchtbarere Wohnplätze als die schattenreichen, kühlen und nicht selten versumpften Thalgründe. Im Oetzthal wohnen von den Gehängsiedlern 86 % auf der mittagwärts schauenden Thalseite (Löwl). Auch im Himalaya sind keineswegs die tiefsten Teile die bewohntesten. Die tief eingerissenen Thalrinnen, Erzeugnisse einer mächtigen Erosion, welche für den Himalaya so charakteristisch sind,

bieten häufig dem Menschen keinen Raum für Ackerfeld oder Wiese und der tiefstgelegene südliche Saum des Gebirges, die „Tarai“, schließt durch Sumpf und Dickicht den Menschen aus. Der Gegensatz der Besiedelung der breiten Thäler, der Mulden, zu derjenigen der engen Thäler, der Schluchten, zeigt, wie wirksam gerade die Thalformen sind. A. und H. von Schlagintweit haben wohl diesen Unterschied im Sinne, wenn sie sagen, daß vereinzelte Gruppen von Bauernhöfen und kleinen Dörfern in den Alpen höher hinaufgehen, „besonders in regelmäßig gebildeten Thälern“[36]). Das breite Innthal ist an der Stelle, wo das malerische, enge Vomperthal einmündet, am Grunde und in geringer Höhe reich besiedelt, während dieses letztere keine einzige Ansiedelung in seinem Grunde besitzt. Aehnlich steht der unbewohnte Stillup-Grund dem volkreichen Zillerthal, in das seine Schlucht mündet, gegenüber. Dasselbe Verhältnis herrscht im Mittelgebirg. Das Isergebirge ist weniger hoch als das Riesengebirge, aber es ist weniger bewohnt. Sümpfe, Hochmoore und dichte Bewaldung machen es unwirtlich und die geringe Entwickelung der Thäler schafft in ihm weniger Möglichkeiten der Besiedelung und des Verkehres. Terrassenthäler bieten, auch wo sie schmal und steilwandig sind, noch Raum für Siedelungen, wo terrassenlose Thäler leer bleiben; die Bevölkerung erscheint dann dichter in der Höhe als in der Tiefe. Beispiele bilden zahlreiche Alpenthäler, auch die Ennsthäler hinter St. Pölten im Wiener Wald.

Eine Eigentümlichkeit der Volksverbreitung Deutschlands, welche in diesem Klimagürtel nicht wiederkehrt, ist die dichte Bevölkerung der süd- und mitteldeutschen Gebirge, ausschließlich der Alpen und des rheinischen Schiefergebirges, des Harzes, der Rhön und einiger kleinerer Gruppen. Schwarzwald, Fichtelgebirge, Thüringerwald, Erzgebirge und Riesengebirge sind zu einem großen Teile dichter bevölkert als der Durchschnitt Deutschlands oder selbst als ihre Umgebungen. Das Erzgebirge mit 11 160 auf der Quadratmeile, der Thüringerwald mit 5610 gehören zu den dichtest und dichter bevölkerten Land-

schaften Mitteleuropas. Im Königreich Sachsen zählt die Kreishauptmannschaft Bautzen nur 7920, in Thüringen sind das Großherzogtum Weimar-Eisenach, die Herzogtümer Gotha und Meiningen dünner bevölkert als der Thüringerwald. Das Herzogtum Gotha zeigte (1871) in dem flachen Landdistrikt 4400, in dem gebirgigen Walddistrikt 4583 Einwohner auf der Quadratmeile. Ursprünglich ist diese Bevölkerung teilweise durch die Bergschätze angezogen worden, die auch in heute mineralarmen Gebirgen wie dem Schwarzwald einst bedeutender waren, mehr noch dankt sie aber die Möglichkeit, in so unwirtlichen Höhen sich weit auszubreiten, dem Waldreichtum, der alle diese Gebirge auszeichnet. Erz- und Holzreichtum führten beide zur Industrie, welche der Bevölkerung gestattete, über das Maß der Fruchtbarkeit des Bodens hinauszuwachsen. Wo der Bergbau aufhörte, sind wie im Annaberger Bezirk die fernstliegenden Industrien ergriffen worden, um auf dem Boden ausharren zu können. Aus der alten, schon zu Rudolf von Habsburgs Zeiten bekannten Holzfällerei und -flösserei des Schwarzwaldes ist die schwarzwälder Uhrenindustrie hervorgegangen und auf dem Holzreichtum ruht die Spiel- und Kleinwarenindustrie des Thüringerwaldes. Köhlerei, Glasbläserei, Teer- und Pottaschebereitung halfen den Waldreichtum ausnützen. Aber ein ungewöhnliches Maß von Genügsamkeit mußte dazu kommen, um auf dem rauhen Erzgebirge gegen 20000 Menschen noch über 800 Meter Höhe überhaupt die Bedingungen der Existenz zu gewähren, die allerdings zuerst nur im Erzreichtum und erst mit dessen Versiegen im Hausgewerbe gesucht wurde. Es entsteht eine viel größere Abhängigkeit von der Hände Arbeit als von des Bodens Art und Güte. Die Dichtigkeit der Bevölkerung steigert sich bedenklich über die Kulturfähigkeit des Bodens hinaus.

In den Gebirgskreisen Schlesiens leben bis zu 26,6 % der Bevölkerung (Kreis Landeshut) von der Weberei, die hier großenteils noch als Hausindustrie betrieben wird. In den Flachlandkreisen erreicht Sagan mit 10 % den höchsten Stand, aber hier handelt es sich nur noch um Fabrik-

arbeit. Wenn wir im oberen Schwarzwald bei Bonndorf zwischen 800 und 900 Meter auf einer nahezu 1 Quadratmeile großen Fläche eine Volksdichte von über 8000 finden, darunter aber bis 400 Meereshöhe die Dichte nur zwischen 1600 und 2700 schwanken sehen, so denken wir an die eben berührte Gewerbthätigkeit. Das erstaunlichste Beispiel wird immer die Dichtigkeit der Amtshauptmannschaft Annaberg im Erzgebirge bieten. Die Stadt gleichen Namens mit ihren 14 000 Einwohnern steht einzig da in so hoher nördlicher Breite und so bedeutender Meereshöhe, sie bietet mit ihren Umgebungen eine ebenso abnorme Volksverdichtung im kleinen wie das Erzgebirge im großen; denn die nächsttiefere Höhenzone von 5—600 Meter enthält über 4000 Menschen weniger; gegen 4000 Menschen wohnen in diesem Bezirke oberhalb 900 Meter. Der Ackerbau ist in dieser Höhe auf ein Minimum beschränkt. — bei Gottesgab reift ein schöner Sommer nur noch Hafer, andere Getreidearten werden nicht mehr gebaut — die Forstwirtschaft ist gering[37]), der Bergbau ist fast verschwunden. Die Haupterwerbszweige sind Spitzenklöppelei, Anfertigung von Posamenten, Gorlnäherei, Stecknadel- und Zündhölzerfabrikation.

Die unfruchtbarsten Teile der Erde sind innerhalb der Oekumene auf den Hochebenen zu suchen, in denen sehr häufig zur Rauheit des Höhenklimas noch die Trockenheit der Steppe und selbst der Wüste tritt. Die größten unbewohnten Räume innerhalb der Oekumene gehören den Wüsten und Steppen der Hochebenen an; Sáhara und Kalahari, Gobi, Tibet und Salzseewüste Nordamerikas sind Hochebenen. Selten sind hier die Oasen der Fruchtbarkeit, welche in viel größerer Zahl in die Gebirge hinein durch die anschwemmungsreichen Thäler gelegt wurden. Selbst kleine Hochebenen, wie die Eifel, der Hundsrück, die Rhön, der Spessart, das Eichsfeld sind dünnbevölkerte Landschaften. In den einzelnen Gebirgen sind es häufig wieder die hochebenenhaften Glieder, welche am dünnsten bevölkert sind; so die Baar im Schwarzwald, die Zone der mittleren Kammhöhe mit ihren rauhen Abflachungen im Erzgebirge. Deutschland hat

es zum Theil der starken Vertretung der Hochebenen in seinen Gebieten zuzuschreiben, wenn es soviel ärmeren Boden als Frankreich hat, das jedoch in der Champagne pouilleuse, im Plateau von Langres und in den Plateaugebirgen Zentralfrankreichs, ebenso wie Spanien in der Mancha die Bevölkerung zurückdrängende Wirkungen der Hochebenen ebenfalls deutlich erkennen läßt. Die Thatsache ist bezeichnend, daß wo in Deutschland starke Gegensätze der Volksdichte unmittelbar nebeneinanderliegen, es in und an den von tiefen Thälern durchschnittenen Hochebenen ist. Moselthal und Eifel, Mainthal und Spessart bieten Beispiele. Noch viel schroffer ist der Uebergang von dem dünn bevölkerten Rothaargebirge und dem Plateau von Winterberg in die dicht bewohnten, von mannigfaltiger Gewerbthätigkeit in großem Stile widerhallenden Randgebiete, die den nördlichen und westlichen Fuß jenes Hügellandes und dieses Plateaus umlagern. Dort liegen die höchst ansteigenden, unfruchtbarsten und spärlichst bevölkerten Gegenden von Westfalen, die weder waldreich sind, noch beträchtlichen Bergbau treiben, noch je wichtige Verkehrswege ihre Gefilde durchschneiden sahen. Die Städte sind klein, die Kreise Meschede und Olpe zeigen eine Volksdichte von weniger als 3000, Arnsberg übertrifft nur wenig diese Zahl, aber Altena zeigt schon mehr als 4500 (4552). Wo aber nach West und Nordwest der Boden sich senkt, das rascher fließende Wasser seine Kraft darbietet, Kohle in Fülle über der devonischen Formation sich einstellt, entfaltet sich rasch jenes gewerbliche Treiben, das im Lenne- und Ruhrthal bereits einen großartigen Zug annimmt und im Mittelpunkte dieses ganzen Gebietes, Elberfeld-Barmen, eines der bedeutendsten Industriezentren des Kontinentes mit Dichtigkeiten von 15000 geschaffen hat.

In den Tropen heben die Hochebenen weite Striche in gemäßigtes Klima hinauf und hier kehren sich dann die Verhältnisse der Bevölkerungsdichtigkeit um. Wo in den Tropen beträchtliche Theile des Landes in kühlere Höhen gehoben sind, wohnen häufig dichte, städtereiche Bevölkerungen im gemäßigten Klima einer Hoch-

ebene von 1500 – 3000 Meter, während in der üppigen Vegetation der Tropennatur an den Flanken dieser Höhen die Bevölkerung zum Uebersehen dünn gesäet ist. Es liegt ein Widerspruch in dieser Vernachlässigung der fruchtbarsten Regionen, die oft von viel größerer Ausdehnung sind als die dicht bewohnten Hochebenengebiete. Und letztere zeigen nicht selten eine bedenkliche Neigung zu Dürre, bedürfen künstlicher Bewässerung und sind weder klimatisch (meist gegensatzreiches Klima!) noch landschaftlich anziehend. A. v. Humboldt sagt in seinem politisch-geographischen Versuch über Neuspanien: In Mexiko hat die Natur wie auch sonst ihre Schätze ungleich verteilt. In Verkennung der Weisheit dieser Verteilung haben die Menschen wenig von dem genützt, was ihnen dargeboten wird. Auf einen engen Raum im Mittelpunkt des Vizekönigreiches auf der Kordillerenhochebene zusammengedrängt, haben sie die fruchtbarsten und am nächsten bei der Küste gelegenen Landschaften unbewohnt gelassen[38]. Allerdings waren zu Humboldts Zeit die Gegensätze viel schroffer als heute. Echt tropische Provinzen wie Tabasco, Tlascala, Veracruz, Tamaulipas waren teilweise zehnmal weniger bevölkert als die echten Hochebenengebiete von Puebla, Mexiko, Guanajato, San Luis. Das Gleiche in Peru und Ecuador. Entgegengesetzt war damals der Küstenstrich von Carácas sehr dicht und das Innere sehr dünn bevölkert. Das Verhältnis gewinnt auf den ersten Blick noch an Rätselhaftem dadurch, daß es nicht ein Erzeugnis der europäischen Kolonisation, sondern eine Erbschaft der altamerikanischen Kulturvölker ist, welche vor der Conquista hier ihre Sitze hatten. Ihre Mauern, Tempel, Paläste und Straßen gehören alle der Hochebene. Nur die Maya Yucatans machen darin eine Ausnahme. Ihr ganzer Kulturzustand hing aufs engste mit dichter Besiedelung in künstlich zu bewässernden Ackerbauländern gemäßigten Höhenklimas zusammen. Von Norden herkommend haben sie diese Länder besiedelt, die ihrer Heimat am ähnlichsten waren. Die Spanier aber folgten ihnen hierin, denn auch sie fanden, wie der freudig er-

teilte Name Nueva España zeigt, auf der mexikanischen Hochebene ein Land castilischer Natur zum erstenmal im tropischen Amerika[39]). Auch sie scheuten die heißen ungesunden Küstenstriche von Acapulco und Tampico. Erstaunlich ist nicht dieses; wohl aber ist die Frage berechtigt, warum sie nicht von den Hochebenen in jene noch nicht ungesunden und doch tropisch üppigen und schönen Zwischenregionen Orizabas, Tacamparos, Igualas früher und in größerer Zahl herabstiegen? Wohl haben durch den Anbau von Zuckerrohr, das gerade hier in 800—1200 Meter am besten gedeiht, und Kaffee diese Gebiete gewonnen, aber noch immer stehen sie an Bevölkerung zurück. Es scheint immer bequemer, eine vorhandene Kultur erbweise anzutreten und mit ihr ihre Träger als Arbeiter in Besitz zu nehmen, als auf neuem Boden Neues zu schaffen.

Einfluss der Bodengestalt auf die Gleichmässigkeit der Verbreitung. Ueber gleichen Bodenverhältnissen bauen im gleichen Lande sich auch gleiche Dichtigkeitsstufen auf. In Deutschland ist das größte Gebiet gleicher Bevölkerungsdichtigkeit im flachen Norden zu suchen. Die Monotonie der wesentlich dünnen Besiedelung wird hier in erheblichem Maße nur in den Thälern durch dichtere Bevölkerung gestört, aber auch diese stimmen dann unter sich wieder in ähnlicher Weise überein. Die Stufe 3800—4400 kehrt in den unteren Thalabschnitten der Weser, Elbe, Trave, Oder, Weichsel, Memel wieder. Die Stufe 1300—2590 gehört dem Apennin von Arezzo bis Cosenza; nur die Senke von Benevent macht einen Einschnitt dichterer Bevölkerung. Der größte Teil des Potieflandes gehört der höchsten Stufe an, die einen nur bei Mantua unterbrochenen Streifen vom Ligurischen Busen bis zur Adria bildet. Auf den Karten der Bevölkerungsdichtigkeit erscheinen die Westseiten sowohl von England, nämlich Wales, als auch von Schottland und Irland nicht nur am dünnsten bevölkert; sondern hier drängen sich auch die zahlreichsten Unterschiede, die kleinsten Gebiete gleicher Dichte zusammen. Die atlantische Abdachung der Al-

leghanies, vor allem aber die großen Prärieländer im Herzen Nordamerikas zeigen gleichmäßige Ausbreitung mittlerer Dichtigkeitsstufen, in dem letzteren Gebiet vom Wabasch bis zum Missouri 18—45 auf der englischen Quadratmeile. Besonders der Nordosten des Landes tritt im Gegensatz dazu mit sehr verschiedenen Dichtigkeiten auf. In Indien sind die Tiefländer zwischen Himalaya und Vindya, die Flächen der Radschputana, das eigentliche Dekanplateau zwischen 20 und 16 n. Br. Stätten einförmiger Verbreitung dort dichter, hier dünner Bevölkerung. Sobald wir aber in die vielgegliederte Region der Nilgheries und Maisurs eintreten, oder sobald wir von den Tiefländern des Nordens uns nach dem Himalaya wenden, folgen rasch aufeinander die verschiedenen Abstufungen, nicht ohne durch zahlreiche Zentren dichter Bevölkerung an die große Zahl kleiner Kulturzentren zu erinnern, die, ebenfalls nicht ohne Hilfe der Bodengestaltung, sich hier im Gegensatz zu den großen Reichen der Mitte und des Nordens von Indien herausgebildet haben. Das Gleiche beobachten wir im Himalaya.

Je schärfer der Gegensatz von Höhen und Tiefen, desto verschiedener sind die Bevölkerungsdichtigkeiten auf engem Raum. In der Tiefe südlicher Alpenthäler wohnen noch 5000 im Höhengürtel von 5—600 Meter während 1200 Meter weiter oben alle Wohnstätten aufhören und zwischen 1100 und 1700 Meter nur noch 700 auf der Quadratmeile auch in jenen begünstigten Strichen der Südabhänge wohnen, wo in dieser Höhe noch einige Gersten- und Haferfelder grünen. Im Var wohnen gegen 12000 im hügeligen Land, 3700 in den Monts des Maures, 600 im Hochgebirge. Wo die Alpen sich rasch aus unwirtlichen Höhen in das fruchtbare Tiefland zu ihren Füßen herabsenken, wie im Friaul, da mag in Vorzeiten ein Gegensatz der Bevölkerungsverteilung gewaltet haben, wie Dutreil ihn am Küstenstrich von Truongtiën fand, wo 4 Meilen von der Mündung dieses Flusses in bewaldeter Gebirgsgegend jede Spur einer Ansiedelung fehlte. Jetzt strebt die Kultur, die ihre Aecker in die tiefsten Dolinen legt, ihn abzugleichen.

Jedes Gebirge vergrößert und vermannigfacht nach dem Maß seiner Gliederung den Raum und die Bedingungen menschlichen Lebens und Schaffens. Aus dem Nebeneinander des Flachlandes, welches fast immer die Neigung hat, einförmig zu sein, entfaltet sich ein viel bunteres Uebereinander. Wir überschreiten in Deutschland bei ca. 300 Meter die Höhe, bis zu welcher im Markgräflerland am Westabhang des Schwarzwaldes der große Weinbau ansteigt. Dann folgt ein Gürtel mit Getreidefeldern. Dann höher hinauf walten die Wiesen und die Wälder vor, wo im Sommer die Viehzucht, im Winter der Holzschlag die Hauptarbeiten sind. Da aber zur Ernährung größerer Mengen diese nicht genügen, ist hier die Heimat der Hausindustrie, der Uhrmacherei, des Strohflechtens. So wiederholt es sich in jedem einzelnen Gebirge. Je höher das Gebirge, je milder das Klima am Fuß der Gebirge, desto größer die Reihe dieser Stufen, die am Südabhang der Alpen um 600 Meter tiefer beginnen und ungefähr ebensoviel höher sich heben als am Nordabhang.

Die Dichtigkeit am Wasserrande und in Stromgebieten. Bei den vielfältigen Beziehungen, welche zwischen dem Wasser in allen Formen und dem Gedeihen des Menschen obwalten, ist eine besonders häufige Erscheinung die Zusammendrängung dichter Bevölkerungen nicht nur an Küsten, sondern auch an Flüssen, Seen und Quellen. Schutz, Befriedigung des Durstes, Nahrung, Verkehr werden hier geboten, daher die frühesten Ansiedelungen und in sonst dünnbevölkerten Gegenden die menschenreichsten hier zu finden, wie denn dementsprechend die Wasserränder dann auch die Stellen größter Bevölkerungsüberschätzungen sind. Auf Tröltschs prähistorischer Karte von Deutschland erkennt man schon an der Zusammendrängung der Fundstätten an Seen und Flüssen den Einfluß dieser Faktoren auf Besiedelung und Verkehr. Im südwestlichen Blatt treten die Züge Genfer, Neuenburger, Bieler See, Aar, Bodensee, Donau, ferner Rhein- und Neckarthal besonders deutlich hervor. Auch auf

höheren Stufen der Kultur begünstigt das Wasser die Bevölkerung. Wo ein höhergelegenes Gebiet dünner Bevölkerung von Bächen oder Flüssen mit breiten Thälern durchströmt wird, ist die Bevölkerung längs dieser Wasserlinien die dichteste in dem Gebiete. Und wenn wir ganze Länder vergleichen, sind es immer die Flußläufe, denen die dichten Bevölkerungen sich anlagern. Die Karten der Bevölkerungsdichtigkeit lassen keine andere der geographischen Grundlagen deutlicher hervortreten als die hydrographische. Das ist besonders auffallend in einem weniger dicht bevölkerten Lande wie Frankreich, wo an Loire, Rhone, Garonne und Mosel die dunkeln Bänder der dichten Bevölkerung tief ins Land hineinziehen, mehr noch in Norwegen, dessen Siedelungskarte ein Abbild der hydrographischen genannt werden kann. Po und Ebro sind ähnlich wirksam und im großen sind es Nil und Mississippi. Nichts gibt daher eine stärkere Vorstellung von der Zurückgebliebenheit eines Landes, als die Oede der Flußufer. Wenn Giraud die Ostküste des Tanganika, ausgenommen Fipa, dünn, Marungu unbewohnt nennt [40]), so ist damit ein abnormer Zustand gekennzeichnet.

In den Küsten verbindet sich die Fruchtbarkeit des Meeres mit der des Landes. Jene bleibt sich über die ganze Erde wesentlich gleich, kann daher diese, wo sie fehlt, wie in den polaren Regionen, ersetzen. Die Hyperboreer können nicht im vereisten Innern ihrer Länder, wohl aber an deren Küsten wohnen. Der Fischfang ist vielfach bequemer als der Ackerbau, deswegen lieben die Naturvölker besonders die Küsten. Selbst die Indianer des Nordwestens haben stets nur die Küsten bewohnt, da die dichten Nadelholzwälder, welche das Innere bedecken, jedes Vordringen ohne Feuer und Axt unendlich erschweren. Viel mehr noch sind Polynesier und Mikronesier Küstenbewohner. Ein Teil des großen Uebergewichtes des Seehandels über den Landhandel liegt darin, daß an das Meer die wohlbefeuchteten, fruchtbaren Länder grenzen, während im Innern der Kontinente die großen unfruchtbaren Strecken der Steppen und Wüsten auftreten. Die Küste ist der begünstigte Wohnplatz, ihm drängen die

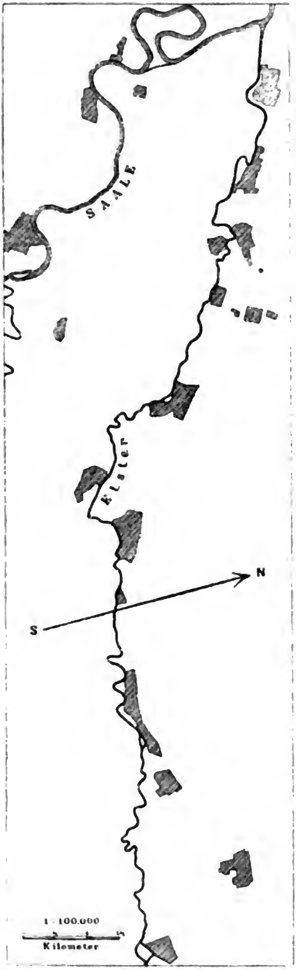


Fig. 8. Siedelungen zwischen Schkeuditz und Lauchstädt.

Starken, Ueberlegenen zu und treiben die vordem dort Gesessenen ins Innere. Kommen jene von außen, dann kann sich der Prozeß in einer Schichtung abspiegeln, wie auf den Philippinen, wo wir im 16. Jahrhundert sehen: Malayen: Küste, Tagalen: Inneres, Negritos: Gebirge.

Auch auf der Bevölkerungskarte von Deutschland tritt die Anziehung, welche überall die Welt des Wassers auf die Menschen übt, sehr deutlich hervor. Die Bevölkerung konzentriert sich merklich an der unteren Weser, Elbe und Trave, und die friesische Küste, sowie die holsteinische Ostseeküste sind dichter bevölkert als die norddeutsche Ebene im Durchschnitt. Das Rheinthal ist von den Alpen bis ans Meer ein Gebiet dichter Bevölkerung, welches das mitteldeutsche Maximalgebiet stellenweise an Intensität übertrifft. Klima, Kohlen- und Eisenlager, Fluß- und Bahnverkehr vereinigen sich hier zur Schaffung einer außerordentlich zahlreichen Bevölkerung. Der mannigfaltige Ackerbau in den Niederungen, der Weinbau in den Höhen, sind am Ober- und Mittelrhein, Handel und Großindu-

strie, durch die Nähe des Meeres gefördert, am Unterrhein Ursachen dichter Bewohnung. Die Thäler der Nebenflüsse nehmen an diesen Vorzügen teil, so der Neckar, der untere Main, Lahn, Mosel, Sieg und nicht zuletzt die Ruhr. Sie umschließen dicht bevölkerte, fruchtbare Landschaften. Von 17 deutschen Städten, welche mehr als 100 000 Einwohner zählen, liegen am Rhein Straßburg und Köln, an der Weser Bremen, an der Elbe Dresden, Magdeburg, Hamburg, an der Oder Breslau, Stettin, an der Weichsel Danzig, am Pregel Königsberg, an der Spree Berlin, am Main Frankfurt. München, Leipzig, Elberfeld, Nürnberg, Hannover, Stuttgart sind die deutschen Großstädte, welche nicht an schiffbaren Flüssen gelegen sind, deren Lage aber zum Teil auf Anlehnung an Flüsse zu Schutz oder Verkehr zurückführt.

Der Anschluß großer Menschenzahlen an das Wasser in allen Formen und an die vom Wasser ausgehöhlten Thäler muß bei der Zuweisung der Teile einer Bevölkerung an natürliche Landschaften entscheidend auf die Umgrenzung der letzteren wirken. Die Abnahme der Bevölkerung nach oben bis zur völligen Menschenleere höherer Gebirge erleichtert die Aufgabe, die Bevölkerungen nach den Stromsystemen zu teilen. In den Zahlen, die man dabei erhält, ist allerdings zunächst nur ein schärferer Ausdruck für eine Verbreitungsweise zu erkennen, welche ohnehin schon durch einen Blick auf die Bevölkerungskarte einleuchtend gemacht wird. Der Vorteil liegt im Ausdruck, nicht in der Annäherung an die Ursache; er ist, mit anderen Worten, mehr ein formaler als wesentlicher. Doch ist ein Fortschritt von der allgemeinen Vorstellung, daß die atlantische Seite Nordamerikas viel dichter bevölkert sei als die pazifische, bis zu der Zusammenfassung dieser Vorstellung in den zahlenmäßigen Ausdruck: 97,14 % der Bevölkerung der Vereinigten Staaten leben auf dem atlantischen, 2,41 % auf dem pazifischen Abhang. Für wirtschafts- und politisch-geographische Anwendung bedeuten diese Zahlen die Möglichkeit von Folgerungen, deren Schärfe derjenigen der Voraussetzungen einigermaßen entspricht. Ebenso deutet zwar die Lage der großen Städte der Union ziemlich deutlich die Lage der dichtesten Bevölkerungen an, aber es ist doch von Wert, folgende bestimmtere Zuteilungen machen zu können. Daß die Wasserscheiden schon früher durch Kanäle von größter Wichtigkeit, wir erinnern an den Eriekanal, und seither noch viel mehr durch Eisenbahnen durchbrochen oder überschritten wurden, das ändert nichts an der Bedeutung, welche 54,8 % der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten, die im mittleren Streifen des Landes vom Golf von Mexiko bis zur Nordgrenze wohnen, zuerkannt werden muß. Fügt man die Golfküste hinzu,

so sieht man nahezu zwei Dritteile dieser Bevölkerung in diesen mittleren, breiten Streifen versetzt und erkennt sogleich, wie sehr die Vereinigten Staaten aufgehört haben, eine vorwiegend nordwest-atlantische Macht zu sein. Diese Masse hat den Schwerpunkt des Landes über die Alleghanies hinausrücken machen; sie ist bei ihrer natürlichen Hingewiesenheit auf den Golf von Mexiko der stärkste Grund einer steigenden Anteilnahme des Landes an mittelamerikanischen und westindischen Entwickelungen. Der Schatten dieser 63 % fällt noch bis nach Panamá und Nicaragua.

Geographischer Abschnitt.	Prozent der Bevölkerung.
Atlantische Küste von Maine bis zum Hudson .	7,5
Atlantische Küste zwischen Hudson und Potomac	18,5
Südatlantische Küste	8,2—34,2
Golfküste (außer dem Becken des Mississippi) .	8,2
Becken des Mississippi	43,5
Gebiet der Großen Seen	11,3
Gebiet des Großen Salzsees	0,45
Pazifische Küste	2,41

Ungleiche Verteilung der Menschen über die Erde. Die Menschen sind sehr ungleichmäßig über die Erde verteilt; dies ist der erste Schluß, den wir aus der Betrachtung jeder Bevölkerungskarte eines kleinen oder großen Gebietes ziehen. Die Alte Welt umschließt mehr als 90 % aller Menschen, während auf den 800 000 Quadratmeilen Amerikas, Australiens, Polynesiens kaum 7 % wohnen. Fast drei Vierteile der heutigen Menschheit wohnen in Europa, Indien und China. Die übrigen $^6/_7$ der Erde nehmen nur etwa 400 Millionen Menschen in sich auf. Sie umschließen aber mindestens 1 Million Quadratmeilen Land von solcher Güte, daß es einige Milliarden Menschen zu ernähren im stande wäre. Es ist im kleinen nicht anders. Auch hier sehr dichte Anhäufungen neben leeren Stellen und im ganzen mehr Extreme als Uebergänge. Selbst in einem der gleichmäßigst bevölkerten Länder Europas, Preußen, kamen nach der Zählung von 1875 auf 1 Bewohner 1,35 Hektare, in Berlin aber nur 0,0061, in Köln 0,0057. Im Regierungsbezirk Cöslin kamen auf 1 Bewohner 2,5 Hektare, im Regierungsbezirk Düsseldorf, der schon damals dichter als Belgien bevölkert war, 0,37. In London wohnen auf 5—6 Quadratmeilen über 4 Millionen Menschen, in den dichtbevölkerten kontinen-

talen Städten noch mehr, in Wien über das Doppelte mehr. Ebenso ist Nürnberg doppelt so dicht bewohnt als München. In Frankreich wohnt ein Drittel der Bevölkerung in den Stadtgebieten, welche nur ein Siebzehntel des Areales einnehmen. Die Arktis zählt andererseits noch nicht 1 Menschen auf der Quadratmeile und wir haben gesehen, wie weite Gebiete dort ganz unbewohnt sind.

Nur etwa 1% der Landflächen der Erde erfreut sich einer Bevölkerung von 8000 oder mehr auf der Quadratmeile, 6% einer mittleren Volksdichtigkeit von 2 bis 8000. Die dichten Bevölkerungen leben also weit zerstreut und ein großer Teil von ihnen besteht aus den 75 Millionen, welche zusammengedrängt in großen Städten von mehr als 50000 Einwohnern wohnen. Selbst in Europa stufen sich die Volksdichtigkeiten von nahezu 10000 auf der Quadratmeile in Sachsen und Belgien, auf 270 in Finnland, 303 in Norwegen, 526 in Schweden, 766 in Rußland ab, während Island bei einem großenteils unbewohnten Innern nur 37 aufweist. Und so wieder in den einzelnen Ländern.

Frankreich hat bei einer mittleren Bevölkerungsdichte von nahezu 4000 Bevölkerungen von mehr als 6000 (abgesehen von Paris, wo 340000 auf der Quadratmeile wohnen, und dem Rhonedepartement mit Lyon), im Nordwestwinkel, an der untern Rhone und Seine, am Kanal, im Loire-Kohlenbecken, wogegen Bevölkerungen von weniger als 2000 im Südosten (Alpen), Südwesten (Sandgegenden der unteren Garonne und des Adour), und in der Mitte (Auvergne, Burgund, Plateau von Langres) gefunden werden. Im allgemeinen nimmt die Gleichmäßigkeit der Verbreitung nach der gemäßigten Zone zu, ist größer in alten als in jungen Ländern, größer in engen als in weiten Gebieten. Ausdehnung und Lage der ungleich bevölkerten Gebiete gehören zu den hervorragenden Merkmalen der Länder, in denen die wichtigsten natürlichen und geschichtlichen Thatsachen eines Bodens und eines Volkes sich spiegeln: es ist also besonders im politisch-geographischen Sinne ihre Beachtung zu heischen. Mit seiner mittleren Dichtigkeit von 4818 (1885)

steht Deutschland unter den größeren Staaten Europas in 3. Linie. Es umschließt am Rhein und in Mitteldeutschland zwei ausgedehnte Gebiete dichter Bevölkerung, daneben größere Inseln dichter Bevölkerung an der Saar, der mittleren Weser und in den Niederungen an Elbe-, Weser- und Travemündung. Diese Areale dichter Bevölkerung übertreffen an Ausdehnung diejenigen, welche Frankreich oder Oesterreich oder die südeuropäischen Länder aufzuweisen haben. Gleichzeitig sind aber in Deutschland auch die dünnbevölkerten Gebiete in großer Ausdehnung vertreten. Zu ihnen gehört alles, was von Alpen und Alpenvorland auf deutschem Boden gelegen ist, dann weite Gebiete der Seenplatte in Mecklenburg, Pommern und Preußen und deren Fortsetzung in der Lüneburger Haide und dem Weser-Ems-Moor. Auch hinsichtlich der Ausdehnung dieser Gebiete übertrifft Deutschland die vorhin genannten Länder. Mit Frankreich teilt es die dünnbevölkerten Striche im Alpen- und im Küstenland, doch sind seine Mittelgebirge bevölkerter, während Frankreich nichts dem Streifen dünnbevölkerter wasserreicher Niederungen, der von der Weichsel bis zur Ems zieht, Vergleichbares besitzt.

Solche Vergleichungen zeigen auf den Karten der Bevölkerungsdichtigkeit Gebiete der Extreme und der Ausgleichung. Leicht sieht man, wie sie klimatisch und orographisch bedingt sind. Ein großes Land, das von der arktischen Grenze der Oekumene tief bis in die gemäßigte Zone reicht wie Schweden, mag 1540 auf der Quadratmeile in Gothland und 110 in Norrland, 4180 in Malmöhus (Schonen) und 54 in Norrbotten aufweisen. Ein Land von kontinentaler Größe, wie die Vereinigten Staaten, mag am verkehrsreichsten atlantischen Gestade Staaten von 4800 (Rhode-Island) und im dürren fernen Westen andere von 11 (Nevada) aufweisen. Deutschlands Unterschiede sind vergleichsweise geringer, ihr verhältnismäßig kleiner Betrag zeigt das altbesiedelte, ganz in gemäßigter Zone gelegene Land und noch mehr treten die Unterschiede im größten Teil der Apenninenhalbinsel zurück, wo kleinere Räume sogar zu

den gleichmäßigst bevölkerten Gebieten Europas gehören, wie z. B. Sicilien, das, Palermo ausgenommen, 5330 im Bezirke von Catania, 3360 in dem von Caltanisetta aufweist. Im dünnbevölkerten Sardinien schwankt die Dichte von 1600 im Bezirk Cagliri, zu 1200 in Sassari, und entfernen sich also die Extreme wenig von dem auf 1430 anzunehmenden Durchschnitt.

Hart nebeneinander liegende größere Gebiete dichter

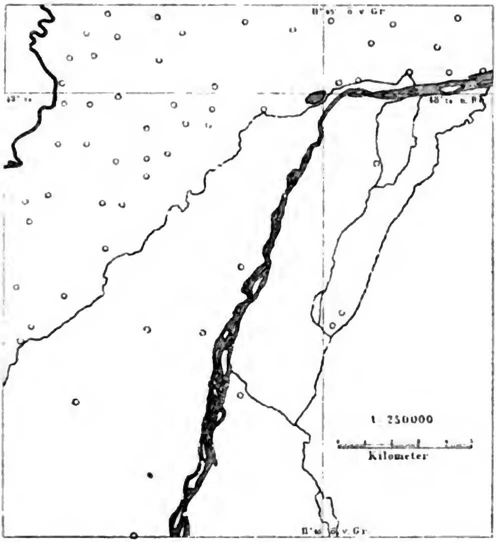


Fig. 9. Gegend von Freising mit Isar, Mosach und Amper und Teilen des Erdinger und Dachauer Mooses.

und dünner Bevölkerung setzen die Unterschiede, vielleicht sogar Gegensätze, ihrer Naturbegabung durch das Mittel der darauf sich gründenden Unterschiede der Bevölkerungsdichtigkeit in geschichtliche Spannungen von oft beträchtlicher Wirksamkeit um. Dem armen dünnbevölkerten Zentralasien liegen die reichen dichtbevölkerten Randländer in Ost- und Südasien und an den Gestaden

Kleinasiens verlockend zu Füßen. Die Beherrschung aller dieser Länder durch Nomaden, welche aus jenen dünnbevölkerten Steppen zu ihnen herabstiegen, zeigt den Weg der Ausgleichung jener Gegensätze. So liegt Aegypten zu Arabien und so lag einst Italien zu Gallien und Germanien. Wie scharf die Kontraste sich einst abhoben. zeigen die heutigen Karten nicht; man muß die dicht gewordene chinesische Kolonistenbevölkerung der Mongolei auf den Stand vor 300 Jahren zurückführen, dann sieht man die größten Gegensätze hart nebeneinander liegen, 7000 in Petschili gegen 1 in Ordos. Ist in der Bevölkerung, die dicht wohnt, mehr Nerv als in den verweichlichten Rand-Asiaten, so sucht sich der Gegensatz durch Ausschwärmen aus dem überfüllten Mutterlande auszugleichen und es entstehen die Völkerzüge, welche erobern und kolonisieren. Oder er nimmt die Gestalt wirtschaftlicher Gegensätze an, wie sie im großen und zu einem weltgeschichtlichen Gewitter sich spannend im Norden der Vereinigten Staaten dichte Bevölkerung, Gewerbthätigkeit, freie Arbeit und Schutzzoll der dünnen Bevölkerung des Südens mit Ackerbau, Sklavenarbeit und Freihandel entgegenwirken ließen. Das ackerbauende Irland und das gewerbthätige England und in denselben Kategorien Ungarn und Oesterreich, Norddeutschland und Mitteldeutschland, Ost- und Mittelengland, Castilien und Catalonien, Calabrien und das Poland setzen auseinanderstrebende Wünsche oder Bedürfnisse dünn und dicht wohnender Völker einander entgegen. Zuletzt und überall ist es auch die gleiche Linie, welche Land und Stadt auseinanderhält.

Die Verteilung einer dünnen Bevölkerung. Wir haben Gebiete kennen gelernt, welche voraussichtlich immer nur dünn bewohnt sein werden, und früher verweilten wir länger bei der Betrachtung der Lage und Beschaffenheit solcher Länder (s. oben S. 60 f.). Wir wollen nun andere ins Auge fassen, deren dünne Bevölkerung uns in der Entwickelung oder im Wachstum zu größerer Dichtigkeit zu stehen scheint und welche mitten unter dicht-

bevölkerten vorkommen. Wo wir einen Ueberschuß unverwerteter Naturkräfte finden, setzen wir voraus, daß die Menschen so lange zunehmen werden, bis ihre Zahl in ein gewisses Verhältnis zu diesen auf Hebung harrenden Schätzen gekommen sein wird. Wenn wir eine dünne Bevölkerung inmitten eines auf rasches Wachstum hinstrebenden Zustandes, z. B. in der Landrostei Lüneburg ungefähr die Dichtigkeit Rumäniens finden, dann sagen wir, daß in Deutschland eine so dünne Bevölkerung nicht dem allgemeinen Kulturzustand entspreche und sich vermehren werde. Wir werden leicht schematisch in dieser Auffassung, die wir nicht bis zu der Behauptung steigern dürfen, daß die größte Bevölkerungszahl die höchste Kultur trage. Ist die Bevölkerungsziffer klein, so erzeugt jede Familie ihren Bedarf fast allein und auf gleiche Weise wie die benachbarte; mit ihrem Steigen stuft sich die Thätigkeit der einzelnen immer mannigfacher ab: eine sehr hohe Ziffer deutet die nahe bis zur mechanischen Vollendung vorgeschrittene Teilung der Arbeit an [41]. Allerdings sind es der Beziehungen zwischen Dichtigkeit und Kulturhöhe viele und enge, aber gerade in der Teilung der Arbeit, welche auch die Naturkräfte für sich wirken läßt, liegt die Tendenz auf Ersparung von Menschenkräften, und die höchste Kultur vollbringt mit weniger Menschen höhere Leistungen als eine niedrigere mit vielen.

Eine dünne Bevölkerung nimmt in einem Lande, welches die Ausbreitung zuläßt, immer die günstigsten Stellen ein. Das Jugendalter ist auch bei Völkern am anspruchsvollsten. Daher die Zusammendrängung an Küsten, Flüssen, Quellen, die Vernachlässigung fernerliegender, nicht so mühelose Ernten bietender Gebiete. Später kommen die Erzlagerstätten dazu. Im nordamerikanischen Westen hat die ackerbauende Bevölkerung die Ansiedelungen an den Flüssen, die bergbauende in den Gebirgen vorgeschoben. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung Dakota mit seinen zwei Besiedelungsgebieten, die durch die große Sioux-Reservation getrennt sind. Die Gebiete, welche in einem altbesiedelten Lande am dichtesten besetzt sind, waren daher häufig auch der

Zeit nach die ersten, welche zusammenhängend besiedelt wurden. Der erste Census der Vereinigten Staaten von 1790 zeigt bereits die Seeküste bis zur Flutgrenze zusammenhängend besiedelt von St. Croix bis zum Cumberlandsund, wobei die dichtesten Bevölkerungen im südlichen Neuengland, in New York, im Hudsonthal und im nordöstlichen Pennsylvanien sitzen; und am Albemarle Sund liegt die Grenze zwischen dem dichter bevölkerten Norden und dem locker besiedelten Süden jetzt wie damals. Das räumliche Wachstum der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, seit mehr als 100 Jahren wesentlich nach Westen gerichtet, ging auf vier Wegen meist an Flüssen entlang, die zuerst sich bevölkerten und seitdem immer dicht besiedelt blieben: Thal des Mohawk, Thal des oberen Potomac, durch die appalachische Senke aus Virginien nach Kentucky, endlich um die Alleghanies herum nach Alabama. In Kansas und Nebraska wuchs ebenso die Bevölkerung in bandförmigen Streifen am Missouri, am Nord- und Südplatte, am Arkansasfluss westwärts, und von Colorado und Wyoming aus am Oberlauf derselben Flüsse abwärts. Dazwischen liegen noch heute längs des 103.° w. L. unbesetzte Stellen, die wohl immer nur dünn bevölkert sein werden.

Dünne Bevölkerung wohnt immer ungleichmäßig. In Grönland wohnen die 10000 Eskimo an 200 Stellen der Küste, die kaum halb so viele Quadratmeilen ausmachen und der Rest des Landes ist menschenleer. An der ganzen über 100 Meilen langen Ostküste von Labrador wohnen kaum 1500 Eskimo, davon fast 4/5 auf den 4 Missionsstationen, der Rest fast ganz in 6 anderen Siedelungen mit 9 Häusern. Im Inneren kennt man 4 Siedelungen, welche je circa 3 Tagreisen entfernt sind. Und ferner wohnt dort ein Indianerstamm von 300 Köpfen, die Weniska Sepi[42]). Wenn von der Million, die Prschewalsky Tibet zuweist, 20000 und darüber allein Lhassa bewohnen, so sind von den 30000 Quadratmeilen dieses Landes mehrere Tausend überhaupt menschenleer. Aehnlich in der Sahara, wo zwischen Tripolis und Mursuk 35 leere Tagereisen liegen. Es ist

daher gerade bei derartigen Gebieten nicht gestattet in die Durchschnittsrechnungen ohne weiteres Dicht- und Dünnbewohntes hineinzuziehen und etwa zu sagen: In Grönland kommen auf 3 Quadratmeilen 1, in Tibet auf 1 Quadratmeile 33 Seelen. Sondern man muß in solchen Fällen die geographische Verbreitung im Auge behalten, ohne deren Beachtung man es ja nicht verstehen könnte, daß in so dünn bevölkerten Ländern Uebervölkerung nicht bloß möglich, sondern häufig wiederkehrend ist, und daß die an einzelnen Stellen zusammengedrängte Bevölkerung das Land verläßt, auswandert, statt in demselben dichter zu wohnen.

Wie in den Wüsten, so im Meer. Wohl gibt es in allen größeren Inselgruppen eine Anzahl von unbewohnten Eilanden, Riffen und Klippen, welche für Jagd, Fischfang, Kokospflanzungen und andere Bewirtschaftung günstig geartet, weniger aber zur Besiedelung geeignet sind. Sie vergrößern aber das Wirtschaftsgebiet der Bewohner des übrigen Archipels, die dadurch um so dichter zu wohnen im stande sind. Von den 48 Inseln des Riffes von Nukuór ist nur eine bewohnt, alle anderen, die großenteils gut mit Kokospalmen bewachsen sind, gelten als Nutzland. Auf Nukuór aber lebt die ganze Bevölkerung zusammengedrängt auf dem Südende in einer Niederlassung, die als eine primitive Stadtanlage bezeichnet werden kann[43]). In den einzelnen Gruppen sind stets die Atolle weniger und seltener bewohnt. Weitere Fälle s. o. im 4. Abschnitt, S. 69 u. f.

Natürliche Zusammendrängungen. Ueberall wo Schranken den Abfluß einer sich mehrenden Bevölkerung hemmen, wird natürlich eine Zusammendrängung statthaben und es werden örtliche Verdichtungen bis zur Uebervölkerung das Ergebnis sein. Es findet eine raschere Entwickelung zur Volksdichte, als in Gebieten großer Expansionsmöglichkeiten statt; man möchte sagen, eine statistische Frühreife trete ein. Wenn sich die Insulaner gerne für alt halten, so hat dieses seinen Grund nicht bloß in ihren altertümlich erhaltenen Sitten und Ge-

bräuchen, sondern sie sind früher reif geworden in ihrer Abschließung als die offen liegenden und beweglichen Bewohner des festen Landes. Wir beobachten diese folgenreiche Erscheinung ebensowohl auf den Inseln des Meeres als in den Oasenarchipelen der Wüste, an fruchtbaren Küstensäumen und in tief eingeschnittenen Thälern der Gebirge. Mikronesien, das Reich der kleinen Inseln, ist neben Melanesien und Polynesien auch das Reich der dichtbevölkerten Inseln. Dort 1300, hier 700, in Melanesien 250 auf der Quadratmeile (schätzungsweise). Das einzige europäische Land, welches noch in diesem Jahrhundert die Uebervölkerung bis zum Hungertode von Tausenden sich steigern sah, ist Irland, welches nach dem Census von 1881 auf 1530 Quadratmeilen 5174836 Einwohner, d. i. 3350 auf die Quadratmeile zählt, also so dicht bevölkert ist, wie ziemlich gut bevölkerte französische Departements, etwa Eure, Charente, Tarn. Und die große Quelle einer bei kleinem Boden und starker Bevölkerung weltgeschichtlich großartigen Auswanderung sind die britischen Inseln.

Dauernde Auswanderung setzt kleine Gebiete voraus, welche immer bald wieder an Bevölkerungsüberfluß leiden. Nur in solchen Gebieten wird die Auswanderung eine feste Institution. Sie ist es in Großbritannien und Irland, wie in Malta, auf den Kanalinseln, in Island, und wie sie es im Altertume auf den Inseln des Aegäischen Meeres, dort wie hier als Grundlage einer großen Kolonisation war. Daß die Kingsmilleinseln auf 12 Quadratmeilen 37000 Einwohner besitzen, wo die Marshallinseln auf nahezu dreifacher Fläche nur 10000 zählen, hat jene zu einem sehr ergiebigen Auswanderungsgebiete gemacht. Die flachen Tabelloinseln bergen hinter ihrem Rhizophorenkranze eine der dichtesten, thätigsten, durch Auswanderung und Niederlassung im ganzen Molukkengebiet einflußreichen Bevölkerungen. Eine temporäre Auswanderung bedeutet die Absuchung der nicht dauernd bewohnten, aber von den Sammlern der Kokosnüsse und den Fischern besuchten polynesischen Inseln. Im malayischen Archipel entsendet das südöstliche Halmahera,

welches Mangel an Sagopalmen hat, alljährlich einen Teil seiner Bevölkerung nach Nachbarinseln zur Sagobereitung. In allen diesen Fällen entscheidet nicht die Größe, sondern die Lage über die Bedeutung einzelner Inseln. Man merke sich das für die Besiedelungsgeschichte des Stillen Ozeans. Rarotonga ist so klein und doch tritt es in den Ueberlieferungen von den Wanderungen der Polynesier in den Vordergrund.

Insulare Räume, welche wegen natürlicher Beschränkung leichter sich erfüllen als ausgedehnte Länder, gewinnen eben deshalb eine gesteigerte Kulturbedeutung. Wir erinnern nur an eine kleine Thatsache: Die Insel Dahalak mit circa 1500 Bewohnern (Perlfischern) liegt so nahe bei der abessinischen Küste und doch sind ihre den Abessiniern ähnlichen Bewohner nicht nur wohlhabender, sondern auch fleißiger und besser erzogen, als ihre Verwandten in Massaua u. s. f. Rüppell findet wohl mit Recht im Mangel von Krieg und Plünderung die Ursache dieses erfreulichen Verhältnisses. Nicht zufällig ist im Norden des Roten Meeres die Insel Hasanieh ebenso durch ihre Betriebsamkeit ausgezeichnet[44]. Also ein Experiment im kleinen, welches den Vorteil geschützter Lage zeigt. Cuba und Java lassen dasselbe in größerem Maßstabe erkennen. Sie stehen unter allen Tropenländern gleichen Flächenraumes an Masse und Wert der Erzeugnisse und Verkehrsentwickelung voran. Die Geschichte lehrt, daß wir dem kleinen Bündel hochkultivierter, dichtbevölkerten Eilande der Molukken, oder vielmehr den Schätzen, welche sie erzeugen, die Entdeckung Amerikas und des Stillen Ozeans verdanken. In diese Reihe gehören außer dem europäischen Großbritannien, Irland, Seeland, noch Japan, Ceylon (Jaffna, das Centrum der ceylonischen Tamilenbevölkerung, ist als kleinere Insel wieder dichter bevölkert als das größere Ceylon, dem es vorgelagert ist), die Philippinen, Formosa, Mauritius und Reunion, Jamaika und zahlreiche kleinere Inseln. Einige Zahlen mögen beweisen: Großbritannien ist mit 112 (1881) auf 1 Quadratkilometer die bevölkertste der europäischen Großmächte, aber die Kanalinseln sind mit 447 viermal so

volkreich und die kleine Insel Man ist mit 92 fast doppelt so bevölkert wie Schottland. Sicilien steht mit 109 über dem Durchschnitt der 102 betragenden (1887) Bevölkerung Italiens. Die durchschnittliche Dichtigkeit Griechenlands beträgt 30 (1879), diejenige der Cykladen 49, Korfus 95, Kephalenias 95, Zakynthos 102. Die durchschnittliche Dichtigkeit der Bevölkerung des britischen Kolonialreiches ist 12; die dichtesten Bevölkerungen sind aber folgende: Gibraltar 3676, Hongkong 2421, Barbadoes 418, Bermudas 307, Mauritius 145; alles Inseln bis auf Gibraltar, das einem Felseneiland näher steht als einer Halbinsel.

Die Besiedelung der Inseln zeigt eine entsprechend rasche Zunahme und daher ein frühes Hervortreten derselben, gestützt auf ihre dichte Bevölkerung, auf dem politischen und dem wirtschaftlichen Felde, besonders auf letzterem nicht ohne Einseitigkeit, die zu den Folgen beschränkten Raumes und den Ursachen anthropogeographischer Frühreife gehört. Man denke an die wirtschaftliche Abhängigkeit einzelner Inseln wie Cubas und Mauritius' von dem Zuckerrohr, Madeiras vom Wein, der Canarien (früher) von der Cochenille. Neuseeland hat trotz seiner Entlegenheit und ungeachtet seiner soviel später begonnenen Kolonisation die Kolonien Australiens bald eingeholt, und ist, ebenso wie Tasmanien, dichter bevölkert als alle anderen, mit Ausnahme des goldreichen Victoria. Neusüdwales, das ältestbekannte und -besiedelte hat nur 66, Südaustralien 16, Queensland 11, Tasmanien 110, Neuseeland 115, Victoria 242 auf der Quadratmeile, ganz Australien im Durchschnitt nur 27. Wenn in den letzten Jahren Neuseelands Zuwachs nur 2,4 %, gegen 3,6 Australiens betrug, so ist seine Entlegenheit die einzige Ursache. Aehnlich früh entwickelt hat man sich Cypern, Kreta, Sicilien, diese so früh hervortretenden Inseln des Mittelmeeres zu denken.

Dicht bevölkert im Verhältnis zu anderen Strecken sind fischreiche Flachstrände, durch Inseln und Buchten verkehrsreiche Küsten schon auf niederer Stufe der Entwickelung. In den pazifischen Regionen Nordamerikas findet man die dichteste Indianerbevölkerung an der Küste

im Norden und auf dem Tafelland im Süden: jene bietet günstige Gelegenheit für Verkehr und Ernährung wandernder Stämme, diese ist sedentären Stämmen von Nutzen. Jene ist an das Meer ebenso fest wie diese an Quelloasen gebunden. Nahrungsreiche Küsten sind häufig sehr dicht bevölkert. Die Bevölkerungsdichte der Inseln hängt damit zusammen, wenn es auch zu viel ist, was Lunier sagt, um eine Erklärung der dichten Bevölkerung Javas zu geben, daß „unter sonst gleichen Umständen die Küsten

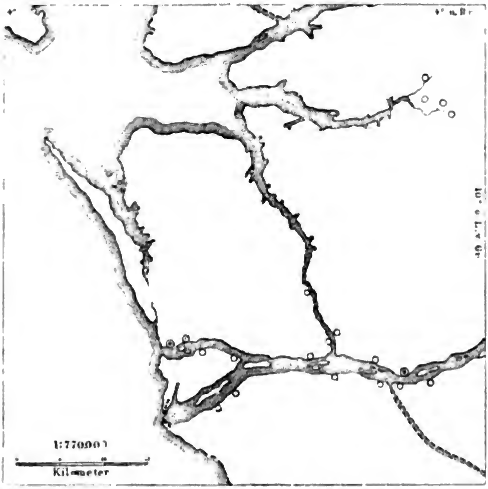


Fig. 10. Mündung der Kamerunflüsse mit Faktoreien und Dörfern.

bevölkerter sind als das Innere der Länder“ [45]); denn Java ist in sich selbst fast überall fruchtbar. Wohl ist aber Ceylon von einem Küstenringe dichter Bevölkerung gleichsam umschlossen. Das Meer setzt ja die nahrunggebende Fläche weit hinaus fort und die Gezeiten pflügen gleichsam dies große Feld und säen es zugleich an. So sind es die starken Gezeiten, welche im nördlichen Teil des Stillen Ozeans (z. B. bei Sitka) große Ebbenflächen schaffen, die für die Ernährung in sonst

wenig ergiebigem Lande so wichtig sind. Und die Bretagne ist unter allen Gebieten ähnlicher Bodenart und -gestalt in Frankreich durch ihre dichte Bevölkerung an der Küste ausgezeichnet. Die Küstenprovinzen Vizcaya und Valencia sind samt den Inselgruppen der Balearen und Canarien die dichtestbevölkerten Teile von Spanien. Außer dem breiten Strich dichtester Bevölkerung in Bengalen und den Zentralprovinzen kommen in Indien die Stufen von ·8000 aufwärts nur an der Küste, am eigentümlichsten in Gestalt des schmalen Streifens dichter Bevölkerung von der Ganges bis zur Krischnamündung vor.

Zusammendrängung und günstiger Boden schaffen überhaupt die dichtesten Bevölkerungen, welche außerhalb der Bezirke des modernen Großgewerbes zu finden sind: Fruchtbare Küsten und Deltaländer, ertrags- und verkehrsreiche Oasen größeren Umfanges wie Aegypten, wasserreiche, dem Anbau günstige Randgebiete zwischen Steppen und Gebirgen sind dafür die gewiesenen Gebiete. Daß diese dichtbevölkerten Gebiete so hart an die unbewohnten oder dünnbevölkerten Regionen grenzen, zeigt ihrem Ueberfluß um so leichter die Wege zur Besiedelung der letzteren. Von den Küsten fließt er auf die Inseln, von dichtbevölkerten Inseln setzt er auf unbewohnte über und von den Gebirgsrändern dringt er in die Gebirge vor.

Verteilung einer dichten Bevölkerung. So wie die dünne Bevölkerung an und für sich ungleich wohnt, liegt in der Verdichtung die Tendenz zu gleichmäßigerer Ausbreitung in allen jenen Gebieten, welche Ausbreitung zulassen. Man kann dies so ausdrücken: Die Verbreitung der Menschen nähert sich in den fortgeschritteneren, bevölkerteren Ländern immer mehr, indem sie dichter wird, einem statistischen Zustand und verliert zugleich immer mehr das geographisch Charakteristische. Sie gibt die Beschränkung auf enge Räume auf, die vorher bevorzugt waren, und in der Regel hängt dies mit der Zuwendung an eine größere Zahl von mannigfaltigen Erwerbsarten zusammen. In den Vereinigten Staaten

zeigt in allen Staaten oder Territorien, wo der natürliche Uebergang von der bergbaulichen zur ackerbaulichen Ausnützung sich vollzog — derselbe ist eigentlich nur in Nevada sehr wenig ausgesprochen — die Bevölkerungsverteilung eine Tendenz zu gleichmäßiger Ausbreitung; sie zerstreut sich von den weit auseinanderliegenden Zentren des Bergbaues über zahlreiche kleinere Punkte, besonders in Flußthälern und an Quellenzügen. Dann aber nimmt sie die Verdichtung um die begünstigten Punkte wieder auf und beutet dieselben kräftiger aus. Es vergrößert sich damit die Skala der Dichtigkeiten und zugleich auch der Anlässe zu dichterem Wohnen.

Ist einmal die Bevölkerung ziemlich gleichmäßig verbreitet, dann vergrößert in erster Linie dichtere Be-

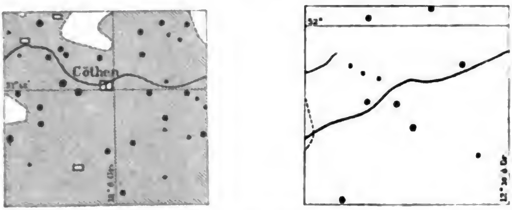


Fig. 11. Ausschnitte aus einer Bevölkerungskarte des Herzogtums Anhalt. Der linke zeigt ein Gebiet westlich der Elbe mit 100 bis 125, der rechte ein Gebiet östlich der Elbe mit —25 Einwohner auf 1 Quadratkilometer (nach E. Weyhe).

völkerung die Wohnplätze und vervielfältigt dieselben, wobei aber im ganzen und großen dieselben geographischen Bedingungen herrschend bleiben, welche bei der Verteilung der geringeren Zahlen in dünn bevölkerten Gebieten sich wirksam zeigen. Die Vergleichung dünner und dichter Bevölkerung führt mehr auf Größen- als Zahlenunterschiede der Siedelungen und mehr auf Zahlenunterschiede innerhalb einzelner Gruppen von Siedelungen als auf der ganzen verglichenen Fläche zurück. In den nebenstehenden Quadratausschnitten aus dem linkselbischen Anhalt (5500 bis 6900 auf der Quadratmeile) und dem rechtselbischen (bis 1700 auf der Quadratmeile) verhält sich die Dichtigkeit wie 4 : 1, die Zahl der Wohnplätze wie 3 : 1.

In den bevorzugten Lagen: an Flüssen, in Thalgründen, an sonnigen Halden drängen sie sich dichter zusammen. Dichte Reihen von Wohnstätten sind für dichtbewohnte Gebiete bezeichnend. Es ist sehr bezeichnend, daß die Doppelorte in dünn bevölkerten Gebieten ebenso selten wie in dichtbevölkerten häufig sind. Die mit Unter, Nieder, Ober, Alt, Neu u. s. w. gebildeten, nah beisammenliegenden Wiederholungen sind ebendeswegen in dicht bevölkerten Landschaften besonders häufig. Gleichzeitig dringen sie aber immer noch weiter in Gebiete ein, die in dünn bewohnten Landschaften unbesiedelt bleiben. Ebendadurch suchen sie sich gleichmäßiger über eine gegebene Fläche auszubreiten. Von Siedelungen undurchbrochene Moore, Forste und Flußauen, wie in weiter Ausdehnung sie in Oberbayern (s. Fig. 9) oder in Ostpreußen vorkommen, fehlen in Sachsen oder der Rheinprovinz.

Mit fortschreitender Verdichtung wird ein Zustand erreicht, in welchem der Boden zur Ernährung nicht mehr genügt, weshalb ein zunehmender Bruchteil der Bevölkerung sich der Industrie und dem Handel zuwendet und an Punkten sich dichter zusammenfindet, welche dafür günstig gelegen sind. Der Grad von Dichtigkeit, bei welchem dieses beginnt, ist je nach Boden, Klima und Lebensansprüchen verschieden. Im nördlichen und mittleren Europa ist eine Bevölkerung von 4000 auf der Quadratmeile nicht denkbar ohne Industrie und Handel. Die vorwiegend ackerbauenden Länder oder Bezirke zeigen selten viel über 2000. In Indien dagegen leben bis zu 14 000 auf und von der Quadratmeile ohne wesentliche Hilfe der Industrie und des Handels. Es ist bezeichnend für dieses einzig dastehende, so dicht bevölkerte Ackerbauland, daß nur 4 1/2 % der Bevölkerung Indiens in Städten leben. Sehr starke Verdichtung führt also nicht notwendig zur Städtebildung, welche eine Kulturerscheinung für sich ist, aber naturgemäß begünstigt sie dieselbe.

Am Alima ist die Bevölkerung sehr zahlreich und im Oberlauf hat sie sich dem Maniokhandel gewidmet, welcher zur Ernährung der Bewohner des Congobeckens dient. Die Dörfer sind ärmlich, bestehen aus Hütten,

die zu klein, um die zahlreichen Bewohner beherbergen zu können, welche in jeder einzelnen zusammengedrängt sind. Jedes dieser Dörfer ist der Mittelpunkt eines ständigen Marktes, auf welchem die Bateke Maniok gegen geräucherte Fische, Töpfereien und einige Waren europäischen Ursprungs austauschen[46]). Also dichte Bevölkerung unter Uebergang zum Handel ohne Städtebildung. Die Abschnitte über die Städte werden Gelegenheit bieten, hierauf zurückzukommen.

Die Uebervölkerung. Die Frage, wo und wann eine Bevölkerung an der Grenze ihres Anwachsens angelangt sei, kann nicht geographisch-statistisch beantwortet werden, wiewohl jede Begriffsbestimmung der Uebervölkerung sich auf ein bestimmtes Areal bezieht und also für die Geographie einen besonderen Fall des Verhältnisses der Menschenzahl zum Boden darstellt, welches wir als Bevölkerungsdichtigkeit bezeichnen. Solange die Möglichkeit besteht, daß auf überfülltem Boden Arbeiten verrichtet werden, für deren Ertrag des Lebens Nahrung und Notdurft erworben werden kann, oder solange ein Abfluß nach ergiebigen und minder bevölkerten Gegenden leicht bewerkstelligt werden kann, spricht man nicht von Uebervölkerung. Dieselbe ist ein volkswirtschaftliches und Verkehrsproblem. Den 17 000 Menschen, welche auf einer Quadratmeile des gewerbreichen und fruchtbaren Ostflandern leben, den 14 000 auf gleicher Fläche in der Kreishauptmannschaft Zwickau, stand bisher Steigerung ihrer Arbeit und im letzten Fall Auswanderung offen, und man spricht hier von starker Bevölkerung, aber noch nicht von Uebervölkerung. Wo aber auf dem besten Boden Indiens die Bevölkerung dichter wird als 13 000 per Quadratmeile, und doch fortfährt, dörflich vom Ackerbau zu leben, da gestaltet sich der Kampf ums Leben zu einem sehr harten; eine gute Ernte genügt eben zur Ernährung, ein paar Zoll weniger Regen bringen Hungersnot. In bewässerten Distrikten oder in der Nähe der Städte finden noch mehr Leute auf gleicher Fläche Platz. Hier spricht man von Uebervölkerung. Diese Menschen-

mengen befinden sich in der beklagenswertesten Abhängigkeit von Wind und Wolken. Nun ist in Indien Dürre die Hauptursache der Hungersnöte, vor allem in Nordwesten und im Dekan. Selbst ein durchschnittlicher Regenfall kann in irgend einem Jahr durch ungleichmäßige Verteilung über die Monate oder durch Eintritt zur unrechten Jahreszeit die Ernte empfindlich schädigen. 1876 und 1877 blieb der Nordostmonsun aus, 1878 hatte schwachen Regen, die Furcht vor Dürre war erst 1879 gehoben. In diesen drei Unglücksjahren sind 6 Millionen an Hunger und an den Krankheiten gestorben, welche die Folge ungenügender Ernährung sind. Was helfen die Ausweise der Handelsstatistik, welche 1884/5 und 1885/6 Getreide und Reis mit 270 bis 345 Millionen Mark die zweite Stelle unter den Ausfuhren Indiens vor dem Opium und hinter der Baumwolle anwiesen, wenn bei mangelnder Bewässerung die Ernte nicht zur Hungerstillung hinreicht? Man berechnet, daß von den 75% des indischen Bodens, welche der Besiedelung zugänglich sind, erst zwei Dritteile in Nutzung stehen, wird aber aus dieser Thatsache nicht eher ein Gegengewicht der Uebervölkerung machen, als bis man die Massen dort, wo sie zu dicht sitzen, beweglicher gemacht, sie in die noch dünnbevölkerten Gegenden abgeführt und den Rest zum Teil auf andere Quellen des Erwerbes hingewiesen hat. In den Nordwestprovinzen und Audh soll bei einer Durchschnittsbevölkerung von mehr als 8000 die Grenze der Ernährungsfähigkeit erreicht sein; solange die Bevölkerung auf den Ackerbau angewiesen ist, dem übrigens nach dem Census [17]) noch 17% bebaubaren Bodens übrig bleiben, während in einzelnen Teilen Bengalens nur noch 10% unangebaut sind, mag dies für zutreffend gelten. Aber so wie diese hohe Bevölkerungsziffer großenteils auf die Verbesserung der Verwaltung und des Ackerbaues durch die Engländer zurückführt, so kann sie auch durch weitere Maßregeln wieder auf eine breitere Basis gestellt, und sogar weiterem Wachstum zugeführt werden. Zunächst ist an die geregelte Auswanderung zu denken, welche das Sicherheitsventil bei allzu großem Drucke der Bevölkerung bildet.

Eine Anzahl von Fällen übergroßer Verdichtung erklärt sich nur daraus, daß Zwang oder Trägheit die Menschen abhalten, sich über gewisse Grenzen hinauszubewegen, die nur von der Geschichte ihnen gezogen sind. Gerade die zwei bevölkertsten und übervölkertsten Länder der Erde, Indien und China, sind beide durch große Ungleichmäßigkeit in der Verteilung ihrer Bevölkerung ausgezeichnet. Bei starker Vermehrung finden wir die begünstigten Striche im höchsten Grade übervölkert, während nicht viel weniger gut geartete Provinzen weit unter dem Maße ihrer Hilfsquellen besetzt sind[18]. So sind aber viele Wüstenoasen und Inseln übervölkert. Das anbaufähige Areal der Oasen der Libyschen Wüste berechnet Jordan auf nicht ganz 2 Quadratmeilen (103 Quadratkilometer), die Bevölkerung, die auf 34000 geschätzt wird, sitzt also zu 18 000 auf der Quadratmeile; das ist dichter als im Nilthale. Ihr Stillstand zeigt die Unmöglichkeit weiteren Wachstums. Die Verschüttung einer Quelle würde Rückgang verursachen. Wer bei Nachtigal von der Armut der 12 000 Bewohner Tibestis liest, die um wenige Quellenoasen ihres Wüstengebirges sich zusammendrängen, gewinnt den Eindruck einer beständig dem Hungern ausgesetzten Bevölkerung. Und doch ist Tibesti mehr als halb so groß als Deutschland und besitzt eine 2000mal dünnere Bevölkerung. Auch Inseln werden als enge Räume leicht dicht und allzu dicht bevölkert sein, wie denn allgemein ausgesprochen werden kann, daß Länder, deren Natur nur die Aufnahme einer geringen Volkszahl gestattet, am frühesten am Maß ihrer Aufnahmefähigkeit angekommen sein werden, ob sie nun groß und arm oder eng und reich seien. Es liegt darin in den armen Ländern der großen Kontinente ein Grund des Nomadismus, während auf den Inseln die Auswanderung bestimmt ist, die Ueberfüllung abzuleiten. Die polynesischen Wanderungen hängen damit zusammen, vielleicht aber auch der Rückgang der polynesischen Volkszahlen.

Malthus machte auf eine merkwürdige Folge insularer Uebervölkerung aufmerksam, indem er von Abbé Raynal eine Bemerkung citiert, die dieser mit besonderem Bezug auf die britischen Inseln

gemacht: „Die Inselbewohner sind es, bei denen wir den Ursprung der mancherlei sonderbaren Gewohnheiten finden, welche die Fortschritte der Volksvermehrung zu hemmen bezwecken. Anthropophagie, Kastration und Infibulation, späte Heiraten, Gelübde der Keuschheit, Strafen gegen Mädchen, die zu früh Mütter wurden, gingen von hier aus[49]).“ Zu vielerlei ist hier zusammengebracht, doch ist sicher, daß die Gefahr der Uebervölkerung auf einer Insel, in einer Oase leichter erkannt ward als in einem großen Lande mit Möglichkeiten der Ausdehnung, die praktisch eine Zeitlang unbeschränkt sind. Auch Malthus meint, daß Inseln besonders geeignet seien, Beiträge zum Studium der Hemmnisse der Volksvermehrung zu liefern. Die Entsittlichung, welche auf polynesischen Inseln vor der Ankunft der Europäer herrschte, hängt mit dem Bestreben, solche Hemmnisse zu schaffen, im tiefsten Grunde zusammen.

Suchen wir den geographischen Kern aus diesem verwickelten politisch-sozial-wirtschaftlichen und dabei doch auch geographischen Problem der Uebervölkerung herauszuschälen, so finden wir uns immer auf eine Grundthatsache der Kultur hingewiesen, welche eine Vorfrage darstellt, ohne deren Beantwortung jene Aufgabe nicht zu lösen. Einerlei, wie Boden und Klima beschaffen sein mögen, die Zahl der auf bestimmter Fläche lebenden Menschen wird stets abhängig sein von dem Zustande ihrer Kultur. Mit den Werkzeugen einer höheren Kultur ausgerüstet, vermögen 1000mal mehr Menschen auf einem Boden zu wohnen, der in einem früheren Jahrhundert nur einige Familien von Jägern oder Fischern ernährte. Es muß also bei jener Betrachtung ein bestimmter Kulturzustand vorausgesetzt werden. Wir können z. B. fragen: Wieviel mehr oder wieviel weniger Menschen wohnen in Deutschland, als der Boden Deutschlands in seinen verschiedenen Abschnitten durch Ackerbau ernähren kann? Wir machen dabei die Voraussetzung, daß die Meile dieses Bodens einfach durch Getreidebau durchschnittlich 2000 Menschen ernähren könne. In tropischen Ländern möchte diese Zahl auf das 4—5fache dort gesteigert werden können, wo die Niederschläge in hinreichender Menge fallen (s. o. S. 210). Unter diesen Voraussetzungen würde fast ganz Deutschland übervölkert erscheinen, ebenso Bengalen und die Nordwestprovinzen Indiens, sowie die mittleren Provinzen Chinas. Als untervölkert würden in

Deutschland beschränkte Gebiete auf der baltischen Seenplatte, in den Haideländern (die ganze Landrostei Lüneburg) und den Gebirgen erscheinen, in Indien aber alle Vorlande des Himalaya, Britisch-Birma und die meisten Eingeborenenstaaten.

In Gebieten unzulänglicher oder unregelmäßiger Niederschläge, wo das Wasser die Zahl bestimmt, bis zu welcher die Bevölkerung anwachsen kann, wird die Uebervölkerung der Wirklichkeit näher geführt. Die Uebervölkerung tritt ein, wo die Wassermenge nicht hinreicht, alle Felder zu tränken, so daß Mißernte unvermeidlich wird. Künstliche Bewässerung kann aber niemals die Sicherheit des Erfolges dem Ackerbau verleihen, welche die im Ueberflusse zu Boden kommenden Niederschläge in unserer Zone gewähren. Denn die Wassermenge, auf welche sie zurückgreift, ist von diesen Niederschlägen wiederum abhängig. Daher die Gefahr der Hungersnot in den weitausgedehnten Gebieten beschränkter Regenzeiten. Hier kommen wir auf ein geographisches Moment der Uebervölkerungsfrage. Denn in der ganzen breiten Zone der Passat- und Monsunregen, die auf eine kurze Zeit beschränkt und ihrer Menge nach veränderlich sind, kehrt alle paar Jahre das Bild der Uebervölkerung mit Not und Hunger wieder. Die Verbindung der Fruchtbarkeit des Bodens mit der Unzuverlässigkeit der zur Weckung dieser Fruchtbarkeit nötigen Niederschlagsmenge erzeugt das gefährliche Zusammentreffen wachsender Menschenmengen mit rückschwankenden Nahrungsmengen. Von Indien ist bereits gesprochen. Aber auch in Nubien, Kordofan, Sennar, Dar For, im ganzen Zentralsudan dasselbe Bild: Dürre, Heuschrecken, Hungersnot. In Kordofan hat oft schon wenige Wochen nach Verfluß der Regenzeit die nur an den wasserreichen Orten gesicherter lebende Bevölkerung nichts anderes als Grassamen, Sämchen von Kurreb (Dactylocnemium) u. dgl. zu essen [50]. Bis an die Seenregion reicht diese Gefahr, welche erst an der Grenze des Parklandes von Unyoro Halt macht. Wo wir die Grenze der Regenmenge von 2000 Millimeter erreichen, lassen wir mit der Savanne Wasserarmut, Uebervölkerung und

Hungersnot zurück. Nur die Erfahrung der aufeinander folgenden Jahre lehrt die Gefahr kennen, welche in dem Heranwachsen einer Bevölkerung liegt, die im ersten, unvermeidlich wiederkehrenden Mißjahre dezimiert werden muß. Die Natur selbst täuscht den Menschen über die Regelmäßigkeit ihrer Gaben und er zahlt sein Vertrauen mit Elend und Tod. Aehnliche Gebiete sind es, die in Amerika schon jetzt als übervölkert bezeichnet werden können. In Colorado gibt es bereits Striche, die nicht weiter den Ackerbau hinausschieben können, weil die Wasserzufuhr nicht vermehrt werden kann. Aehnlich in den Passatgebieten Südamerikas [51]).

Ein Spielraum soll bleiben zwischen dem Menschen und seinen Hilfsquellen, so daß nicht deren Schwanken seine ganze Lebensgrundlage ins Gleiten bringt. Er sollte am wenigsten beitragen, diesen Spielraum gewaltsam zu verkleinern, wie es z. B. durch die Brunnenverschüttung in den Steppen, die Zerstörung der Wasserleitungen, die Waldverwüstung in den Gebirgen geschieht. Dabei wird immer ein wichtiges Mittelglied zwischen ihm und verderblichen Naturmächten entfernt. Die Beseitigung dieser Schranke läßt die Gebirgsbäche unmittelbar ins Thal hereinbrechen, wie der niedergeschlagene Bannwald dem Schnee des Hochgebirges die Lawinenbahn bis an die Hütten ebnet. Die Thäler verlieren an Fruchtbarkeit und Bewohnbarkeit, die Bevölkerung wird zu dicht, ohne zu wachsen, und Notzeiten treten ein, durch welche sie an Zahl vermindert und räumlich zurückgedrängt wird. Die Fälle sind nicht selten, in denen Gebirgsthäler einen Teil ihrer Bevölkerung verloren, weil sie durch Verschlechterung des Bodens diese Bevölkerung in die Lage der Uebervölkerung brachten. Stoliczka führt den Rückgang der Bevölkerung des unteren Satledschthales auf die Vernichtung der Wälder von Cedrus deodara und Pinus longifolia zurück. Die Regengüsse haben den Humusboden von den Felsen weggewaschen, die Temperaturen sind extremer und die des Sommers vor allem so hoch geworden, daß nicht bloß die kalte, sondern auch die warme Jahreszeit die Vegetation unterbricht

und den Ackerbau immer schwieriger und unsicherer gestaltet[52]). Ganz ähnlich sind in Ursprung und Verlauf die Fälle, wo Uebervölkerung und Rückgang infolge des Verfalles der Bewässerungseinrichtungen eintritt. Wo die Bewässerung einen Fluß zerfasert, wie den Atrek, den Serafschan, und dadurch den Boden versumpft und versalzt, hat sich dieser Prozeß besonders häufig abgespielt.

Dieser Spielraum ist selbstverständlich am kleinsten, wo der Mensch an die äußersten Grenzen seiner Verbreitung rührt. Daher Uebervölkerung bei geringer Gesamtzahl der Bewohner an den Grenzen der Oekumene, in den Höhen der Gebirge, in den Oasen, auf den Inseln. Setzen wir Uebervölkerung dort voraus, wo die Menschen bei äußerster Anspannung ihrer Kräfte der Natur nichts weiter abgewinnen können, wo die Hilfsquellen keine weitere Entwickelung zulassen, so sind in Deutschland die höchsten bewohnten Gebirgsgegenden am meisten übervölkert. Der Anbau geht in den deutschen Mittelgebirgen überall bis in Höhen hinauf, wo er nicht mehr lohnend genannt werden kann, an den Südseiten durchschnittlich 100 bis 150 Meter höher als an den Nordseiten. Von der Eifel bis zum Altvater prägen von 700 Meter die spätreifen Roggenfelder wie ihre Bewohner den Hunger und die Not aus, etwa wie wenn sie in den Alpen zu 2000 Meter z. B. über Zermatt ansteigen.

Es liegt auf der Hand, daß die Frage nach den noch nicht in Nutzung gezogenen ungenutzten Flächen, welche in jeder Diskussion der Uebervölkerung sich erhebt, eng zusammenhängt mit dem Problem der leeren Stellen in der Oekumene, welches wir im 5. Kapitel zu stellen versucht haben. Wenn absolute Uebervölkerung sich nur auf ganz engen, von der Natur selbst beschränkten Räumen, wie Inseln und Oasen, entwickeln kann, während sie in einigermaßen ausgedehnteren Ländern eine unverwirklichte Abstraktion bleibt, so ist dies Folge des Vorhandenseins dieser leeren Stellen, in denen die Möglichkeit der Ausbreitung einer dichten Bevölkerung in ihrem eigenen Lande liegt. In ihnen liegt die letzte Rettung

vor Uebervölkerung, ehe zum Verlassen des heimischen Bodens geschritten wird. Malthus hat natürlich die absolute Uebervölkerung nicht in Europa gefunden; sogar in England fand er trotz der Blüte des Ackerbaues noch unbebaute Strecken. Hier durfte die Uebervölkerung nicht gesucht werden, denn gerade hier herrschte der lebhafteste Fortschritt in der Entwickelung der Hilfsquellen. Wenn von Deutschlands Boden 90 % als produktiv angesehen werden können, von diesen aber nur etwas über die Hälfte in Aeckern ausgelegt ist, so bleibt in den Wäldern, Wiesen und Weiden ein Schatz erhalten, den die Arbeit künftiger Geschlechter, wenn's not thut, heben mag. Anders in Hindostan, wo in den dichtbevölkerten Strichen bis zu 90 % des nutzbaren Bodens benutzt sind, also die äußerste Grenze fast erreicht ist.

Es ist nicht denkbar, die Uebervölkerung kartographisch darzustellen, weil eben ihre Faktoren sich der scharfen Fassung entziehen, welche die Voraussetzung einer solchen Darstellung ist. Man kann sich dieser Aufgabe jedoch in interessanter Weise annähern, indem man nach dem Grundsatz der Isanomalen für bestimmte Erdräume und Kulturstufen die Abweichungen von einer mittleren Bevölkerungszahl zeichnet, welche unter den dort obwaltenden Verhältnissen als die normale angesehen werden kann. Dabei gewinnt man aber nur den Ueberblick über die geographische Ueber- und Untervölkerung, welche, wie wir sahen, sich durchaus nicht mit jener politischen und wirtschaftlichen Erscheinung deckt, welche man gewöhnlich als Uebervölkerung bezeichnet. Zeichnen wir z. B. in Deutschland die Gebiete, welche bevölkerter sind, als der Ackerbau allein zulassen würde, so sind das nicht die übervölkerten, sondern die über ihre ackerbaulichen Fähigkeiten hinaus bevölkerten Räume. Von einer solchen Karte könnte man sagen, sie ruhe auf einem idealen Niveau, denn die Voraussetzung einer auf unserem Boden und in unserem Klima nur vom Ackerbau lebenden Bevölkerung ist längst keine wirkliche mehr.

---

[1]) Der Ausdruck „relative Bevölkerung" ist nur eine unklare, scheinbar gelehrte Umschreibung des ganz unmißverständlichen Wortes Bevölkerungsdichtigkeit; in Wirklichkeit ist er unvollständig, da er eine Beziehung ausspricht, ohne den Gegenstand dieser Beziehung zu bezeichnen.

[2]) Mayr, Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben. 1877. S. 119.

[3]) 8me Session du Congrès international de Statistique. St. Pétersbourg. Rapports. S. 28 f.

[4]) Geographische Mitteilungen. Ergänzungsband VIII. S. 91 bis 102.

[5]) So hatte Behm in seiner ersten Zusammenstellung über die Bevölkerung der Erde (1866) von den zahlreichen Inseln zwischen den Liukiu, Hawaii und Marianen nur zu sagen: Sie sind wahrscheinlich alle unbewohnt, von vielen wird es geradezu angegeben, bei anderen ist wenigstens nicht von Bewohnern die Rede.

[6]) Jordan, Physische Geographie und Meteorologie der Libyschen Wüste. 1876. S. 203 (Rohlfssche Expedition. Bd. II).

[7]) Vgl. die eingehenden Erörterungen über statistische Diagramme und Kartogramme in „Gutachten über die Anwendung der graphischen und geographischen Methode in der Statistik“ erstattet von Georg Mayr. München 1874. bes. S. 15 f. Hierzu Gabaglios Proben von Dia- und Kartogrammen in der Teoria di Statistica. Gabaglio teilt zwar die Darstellungsweise der statistischen Thatsachen auf Kartogrammen in solche mit Punkten, mit Linien und mit Oberflächen, er kennt aber nicht die Darstellung der Dichtigkeit durch Punkte, sein Beispiel einer Dichtigkeitskarte kann durchaus nicht als Muster bezeichnet werden (vgl. a. Tafel XXXIV).

[8]) Ein Beitrag zur Methodik der Dichtigkeitskarte und zur Anthropogeographie des südwestlichen und westlichen Deutschland. Mit Karte im Maßstab 1:1000000. Göttingen 1887.

[9]) „Die amtliche Statistik des preußischen Staates grenzt die Wohngemeinschaften nach den Bestimmungen der Gemeindeverfassung räumlich voneinander ab. Dazu ist sie verpflichtet durch die Dienste, welche sie der praktischen Verwaltung schuldet, und berechtigt durch die Verhältnisse, welche in den meisten Landesteilen obwalten.“ Zeitschrift d. K. preußischen statistischen Bureaus. 1877. S. XLVIII.

[10]) Anton Steinhauser, Die Verteilung der Bevölkerungsdichtigkeit Niederösterreichs nach der Höhe der Wohnorte. Blätter des Vereins für Landeskunde in Niederösterreich. 1885. Heft I. — Dr. Johannes Burckhardt, Das Erzgebirge. Eine orometrisch-anthropogeographische Studie. Mit Karte. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 1888. Bd. III. H. 3.

[11]) Zeitschrift f. wissenschaftliche Geographie. Bd. VI. Zuerst scheint Kettler diesen Weg in einer Vorarbeit zu seiner Bevölkerungskarte von Deutschland in Andree-Peschels Physikalisch-statistischem Atlas d. Deutschen Reiches (1878) beschritten zu haben. Vgl. dort S. 38.

[12]) Halle 1887 (Dissertation).

[13]) Bericht über das XV. Vereinsjahr vom Vereine der Geographen a. d. Universität Wien. 1889. S. 40—47.

[14]) Die Methode ist für größere Gebiete aus naheliegenden Gründen bisher nicht durchgeführt; ein gutes Beispiel gibt Weyhes Bevölkerungskarte der anhaltischen Lande in den Mitteilungen d. V. f. Erdkunde zu Halle. 1889. Vgl. auch Fig. 11.

[15]) In der Einleitung zu Statistics of the Population of the

United States of the 10. Census (1883) heißt es S. XI, es seien nur 5 Dichtigkeitsstufen unterschieden; offenbar sind dieselben hier mit den 5 Farbentönen verwechselt.

[16]) Bd. XXX. 1. S. 37.

[17]) Der beschränkte geographische Wert ihrer Karte ist übrigens den Zeichnern derselben, bezw. dem Verfasser der Abhandlung „Die Bevölkerungsdichtigkeit des Deutschen Reiches nach dem Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dezember 1875" (Monatshefte z. Statistik d. Deutschen Reiches. 1876. I. S. 37—50) ganz klar gewesen. Wir lesen: „Freilich sind die politischen Bezirke noch viel zu groß, um sich zu einem genauen geographischen Bilde zusammensetzen zu lassen, und dieselben sind auch unter sich zu ungleich, um ein ganz gleichmäßig ausgeführtes Bild zu bieten. . . Dennoch bietet die Karte vor der tabellarischen Uebersicht den bedeutenden Vorteil: Die große Mannigfaltigkeit der Abstufungen der Volksdichtigkeit der 834 Bezirke in übersichtliche Kategorien und die geographische Lagerung der Bezirke zugleich mit ihrer Volksdichtigkeitsstufe zur Anschauung zu bringen."

[18]) Eine hübsche Anwendung der Behmschen Methode auf ein schwieriges Gelände zeigt Fritzsches Saggio di rappresentazione della popolazione mediante curve di livello per le provincie di Genova e Torino im Bull. de l'Institut International de Statistique T. III. H. 2. Schade, daß der Text so gar nichts Bemerkenswertes zu sagen hat.

[19]) Bulletin de l'Institut International de Statistique I. 3. 4 (1886).

[20]) Ebend. I. 3. 4 und II. 2.

[21]) Ich finde den Ausdruck in Rawsons Vortrag über International Statistics. Bull. de l'Institut International de Statistique. 1886. I. S. 156.

[22]) Census of Great Britain. 1851. London 1852. Vol. I (Population Tables).

[23]) La démographie française comparée. Bull. de l'Institut International de Statistique III (1888). S. 98 u. 99.

[24]) Beachtenswerte, leider etwas zu kurz gehaltene Ratschläge gibt die einzige mir bekannte selbständige Arbeit über diesen Gegenstand: A. Steinhausers „Ueber relative Bevölkerung und ihre Darstellung auf Karten". D. Rundschau für Geographie und Statistik. IX. S. 97—108.

[25]) Ergänzungsband VIII der Geographischen Mitteilungen 1874.

[26]) Physikalisch-statistischer Atlas von Oesterreich-Ungarn. Bl. 19.

[27]) S. 1. „Skizze zur Uebersicht der Bevölkerung in den verschiedenen Teilen der Erde". Der im Titel sich aussprechende Zweck ist auf diesem Bilde in vortrefflicher Weise erreicht und die Anmerkung S. 1—2 zeigt bei aller Gedrängtheit einen genialen Blick in die Tiefe des Problemes der Dichtigkeitskarte.

[28]) Censuswerk von 1880. Bd. I. (Population (Washington 1883).

[29]) Bulletin de l'Institut International de Statistique. T. III. 3me Livraison.

[30]) Ebend. T. I. 3 u. 4. S. 17.

[31]) Geographische Mitteilungen. 1868. S. 275.

[32]) Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich. 1885. H. 1.

[33]) Johannes Burgkhardt, Das Erzgebirge. Eine orometrisch-anthropogeographische Studie. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 1888. III. H. 3.

[34]) Ferdinand Löwl, Siedlungsarten in den Hochalpen. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 1888. II. H. 6.

[35]) Gelbke, Die Volksdichte des Mansfelder See- und des Saalkreises. Halle 1887. S. 15.

[36]) Untersuchungen. 1850. S. 513.

[37]) Anfangs günstige Erfolge (des Bergbaues) steigerten die Bevölkerung immer mehr und so ist sie leider eine für die natürliche Bodenproduktion viel zu große geworden. Die Wälder sind immer mehr aus ihrem naturgemäßen Bereiche verdrängt worden, es ist endlich zuviel Industrie und zu wenig Wald übrig geblieben. Cotta, Deutschlands Boden. 1854. S. 35.

[38]) Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle-Espagne. I (1828). S. 295.

[39]) Die Thatsache erschien so anziehend, daß sie rasch sich verbreitete. Cluverius' Bemerkung zu Nova Hispania: „Coelum habet, quamvis sub torrida zona, clemens ac temperatum" (Introductio in Universam Geographiam. 1627. S. 368) kehrt, zum Teil in wörtlicher Uebersetzung, in allen späteren Beschreibungen dieses damals über fast ganz Mittelamerika ausgedehnten Landes wieder.

[40]) Im Bulletin d. l. Société de Géographie. Paris 1888. S. 234.

[41]) Vgl. Die Dichtigkeit der Bevölkerung in Preußen. Z. d. K. preuß. statist. Bureaus. 1877. S. 195.

[42]) Reichel, Labrador. G. M. 1863. S. 126.

[43]) Schmeltz, Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museum Godeffroy. Hamburg 1881. S. 332.

[44]) Munzinger, Die Betriebsamkeit auf d. Dahalak-Insel. G. M. 1864. S. 352.

[45]) Bulletin de la Société d'Anthropologie. Paris 1879. S. 58.

[46]) Dr. Ballay in Bulletin de la Société de Géographie. Paris 1885. S. 284.

[47]) Hunter, The Indian Empire. 1886. S. 690.

[48]) Vgl. den eingehenden Vergleich beider Länder in Sir R. Temples Aufsatz: On Population Statistics of China. Journal of the Statistical Society. London 1885. S. 1—9 und die Bemerkung; „Wenn die Völker Indiens einmal gelernt haben werden, Landstriche aufzusuchen, wo leeres Land in Menge vorhanden, so werden sie mehr gethan haben, um Notstände zu verhindern, als die äußersten Anstrengungen der Regierung zu thun vermöchten", bei Hunter, The Indian Empire. 1886. S. 47.

[49]) D. A. I. S. 60.

[50]) Dr. Pfund in Mitt. Geogr. Ges. Hamburg 1876/77. S. 271.

[51]) Von dem argentinischen Gebiete Mendoza, das an Dichtigkeit der Bevölkerung nur über Catamarca steht, schrieb Charnay 1877, daß in ihm bei einem Areal von 155745 Quadratkilometern und einer Seelenzahl von 65413 der Bevölkerung fast unüberschreitbare Grenzen gezogen seien. Nur Klimaänderung oder Grabung neuer Brunnen könne dieselbe vermehren. Heute aber sei die Wasserarmut so groß, daß das Wasser der drei Flüßchen Mendoza, Punuyan und Diamante für den Ackerbau nicht hinreiche. Das war zu rasch geurteilt, denn die Bevölkerung dieses Staates wurde 1889 auf 160000 geschätzt. Aber thatsächlich ist manches Flußthal der westlichen Pampas bereits als übervölkert zu betrachten.

[52]) Das Satledschthal im Himalaya. Geogr. Mitt. 1870. S. 12.

8. Beziehungen zwischen Bevölkerungsdichtigkeit und Kulturhöhe.

Bevölkerungsstufen und Kulturstufen. Fruchtbarer Boden und dünne Bevölkerung. Armer Boden und dichte Bevölkerung. Ungleiche Verteilung der Bevölkerung. Volkszahlen und Geschichte. Die Beziehungen zwischen dichter Bevölkerung und hoher Kultur. Die Beziehungen zwischen Kulturalter und Volksdichte.

Bevölkerungsstufen und Kulturstufen. Die Bevölkerungsstufen stehen in einer bestimmten Beziehung zur Kulturstufe. Die Volkszahl auf bestimmtem Raum entscheidet wesentlich über den Entwickelungsgang der Kultur; je näher sich die Menschen berühren, desto mehr sind sie aufgefordert, ihre humanen Eigenschaften zu entfalten. Der niedersten Stufe der Kultur entspricht dünne Bevölkerung. Menschen, die von Jagd und Fischfang leben sollen, wohnen viel zu dicht, wenn 1 Person auf 1 Quadratkilometer sitzt, häufig wird 1 Quadratmeile kein zu großer Raum bei dieser Art der Ernährung sein. Auch Hirtenvölker brauchen größeren Raum als Ackerbauer, bei denen indessen der Raumanspruch je nach der Intensität der Bewirtschaftung verschieden ist. Der flüchtige Ackerbau der Indianer und Neger ohne Pflug und Düngung beansprucht mehr Raum als der jedes Mittel ausnützende gartenartige Anbau der Chinesen, der übrigens auf der ganzen Erde wenig seinesgleichen hat. Der Ausdruck gartenartig angebaut kann überhaupt nur auf wenige Landstriche Anwendung finden, wiewohl primitive Stufen des Ackerbaues, da sie kleine Flächen nur mit der Hand und

schwachen Werkzeugen, besonders ohne Pflug und Egge, bearbeiten, mehr an Gartenbau als an den Ackerbau der Europäer erinnern. Die dichteste Bevölkerung findet sich aber dort, wo durch den Verkehr der Mensch sich unabhängig von den Erzeugnissen des Bodens gemacht hat, auf dem er lebt, indem er die Nahrungsmittel von außen her bezieht, also in den großen Städten und den Industriebezirken, unter denen es einzelne, nicht wenig ausgedehnte gibt, die, wie die bis 4000 Meter ansteigenden Bergwerksdistrikte in Colorado und in Peru und Bolivien, geradezu unfähig sind, auch nur für den zehnten Teil ihrer Bewohner Nahrungsstoffe in genügender Menge zu liefern. Es gibt keinen stärkeren Beleg für den hohen Grad von Freiheit, zu dem der Mensch gegenüber den Naturverhältnissen vermöge seiner Kultur befähigt ist, als diese Zusammendrängungen auf unfruchtbare Stätten. Doch ist selbst in dieser anscheinend rein historisch und kulturlich begründeten Erscheinung ein starkes natürliches Moment mitwirksam, welches hauptsächlich dem Klima angehört: das zur Arbeit zwingende und durch Arbeit stählende Klima, welches durch Entfaltung der inneren Kräfte der Menschen die Minderbegabung jener Natur mehr als genügend aufwiegt und die reicher begabten Erdstrecken längst diesen ärmeren tributär gemacht hat.

In einer vergleichenden Uebersicht der Bevölkerungsdichtigkeiten, welche den verschiedenen Kulturstufen entsprechen, nehmen natürlich die Jägervölker die unterste Stufe ein. Man hat für sie manche Schätzung versucht. Bei den Patagoniern würden auf den Kopf der Bevölkerung, unter Zugrundelegung der Mustersschen Schätzung, über 10 Quadratmeilen kommen und für die Australier hat A. Oldfield eine Fläche von etwas über 2 Quadratmeilen auf den Kopf der Bevölkerung nach eingehenden Beobachtungen am Watschandiestamme in Westaustralien angenommen[1]). Die Berechnung von 1/10 Quadratmeile auf den Kopf, welche man aus der Kopfzahl und dem Flächenraum der Indianer der Vereinigten Staaten im Jahre 1825 zog, ist nicht zutreffend, weil die meisten

der nordamerikanischen Indianer südlich von 50° n. Br. in irgend einem Grade Ackerbauer sind. Diejenigen, welche dies in sehr geringem Grade sind, wie z. B. die westlichen Odschibwäh, wohnen heute so dünn, daß ¼ Quadratmeile auf den Kopf gerechnet werden kann[2]). Den Batua, von deren Zerstreuung durch die Urwälder des südlichen Congogebietes Wißmann, Wolf, François u. a. uns Kunde gegeben haben, dürfte hier stellenweise eine Dichtigkeit von 20—40 auf die Quadratmeile zugemessen werden; dabei ist zu erwägen, daß sie zwar Jägervölker sind, aber in engem, sogar abhängigem Verkehr mit den Ackerbauern stehen, von welchen sie tauschweise Früchte beziehen. Ueber die heutige Bevölkerung der engeren Kalahari, begrenzt im Norden durch Ngamise, im Süden durch den 27.°, im Osten durch die Sitze der Betschuanen und im Westen durch diejenigen der Herero und Naman, war Dr. Hans Schinz so gütig, mir folgende Angaben zur Verfügung zu stellen: Er schätzt die Zahl der als Jäger nomadisierenden Buschmänner auf 5000, dazu rechnet er etwa 300 versprengte Hottentotten und Naman und eine unbestimmte Zahl von Bakalahari, nach seiner Vermutung um 500. Es würde 1 Kopf dieser Bevölkerung auf die Quadratmeile kommen.

Küstenvölker, welche ein fischreiches Meer vor sich und im Rücken ein Land haben, aus dessen Wäldern und Feldern sie Nahrung ziehen, während die Schifffahrt ihnen durch den Besuch anderer Küsten und Inseln ihre Hilfsquellen zu vervielfältigen gestattet, können ohne viel Ackerbau dichter wohnen als Jagdvölker. Von der Dichtigkeit der arktischen Randvölker haben wir S. 72 u. f. gesprochen und tragen nur noch nach, daß in dem arktischen Abschnitt von Alaska, der bis zum Prinz Walesvorgebirge in der Behringsstraße reicht, ein Einwohner auf nahezu 2, im Yukongebiet auf 1,2, auf den aleutischen Inseln und Halbinseln auf 0,3 Quadratmeilen kommt. Das ganze Volk der Thlinkit umfaßt gegenwärtig eine Bevölkerung von 8—10000 Seelen, welche über einen Küstenstrich von 4 Breitegraden verteilt sind[3]). Gibt man den Wohngebieten durchschnittlich auch nur

1½ geographische Meilen Tiefe, so kommen 80—100 Menschen auf die Quadratmeile.

Dichter wohnen die mit dem Fischfang den Anbau ertragreicher Wurzelfrüchte verbindenden Insulaner des tropischen Stillen Ozeans, wo Dichtigkeiten von 3—500 in den größeren Gruppen Melanesiens wie den Neuen Hebriden, Fidschi, Loyalitätsinseln, Marquesas, Gesellschaftsinseln, und darüber hinausgehende von 6—700 in den dem europäischen Einfluß länger geöffneten Gruppen, Samoa, Tahiti, eine viel beträchtlichere von mehr als 1300 endlich in dem friedlichen, geordneten Tonga sich finden. Dünner wohnen die auf ihren vulkanischen Inseln auf enge Küsten- und Thalstrecken eingeschränkten und dazu noch stark zurückgehenden Bewohner von Hawaii, welche auch in voreuropäischen Zeiten kaum ihre heutige Dichtigkeit von 260 überstiegen haben dürften [4]); an derselben nehmen allerdings die Eingeborenen und Mischlinge nur noch mit 55 % teil. Ebenso wohnen viel dünner die über die zahlreichen kleinen und niedrigen Korallenriffe der Paumotu, Uniongruppe und ähnliche zerstreuten Polynesier mit 50—120 auf der Quadratmeile, welche Zahl also wieder an die Küstenbewohner Nordwestamerikas sich anschließt. Den Einfluß der Küstennähe auf die Bevölkerungszahl lassen vielleicht auch die geschätzten Dichtigkeiten der Salomonsinseln und des Bismarckarchipels von 200 im Vergleich mit derjenigen der ethnographisch nahestehenden Bewohner von Deutsch-Neuguinea, welche auf 90 geschätzt wird, ermessen. Für ganz Neuguinea ist kaum diese Zahl anzunehmen [5]).

Auf einigen der polynesischen Inseln tritt uns aber eine Bevölkerung entgegen, welche nach Lage der Dinge an Uebervölkerung grenzt. Das merkwürdigste Beispiel bietet die Kingsmillgruppe, welche auf 12 Quadratmeilen nach früheren Angaben 40000 zählt, und die nördlich davon gelegene Gruppe der Marshallinseln mit gegen 10000 Einwohnern auf 2 Quadratmeilen. Es handelt sich dabei immer um die Bewohner einiger kleinen Inseln, welche die Cocoshaine und Fischgründe eines

ganzen Archipels ausbeuten. Die Kingsmill oder Gilbertinseln sind zugleich eine Quelle starker Auswanderung.

Im Indischen Archipel treten uns neben den sehr dicht bevölkerten Gebieten des unter europäischer Verwaltung intensiven Ackerbau treibenden Java, Madura, Celebes und kleinerer Inseln die Gebiete einheimischer Bewirtschaftung entgegen, welche derjenigen des vorbritischen Indien ähnlich ist. An einzelnen Stellen hochgesteigerter Reis- und Sagobau mit dichter Bevölkerung, daneben wandernder Ackerbau der Waldstämme, die zum Teil auf der niedrigen Stufe von Waldnomaden stehen. Daraus ergeben sich Dichtigkeiten, welche zwischen wenig über 100 (Mindanao), Borneo (130) bis 250 und 300 (Sumatra) schwanken. Der Gegensatz zu den Dichtigkeiten von 7000 in Java und Madura, 4—5000 auf kleineren Inseln der Philippinen, 2300 auf Luzon zeigt die Unergiebigkeit der von Europäern unbeeinflußten tropischen Wirtschaft trotz der stellenweise so intensiven Reis- und Sagogewinnung. Die Niederländer hatten jene ursprünglichen Dichtigkeitsverhältnisse im Auge, als sie, der Wahrheit nahe kommend, z. B. ihrem Gebiet in Neuguinea eine Dichtigkeit von 60 zusprachen.

Das äquatoriale Afrika teilt mit Südasien die wichtigsten Kulturpflanzen und Haustiere, sowie das Eisen. Es ist in weiten Strecken dichter als Neuguinea und selbst als Borneo bevölkert, wie wir im 6. Abschnitt gesehen haben. Afrika stand in seiner Gesamtheit, auch ohne Aegypten und die übrigen zivilisierteren Länder der Nordküste den anderen kulturarmen Erdteilen voran. Als Land des Ackerbaues und der Viehzucht hat Afrika einen Vorsprung in der Volkszahl und Bevölkerungsdichtigkeit, der dem voreuropäischen Amerika oder Australien niemals zufallen konnte. Gebiete gleichen Naturcharakters sind in Altamerika dünner bewohnt gewesen als im heutigen Afrika. Dazu gehören in erster Linie die Prärien und Savannen. Wir glauben nicht an die einstige Unbewohntheit der Prärien Nordamerikas (vgl. o. S. 108), aber so dicht bewohnt wie das Grasland hinter Kamerun sind sie nie gewesen. Ohne Viehzucht

und Eisen wird eine Bevölkerung ihren Boden, auch wenn er fruchtbar ist, immer nur oberflächlich und einseitig ausnutzen.

Die Dichtigkeit ackerbauender Indianer dürfte in den südöstlichen Teilen von Nordamerika nicht viel geringer gewesen sein als die der Dajaken oder Papúa. Ihr ausgedehnter Ackerbau, ihre großen Dörfer und die zahlreiche Kräfte voraussetzenden Werke, wie die Erdhügel, machen eine Dichtigkeit von nicht unter 50 wahrscheinlich. Für die mittleren Gebiete fehlt es an Zeugnissen. 1857 gab man, als die europäischen Einflüsse noch gering waren, der Indianerbevölkerung von Vancouver 17000[6]), was etwa 25 auf die Quadratmeile ergeben würde. Diese Zahl ist bei der Unbewohntheit eines großen Teiles des Inneren der Insel und der Thatsache, daß diese Indianer sich im Rückgang befinden, nur als Minimum anzusehen. Californiens Bevölkerung wurde an Missionsindianern und Weißen 1802 auf 16300 angegeben. Diese Zahl würde etwas über 2 auf der Quadratmeile bedeuten, wo heute über 120 wohnen. Nach der Annahme Im Thurns würden die 20000 Indianer Britisch-Guianas zu 6 auf der Quadratmeile wohnen. Ganz ähnlich schätzt Dr. Peter Vogel, nach freundlicher Mitteilung, die Dichtigkeit im oberen Schingugebiet (zwischen den Quellen und 11° 55′) auf 5 auf der Quadratmeile. Etwas geringer schätzte Robert Schomburgk die Bevölkerung eines Gebietes von ca. 800 Quadratmeilen an den Flüssen Barima, Waini und Cujuni auf 2500 Seelen.[7]) Man sieht, wie alle diese voneinander unabhängigen Schätzungen auf nicht sehr weit verschiedene Zahlen hinauslaufen. In der Dominion von Kanada lebt heute nicht 1 Indianer auf der Quadratmeile, während in Britisch-Columbia die indianische Bevölkerung sich zu 2,3 zusammendrängt. Die Lebensweise der Aino in dichtbewaldetem Lande von lohnender Jagd und an fischreichen Küsten mit möglichst wenig Ackerbau erinnert an diejenige der Indianer des pazifischen Nordamerika. Ihre Dichtigkeit mochte wohl vor dem starken Vordrängen der Japaner mehr als 12 betragen, auf welche Zahl wir sie

unter Annahme der Minimalsumme von 16000 veranschlagen.

Die Frage der voreuropäischen Bevölkerung Nordamerikas hat in den Diskussionen über die Gründe und Ausdehnung des Aussterbens der Indianer eine große Rolle gespielt. Wir werden in diesem Zusammenhange im 10. Abschnitt darauf zurückzukommen haben. Hier nur so viel, daß diese alten Bevölkerungszahlen Nordamerikas früher viel zu hoch angenommen worden und daß sie dann von solchen, die das Aussterben der Indianer als eine unbedeutende Thatsache hinzustellen suchten, ebenso wieder unterschätzt worden sind. Für den fruchtbaren Süden und Osten Nordamerikas, etwa ein Zehntel des Landes umfassend, dürfen wir nach den eben dargelegten Grundsätzen die Bevölkerung der Jagd mit Ackerbau verbindenden Stufe, etwa nach dem Satze 25 auf eine Quadratmeile, voraussetzen, was in Verbindung mit einer dünnen Bevölkerung wandernder Jäger für den Rest immerhin eine Summe von 1¼ bis 1½ Millionen, d. h. eine mindestens um das Vierfache den heutigen heruntergekommenen Rest übertreffende Zahl ergeben würde. Herr W. H. Dall, der die Freundlichkeit hatte. mir seine der breiteren Begründung und der Veröffentlichung in hohem Grade würdigen Ansichten über diese Frage brieflich darzulegen, wendet sich hauptsächlich gegen die schematische Anschauung, die ganz Nordamerika als Gebiet einer einzigen Kultur auffaßt, während mehrere, mindestens drei verschiedene Abstufungen in dem einheitlichen Grundtypus altindianischen Lebens unterschieden werden müssen, welchen auch verschiedene Dichtigkeitsgrade der Bevölkerung entsprechen. Als allgemeine Gründe der verhältnismäßig dünnen Bevölkerung sind besonders zu beachten die bei der Unvollkommenheit der Ackerbauwerkzeuge unvermeidliche Beschränkung des Ackerbaues und damit aller daran sich knüpfenden höheren Entwickelung auf die natürlichen Lichtungen an den Flußufern und auf gelegentliche kahle Höhenrücken; die Einschränkung der Wohnsitze durch wirkliche oder mögliche Feindseligkeiten der Nachbarn; die Beschränkung des Verkehrs, der außerhalb der subarktischen Regionen großenteils zu Boot auf Flüssen und Seen sich bewegte, da alle Lasttiere fehlten. Was die wandernden Jägerstämme anbelangt, so folgten diese den jahreszeitlichen Zügen des Wildes und der Fische und beuteten einen guten Teil derselben, besonders Büffel und Elkhirsch, aus. Sie konnten die trockenen Prärien und wüsten Ebenen des Westens nur an den Rändern betreten, hatten auch, solange der Büffel die Waldregion bewohnte, keinen Anlaß dazu. Erst die Einführung des Pferdes hat sie in diese Gebiete vordringen lassen.

Für die Bevölkerungen **wüsten- und steppenhafter Gebiete**, die großenteils aus Nomaden, welche mit Herden von einem Weideplatz zum anderen ziehen, und in die Oasen gedrängten Ackerbauern bestehen, ist bereits eine

erheblich größere Zahl anzunehmen als für die Waldnomaden. Aber die Maximalzahl scheint 100 auf die Quadratmeile nicht zu übersteigen und bleibt also weit hinter derjenigen zurück, welche der Ackerbau möglich macht. Auf dem jetzt russischen Turkmenengebiet schätzte man vor der Eroberung die Bevölkerungsdichtigkeit zu 40 per Quadratmeile, wenn alle unbewohnbaren Wüsten mit herangezogen wurden, und zu 80, wenn die Hälfte des Landes als eigentliches Weide- und Wandergebiet angesehen ward. Auch die neuesten Zahlen, welche Levasseur nach Troinitsky gibt [8]), schwanken für die steppen- und wüstenhaften Bezirke Semipalatinsk, Semiretschensk, Ural, Amu Darja, Transkaspisches Gebiet alle zwischen 40 und 115. Die Sinaihalbinsel würde nach Rüppells Schätzung nur 7 Bewohner auf der Quadratmeile zählen. Die älteren Schätzungen Nubiens und Kordofans ergaben vor dem Mahdiaufstand 90 für Nubien, 65 für Kordofan. Für Tripoli lassen die türkischen Angaben 45 annehmen. In der Uebergangszone vom Atlasland in die Wüste, jenen Steppen, „welche unbebaut, aber noch nicht Wüste sind, wiewohl sie das Bild der Wüste gewähren“ [9]), und einen Strich von 15000 Quadratmeilen in der Nordhälfte dessen bilden, was man marokkanische, algerische und tunesische Sahara nennt, wohnen durchschnittlich 70 Menschen.

Fassen wir Uebergangsgebiete ins Auge, welche den Ackerbau oasen- und strichweise in wachsendem Maße neben der wandernden Viehzucht aufkommen lassen, so erkennen wir, wie schon im letzten Beispiele, den die dichtere Bewohnung begünstigenden Einfluß des sedentären Lebens, welches Arbeitsteilung, die der Nomadismus nicht kennt, und damit Volksvermehrung voraussetzt. Die Uebergangsgebiete von Steppe zu Bauland in Kordofan und Takna zählen 2—300 auf der Quadratmeile, diese Bevölkerung wird dünner nach Westen und Norden (80 auf der Quadratmeile, entsprechend den Saharasteppen) und dichter nach dem vom abessinischen Hochlande her befeuchteten Sennaar zu.

Dieser Gegensatz der Ausbreitung und Zusammendrängung macht sich selbst in den armen Gebieten an

der Grenze der Oekumene geltend. Nach der Schätzung von Aurel Krause beträgt die Zahl der Rentiertschuktschen 2000, das macht über eine Fläche von 5000 Quadratmeilen verteilt $2^1/_2$ Quadratmeilen auf den Kopf. Auf viel engerem Raum sitzen an den Küsten die Fischervölker der ansässigen Tschuktschen und Eskimo mit zusammen gegen 4000.

Der unvollkommene Ackerbau und die weniger entwickelte Industrie der westasiatischen Länder haben trotz einzelner Anhäufungen niemals eine so hohe Dichtigkeit sich verwirklichen lassen, wie das moderne Europa sie kennt. Wir glauben, daß Vambery recht hat, wenn er sagt: „Die Bevölkerung des moslimischen Ostens konnte selbst unter den günstigsten politischen und sozialen Verhältnissen, wenngleich zahlreicher als jetzt, nie so zahlreich gewesen sein, als wir gewöhnlich laut Angabe orientalischer Geschichtschreiber und Reisenden anzunehmen pflegen. Von einem Populationsverhältnis, wie wir es heute in Europa und Amerika vor uns sehen, hat im mohammedanischen Osten nie und nimmer die Rede sein können [10]).“ Die Volksdichte Persiens kann auf 200 bis 250, diejenige der asiatischen Besitzungen der Türkei auf 400—500 veranschlagt werden. Das sind ungefähr die Dichtigkeiten, wie sie in Russisch-Asien nach etwas genaueren Feststellungen für die vergleichbaren Gebiete von Samarkand und Ferghana angegeben werden.

An diese Dichtigkeiten schließen sich nun in den jüngeren Kulturländern diejenigen an, welche in noch nicht voll entwickelten Ackerbaugebieten gefunden werden. Es ist die Dichtigkeit der sog. Baumwollenstaaten Nordamerikas und der blühendsten Plantagengebiete von Brasilien. Aber auch in älteren Ländern findet in weniger begünstigten Gebieten, im nördlichen Rußland und Schweden, sich eine um 500 schwankende Dichtigkeit. Dieselbe erhebt sich in reinen Ackerbaugebieten der gemäßigten Zone rasch auf 2000—2500 (Mecklenburg, Pommern, zentralfranzösische Departements), dazwischen liegen in alten wirtschaftlich wenig entwickelten Ländern wie Spanien, Sardinien und in den fruchtbarsten jungen Ackerbau-

staaten des nordamerikanischen Westens (Illinois, Ohio. Indiana) Dichtigkeiten von 1000—1500. Aber in allen diesen Zahlen sind Städte und einzelne gewerbliche Mittelpunkte mit inbegriffen und sie sind es, die in unserer Zone die über 2000 hinausgehenden Dichtigkeiten, wie z. B. die südbayerischen Kreise sie von 2500 bis 3000 aufweisen, wesentlich bestimmen. Je mehr die große Gewerbthätigkeit Raum gewinnt, desto mehr verdichtet sich nun die Bevölkerung. Die über die besten Mittel und Werkzeuge für Gewerbe und Verkehr verfügende höchste Kultur, welche sich in Europa und bei den europäischen Tochtervölkern entwickelt hat, weist die dichtesten Bevölkerungen unabänderlich in den Mittelpunkten der Gewerbs- und Handelsthätigkeit auf. Die Dichtigkeiten über 15 000 kommen bei uns in den steinkohlen- und eisenreichen Bezirken der Ruhr, der Sambre, Sachsens und Englands vor, wo Quadratmeilen aufhören Land zu sein, um in große Werkstätten sich zu verwandeln. —

Man würde also folgende Reihe wachsender Zahlen. deren Zunahme mit derjenigen der Kultur fortschreitet. entwerfen können:

Bewohner auf der Quadratmeile.

Jäger- und Fischervölker in den vorgeschobensten Gebieten der Oekumene (Eskimo). 0,1—0,3.

Jägervölker der Steppengebiete (Buschmänner, Patagonier, Australier). 0,1—0,5.

Jägervölker mit etwas Ackerbau oder an Ackerbauer sich anlehnend (Indianer, Dajak, Papua, ärmere Negerstämme, Batua). 10—40.

Fischervölker an Küsten und Flüssen (Nordwestamerikaner, Bewohner der kleinen polynesischen Inseln). Bis 100.

Hirtennomaden. 40—100.

Ackerbauer mit Anfängen von Gewerbe und Verkehr (Innerafrika, Malayischer Archipel). 1—300.

Nomadismus mit Ackerbau (Kordofan, Sennaar). 2—300.

Länder des Islam in Westasien und im Sudan. 2—500.

Fischervölker, die Ackerbau treiben (Inseln des Stillen Ozeans). Bis 500.

Junge Länder mit europäischem Ackerbau oder klimatisch unbegünstigte Länder Europas. 500.

Reine Ackerbaugebiete Mitteleuropas. 2000.

Reine Ackerbaugebiete Südeuropas. 4000.

Gemischte Ackerbau- und Industriegebiete. 5—6000.

Reine Ackerbaugebiete Indiens. Ueber 10,000.

Gebiete europäischer Großindustrie. Ueber 15000 [11]).

Aus dieser Aufzählung erhellt, daß, wenn auch die ungleichmäßige Verteilung ein Merkmal der Völker auf tieferer Stufe ist, doch die Skala ihrer Dichtigkeiten eine viel geringere bleibt, weil die Ursachen der wechselnden Grade derselben viel einförmigere sind. Es fehlen die großen und kleinen Städte mit ihrer Massenanziehung, die Verdichtungen über den Lagern wertvoller Mineralien und in den Gebieten großer Gewerbthätigkeit; selbst die Landwirtschaft wird über ganz Innerafrika hin gleichmäßig schwach und schwankend nach Ertrag und Art betrieben. Es gibt nicht die Unterschiede der weiten Getreidefelder mit dünner Bevölkerung und der gartenartig angebauten, dichtbevölkerten Regionen der Kulturgewächse. Der Ackerbau ernährt in Monbuttu nicht viel mehr Menschen als in Lubuku, höchst selten sind die Beispiele, daß er in größerem Maßstabe für den Absatz bei Nachbarvölkern arbeitet. Die Batua und die Akka, beides abhängige Jägervölkchen, sind am Lubi ebenso dünn im Wald verteilt wie am Uelle. Der Wald ist überall im Negerland dünner bevölkert als die Savanne und die Zusammendrängung der Wohnstätten kann am unteren Kassai nicht viel geringer sein als am unteren Weißen Nil. Es ist eine Aufgabe der Wissenschaft, diese typischen Zustände der Bevölkerung auszusondern, zu charakterisieren und nach ihrer Verteilung zu forschen, dieselbe vielleicht sogar kartographisch darzustellen. Ihre Wichtigkeit für die geographische Bevölkerungsschätzung ist früher (s. o. S. 156 u. 170 f.) betont worden.

Fruchtbarer Boden und dünne Bevölkerung. Es ist

eine alte Beobachtung, daß wo die Natur am freigebigsten ist, der Mensch am schwersten sich zu höherer Kultur emporarbeitet. Fruchtbarkeit des Bodens vermag nicht für sich allein die höchsten Dichtegrade der Bevölkerung hervorzurufen, sie kann ohne zahlreiche Arbeitskräfte ausgenutzt werden und vermag nur eine beschränkte Zahl von Menschen direkt zu ernähren. In den Tropen ist das Graben im fruchtbaren, feuchten Boden als fiebererzeugend gefürchtet, die üppige Vegetation erschwert die Freihaltung des Ackerlandes von wucherndem Unkraut und die Fülle besonders des kleineren und niederen Tierlebens wirkt zerstörend auf Pflanzungen und Ernte. Leichte Arbeit wird begünstigt, schwere zurückgedrängt. Folgendermaßen schildert Ed. André den Zustand an einer prädestinierten großen Verkehrsstraße, dem unteren Magdalena: Einige Fruchtbäume (Kokospalmen, Brotfrucht-, Breiapfel- und Melonenbäume) nähren die Anwohner. Die Ueppigkeit der Vegetation überhebt sie jeder Arbeit. Ueberall wächst die Kaffeestaude; der Orangenbaum trägt ohne Unterlaß seine Goldäpfel; ohne Zuthun des Menschen ranken sich Kürbispflanzen um die Bäume, welche Krüge und Schalen liefern, und das Zuckerrohr dauert ein Vierteljahrhundert aus, ohne erneuert werden zu müssen. Aber der Reichtum wird kaum benutzt, die Entvölkerung nimmt zu; während das Thal des Magdalenenstromes allein vielleicht 50 Millionen Menschen nähren könnte, zählt ganz Columbia heute noch nicht 4 Millionen [12]). Die Erwachsenen arbeiten fast nichts, sie sammeln ein wenig Holz, das sie an die Dampfschiffe für Branntwein verkaufen oder einige Säcke voll Früchte der Taquapalme. Das sind die Zustände, welche Georg Forster in seinem berühmten Aufsatze über den Brotfruchtbaum [13]) so verlockend geschildert, wo er die Berechnung anstellt, daß eine Person vom Ertrag dreier Bäume acht Monate lang reichlich leben könne und daß 27 solche Bäume einen Flächenraum einnehmen, der in den fruchtbarsten Gegenden Europas zur Not einen Menschen ernährt. Es sind die Zustände, von denen Cook sagte: Hat jemand in seinem Leben nur

zehn Brotfruchtbäume gepflanzt, so hat er seine Pflicht gegen sein eigenes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht ebenso vollständig und reichlich erfüllt, wie ein Einwohner unseres rauhen Himmelsstriches, der sein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sommerzeit geerntet und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas Geld kümmerlich erspart hat. Auch auf diesen angeblich so glücklichen Inseln hat die Leichtigkeit des Erwerbes der Lebensnotwendigkeiten nicht eine entsprechend dichte, durch ihre Menge und innigere Berührung sich bereichernde und fortbildende Bevölkerung gezeugt. Wenn dort in Columbien die Bevölkerung in den üppigsten Tropengegenden fast stabil ist, so erscheint sie hier in einem traurigen Verfall und Rückgang. Man erkennt keine direkte Beziehung zwischen dem Reichtum der Naturgaben und dem Gedeihen der Bevölkerung.

Es kann als eine allgemeine Regel ausgesprochen werden, daß in allen Ländern, welche in den Tropen und im gemäßigten Klima liegen, die tropischen Provinzen viel dünner besiedelt sind als die subtropischen und in der Regel diese dünner als diejenigen des gemäßigten Klimas. Selbst im dichtbevölkerten Indien und China liegen die größten dichtbevölkerten Gebiete dort diesseits des Wendekreises, hier nördlich von 30° n. Br. Lehrreich ist Brasilien, dessen dünnstbevölkerte Provinz Amazonas, während die dichtestbevölkerte Rio de Janeiro ist. Sao Paulo ist 13mal bevölkerter als Pará. In welch folgenreicher Weise in jenen Teilen Südamerikas, welchen in ausgedehnten Hochflächen kühleres Klima gewährt ist, mit der dichteren Bevölkerung auch die höhere Kultur auf den gemäßigten Höhen sich ausgebreitet hat, während dünne Bevölkerung die tropischen Regionen besitzt, ist oben bereits dargelegt worden. In Columbia, wo die Sonderung zwischen Hoch- und Tiefland besonders scharf zieht, kann die Hochebene als das Gebiet der spanisch-indianischen Kultur, das tropische Waldland der Isthmusregion, des Abhanges der Cordillere und des Magdalenathales wesentlich als Indianerterritorium aufgefaßt werden.

In den Tropen läßt man die natürlichen Hilfsquellen versiegen, die man in den gemäßigten Erdgürteln künstlich bis zum Bedenklichen zu vermehren sucht. Der Verfall des Ackerbaues in den sich selbst überlassenen Tropenländern ist sehr lehrreich. Wie bezeichnend die einzige Thatsache, daß auf Pitcairn die Brotfrucht durch Vernachlässigung selten geworden war, als John Barrow 1830 die Insel besuchte. In Barbadoes haben die Engländer die Kultur in energischer Hand behalten und die Bevölkerung wohnt zu 418 auf dem Quadratkilometer, während sie in dem einst blühenden Jamaika auf 56, in Haïti auf 33, in San Domingo auf 11 herabgesunken ist. Wo wirtschaftliche Ausbeutung der Naturschätze des Tropenwaldes versucht wird, wie in den Cinchonawäldern Perus und Columbiens, dem Kautschukgebiete Nordostbrasiliens, den Mahagoniwäldern Mittelamerikas, hat zerstörende Raubwirtschaft den niederen Grad dieser Arbeitsweise bezeugt, die das Gegenteil von Kulturarbeit ist, da sie der Bevölkerung keine neuen Hilfsquellen eröffnet, sondern alte zerstört.

Armer Boden und dichte Bevölkerung. In Gegenden, die von Natur ärmer sind, mag eher die tiefe Kulturstufe, in deren Wesen Anspruchslosigkeit liegt, die Anhäufung einer Bevölkerung befördern, welche zahlreicher ist, als die ihr gebotenen Hilfsmittel erwarten lassen. Gebiete, die dem Ackerbau und der Viehzucht unzugänglich sind, können unter Umständen eine reichere Anzahl von Jägern oder Fischern ernähren. Ob Grönland, wenn es keine Eskimo hätte, ebensoviele Europäer, besonders im Norden, ernähren würde, ist zweifelhaft. Von Californien glaubt Powers, daß selbst zur Zeit der ergiebigsten Goldwäscherei z. B. das Thal des Trinity nicht so viel Weiße ernährt habe, wie Indianer hier von den zahllosen Manzanita- und Hucklebeeren lebten, von welchen er behauptet, daß es Felder gebe, die mehr Nahrung dem Menschen zu bieten im stande seien, als die gleiche Fläche besten Weizenfeldes. Der Ackerbau werde hier nicht den vierten Teil der Volkszahl ernähren,

die in der Epoche der „savagery" hier gelebt habe [14]). Der ausgreifende, unruhige Charakter, das Leben der Völker auf niederer Stufe der Kultur, erweitert unter Umständen den Bereich der Hilfsquellen, wie das z. B. der Nomadismus thut, der ja nur unter der Voraussetzung eines Wanderns möglich ist, welches die Hilfsquellen eines guten Landes verderben läßt, dafür aber auch wieder diejenigen eines schlechten Bodens von weitem Umkreise her zusammenfaßt. Eine Wirtschaft, welcher Zeit noch nicht Geld geworden ist, gedeiht auf räumlich breiter Basis, wo die fleißigere, aber beschränktere Arbeit kaum genügende Früchte trägt. Es ist von Kennern der nordamerikanischen Indianer darauf aufmerksam gemacht worden, daß wenn in einzelnen Thälern 5 oder 6000 Menschen eines Stammes in der Dichtigkeit von über 3000 auf der Quadratmeile lebten, sie den unbeschränkten Nutzen von Wald, Weide, Fischwasser hatten, deren Fläche die ihrer Wohnsitze weit übertraf. Damit kommen wir aber doch wieder auf die eingangs erwähnte Notwendigkeit weiten Areales zurück. Und eng hängt mit ihr die Thatsache zusammen, daß alle die Verdichtungen der Bevölkerung, von welchen hier gesprochen wird, nur ganz örtliche sind, so daß wir doch nur den Eindruck einer im ganzen dünnen Bevölkerung gewinnen, sobald wir über die Anhäufungen in beschränkten Gebieten hinausgehen.

Die kulturfördernde Wirkung einer dichten Bevölkerung kann aber nicht von diesen einzelnen und sich vereinzelnden Zusammendrängungen ausgehen, die an weite, öde Hinterländer sich anlehnen oder durch weite leere Strecken voneinander getrennt sind. Sie hat vielmehr ihren Sitz in zusammenhängend über weite Gebiete hin dicht wohnenden Bevölkerungen, welche über 10000 Quadratmeilen wesentlich gleich dicht verbreitet sind und dauernd sich so erhalten. Wir erinnern an den Satz von Oscar Peschel, daß jede Vermehrung der Bevölkerung auf einer gegebenen Fläche dem Menschen den Zwang auflege, seine gesellschaftlichen Instinkte weiter auszubilden, daß daher in den großen Bevölkerungsziffern an

sich schon die Gewähr gesellschaftlicher Verfeinerungen liege [15]). Die Kultur gedeiht nicht in Oasen, man müßte denn Aegypten oder Mesopotamien mit Bevölkerungen, die einst 10 Millionen zählen mochten, noch als Oasen gelten lassen wollen, wobei allerdings von der Oasenlage nur der Schutz als Kulturelement zu betrachten wäre.

Ungleiche Verteilung der Bevölkerung. Zu den Merkmalen niedrigeren Kulturstandes gehört die sehr ungleiche Verteilung der Bevölkerung. Sie entspricht der Verteilung kleiner aber zahlreicher Gegensätze über enge Gebiete, welche Merkmal der Kulturarmut ist. Je höher die Kultur steigt, desto ebenmäßiger verteilt sich die Bevölkerung über ein Land. Durch fast ganz Afrika geht der Gegensatz bewohnter und unbewohnter Gebiete. Jedes Land verlangt einen unbevölkerten Saum. Dieses bedingt nicht bloß eine ungleichmäßige, sondern auch eine unvernünftige Verteilung. Altamerika überließ die fruchtbarsten tiefgründigen Schwarzerdeprärien am Illinois und Kansas einigen Horden von Büffeljägern, während in dürren Thälern Neumexikos sich Hunderte in den Höhlen der Thalhänge zusammendrängten. Mag die Küstenregion Westafrikas verhältnismäßig dicht bevölkert sein, wie in Togo, so hemmt doch abseits der altausgetretenen Pfade, sowie man ins Innere dringt, das Dickicht, Schilfrohr u. dergl. alle größeren Märsche [16]). Die beengende Stille, welche Stanley auf der Ebene am Südfuß des Ruwenzori schildert, wo das ganze Volk ausgewandert ist, gehört zu den Merkmalen der „historischen Landschaft“ des Afrikas der Neger. Aber dieselbe Stille umfing Schomburgk im oberen Corentyne-Gebiet, wo er 15 Meilen breite Striche durchzog, die „seit Geschlechtern keinen Menschen mehr gesehen hatten“. In Polynesien finden wir landeinwärts von dichtbevölkerten Küsten dünne, flüchtige Bewohnung oder Menschenleere. In Ländern, wo ein gewisser Grad von Friede und Ordnung wenigstens für eine Reihe von Jahren herrscht: in den Fulbestaaten, Uganda, früher auch im Dinka- und Schillukgebiete des oberen Nil begegnet man einer für diese Stufe

erstaunlichen Dichtigkeit der Bevölkerung, während nahebei weite Strecken öd liegen, welche oft noch die frischen Spuren früherer Bewohnung tragen. Es liegt das Unorganische eines willkürlichen Hingeworfenseins, eines Haufwerks in dieser Verteilung. David Livingstone schildert in folgenden Worten einen Strich östlich vom Nyassa, den er ganz menschenleer fand: Ein Land so schön, wie man es nur irgendwo finden kann, das überall die Spuren seiner einst fruchtbauenden und eisenschmelzenden Bevölkerung trägt. Den Thonpfeifen, womit sie die Röhren ihrer Blasebälge in die Oefen einsetzten, begegnet man allenthalben. Die Furchen der Felder, auf denen sie Mais, Bohnen, Hirsen und Kassawa pflanzten, sind noch nicht geebnet, sie bleiben noch als Zeugen des Fleißes der früheren Bewohner[17]). In Stanleys Schilderungen aus Manjema und vom mittleren Congo, in Schweinfurths Beschreibungen der Länder der Djur und der Bongo findet man ähnliche Scenen. Wer empfindet nicht tief das Ergriffensein mit, von welchem Wißmann uns angesichts der Trümmer der großen Dörfer der Baqua-Peschi Kunde gibt, eines Stammes der Beneki am oberen Lubilasch im Jahre 1882, welche er 1886 nur in Trümmern wiederfand: „Jetzt ein kleines Paradies, waren 4 Jahre später dieselben Palmenhaine verödet. Welche Veränderung war vorgegangen! Rechts und links vom Wege überwucherte das Gras die Stellen, wo früher glückliche Menschen lebten. Nur ein halbverkohlter Pfahl oder ein in der Sonne bleichender Schädel zeigte, was hier geschehen war. Grauenhaft war die Totenstille, als ich im Jahre 1886 unter dem Schatten derselben Palmen wandelte, unter denen nur so wenig früher lautes Jubeln und freundliches Grüßen von Tausenden mir entgegenschallte, und heiß überlief mich das Gefühl des Zornes über die, welche hier solch entsetzliche Aenderung hervorgerufen hatten, die Araber[18])". Und hart daneben treibt das Leben dieser Völker seine üppigsten Schosse und läßt Dorf an Dorf sich reihen. Die Striche wechseln wie grüne und hagelgetroffene Felder. So ist ein Feld heute verwüstet, das gestern noch grünte.

Volkszahl und Geschichte. Für die Beurteilung der Geschichte eines Volkes ist die Zahl desselben von großer Bedeutung. Die Geschichte der kulturarmen Völker wird mit kleinen Zahlen gemacht. Wenn ein Indianerstamm, der so viel genannt wird, wie die Mandanen, endlich mit 900—1000 Seelen auftritt [19], erscheint uns sein Gewicht geringer als sein häufiges Hervortreten in den Reiseberichten und Geschichtserzählungen vermuten ließ. Hat er durch die Beherrschung eines weiten Raumes ohne Zweifel dazu beigetragen, der Meinung von seiner Größe, sogar der Furcht vor seinem Namen entsprechende Verbreitung zu geben, so ist dieses doch nur ein sehr schwankender Boden. Nationen im europäischen Sinne sind natürlich solche Völkerschaften nicht, denn jene setzen schon vermöge ihrer Zahl eine ganz andere Dauer und Kulturkraft voraus. Wie Mentzel von den Hottentotten sagt: Man muß sich von ihren Völkerschaften nicht vorstellen, daß es ausgebildete Nationen wären, die ganze Provinzen mit Menschen erfüllten. Hier ein Kraal, 2 oder 3 Tagreisen davon wieder ein Kraal von 100, 150, höchstens 200 Köpfen können zwar bald einen großen Distrikt Landes inne haben, aber wenn hier ein Baum und eine Viertelmeile davon wieder ein Baum stehet, so kann man keinen Wald daraus machen [20].

In einem Gebiete, wie es das nördlichste Asien ist, wo notdürftig und den größten Wechselfällen ausgesetzt ein paar Tausend Menschen leben, konnten geschichtlich bedeutende Völker nicht entstehen. Die Leistung jedes einzelnen bleibt unfruchtbar, wenn sie nicht von folgenden Geschlechtern aufgenommen und von Nachbarn weitergegeben wird. Solche Länder konnten in Einem Siegeslauf von ein paar Tausend Europäern gewonnen werden, die trotz ihrer geringen Zahl fast überall in der Ueberzahl auftraten, weil sie nur zerstreute Völklein vor sich hatten. Aehnliches zeigt die Besiedelungsgeschichte der nur am Rande bewohnten polynesischen Inseln, welche niemals eine beträchtliche Volkszahl den sich festsetzenden Weißen entgegenzustellen hatten. Selbst auf Neuseelands Südinsel sitzen heute nach einer Kolonisations-

arbeit von zwei Generationen wohl doppelt soviel Weiße, als je Maori im ganzen Archipel gewohnt haben. In der Zahl liegt nicht alles, was Geschichte bedeutend macht, wohl aber ist die Grundbedingung des Geschichtsverlaufes ein Zusammenhang, den nur die Zahl gewährleistet. In keinem Lande hat die Natur so wenig gethan, um die Menschen einander zu nähern, wie in Australien. Die wasserlosen Striche, der undurchdringliche Scrub, der Mangel der Wasseradern, an welchen der Verkehr sich hinziehen konnte, alles wirkt auf Trennung. Daher die Kleinheit der Stämme, daher ihre armselige Geschichte.

In der menschenleeren Steppe bringt die Ueberzahl den Sieg selbst denen, die mit Schwäche beginnen. Endlich gewinnen sie es mit ihrer Masse. Dies erklärt das trotz aller Rückschläge seit Jahrhunderten andauernd siegreiche Vorrücken der Chinesen in der ganzen östlichen Mongolei und quer durch dieselbe hindurch bis in die Hochsteppen am Pamir. Sie waren nach den härtesten Schlägen bereit und im stande Nachschub zu leisten und zogen sich nie zurück, ohne wieder vorzurücken. Als sie 1861 Ostturkestan hatten verlassen müssen, kamen sie 1876 zurück und Kuldscha, aus dem sie in den blutigen Tagen des Jahres 1865 gewichen waren, besetzten sie 1881 wieder. An ihrer überlegenen Kultur behalten sie stets einen Halt. Diese alte Kultur des immer noch mächtigen Reiches blieb auf Grund einer gewaltigen Volksmenge, die gezwungen ist zu arbeiten, lebenskräftiger, als viele wähnen, und die Erfahrung hat die Schilderung nicht bestätigt, welche nach dem Bilde, welches sie 1871 gewährte, Prschewalsky von der verfallenden chinesischen Kolonisation in Ostturkestan entwarf.

In dichterer Bevölkerung entwickelt sich leichter eine Sicherheit der politischen Verhältnisse, welche das ruhige Weiterwachsen gestattet. Dünn wohnend, in kleine Familienstämme zersplittert, die durch weite leere Räume voneinander getrennt sind, laden die meisten Völker tieferer Stufe schon durch diese Verbreitungsweise ihre Feinde zum Angriff ein. Die **Einschiebung** ganzer Massen fremder Völker in einen politischen Körper, wie das

Lundareich, in das die Kioko in zwei Linien von Westen her vordringen, ist nur in einer Bevölkerung möglich, welche sehr große Lücken zwischen sich läßt. Die Fan haben nicht bloß wegen ihrer größeren kriegerischen und wirtschaftlichen Energie, sondern auch durch ihre raschere Vermehrung an Macht und Raum zusehends unter ihren Nachbarn gewonnen. Dichtere Bevölkerung, wenn nicht von sklavenhafter Schwäche, setzt einen Wall. Wie Giraud von Kondé sagt: Hier ist kein Einfall seitens der Nachbarn zu fürchten, denn die Bevölkerung ist dicht und verteidigt sich daher leicht. „Sie braucht sich bloß leben zu lassen“ [21]). Und ganz so Burton von den Wagogo: Die Stärke der Wagogo liegt in ihrer verhältnismäßig großen Zahl, denn da sie nie (gleich ihren Nachbarn) zur Küste hinabwandern, sind ihre Dörfer voll waffenfähiger Männer [22]). Oft sind europäische Kolonien im bevölkerungsschwachen Jugendalter durch starke Menschenverluste an den Rand des Verderbens gekommen. Der Verfall Paraguays nach dem Kriege von 1864, der Rückgang von Matto Grosso, als es 1867 durch Krieg und Blattern 12—15000 von 65000, also 1/5 bis 1/4 verloren hatte, das jahrelange Leiden der östlichen Kapkolonie nach den Kaffernkriegen von 1811 und 1819 sind Beispiele von Rückschlägen, wie sie dort heute nicht mehr denkbar sind.

In einem großen oder wenigstens in einer oder der anderen Richtung weit ausgedehnten Lande wird die dichtere Ansammlung der Bevölkerung an einer bestimmten Seite immer auch den Erfolg haben, dieser Seite ein geschichtliches, besonders ein kulturgeschichtliches Uebergewicht zu erteilen: Ostchina, Gangesland, Unterägypten. Dichte Bevölkerung an und für sich ist kein Element von politischer Stärke in einer Nation, aber sie macht nachhaltig. Die Leichtigkeit, mit der Aegypten, Indien, China, diese wimmelnden Menschenknäuel, oft von Eroberern unterworfen wurden, die an Zahl soviel geringer waren, ist seit Alexanders Zug nach Aegypten und Babylonien der Welt wohl bekannt. Reagierten aber diese Massen nicht auf den ersten Anstoß, so wider-

standen sie den Angriffen auf ihr Volkstum, gestützt auf die Ueberzahl, die sie besitzen, um so nachhaltiger und zäher und in der Regel büßten die Eroberer ihren Triumph damit, daß in den weiten Wogen des unterworfenen Volkes ihr eigenes Volkstum ertrank. Was würde das Schicksal der europäischen Kultur in Indien sein, wenn heute die Verbindung mit England und überhaupt mit Europa aufhörte? Kein Zweifel, die trägen, ungebildeten, dem Fortschritt abgewandten Hunderte von Millionen errängen den Sieg der erdrückenden Massen über die kleine Minderheit zurückgebliebener Europäer und Eurasier. Sie verschlängen deren Besonderheiten, wie sie einst diejenigen der Träger griechisch-baktrischer Macht verschlungen haben. Da die höchsten und wichtigsten Kulturleistungen immer auf der Arbeit der an Zahl geringen höheren Schichten eines Volkes beruhen, liegt in diesem Massendruck eine kulturfeindliche Tendenz.

Es liegt im Wesen mancher Völker, besonders auf Küsten und Inseln, in geringer Zahl aufzutreten und dennoch große geschichtliche Aufgaben zu lösen. Daß gerade diese energisch und weit ausgreifenden Völker dann ebenso rasch vergehen, ist die Ursache einer großen Schwierigkeit ethnographischer und prähistorischer Forschung; wir finden die Steine noch an alten Stätten, kennen aber die Hände nicht, die sie gewälzt. Niemand beantwortet die Frage, welches Volk vor den Phöniziern die Rolle des Säemanns übernommen hatte, der über weite Gebiete die Keime einer eigenartigen Kultur ausstreute. Es ist die Frage, welche uns am Beginne der ägyptischen Kultur um Antwort angeht. Die Thatsache, daß, je enger der Raum, auf welchem die Geschichte der Menschheit sich abspielt, desto gründlicher die Vernichtung der früheren Geschlechter, desto rascher der Niedergang alter, der Aufgang neuer Rassen und Völker, rückt die Möglichkeit einer bestimmten Antwort noch weiter hinaus.

Die Geschichte, welche für uns Urgeschichte, ist immer mit viel kleineren Menschenzahlen gemacht worden, als man glaubt. Die heutigen Naturvölker können uns lehren, wie klein die Faktoren sind, mit welchen in

früheren Jahrtausenden die Geschicke der Menschheit entschieden wurden. Sie können uns auch lehren, auf der Hut zu sein gegenüber den Verwechselungen kleiner und großer Völker, welche leicht stattfinden, wenn man gewohnt ist, sie immer in einer Linie zu nennen und nicht daran zu denken, welche Zahlengrößen sich unter der Hülle gleich groߟtönender Worte bergen. Wenn Rink die Eskimo in sechs Familien teilt, von denen die Mehrzahl nur aus ein paar tausend Köpfen besteht, so ist die Frage berechtigt: Welche Bedeutung hat die Kopfzahl in der Aufstellung ethnographischer Begriffe? Ein Stamm von ein paar tausend Köpfen ist vor allem in anthropologischer Beziehung etwas ganz anderes als einer von ebenso Millionen, denn er wird viel eher zurückgedrängt, selbst vernichtet, er wird viel weniger nachhaltige Wirkungen auf seine Nachbarn üben.

Auch eine ethnographische Bedeutung der Völker ist also nicht mit einer so geringen Zahl zu vereinigen, daß eine Dauer nicht abzusehen, zugleich aber auch nicht anzunehmen ist, daß bei 2—3000 Köpfen in früheren Jahrhunderten eine hervorragende, selbständige ethnographische Entwickelung stattgefunden habe. Wenn wir die Zahl der Veddah zu 1500—2000 annehmen [23]), so ist der Völkerschaft, auch wenn sie seit Jahren rückgängig sein sollte, der Stempel der historischen Inaktivität damit aufgedrückt. Das große ethnographische Interesse, welches man ihnen und ähnlichen Stämmen, z. B. den Tasmaniern, Mikronesiern, Andamanen, Nikobaren entgegenbringt, würde nur unter der Voraussetzung begründet sein, daß sie Reste einer einst sehr viel größeren Bevölkerung seien. Daß sie das mindestens nicht ungemischt sein können, dafür bürgt eben ihre geringe Zahl, welche die tiefstgehenden Veränderungen in Sitte und Rasse raschest sich vollziehen läßt. Von der ethnographischen Verarmung der kleinen Völker am Südrande der Oekumene ist früher die Rede gewesen. Die Ausartung von Völkern, die, wie die Indianer der Vereinigten Staaten, im Rückgange sich befinden, hängt mit dieser Abnahme an Zahl mehr in der gemeinsamen Ursache der Zurückdrängung als direkt zusammen [24]).

Dichtes Wohnen befördert die Vereinheitlichung der körperlichen und geistigen Merkmale eines Volkes, läßt es, mit anderen Worten, älter werden. Zerstreut wohnende, kleinere Bevölkerungsteile sind gemischter als geschlossen wohnende größere Teile derselben Rasse, wie Polynesier und Malayen zeigen. Auf einem Eiland der Neuhebriden oder der Fidschiinseln mag man mehr Verschiedenheiten der Rasse unter ein paar Tausenden finden als Java in seinen 20 Millionen zeigt. Wenn überhaupt von den beiden Zweigen des malayo-polynesischen Stammes der westliche die Rassenmerkmale deutlicher besitzt als der östliche, so ist an seine größere Volkszahl und sein kompakteres Wohnen auf größeren zusammenhängenden Gebieten zu denken. Diese Gebiete sind wie Kessel, in denen die Bevölkerungselemente immer dichter zusammengebracht und durch eine beständige innere Bewegung aneinander und ineinander verschoben werden, bis mehr als ein Volk, bis eine „politische Rasse" entstanden ist[25]). Die zunehmende Volksdichtigkeit bewirkt ohne Zweifel eine innigere Berührung des betreffenden Volkes mit seiner Unterlage, dem Lande, das es bewohnt. Je dichter die Bewohnung, um so größer die Zahl der Füße, die diesen Boden betreten, der Arme, die ihn bearbeiten, der Leiber, die sich von ihm nähren. Ist die Bevölkerung einmal sehr dicht geworden, so verliert sie an Beweglichkeit und der einzelne, welcher in immer dichter, stärker werdende, gleichsam verknöchernde soziale Gliederungen eingekeilt wird, ist den Einflüssen eines eng umgrenzten Bezirkes mehr ausgesetzt als seine freier beweglichen Vorfahren. Er verwächst immer enger mit seinem Lande.

Diese Thatsachen sind sowohl für die anthropologische als die ethnographische Betrachtung der Menschheit sehr wichtig. Der an Zahl überwiegende Bestandteil nimmt die anderen in sich auf, der Strom ertränkt den Bach. Topinard wünscht als allgemeines anthropologisches Gesetz die Erfahrung zu formulieren: In den Mischungen und Kreuzungen der Rasse ist die Zahl der große Faktor. Dies ist sehr richtig. Wenn er aber hinzufügt: Die Eroberer verschwinden als die minderzähligen, die Autoch-

thonen, als die Majorität, erhalten sich, so gilt dies nur in jenen Fällen, wo ein rasch sich vermehrendes Volk wie die Chinesen von einer verhältnismäßig kleinen Zahl eines erobernden Volkes unterjocht wird, wie 1233 es die Mongolen und 1644 die Mandschuren thaten, deren wilde geringzählige Horden in Chinas Völkermeer ertranken und deren Heimat, nachdem die Eroberer ausgezogen waren, dem unterjochten Volke angegliedert und von ihm dauernd gewonnen wurde durch planvolle Kolonisation. Die Frage liegt nahe: Wie verhalten sich die Zulu in bevölkerungsstatistischer Beziehung, also Eroberer und Staatengründer, welche dauernd von einem politischen Mittelpunkte, dessen Ausdehnung beschränkt ist, um sich greifen und durch Menschenraub sich vergrößern? In den Wahumastaaten hat entschieden das unterworfene dunkle Volk die hellen Sieger zu absorbieren begonnen, aber die Zulu, Maviti und Genossen haben so große menschenleere Oeden um sich geschaffen, daß sie von solchen Einflüssen freier geblieben sind.

Die Beziehungen zwischen dichter Bevölkerung und hoher Kultur. Kultur setzt höhere Schätzung der Menschenleben voraus und lehrt diese Schätzung. Dobrizhoffer hebt hervor, wie erst nachdem durch die christlichen Gesetze das Verstoßen der säugenden Weiber unmöglich geworden, die Monogamie in Wirklichkeit eingeführt und dem Kindsmord eine Schranke gezogen war, die Bevölkerungszahl der Abiponer sich vermehrte. Die Missionen haben, wo sie in Polynesien am tiefsten Wurzel geschlagen, die Bevölkerung am meisten zunehmen lassen. Auf das glänzende Beispiel Tongas wurde schon hingewiesen. Gebiete kulturarmer Völker sind immer durch Einwanderung d. h. durch Zufuhr von Menschenkräften zu höheren Leistungen aufgestiegen. Die Sklaverei, das Kuliwesen, die Arbeiterverträge sind Aeußerungen des Triebes nach Gewinnung der Kräfte, durch welche zunächst nur die materielle Kultur gefördert werden soll. Aber auf diesem Boden verfehlen dann nicht die höheren Blüten der Kultur sich einzustellen. In den jüngeren

Ländern der Vereinigten Staaten weiß jeder, daß langsame Besiedelung langsamen Fortschritt bedeutet. Daher der lächerliche Wetteifer in Volkszählungen oder Volksschätzungen. Vor allem die Kolonisation braucht Mengen, denn sie verbraucht. Die von Grönland nach Markland und Vinland gekommenen Normänner verließen diese Küsten hauptsächlich, weil sie einsahen, daß in den Zusammenstößen mit den Eingeborenen, die sich immer wiederholten, ihre Zahl zu gering sei. Ihre Pflanzung würde vielleicht gediehen sein, wenn ihr Rückhalt näher gewesen wäre oder sie erst eine Insel sich hätten ganz gewinnen können, um hier sich zu vermehren und auszubreiten. Die Ansiedler im norwegischen Lappmarken klagen über langsamen Fortgang der Besiedelung wegen unzulänglicher Bevölkerungszahl, die die Lohnarbeit fast unerschwinglich macht. Die Ausdehnung der Urbarmachung, die Steigerung der Produktion, damit Bereicherung und Kulturfortschritt finden an dem Menschenmangel ihre Grenzen.

Rückgang der Bevölkerung und Sinken der Kultur arbeiten einander in die Hände. Die Kulturwerke verfallen, weil die Arbeitshände abnehmen, und die Bevölkerung, welche von ihnen lebte, muß zurückgehen; indem sie weiter abnimmt, muß von neuem das Kulturniveau sinken und so immer weiter und tiefer. Beim Rückgang der Kultur treten Erscheinungen auf, wie sie in den letzten Jahren im Fayum zu bemerken waren, als die Kultur des Zuckerrohres dort nachließ. Die Wassermenge des Sees Birket el Qerun wuchs wegen zu geringem Wasserverbrauch und die Kanäle wühlten sich zu tief ein, um noch bewässern zu können. Die Bevölkerung hängt unmittelbar von dem Maße der Bewässerung ab und sank so wie dieses abnahm. Aehnliches berichtet man aus den Gebieten künstlicher Bewässerung im Atrek- und Amugebiet. Der Atrek wurde, als er den Kaspisee nicht mehr erreichte, sogar salzig im Unterlaufe und sein Wasser ungenießbar. Die Bevölkerung sank mit seinem Niveau. Die Casas grandes und die Pueblos viejos im Gilathale sind vielleicht nicht zuerst wegen Wasserabnahme, sondern wegen

der Apacheneinfälle verlassen worden. Aber heute würden die Oasen mit ihren vernachlässigten Quellen ihre frühere Bevölkerung nicht mehr zu tränken im stande sein. So führt Stoliczka die Abnahme der Bevölkerung im unteren Satledschthale hauptsächlich auf die Vernichtung der Wälder von Cedrus deodara und Pinus longifolia zurück. Die Regengüsse haben den Humus von den Felsen gewaschen, die Temperaturen sind extremer, die des Sommers vor allem so hoch geworden, daß der Ackerbau immer schwieriger und unsicherer sich gestaltete[26]. Von den geistigen Mächten noch ein Wort. Mit dem Sinken der Kultur sinkt auch die Macht geistiger Faktoren, die der Bevölkerungszunahme günstig waren und wiederum findet jenes Sinken am raschesten bei Völkern geringer Zahl statt. Daher die Armut und Brüchigkeit des Fundamentes, auf welchem die Gesellschaft dort sich aufbaut, daher die Schwäche des Haltes, den sie an den tieferen Schichten hat, die Unsicherheit des Nachwuchses, die Notwendigkeit der zwangsweisen Einverleibung fremder Völker. Eine größere Entsittlichung, als wir sie bei den kleinen unsteten, politisch bedeutungslosen und sozial fast fessellosen Stämmen der Buschmänner oder Australier finden, ist kaum denkbar. Um eines zu nennen, hat schon Martius beobachtet, daß die Regel, daß es verboten sei, in nächsten Verwandtschaftsgraden zu heiraten, bei Südamerikanern am meisten mißachtet wird bei kleinen isolierten Horden. Die zu seiner Zeit dem Erlöschen nahen Coëruna und Uainamá schienen darin am weitesten zu gehen[27].

Die Entwickelung der Volkszahl des heute dichtest bevölkerten und auf dem Gipfel der Kultur stehenden Erdteiles zeigt das langsame Heranreifen einer nie dagewesenen Dichtigkeit in enger Verbindung mit der allgemeinen Geschichte Europas. Es wiederholen sich Zeitalter rascherer Bevölkerungszunahme, und ihr Erscheinen stellt sich in einem tieferen Zusammenhange mit der allgemeinen Kulturentwickelung dar. Die Kolonisation der Römer in West- und Osteuropa hat in der Kaiserzeit einem großen Teil Europas zum erstenmal jene dichte Bevölkerung verliehen, welche die unentbehrliche Grundlage aller höheren Kultur ist. Auf dieser Basis sind Gallien, Britannien, Rätien, Westdeutschland, Pannonien, Illyrien zum erstenmal in Verbindung mit dem vorher auf die Mittelmeerländer beschränkten Kreise der höchsten Kultur jener

Zeit getreten. Die friedlichen Wanderungen aus West- und Mitteleuropa nach Osten und Norden bedingen seit dem 9. Jahrhundert die Gewinnung neuen Bodens für dichte Bevölkerung; mit dem 14. Jahrhundert war eine neue größere Blüte der abendländischen Kultur aufgegangen, die auf einer so dichten Bevölkerung ruhte, daß die Opfer der Kreuzzüge die innere Kolonisation und den Aufschwung des Städtewesens nicht mehr hemmen konnten. Seit dem Erscheinen der Pest im 14. Jahrhundert gingen im ganzen die Bevölkerungszahlen zurück. Kriege, bürgerliche Unruhen, Auswanderungen nach den neuentdeckten Westländern mußten die Reihen lichten. Erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts beginnt jene von Kriegen doch nur länderweise unterbrochene Zunahme, in welcher wir uns noch heute befinden. Wahrscheinlich ist eine Vermehrung, wie sie rings um uns her sich vollzieht, nie dagewesen. Die Verdoppelung der Bevölkerung Europas von 1800 bis 1887 (aus 175 wurden 350 Millionen), die Beschleunigung des Anwachsens z. B. in England, welches im vorigen Jahrhundert mehr als 100 Jahre für die Verdoppelung brauchte, welche es jetzt in 55 Jahren vollzieht, sind unerhört. Längst ist überall die Bevölkerung in ein Verhältnis zum Boden eingetreten, welches die Staaten die noch vor einigen Jahrzehnten üblichen Heirats- und Geburtsprämien hat vergessen lassen. Die wirtschaftliche Entwickelung, besonders auch der Verkehr, die Lösung sozialer Bande, die gesundheitspfleglichen Vorkehrungen lassen das Wachstum nicht aufhören. Sollten die Geburtsziffern geringer werden, so sorgt die Verlängerung und Erhaltung des Lebens dafür, daß die Volkszahlen nicht wie in den großen Pest- und Kriegszeiten plötzlich wieder sinken. In Europa und allen europäischen Ländern ist noch immer eine starke Verdichtung der Bevölkerung zu erwarten.

Die Kultur steigert die Zahl derjenigen, welche ihre Träger sind, vermehrt dadurch deren Leistungs- und Verbreitungsfähigkeit und sichert ihnen die Oberhand in den unvermeidlich daraus sich ergebenden Verdrängungsprozessen, besonders aber auch in den Mischungen, welche die letzteren begleiten. Zeitweilig können die veredelten Elemente in den niedrigeren aufzugehen scheinen, wie die Araber in Afrika. Auf die Dauer kommen sie doch immer an die Oberfläche. Und so liegt in dem Zusammenhang zwischen Kultur und Volkszahl die materielle Garantie für das Aufwärtsschreiten der Menschheit, welche sich immer mehr verstärken mußte, je steiler der Winkel jener Bewegung. Die Erscheinung kehrt mehrfach wieder, daß Gebiete, welche längere Zeit unter europäischer Verwaltung stehen, dichter bevölkert sind als andere. Dabei machen

sich immer zweierlei Gründe geltend: Zuwanderung und stärkere natürliche Zunahme. Der Unterschied von Natal und Zululand, von der Goldküste [28]) und Liberia zeigt die gleichen Volksstämme unter günstigeren und minder günstigen Einflüssen. Anerkannt ist es wesentlich die bessere Regierung, das größere Vertrauen auf den Bestand der Verhältnisse, welche die Bevölkerung in den britischen Provinzen Indiens nahezu dreimal so dicht sein lassen als in den Eingeborenenstaaten. In Indien, Algier, Mexiko wiederholt sich die Erfahrung, daß europäische Verwaltung den Eingeborenen gestattet, sich freier zu entfalten als vorher, sie wachsen an Zahl und Reichtum, und unmerklich drängen sie den europäischen Einfluß zurück. Auch wo die höhere Kultur nur den Zwang zu sedentärem Leben in Anwendung gebracht hat, sehen wir die gleiche Erscheinung. Trotz der verlustreichen Uebersiedelung ist eine ganze Reihe von Indianerstämmen in der Ruhe des Indianerterritoriums volksreicher geworden. In Indien zeigen die zur Ruhe gebrachten Wanderer dieselbe Erscheinung. Die Zahl der mit dem Pfluge arbeitenden, friedlichen, fast als gesittet zu bezeichnenden Santal im Hügelland Unterbengalens — dieselbe wird auf 1 Million angegeben [29]) — verhält sich zu den paar hundert Puliars von Süd-Madras oder den 10000 Juangs von Orissa ähnlich wie ihre Kultur.

Bei der Schätzung des Kulturwertes, der irgend einem Teile der Erde zugesprochen werden kann, soll nie die Zahl der Menschen übersehen werden, welche auf diesem Boden leben. Allzu sehr ist man geneigt, in der Zahl eines Volkes eine rein accidentelle Thatsache zu sehen, mit welcher ein zu Besserem sich berufen glaubender Geist nicht gern sein Gedächtnis belastet. Doch bedarf es nicht des Nachweises, daß in der Zahl der Ausdruck einer Kraft liegt. Solange an Afrikas Küste der Sklavenhandel blühte, stellte jeder Kopf der Bevölkerung einen bestimmten Marktwert dar, der durch Menschenjagd und Sklaverei realisiert werden konnte. In den 70000 Sklaven, die früher jährlich, d. h. bis zu dem Vertrage, welchen Bartle Frere mit Sansibar abschloß, herabgeführt wurden, spricht sich die einfachste wirtschaftliche Verwertung der Vermehrungskraft einer Bevölkerung von bestimmter Größe auf einem Lande von bestimmtem Flächeninhalte aus. Deutlicher tritt dieselbe in die Erscheinung, wo sie den Boden ihres Landes bearbeitet und für ihre Erzeugnisse Waren

anderer Länder eintauscht. Uganda ist deshalb immer besonders wertvoll, Lunda dagegen kaum wünschenswert erschienen. Das Anwachsen der Bevölkerungszahl eines siegreichen Zulustaates, hervorgerufen durch Eingliederung der Kriegsgefangenen in die eigenen Reihen, zeigt aber auch die Vermehrung politischer Kraft durch Zufügung fremder Menschen.

Die Beziehungen zwischen Kulturalter und Volksdichte. Daß eine enge Beziehung zwischen Bevölkerungsdichtigkeit und Kulturalter besteht, folgt aus den Beziehungen zwischen jener und den Kulturstufen. Die alte Welt ist dichter bevölkert als die neue, Europa dichter als Asien, Westeuropa dichter als Osteuropa, das östliche Nordamerika dichter als das westliche. Am weitesten stand und steht noch heute die wirkliche Zahl der Bevölkerung von der möglichen im pazifischen Becken entfernt, wo nur die Länder Ostasiens eine dichte Bevölkerung besitzen, während Californien, Chile und Australien (mit Neuseeland) erst seit kurzen Jahrzehnten sich „auffüllen“, weil sie, als die entferntesten, die letzten in den großen Verkehr mit den älteren Kulturländern getretenen Gebiete sind. Italien hat 5600, China 5500—5200, Deutschland 4600, das europäische Rußland gegen 1000, die Vereinigten Staaten von Amerika gegen 400, Brasilien 80, Argentinien 60 Bewohner auf der Quadratmeile. Die älteren Völker eines und desselben Kulturkreises wohnen dichter als die jüngeren. Dem alten dichtbevölkerten Lande im Norden und in der Mitte Chinas mit 8—10000 auf der Quadratmeile stehen die dünn bevölkerten Provinzen des Südens und Westens, besonders Yünnan, Kansu, Kwangsi, Kweitschau und Schensi mit 2000 und weniger als die jungen Gebiete, als ferner West und Süd gegenüber. Ein Volk verdichtet sich, indem es älter wird. Mit diesem Wachstum, welches seine Stillstände und Unterbrechungen hat, schreitet die Kultur bis zu einer gewissen Grenze vorwärts. In einem Lande, wo arbeitende Menschen die Bevölkerung ausmachen, bedeutet die Volkszunahme Zunahme des Wohlstandes, Aufblühen. Antwerpen blühte wieder auf, nachdem es von 125000 im 16. Jahrhundert auf 40000 am Ende des 18. gesunken war, als es 1830 75000 Ein-

wohner und 175000 im Jahre 1880 erreichte. Solche Vermehrungen muten wie Wachstumsknoten an, welche die Ansammlung der Kräfte zu neuer Ausbreitung des Ast- und Zweigwerkes bezeichnen.

Daß die Prähistorie und ebenso die Geschichte der Menschheit, soweit sie von sog. Naturvölkern getragen wird, immer nur mit den geringen Zahlen der Völkerjugend rechnen darf, ist eine Thatsache, die man sich klar halten sollte. Die Massen, welche bei geschichtlichen Prozessen ins Spiel kommen, sind offenbar in beständigem Wachstum begriffen. Diese Progression zu untersuchen würde eine der anziehendsten anthropogeographischen Aufgaben sein. Eine Bevölkerungszahl, wie sie heute für die Erde angenommen werden kann, ist nicht bloß geschichtlich für keine der vorhergehenden Perioden der Geschichte nachgewiesen, sondern es scheint auch geradezu unmöglich, daß sie jemals so vorhanden gewesen ist. Dies schließt die stärkere Bevölkerung einzelner Teile der Erde in früheren Epochen nicht aus und schließt auch nicht aus, daß Verfall der Kultur stellenweise mit Zunahme der Bevölkerung zusammenging. Der Fortschritt des Prozesses ist jedenfalls kein geradliniger und Bevölkerungszunahme allein bedingt noch keine Kulturzunahme; sie schafft aber die wichtigste Bedingung. Die Kultur der Mexikaner und Peruaner erscheint uns heute nicht mehr als eine einfache Wirkung des Ueberganges vom Jäger- und Fischerleben zu dem des Ackerbaues und dadurch bewirkter Bevölkerungsvermehrung, wie Malthus sie auffaßt[30]), der mit Robertson und den meisten anderen Ethnographen des vorigen Jahrhunderts in den Fehler verfiel, die Einwohner der Neuen Welt als Jäger und Fischer zu betrachten. Dichte Bevölkerung gehört ebenso zur Physiognomie der großen Kulturvölker, wie gewisse körperliche oder geistige Eigentümlichkeiten. Von Arizona und Sonora bis zur Wüste Atacama ist Zusammendrängung auf kühlen Hochebenen, Bewässerung, Steinbau gemeinsamer Besitz und Neigung einer großen Reihe von Völkern, die auf beiden Seiten, an beiden Meeren von dünnwohnenden Völkern tropisch und subtropisch heißer Niederungen

begrenzt werden. Diese dichtwohnenden Völker sind die einzigen Altamerikas, denen etwas wie Geschichte zugesprochen werden kann. Je weiter aber die Erinnerung in die Vergangenheit zurückreicht, desto älter fühlt sich das Volk. Die zerstreuten Stämme im Norden, Süden und in den Tiefländern des Ostens zählen für uns nur nach Jahrzehnten, während dort auf den Hochebenen die Tradition Reihen von Jahrhunderten zurückreicht, durch Denkmäler und teilweise selbst Inschriften gestützt wird. Nur dort gab es eine Vorzeit und gibt es eine „historische Landschaft“. Die Charakterzüge dieser Landschaft sind aber immer die Kennzeichen und Folgen dichterer Bevölkerung.

Die Zunahme der Bevölkerung bedeutet nicht bloß Verdichtung, sondern auch Befestigung. Und was festhält, das ist immer kulturfördernd. Der Kreis, der dem einzelnen zu freier Bewegung gezogen ist, verengt sich mit jedem Neuankommenden, die Zahl der Hektaren wird mit immer größeren Bewohnerzahlen dividiert. In der Entwickelung der Bevölkerung von Nordamerika und Australien sind die Eigentümlichkeiten deutlich hervorgetreten, welche sich sogar in den Sitten und Gewohnheiten einer zivilisierten Gemeinschaft infolge der Geräumigkeit ihrer Umgebungen herausbilden. Die Wirtschaft der weiten Räume — 1883 nahm eine Gesellschaft von drei Squattern in Südaustralien 940 d. Quadratmeilen Land zwischen dem 21. und 23.° s. Br. für 21 Jahre in Miete — ist immer verschwenderisch[31]). Je dichter die Menschen zusammenrücken, desto mehr ersparen sie Zeit und Mühe, welche von den weit auseinander Wohnenden auf den Verkehr verwendet werden muß. Der wandernde Ackerbau, getragen von nur vorübergehend sich in landreichen Strichen niederlassenden Familien, macht der regelmäßigen, dauernden Bodenbestellung Platz, sobald die Bevölkerung zunimmt. Als die Engländer Bengalen besetzten, gab es beide Arten von Ackerbau und Siedelung nebeneinander: jetzt ist jede Bauernfamilie fest an den Boden durch Notwendigkeit gebunden, denn in der geordneteren Verwaltung der neuen Herren hat die

Bevölkerung sich in unerwartetem Maße verdichtet. So sind die Kelten und Germanen aus halbnomadischen Zuständen unter Verdichtung ihrer Bevölkerung zur Ansässigkeit übergegangen. Schon Gibbon hat hervorgehoben, daß Cäsar den Helvetern jeden Alters und Geschlechts 368000 Seelen zuweist. Heute nährt die Schweiz fast 3 Millionen. Wenn schon Gibbon sagen konnte: „Dieselbe Bodenfläche, welche heute leicht und reichlich eine Million von Ackerbauern und Handwerkern ernährt, war nicht im stande, hunderttausend träge Krieger mit den einfachsten Lebensbedürfnissen zu versehen," wie [32]) groß muß erst uns die Differenz erscheinen, in deren Zeit das helvetische Land dreimal bevölkerter ist als zu Gibbons! Wir brauchen aber gar nicht so weit um uns oder zurückzuschauen. „Die Bukowina gleicht einer großen Hutweide. Die Gebirgsgegenden sind großenteils unbewohnt," heißt es in den handschriftlichen Berichten des ersten österreichischen Militärgouverneurs General Enzenberg, die V. Goehlert für sein anziehendes Kulturbild „die Bukowina" [33]). benutzte. Aber als 1875 die Hundertjahrfeier der Einverleibung der Bukowina begangen wurde, war eine Zunahme der Bevölkerung von 75000 auf 550000, der Städte und Marktflecken von 3 auf 23, der Dörfer von 235 auf 456 zu verzeichnen. Aus Wald und Weideland ist im Zeitraum eines Jahrhunderts ein Gebiet des Ackerbaues mit Anfängen von Handel und Gewerbe geworden. Das Ländchen ist um soviel reifer und älter geworden.

So jugendlicher Entwickelung, die vielleicht noch einmal ein Jahrhundert braucht, um die Dichtigkeit von Böhmen oder Schlesien zu erreichen, steht das Alter des Bevölkerungswachstums in Ländern gegenüber, die eine Verdichtung kaum noch möglich erscheinen lassen. Es sind die alten Länder, die mehr Jahrtausende zählen, als jene Jahrhunderte, Gebiete, die bis zum Rande mit Menschen gefüllt sind, so daß jegliches Schwanken der Lebensgrundlage einen Teil der Vernichtung anheimgibt, und die ihre Hilfsquellen und -mittel nicht in dem Maße entwickelt haben, wie ihre Bevölkerung zunahm. Kein deutlicherer Beweis für Völkergreisenalter als eine Dichtigkeit, wie

Ferdinand von Richthofen sie in der abgeschlossenen Thalebene von Tsching-tu-fu im westlichen Teile der Provinz Sz-tschwan fand, welche auf einem Areal von 133 Quadratmeilen 19 Städte, darunter eine von 800000 Einwohner, enthält. Eine unter den Grenzen des Wahrscheinlichen gehaltene Schätzung ergab 1920000 für die ländliche und 3600000 für die gesamte Bevölkerung einschließlich der Städte, welche sich jedoch als zu niedrig taxiert herausstellte. Der geringste wahrscheinliche Betrag für die Dichtigkeit ist daher 31860 für die Quadratmeile.

Ueber die Folgen solcher Volksdichtigkeit einiger Teile von China liegen Schilderungen, besonders auch aus dem alten Nordchina vor, welche nicht daran zweifeln lassen, daß die Uebervölkerung dort längst in der Form eines von Zeit zu Zeit immer wieder hervortretenden Mißverhältnisses zwischen Nahrungsmitteln und Menschenmengen zur gewohnten Erscheinung, fast möchte man sagen zu einer Einrichtung des Reiches geworden ist. Dieses Mißverhältnis führt alle paar Jahre zu einer Hungersnot in größeren Teilen des Reiches, während örtliche Notstände jährlich wiederkehren. Die Physiognomie des Landes und des Volkes trägt in vielen Gegenden dauernd den Stempel der chronischen Verhungerung[34]). Das alte zusammengedrängte Volk hat auf der einen Seite Geduld, Genügsamkeit und Emsigkeit lernen müssen, um sich zu erhalten, auf der anderen hat es im Kampf um die Nahrung Rücksichtslosigkeit, Skrupellosigkeit, Grausamkeit erworben. Schreckliche Verwüstungen der Menschenleben sind ein Merkmal des Volkslebens geworden. Neben den gewaltig sich summierenden Opfern des Kindsmordes, der örtlichen Notstände, der Epidemien, der allgemeinen Geringschätzung der Menschenleben stehen die Millionen, welche ein Aufstand in wenigen Jahren hinrafft oder die eine ausgedehnte Hungersnot vernichtet, die Hunderttausende, welche eine Sturmflut, ein Dammbruch verschlingt. Wenn man sieht, wie China trotz der 30 Millionen, die der Taipingaufstand, trotz der 8 Millionen, die die letzte große Hungersnot forderte, kaum einen Nachlaß seiner gewaltigen Bevölkerungsmenge verrät, so möchte man

diese Verwüstungen in diesem Maße als eine notwendige Folge der hochgesteigerten Uebervölkerung ansehen, deren Last der Volksseele bewußt wird. Die Kultur verliert in diesem Zustande der Ueberalterung die Neigung zur Schätzung des Menschenlebens, welche sie sonst von der Barbarei unterscheidet. Sie ist in Stagnation geraten und hat es so wenig vermocht der anschwellenden Fluten der Bevölkerung, wie der Ueberschwemmungen des Hoangho Meister zu werden. In dieser Beziehung ist die regsam fortschreitende Kultur Alteuropas die weitaus jugendlichere. In geringerem Maße als die Kulturländer Ostasiens besitzt sie das geographisch interessanteste der Merkmale der Völkerjugend, die weiten Räume — der europäische Landbau nützt den Boden nach Tiefe und Breite viel mehr aus als der gartenmäßig kleinliche Chinas und Japans, — aber sie hat sich die größere verjüngende Ausbreitung über die Erde und einen Fortschritt der Kultur ebenmäßig mit dem Wachstum der Bevölkerung gesichert.

---

[1]) Die auch hinsichtlich der Methode interessante Arbeit steht in den „Transactions of the Ethnological Society“. N. S. (1865) III.

[2]) Die westlichen Odschibwäh wohnen auf kanadischem Boden in folgenden Grenzen: Vom Oberen See bis zum Nord Red-River, Grenze der V. St. bis zur Mündung des Assiniboin, dann vom Manitobasee westlich zum Saskatschewan, an diesem hinauf bis zur Vereinigung seiner beiden Arme und dann ostwärts ½° nördlich vom Fluß bis zum Winnipeg. Auf dem Areal wohnen 16000 Odschibwäh und Swampie.

[3]) A. Krause, Verhandlungen d. Ges. f. Erdkunde. IX. S. 190.

[4]) Ueber das Uebertriebene früherer Schätzungen, besonders derjenigen von Cook, s. u. im 10. Kapitel.

[5]) Finsch hat für diese Inseln 40—50000 E. angenommen. Anthropologische Ergebnisse 1884. S. 4.

[6]) Grant in Description of Vancouver Island, Journal R. Geographical Society. 1857. S. 293.

[7]) Vgl. den Bericht über seine Reise von 1844 im Journal R. Geographical Society, XII. S. 196.

[8]) Bulletin de l'Institut International de Statistique. II[2] (1887) S. 190.

[9]) Duveyrier, Les Touareg du Nord. 1864. XVII.

[10]) Der Islam im XIX. Jahrh. S. 49.

[11]) In einer allgemeineren Form gibt Levasseur diese Verhältnisse, wenn er unterscheidet: Periode der Jagd und des Fisch-

fangs, die nicht 1 Einwohner auf den Quadratkilometer ernähren: Periode des Hirtenlebens, welches kaum für 4 Einwohner auf den Quadratkilometer die Nahrung gewinnt; Periode des Ackerbaues, die in Europa mit wenig Kapital 25—50 Einwohner ernährt; und Periode des Handels und Gewerbes, die mit großen Kapitalien vielen Hunderten auf 1 Quadratkilometer das Leben ermöglichen. Journal de Statistique. Paris. 1883. S. 362.

[12]) Die letzte offizielle Angabe von 1870 zählt 3403532, wovon nur ein Drittel in den im tropischen Tiefland gelegenen Departimientos von Panamá, Magdalena, Bolivár und Cauca, welche fast drei Vierteile der Bodenfläche einnehmen. Nach Hettner (Reise in den columbianischen Anden. 1888. S. 367) wohnten von 3050000 der 1870er Zählung 2650000 im Andenlande.

[13]) Georg Forsters sämtliche Schriften. 4. Bd. S. 328—60.

[14]) Tribes of California. 1877. S. 90.

[15]) Völkerkunde. 1876. S. 398.

[16]) Zöller, Togoland. 1885. S. 115.

[17]) Last Journals. I. S. 79.

[18]) Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. 1889. S. 145. Vergl. auch seinen Vortrag: On the Influence of Arab Traders in W. Central Africa in den Proceedings der Londoner Geographischen Gesellschaft. 1888. S. 525.

[19]) Prinz v. Wied, Reise in das innere Nordamerika. II. S. 105.

[20]) Beschreibung des afrikanischen Vorgebirges der Guten Hoffnung. 1787. S. 521.

[21]) Bulletin d. l. Société de Géographie, Paris. 1885. S. 219.

[22]) R. F. Burton, Lake Regions. I. 307.

[23]) S. den Bericht Worthingtons in Verhandlungen d. Anthropol. Ges. Berlin. 1882. S. 298.

[24]) Als Heckewelder 1818 seine Nachrichten über die Geschichte, Sitten etc. der Indianer Pennsylvaniens schrieb, fand er es für nötig, um seine Schilderung gegen den Vorwurf der Uebertreibung zu verwahren, hervorzuheben, daß die Indianer seit den letzten 40 Jahren so ausgeartet seien, daß eine Zeichnung ihres jetzigen Charakters mit dem ehemaligen gar keine Aehnlichkeit haben würde. Gleichzeitig war ihre Zahl um vielleicht zwei Drittel zurückgegangen.

[25]) In seiner Studie über die Bevölkerung Frankreichs scheint Levasseur das wichtigste und unanfechtbarste Ergebnis der inneren Wanderungen in der Befestigung des Gefühles der nationalen Einheit zu suchen: La moralité n'y gagne pas toujours et l'artiste regrette le charme de diversités provinciales, qui disparaît peu-à-peu; mais le sentiment de l'unité nationale se fortifie.

[26]) Das Satledschthal im Himalaya. Geographische Mitteilungen. 1870. S. 12.

[27]) Martius, Ueber den Rechtszustand. S. 63.

[28]) Eine der dichtesten Bevölkerungen ist diejenige der seit längerer Zeit unter englischer Verwaltung stehenden Teile der Gold-

küste, wo auf den 282 deutschen Quadratmeilen 400000 Neger angegeben werden, was 1430 Seelen auf die Quadratmeile macht. Die mohammedanischen Reiche des mittleren Sudan bleiben mit (angeblich) 1220 Seelen hinter dieser Zahl zurück.

[29]) Hunter, Indian Gazetteer IV (1881). S. 177.

[30]) D. A. I. S. 51.

[31]) Ein großartiges Beispiel extensiver Kultur auf jungem Land lieferten auch die Chilenen, welche vor der Nationalisierung des argentinischen Landes südlich vom Rio Negro im Thal des Atreuco 1000 Köpfe stark auf 480 Quadratleguas saßen, auf denen sie Ackerbau trieben, während sie zugleich ihre Herden oben im Gebirg weiden ließen. Horst, Die Militärgrenze am Rio Neuquen. Zeitschr. d. G. f. Erdkunde. Berlin. XVII. S. 156.

[32]) Gibbon, Decline and Fall. London. 1821. I. S. 359.

[33]) Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien. 1875. S. 113—9. Die Menge von Bettlern jeden Alters, Krankheit und öffentliche Unsicherheit in einem nur 20 Kilometer breiten, unfruchtbaren Striche des Gebirges zwischen Sintaibsien und Itschaufu, welche Oberst Unterberger beschreibt, macht den Eindruck, daß die Ueberfüllung die Menschen auf eine tiefe Stufe herabgedrückt habe.

[34]) Globus. XXXIX. S. 58.

9. Die Bewegung der Bevölkerung.

Wachstum und Rückgang. Die Größe der Bevölkerungsbewegung. Die Europäisierung der Erde. Rückgang in wachsenden Gebieten. Die Typen der Bevölkerungsbewegung. Geographische Verbreitung derselben. Zusammenhang dieser Typen mit der Entwickelung der Kultur. Das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter. Ueber einige geographische Merkmale der äußeren Bewegung der Völker.

Wachstum und Rückgang. Jede Bevölkerung ist beständig in einer inneren Bewegung, welche die Statistiker, jede äußere Bewegung ausschließend, im Gegensatz zum „Stand der Bevölkerung", als „Bewegung der Bevölkerung" schlechtweg bezeichnen. Sie verstehen hierunter Geburten, Eheschließungen und Todesfälle. Geburten und Todesfälle nehmen in dieser Zusammenfassung eine besondere Stellung ein, da durch sie jene Veränderung der Zahl der Menschen bewirkt wird, welche den Ausdruck „Bewegung der Bevölkerung" rechtfertigt. Die Eheschließungen werden nur mit angezogen, weil sie die erste Bedingung der Bevölkerungsvermehrung darstellen. Für die Verbreitung der Menschen sind aber bloß jene zwei großen Erscheinungen von Bedeutung, da sie allein zu einer unmittelbaren Ausprägung im Raume gelangen, d. h. die räumliche Verbreitung der Menschen bestimmen können. Entweder übertreffen die Geburten die Todesfälle und das Volk wächst, oder das Umgekehrte findet statt und das Volk geht zurück. Wachstum und Rückgang kommen dann entweder in der Dichtigkeit oder in der Ausdehnung des Volkes zum Ausdruck.

Die Geographie übernimmt diesen statistischen Begriff wegen seiner unmittelbaren Beziehung zur Ausdehnung und Dichtigkeit der Bevölkerung, denn das Wachstum bewirkt Verdichtung, die Abnahme Auflockerung. Der Bevölkerungsstand ist Ergebnis der Bevölkerungsbewegung. Man liebt die beiden einander entgegenzusetzen wie Ruhe und Unruhe, in Wirklichkeit liegt in der beständigen Bewegung das Maß der Veränderungen des immer wechselnden Standes. Bewegung ist Wirklichkeit, Stand ist Abstraktion. Die Bewegung ist eine Eigenschaft, welche für die geographische Verbreitung eines Volkes in hohem Maße mit entscheidend ist, indem sie seine Zahl in jedem gegebenen Augenblicke bestimmt. Die ethnographischen und politischen Anwendungen der Geographie verzeichnen Aenderungen dieses Standes, welche bis zum Verschwinden ganzer Völker, zum räumlichen Rückgang anderer, zur ungeheueren Ausbreitung dritter geführt haben. Wieviel daraus für die Stellung eines Volkes zu den Nachbarvölkern, für die Lage und Ausdehnung seines Gebietes, für die Gestalt und Dauerhaftigkeit seiner Grenzen, für seine Kulturkraft und politische Macht folgt, haben die Anthropogeographie und die politische Geographie zu untersuchen.

Fassen wir die Bewegung der Bevölkerungen als einen allgemein menschheitlichen Vorgang, so erscheint uns vor allem die Erde im ganzen bei weitem noch nicht so bevölkert, wie sie nach ihrer bewohnbaren Oberfläche sein könnte. In jedem Teil der Erde gibt es noch große Unterschiede auszugleichen; ja, in jedem einzelnen Lande und sogar in den kleineren politischen Bezirken sehen wir die ungleich verteilte Bevölkerung in äußerer Bewegung. Bei den civilisierten Völkern der Erde kann man, ohne einen Fehler zu begehen, die Bewegung als eine im ganzen fortschreitende oder aufwärtsgehende betrachten. Jedes größere europäische Volk nimmt an Zahl zu und die Unterschiede liegen nur im Grad der Zunahme, welche aus verschiedenen Gründen eine wechselnde ist. Außerhalb Europas sind große Gebiete, wie Nordamerika, der größte Teil von Südamerika, China.

Japan, Indien, Sibirien, Aegypten im ganzen als an Volkszahl wachsend anzusehen. Und so steht uns die Menschheit als ein noch im Wachsen begriffener, sich ausdehnender, seine Lücken ausfüllender Körper gegenüber, der den Eindruck des Jugendlichen nicht bloß durch dieses Wachstum an sich, sondern auch dadurch macht, daß das Wachstum noch so wenig den geographischen Verhältnissen sich angepaßt hat. Noch immer sind fruchtbare Länder dünn bevölkert, während minder ergiebige mehr Bewohner besitzen als sie zu ernähren im stande sind. Die Zukunft wird noch viele Verdichtungen und an einigen Stellen Auflockerungen sich vollziehen sehen, bis das Ziel einer Verbreitung erreicht ist, welche an jeder Erdstelle eine ihrer Lage und ihrem Boden angepaßte Zahl von Menschen sich befinden läßt. Einige Völker werden hierzu durch starkes Wachstum viel, andere wenig beitragen und leider gibt es nicht wenige Völker, welche zurückgehen und deren Gebiete rasch von jenen anderen, wachsenden und daher auch räumlich sich ausbreitenden, eingenommen werden. Nicht nur das statistische Bild der Menschheit wird dadurch verändert, sondern auch das ethnographische und mit der Zeit das politische und kulturliche. Die Erfüllung der Erde mit Bevölkerungen europäischer Herkunft, wie sie seit 300 Jahren sich vollzogen hat, ist das merkwürdigste Beispiel eines höchst folgenreichen Wachstums, dessen letzter Grund die starke innere Zunahme der europäischen Völker auf beschränktem Raume ist.

Die Europäisierung der Erde. So wie Europa in seiner heutigen Bevölkerungszahl von circa 350 Millionen der im Vergleiche zum Flächenraum weitaus bevölkertste Erdteil ist, so steht es auch an Wachstum dieser Bevölkerung allen anderen Teilen der Erde voran. Die Summe der heutigen europäischen Bevölkerung, ein Viertel der Bevölkerung der Erde betragend, ist nichts anderwärts Unerreichtes hinsichtlich ihrer Höhe. Das Erstaunliche ist ihr stetiges Wachstum bis heute, ihre räumliche Ausbreitung und damit zusammenhängend die Entferntheit der Möglichkeit einer starken Unterbrechung dieser Zunahme [1]). Es gibt kein annähernd gleich großes Gebiet, auf welchem wie in Europa die wachsenden Bevölkerungen so sehr im Uebergewicht sind. In dieser völker-

zeugenden Kraft Europas liegt der wichtigste Grund seiner hervorragenden Stellung in der Geschichte der Menschheit seit 2000 Jahren. Europa nimmt gegenüber einem großen Teile der Erde die Stellung eines durch Bevölkerungskraft überlegenen kulturkräftigen Stammlandes ein. Es ist im großen, was Rom im engeren Rahmen der Mittelmeerländer war, als es sein Weltreich gründete. Wenn man aber von der siegreichen Verbreitung der weißen Rasse über die Erde spricht, sollte man vollständiger sagen: des europäischen Zweiges der weißen Rasse, denn Perser und Inder haben an diesem Wachstum, dieser Ausbreitung nicht teilgenommen, welche recht eigentlich ein Symptom und eine Folge des Hochstandes der europäischen Kultur ist.

Die notwendige Folge der dichten Bevölkerung Europas ist der Erguß des damit sich ergebenden Bevölkerungsüberschusses nach den außereuropäischen Ländern, welche dadurch kolonisiert, kultiviert, hauptsächlich aber auch europäisiert werden. Die **Auswanderung**, eine dringende Notwendigkeit für Europa, ist gleichzeitig die hervortretendste und folgenreichste Eigenschaft unseres Erdteiles in seinen Beziehungen zu den anderen Erdteilen. Europa ist 2-, 3-, 6mal so dicht bevölkert als die Nachbarerdteile. Viele Teile Europas sind dichter bevölkert als nach Maßgabe ihrer Fruchtbarkeit zu erwarten ist. Europas Boden würde unfähig sein, 300 Millionen zu ernähren, man muß Getreide und Fleisch aus Amerika, Indien, Aegypten, Australien herbeibringen und dafür zahlt Europa hauptsächlich mit den Erzeugnissen seiner Industrie und im allgemeinen mit dem Ertrage seiner überlegenen Kultur. Dieselben Schiffe, welche diese Waren zuführen, tragen den Bevölkerungsüberfluß nach Westen und Osten über das Meer fort.

So tief ist die Wirkung dieses Erdteiles gedrungen, daß die Staaten der Erde je nach dem Maße der von Europa empfangenen Einflüsse und Anregungen in eine Reihe geordnet werden können, in welcher man sofort als die kulturkräftigsten diejenigen erkennt, welche den europäischen Einwirkungen am meisten ausgesetzt gewesen sind. An der Spitze stehen die Vereinigten Staaten, deren Bevölkerung in der nördlichen Hälfte eine fast rein europäische und zwar westeuropäische, deren Boden und Klima dem europäischen am nächsten kommen, die endlich durch die verhältnismäßig kleine Meeresschranke des Atlantischen Ozeans, die jetzt häufig in 8 Tagen durch Dampfschiffe überwunden wird, Europa am nächsten gebracht sind. Am europaähnlichsten sind dann die Kolonien in Kanada, im südlichen Australien und Afrika, im südlichen Amerika, die alle dem gemäßigten Himmelsstrich angehören, über guten Boden verfügen und in denen die ursprünglich schon dünne Bevölkerung der Eingeborenen vor den einwandernden Europäern fast verschwunden ist. Nordasien und die Kaukasusländer, Algerien, einige Inseln Westindiens und des Stillen Ozeans, vorzüglich Cuba und Neuseeland sind wenigstens zu großen Teilen von Kolonisten europäischer Abstammung besetzt. Ohne eine große Menge europäischer Bewohner aufzuweisen, sind Indien, die Sunda-

inseln, die Philippinen, große Teile Afrikas dem europäischen Einflusse unterworfen, der dort seine Herrschaft auf wirtschaftliche, politische und militärische Ueberlegenheit begründet hat. Japan und Aegypten sind dem europäischen Kultureinflusse ganz hingegeben, ohne politisch abhängig geworden zu sein. Nur wenige Staaten endlich haben sich sowohl der europäischen Einwanderung als der Besitzergreifung durch europäische Mächte, und Beeinflussung gegenüber ziemlich selbständig erhalten. Marocco, Abessinien, China, Korea mögen hier genannt sein. Derartige Länder gibt es überhaupt nur in Asien und Afrika. Politisch und kulturlich am selbständigsten steht jedenfalls China da, gegen dessen fleißige und fruchtbare Bevölkerung von circa 400 Millionen die europäische Auswanderung nichts bedeutet.

In außereuropäischen Gebieten finden wir überhaupt nur am pazifischen Rande der Alten Welt Länder, die auch in der Volksvermehrung gleichsam im Spiegel die Verhältnisse des atlantischen Randes zeigen. Nach vielen Schwankungen, welche bei der Unzuverlässigkeit der Censusangaben nicht zu kontrollieren sind, beginnt in China von der Mitte des 17. Jahrhunderts an ein Aufschwung in der Zahl der chinesischen Bevölkerung, welche bei 59 (von Richthofen nach Martini) oder 62 Millionen (Mayet) beginnt, und 1736 mit 125 Millionen bereits eine Verdoppelung erfahren hatte. Die segensreiche Regierung Kanghis, die Besiedelung der West- und Südprovinzen erklären dieses Wachstum nicht ganz, es muß mit einer unerhörten Entwickelung der inneren Hilfsmittel, besonders des Ackerbaues, der Gewerbe und des Verkehrs Hand in Hand gegangen sein. Bedeutet es zum Teil Rückkehr zu einem früheren Hochstand, den die Mandschureneinfälle gebrochen hatten, so bezeugt doch die erst seit jener Zeit stark hervortretende chinesiche Auswanderung eine Zunahme bis zu früher nicht erreichter Höhe. Es ist bezeichnend, daß diese Auswanderung die einzige, von der noch neben der europäischen als einer Erscheinung des Völkerlebens von weltgeschichtlicher Größe und — Gefahr gesprochen wird.

Die Grösse der Bevölkerungsbewegung. Das Maß der Bevölkerungsbewegung ist von Land zu Land verschieden und die Gründe dafür sind teils im Boden, besonders im Raum und in den Hilfsquellen desselben.

teils in der Natur der Völker und in ihrem Kulturzustande zu suchen. Die Unterschiede sind so groß, daß es noch gar nicht möglich ist, sie zu einer reinen Summe zusammenzufassen. Wenn die Statistiker glauben „nach vorgenommenen Berechnungen" die jährliche Zahl der Todesfälle auf 41 000 000, die der Geburten auf 51 000 000 veranschlagen zu können, so vergessen sie, daß die Anlegung des europäischen Maßstabes nicht gestattet ist. Mag die Summe passieren, gegen die Methode muß man sich entschieden aussprechen, solange noch nicht von der Hälfte der Menschheit die wirkliche Bewegung nach Sinn und Größe bekannt ist und solange die statistisch genauer erforschten Völker immer nur diejenigen sind, die in beiden Beziehungen den europäischen Typus am nächsten stehen. Nicht minder schwankt bei einem und demselben Volke die Bewegung im Laufe der Zeit und es ist ein müßiges Beginnen, auf Grund der in einigen Jahren beobachteten Zunahme die Zahlen vorausberechnen zu wollen, welche am Ende des 20. Jahrhunderts oder auch nur binnen einigen Jahrzehnten Länder wie Rußland, Deutschland, Frankreich oder die Vereinigten Staaten aufweisen werden. Die Geburtsziffern sind im größten Teile dieser Länder im Rückgang. Sicher ist allein, daß diese Bevölkerungen noch eine Zeitlang fortwachsen werden, wahrscheinlich indessen mit stets abnehmender Geschwindigkeit. Jene Zunahme ebenso wie diese Abschwächung worden durch viele Ursachen bedingt erscheinen, den größten Einfluß werden aber die Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Bodens und die klimatische Lage ausüben.

Wenn wir die Summen des Zuwachses in Europa ins Auge fassen, wie die Beobachtungen der letzten Jahrzehnte sie kennen lehren [2]), nehmen mit mehr als 1 % durchschnittlichen Jahreszuwachses die Länder des Nordens, Dänemark, Norwegen, Rußland, Niederlande, Schweden die höchste Stelle ein; von 0,7—1 % weisen hauptsächlich die mitteleuropäischen Länder auf: Großbritannien und Irland, Deutsches Reich, Belgien, Portugal, Oesterreich-Ungarn; weniger als 0,7 bis herab zu 0,16 zeigen

Schweiz, Italien, Luxemburg, Spanien, Frankreich, also hauptsächlich südeuropäische Länder. Im allgemeinen läßt sich also eine Abnahme des Zuwachses von Norden nach Süden konstatieren. Doch sind die Ursachen verschieden. Im Norden und Nordosten Europas schreitet auf weitem menschenleerem Felde die Kolonisation noch fort, d. h. die Bevölkerung hat Raum sich auszubreiten. Die Niederlande schaffen sich Raum durch Eindeichungen und Austrocknungen. Großbritannien, Deutschland und Belgien haben große gewerbliche Hilfsquellen zu entwickeln. Oesterreich hat besonders im Osten noch Landüberfluß: Geburten, Todesfälle wie Trauungen steigern ihre Frequenz in Oesterreich von Westen nach Osten, in geringerem Maße von Süden nach Norden. In Südeuropa erkennt man eine andere Beziehung zwischen der Zunahme und Dichtigkeit. Es gibt in Europa Länder mit alter Zunahme. Italien, dessen Bevölkerung sich im heutigen Umfange des Landes seit 300 Jahren nur verdreifacht hat, ist hinsichtlich der Dichtigkeit ein älteres Land als die genannten Länder Nord- und Osteuropas, die die gleiche Zunahme teilweise in den letzten 100 Jahren bewirkten. In Spanien und der Schweiz treten Gründe der Höhenlage und Bodengestalt in Wirkung. Ungarn und Frankreich aber zeigen den Einfluß von gesellschaftlichen Zuständen und Sitten, die noch zu berühren sein werden.

Man wird geneigt sein, für die Bevölkerungsbewegung in den höheren Lagen einen anderen Gang vorauszusehen, als in den tieferen und einige Untersuchungen, besonders Zampas Demografia Italiana (1881) schienen zu bestätigen, daß in den Gebirgen weniger Geburten, weniger Sterbefälle, eine längere Lebensdauer, aber eine geringere physische Entwickelung sich zeige. Für Italien sowohl, als auch später für Tirol, Vorarlberg und Niederösterreich[3]) haben die seitherigen Erhebungen keineswegs einen so klaren Zusammenhang ergeben, der übrigens bei den zahlreichen und mannigfaltigen Beeinflussungen, die zunächst das wirtschaftliche und soziale Leben der Völker durch Höhe und Bodengestalt erfährt, nicht erwartet werden darf. Vorzüglich bildet der Mangel der Städte und das gründlich anders geartete Erwerbsleben eine breite Zone, durch welche hindurch Höhen- und Gestaltverhältnisse des Bodens sich erst auf die Bevölkerungsbewegung wirksam zu zeigen vermögen.

Die gewaltigsten Zunahmen zeigen natürlich die dünn

bevölkerten, noch in den Anfängen der Auffüllung sich befindenden Kolonialländer. Die Zunahmen bewegten sich 1870—1880 in Dakota, Colorado, Arizona, Nebraska, Washington zwischen 853 und 213 %; selbst im entfernten Amurgebiet hat sich von 1857—1879 die Bevölkerung vervierzehnfacht. Szetschuen soll von 1842 bis 1885 seine Bevölkerung von 22 auf 71 Millionen gesteigert haben. Der Grund dieser gewaltigen Zunahme würde hauptsächlich in der Jugend dieser Provinz zu suchen sein, und dann in der Ruhe, deren dieselbe sich während der verheerenden Kriegs- und Hungerzeiten seit Anfang der 50er Jahre erfreute.

Schon in Jahrzehnten werden beträchtliche Verschiebungen der Machtverhältnisse und Kultureinflüsse aus dem so ungleichen Wachsen der Bevölkerungszahl hervorgehen. Es genügt die Zusammenstellung der Bevölkerungszahlen wichtigerer Länder aus wenig weit entlegenen Zeiträumen, um die Größe dieser Verschiebungen zu ermessen. Deutschland zählte 1864 im heutigen Umfange (aber ohne Elsaß-Lothringen) 38 101 751, 1885 45 311 349, Frankreich 1866 38 067 094 (und mit Abzug der 1871 verlorenen Gebiete gegen 37 000 000), 1886 37 930 759, Großbritannien und Irland 1861 29 070 723 und 1881 35 241 482, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 1860 31 926 694 und 1890 über 60 000 000, Oesterreich-Ungarn 1864 (ohne die 1866 abgetretenen Gebiete) 35 292 547, 1880 (ohne Bosnien und Herzegowina) 37 882 712. Die Bevölkerung des europäischen Rußland samt Polen und Finnland wurde 1866 zu 68 141 233 angegeben, während seit 1887 91 956 401 erscheinen, die mit der Bevölkerung Kaukasiens auf über 99 000 000 anwachsen. Frankreich wird im Verhältnis zu den übrigen Großmächten Europas von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kleiner erscheinen, weil seine Volkszahl langsamer wächst, und die Vereinigten Staaten werden alle europäischen Staaten überragen, weil ihre Bevölkerung so viel schneller wächst. Man hat oft daran erinnert, daß in einem Zeitraum von 60 Jahren Preußen seine Bevölkerung verdoppelte, während diejenige Frankreichs nur um $^1/_5$ zunahm. Nur zum Teil allerdings werden sich die

Prophezeiungen weitsichtiger aber zu weitsichtiger Statistiker bewähren, welche voraussehen, daß im Jahre 2000 Deutschland viermal so volkreich als Frankreich sein, Rußland aber nahezu eine halbe Milliarde Menschen zählen werde. Die Völker können nicht immer so fortwachsen wie heute. Schon gehören einzelne deutsche Landschaften zu denjenigen Ländern der Erde, wo die Menschen am dichtesten beisammenwohnen und im Inneren jedes wachsenden Volkes zeigen sich die Ansätze zu einer Aenderung im Tempo der fortschreitenden Bewegung. Auch hier die Mahnung an den Geographen, sich nicht bei Summen und Durchschnitten zu beruhigen, sondern mit seiner Frage Wo? an die Einzelzahlen heranzutreten, welche die Summen erst aufbauen.

Rückgang in wachsenden Gebieten. Wenn die Zunahme, wie wir sehen, in civilisierten Staaten eine zwar in ungleichem Maße sich verwirklichende, aber im allgemeinen nicht fehlende Erscheinung ist, so gilt nicht das Gleiche von den einzelnen nationalen oder wirtschaftlichen Gruppen dieser Staaten und die Abweichungen von jener Regel werden um so größer, je enger der Lebenskreis, den wir ins Auge fassen. Manches von unseren Alpendörfern würde schwer die Hilfsquellen vermehren können, von welchen es abhängt; es kann bloß seine Bevölkerungszahl erhalten, nicht dieselbe vergrößern, und die notwendige Folge ist dann das Herauf- und Hinabschwanken seiner Bevölkerungszahl, die in günstigen Jahren durch Zuzug von Arbeitern sich vermehrt, in ungünstigen sich vermindert. Außerdem ist aber auch die Vermehrung durch Geburten ungemein schwankend. Ich habe erst jüngst einen Auszug aus dem bis zum Jahr 1624 zurückreichenden Taufbuche des malerischen Dörfchens Bayerisch Zell am Fuße des Wendelstein gegeben [4]), aus welchem ich hier wiederholen will, daß die durchschnittliche Geburtszahl für ein Jahrzehnt in diesen 262 Jahren zwischen den Extremen 146 und 38 schwankt, und daß die 5 amtlichen Zählungen unseres Jahrhunderts diesem Gebirgsdörfchen 377, 460, 449, 385, 406 Seelen zuweisen. An den Grenzen der Bewohnbarkeit — Bayerisch

Zell ist das höchste Dorf im Thal — sind Stillstände oder rückgängige Bewegungen am ehesten zu erwarten. In allen deutschen Gebirgslandschaften kommen sie vor. Der Bezirk Rothenbuch im inneren Spessart zählte 1827 11036, 1837 12059, 1846 12402, 1861 10707, 1867 10700, 1876 10694 Einwohner. Aehnlich an der polaren Grenze. Die Bevölkerung Islands zeigte in den Jahren 1881—84 folgende Schwankungen: 72453, 71775, 69772, 70513. Bezeichnend für die Ursachen dieser Schwankungen ist, daß das Südamt eine leichte Steigerung, das Nord- und Ostamt, sowie das Westamt eine Verminderung zeigt.

An dem allgemeinen Charakter der Volksbewegung, in erster Linie am positiven oder negativen Zug desselben, beteiligen sich in einer größeren Gemeinschaft in der Regel nur die größeren Glieder alle, während um so mehr Abweichungen uns entgegentreten, zu je kleineren Teilen der Gemeinschaft wir herabsteigen. Und die Bewegung erscheint uns eben nur darum als eine so gleichartige, weil uns auf höherer Kulturstufe meist nur größere Bevölkerungsmassen in Völkern und Staaten entgegentreten. Aus demselben Grunde erstaunen wir nicht, bei tieferstehenden Völkern ganz andere Verhältnisse zu finden, denn sie treten uns in der Regel nur in Bruchteilen entgegen, deren Bewegung leicht in ganz entgegengesetzten Richtungen geht. Außer den beiden Mecklenburg gibt es z. B. in Deutschland keinen selbständigen Staat, dessen Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten entschieden zurückgegangen wäre, wohl aber gibt es genug kleinere Bezirke größerer Gebiete, wo dies zu beobachten ist. Die großen Städte Europas gehen alle fast ohne Ausnahme vorwärts, aber wenn man sie aus der Verbindung mit ihren ländlichen Bezirken herauslöst, zeigen letztere oft wenig von dem Fortschritt, der das Ganze zu charakterisieren schien. Die französischen Departements Sarthe und Manche gehen zurück, wenn man sie ohne ihre fortschreitenden Städte Le Mans und Cherbourg betrachtet; Seine inférieure ist im Rückgang, Rouen und Havre nehmen zu. Der Dörfer, welche bei einer oder mehreren aufeinanderfolgenden Zäh-

lungen Verluste zeigen, sind es Tausende. Vollzieht sich doch das große Wachstum der Städte wesentlich mit durch Zuzug aus den Dörfern. Die Zählungen von 1864, 1867, 1871, 1875 ergaben für folgende Dörfer des Delitzscher und Bitterfelder Kreises die beigesetzten Zahlen:

Battaune	376	358	321	291
Schköna	713	655	609	614
Zschörnewitz	292	284	270	243.

Das sind vereinzelt liegende Dörfer mit weiten Feldfluren auf unfruchtbarem Boden. Was an arbeitsfähigen Menschen entbehrt werden kann, verläßt dieselben, um an anderen Orten lohnenderen Erwerb zu suchen. Eine mittlere Bevölkerungszunahme von 1 % ist in deutschen Dörfern, die auf den Geburtenüberschuß angewiesen sind, die Regel: aber in Industriegebieten erhöht sich die Zahl um die Hälfte, teils durch Geburtenüberschuß (Kreishauptmannschaft Zwickau über 1,6 % wesentlich durch Geburtsüberschuß), mehr durch Zuwanderung. Für die Städtchen Wettin und Brehna zeigten dieselben Zählungen:

Wettin	3899	3686	3523	3446
Brehna	2159	2168	2166	2056

Das sind Städte, deren Erwerb, in Wettin der Kohlenbergbau, in rückgängiger Bewegung, sich befindet.

In diesen kleineren Verhältnissen könnten ebensogut größere Sprünge der Bevölkerungszahlen eintreten. Der Bau einer Fabrik zieht Arbeiter herbei, die Parcellierung eines Gutes schafft neue Aecker oder Wohnstätten. Der Straßen- und Eisenbahnbau läßt einen neuen Knotenpunkt entstehen.

So zeigt Borsdorf bei Leipzig:

129 118 126 348.

Einen anderen Fall erkennen wir bei Gaschwitz:

183 144 144 174.

Hier waren nach 1864 einige Häuser vom Rittergut angekauft und abgetragen worden, aber 1874 wurde die Eisenbahnlinie Gaschwitz-Meuselwitz eröffnet und so folgte der Verminderung der Anwachs.

Einzig dürfte aus neuerer Zeit das Beispiel eines Dörfchens Mellin in der Uckermark dastehen, welches

durch Auswanderung sich vollkommen entvölkerte, dessen Hütten auf Abbruch verkauft worden, und über dessen Stelle heute der Pflug geht [5]). Wohl aber sind Höfe und Häuser verödet und zwar nicht allein durch überseeische Auswanderung, sondern auch schon durch leichtere Verschiebungen, welche z. B. bei Verlegung von Verkehrswegen das Aufblühen einiger begünstigter Orte zu Ungunsten anderer bewirkt hat. Jedermann weiß, von welcher großen Wirksamkeit in dieser Beziehung die Eisenbahnen gewesen sind. Frankreich zeigt in der beschleunigten Abnahme der Bevölkerung in fast der Hälfte seiner Departements (41) seit 1846 den Einfluß der Eisenbahnen, die die Beweglichkeit der Einzelnen steigerten und die Gewerbe und den Handel stärker konzentrierten. Um so deutlicher zeigt es denselben, als der Abfluß vorher schon bedeutend war. In Italien sahen 2144 Gemeinden ihre Bevölkerung zwischen den Zählungen von 1871 und 1881, die eine Zunahme um 0,6 % zeigten, sich vermindern, von diesen hatten 1946 weniger als 5000 Einwohner. Die Verminderung war am stärksten im Norden und Süden und im Anziehungskreis von Rom und Neapel.

Es gibt in Deutschland überhaupt keine Fläche von 100 Quadratmeilen, auf welcher nicht an mehreren Stellen Rückgang zu verzeichnen wäre. Die Thatsache ist nicht mehr erstaunlich, wenn uns die Statistik lehrt, daß in den einzelnen Gebieten die Zunahme weit über das Maß der natürlichen Vermehrung hinausgeht und daß in den Jahren 1880/85 der Ueberschuß der Geburten 2 601 858, die Bevölkerungszunahme aber nur 1 621 643 betrug, so daß ein Verlust (mit Einrechnung von nicht ausgeglichenen Zählungsfehlern) von 980 215 sich ergibt, welcher durch Auswanderung entstanden sein muß, wenn auch die Statistik der überseeischen Auswanderung nur 817 763 anzeigt. Dieser Verlust trifft fast alle größeren Gebiete Deutschlands mit Ausnahme Berlins und der Rheinprovinz, besonders die Ostseeprovinzen, Posen und den Südwesten. Dr. Hardegg hat jüngst die auffallend geringe Bevölkerungszunahme in Baden hervorgehoben, wo 1881 bis 1885 die Bevölkerung nur um 28 000 gewachsen ist,

trotzdem der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle 84 000 betrug. Im größten Teil des badischen Oberlandes nimmt die Bevölkerung ab, ebenso im Odenwald und Bauland. Die Zählung von 1885 hat als Bezirke oder Länder abnehmender Bevölkerung Cöslin mit 6,51, Stralsund 5,62, Strelitz 3,82, Sigmaringen 2,69, Stettin 2,67, Fth. Lübeck 2,43, Unterfranken 2,19, Marienwerder 1,83, Jagstkreis 1,24, Lothringen 1,21, Oberhessen 1,19, Konstanz 0,92, Schwerin 0,68 % nachgewiesen. Keines von diesen Gebieten ist übervölkert, die meisten gehören zu den dünnbevölkerten. Aber in allen Ländern mit dünner Bevölkerung ist die Zunahme in der Regel langsamer als in solchen mit dichter Bevölkerung. Lösen wir Schottland und Irland aus ihrer Verbindung mit England, dann sehen wir, daß von 1865—1883 England um 5 269 000 und Schottland um 146 000 zu-, Irland um 580 000 abgenommen hat. Und England zählt 10 290, Wales 3900, Irland 3360, Schottland 2590 Bewohner auf der Quadratmeile. Sehr bezeichnend ist, daß Bevölkerungsabnahme gerade in den schwächstbevölkerten Teilen Deutschlands vorkommt. In Mecklenburg-Strelitz, wo 1870 Menschen auf der Quadratmeile wohnen, ist die Bevölkerung von 100 269 auf 98 400 gesunken, auch in Mecklenburg-Schwerin ist in dem gleichen Zeitraum die Bevölkerung um nahezu 2000 zurückgegangen. Aehnlich sind die an Bevölkerung abnehmenden Landschaften Ungarns gleichzeitig die dünnstbevölkerten. 3/4 der unter der mittleren Dichtigkeit stehenden Komitate zeigen Abnahme.

Stellen wir die größeren Gebiete Deutschlands nach ihrer Zunahme ein und fügen die Dichtigkeit hinzu, so erhalten wir folgende Reihe:

	Zunahme 1880—85.	Geburten-Ueberschuß.	Dichtigkeit in 1885
Stadt Berlin	31,64	10,01	[6])
Rheinprovinz, Rgbz. Arnsberg, Fürstentum Birkenfeld . .	14,62	14,55	158,4.
Kgr. Sachsen u. Thür. Staaten	11,82	12,57	161,1.
Prov. Sachsen, Braunschweig, Anhalt, Rgbz. Hildesheim	10,06	12,13	95,8.

	Zunahme 1880—85.	Geburten-Ueberschuß.	Dichtigkeit in 1885
Rgbz. Oppeln	7,67	12,34	113,3.
Brandenburg ohne Berlin [6]) .	6,55	11,01	91,7.
Hannover (ohne Hildesheim), Oldenburg, Bremen, Rgbz. Münster	5,49	11,01	57,4.
Bayern, r. d. Rh.	4,98	8,27	67,5.
Hessen-Nassau, Hessen, Lippe, Waldeck, Rgbz. Minden .	4,88	10,46	105,0.
Rgbz. Breslau und Liegnitz .	3,70	7,51	96,5.
Württemberg, Baden u. Hohenzollern	2,98	10,33	102,5.
Hamburg, Lübeck, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern	2,72	11,83	59,5.
Ost- u. Westpreußen . . .	1,66	12,28	53,9.
Elsaß-Lothringen u. Rheinpfalz	1,49	9,00	110,6.
Prov. Posen	1,43	14,74	59,2.

Die sechs ersten Gruppen haben alle das Gemeinsame, stärkste Zunahme mit dichter Bevölkerung und hohem Geburtenüberschuß zu verbinden, in den übrigen neun Gruppen sind vier, welche mit geringer Dichtigkeit geringe Zunahme und beträchtlichen Geburtenüberschuß und drei, welche mit großer Dichtigkeit geringe Zunahme und mäßigen Geburtenüberschuß vereinigen. Geographisch ordnet sich eine Anzahl dieser Gruppen ganz natürlich zusammen. Den Charakter der dichten, noch wachsenden Zusammendrängung unter großem Geburtenüberschuß tragen die städte- und gewerbreichen Gebiete Mitteldeutschlands von der Rheinprovinz bis Oberschlesien; mit dünner Bevölkerung verbinden großen Geburtenüberschuß und schwache Zunahme die Küstengebiete und der Nordosten; mit dichter Bevölkerung endlich und kleinerem Geburtenüberschuß zeigt mäßige oder geringe Zunahme der Südwesten des Reiches. Das rechtsrheinische Bayern und die Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz schließen

sich südwestdeutschen Gruppen mit abgeschwächten Merkmalen an.

Diese Ungleichheiten sind häufig vorübergehend, und das besonders, wo sie in ganz engen Kreisen erscheinen. Dagegen erlangen sie einen dauerhafteren Charakter, sobald sie über größere Gebiete verbreitet sind. In der Normandie sind nicht nur gewisse Departements, sondern sogar einzelne Arondissements (Alençon, la Flèche, Lisieux) seit 1801, d. h. seit der ersten genaueren Aufnahme, andere seit 1826 im Rückgang. Ein großes Gebiet bestehend aus den Departements Basses-Alpes, Cantal, Gers Lot-et-Garonne, Tarn-et-Garonne, Eure, Manche, Orne, Sarthe ist seit 1846 im Rückgang. 1886 hatten 7 Departements weniger Einwohner als 1801. Außer diesen 7 hatten noch weitere 34 Departements 1886 weniger Einwohner als 1846 und zwar hatten sie insgesamt 910000 eingebüßt. Das großartigste Beispiel dieser Art bietet aber in Europa Irland, welches seit mehr als einen halben Jahrhundert sich im Rückgange befindet. Irland ist das einzige europäische Land, welches seit Jahrzehnten eine starke Bevölkerungsabnahme, 1865—1883 um 10,37 %, zeigt. Es wies in diesen 19 Jahren eine durchschnittliche Auswanderung ins Ausland von 14 pro Mille, außerdem in einer Reihe von Jahren auffallende Sterblichkeit auf.

Aehnliches finden wir in anderen im ganzen zunehmenden Ländern Europas. Oesterreich ohne Galizien und Bukowina hat 1870—1880 um 0,70 % jährlich seine Bevölkerung wachsen sehen. Aber auf einer Karte der Bevölkerungszunahme in Oesterreich-Ungarn würden Dalmatien, Krain, Tirol, daneben aber ein ausgedehntes Gebiet im nördlichen und östlichen Ungarn und Siebenbürgen als von der Abnahme betroffen hervortreten. Ungarn zeigt nur 0,08 % jährliche Zunahme in jenem Zeitraum, was für den größten Teil des Landes Rückgang bedeutet, den besonders in Siebenbürgen die Cholera 1872/73 beschleunigt hat. Die großen Gebiete der Bevölkerungsabnahme in Ungarn: Siebenbürgen, die Landschaft am rechten und linken Theißufer, und zwischen

Maros und Theiß (Temeser Banat) haben 1869—1880 nahezu 3%, nämlich von 7285485 217729 verloren. Die allgemeine Erfahrung zeigt, daß der geringe Geburtsüberschuß in Ungarn so gut bei Magyaren wie Deutschen vorkommt, während einzelne Nationalitäten rascher zunehmen. Dazu gehört die romänische und die meisten Zweige des slavischen Stammes, wie denn Galizien und Bukowina 1870—1880 um 0,78 jährlich gewachsen sind. Für einen großen Teil der österreichischen und deutschen Länder ist die Wachstumsquote der Juden 0,3 bis 0,5 größer als diejenige der unter gleichen Verhältnissen lebenden benachbarten christlichen Bevölkerung. Die inneren Veränderungen, welche in einem national gemischten Staate derartige Unterschiede hervorbringen müssen, seien nur angedeutet.

Diese Bewegungen von so verschiedener Stärke machen den Eindruck einer langsamen *Verlagerung* durch Hin- und Rückströmung in engen Grenzen, wobei bestimmte Punkte anziehend wirken, um welche die Massen sich immer dichter sammeln, während an anderen Stellen Verdünnung, Lockerung eintritt. Seit Jahrzehnten sind diese Anziehungspunkte die großen Städte und Industriegebiete. Frankreich zeigt stärkere Zunahme als Verdoppelung in den Städten und Stadtgebieten Paris, Lyon, Marseille, Bordeaux und in den industriellen Departements Nord und Loire. Von den 19 Arrondissements Frankreichs, deren Bevölkerung sich mehr als verdoppelt hat, danken 7 ihr Wachstum den Gewerben, 6 den Kohlenbecken, 5 dem Seehandel. Das Gebiet der Zunahme um 50 % und mehr bildet eine zusammenhängende strahlige Fläche, deren Kern die gewerbreichen Departements Loire und Rhone sind, und die eine nördliche Verlängerung in das Seinebecken, eine südwestliche bis Perpignan, eine westliche an der Loire abwärts in die Bretagne sendet. Abgesonderte Gebiete stärkerer Zunahme liegen an der Ostgrenze, im Nordwesten, im Pyrenäenvorland und an der östlichen Mittelmeerküste. Der Ackerbau läßt nur ein langsames Wachstum der Bevölkerung zu. Die Erträge sind nur bis zu einem gewissen Grade zu steigern, der Boden kann

über ein bestimmtes Maß hinaus nicht geteilt werden. In der Abneigung gegen Bodenteilung liegt der Rückgang deutscher Bauernschaften wesentlich begründet. Die reinsten Ackerbaugebiete sind in Deutschland diejenigen, wo die Bevölkerung, wiewohl dünn gesäet, am langsamsten zunimmt. In dieser ohnehin trägen Bewegung lassen vorübergehende Störungen des Betriebes tiefe Spuren. Fast alle die 53 Arrondissements Frankreichs, welche Rückgang der Bevölkerung seit 1801 zeigen, liegen in den Ackerbaugebieten. Die Normandie, wo die Wiese immer mehr Ackerland sich unterwirft, ist das größte Gebiet der Abnahme. Die Phylloxera hat in der Unter-Charente, die Seidenwurmseuche in der Isère, die Aufgebung des Krappbaues und die Phylloxera in der Vaucluse die ländliche Bevölkerung in Rückgang gebracht[7]).

So herrschen in jedem Lande verschiedene Typen der Bevölkerungsbewegung, welche die allgemeine Bewegung in dem Gesamtgebiete aufbauen. Die Zunahme der deutschen Bevölkerung von 1880—1885 um 1 621 643 ist nicht genügend charakterisiert als das einfache Ergebnis der Geburten und Zuwanderung minus Todesfälle und Auswanderung. Wir sehen sogar durch örtlichen Rückgang an vielen Stellen Ziffern mit negativem Vorzeichen in die Rechnung eintreten. Das Endergebnis könnte in der Summe gleich sein, wenn die Zunahme allgemein und wenn sie durch Fälle von Abnahme verringert, dafür aber durch stärkere Zunahme in anderen Gebieten vergrößert würde. Neun und eins sind zehn, und elf weniger eins sind ebenfalls zehn. Es ist wichtig, zu wissen, auf welche Art die Summe zu stande kommt. Die Wichtigkeit dieser Analyse wird noch mehr einleuchten, wenn sich die geographische Verbreitung der Gebiete verschiedenen Wachstums von bestimmten Regeln beherrscht zeigt.

Bei Vergleichungen dieser Art darf das eigentlich geographische Element des Raumes durchaus nicht vernachlässigt werden. Wir haben die Verschiedenartigkeit der Zahlen kennen gelernt, aus welchen sich die Summen der durchschnittlichen Bevölkerungsbewegung zusammensetzen. Je kleiner die Räume, auf welche die Zahlen sich beziehen, desto größer der innere Unter-

schied der letzteren; je größer die Räume, desto gleichartiger die Durchschnitte. So verschwinden z. B. in einer Aufzählung der europäischen Staaten, der Länder Nordamerikas, Australiens alle Fälle von Rückgang, welche doch so stark ausgeprägt in Irland, in mehr als einem Drittel der französischen Departements, in Mecklenburg, in den Indianergebieten, in den Gebieten der australischen Eingeborenen vorkommen.

Typen der Bevölkerungsbewegung. Die Vergleichung des Zuwachses in verschiedenen Teilen des Deutschen Reiches hat uns Gruppen kennen lehren, welche Gebiete von übereinstimmenden Dichtigkeits-, Geburtenüberschuß- und Zuwachsverhältnissen in sich vereinigten. Jede dieser Gruppen hat etwas Typisches, wie schon die Uebereinstimmung der geographischen Lage ihrer einzelnen Glieder erkennen läßt. Die gleichen Kombinationen kehren in anderen Teilen der Erde wieder.

Dichte Bevölkerung, großer Geburtenüberschuß, starker Zuwachs teilen mit den mitteldeutschen Ländern alle großen Industriegebiete Europas. Wir nennen England und Wales, Belgien, in Frankreich die Departements Nord und Pas de Calais, in der Schweiz die gewerbreichen Nordostkantone.

Dichte Bevölkerung, mäßiger Geburtenüberschuß, starker Zuwachs ist dagegen der Typus großstädtischer Bezirke, denen als sehr bezeichnendes Merkmal noch die höhere Sterblichkeit gehört. Paris hat 1 Sterbefall auf 33,5, die französischen Städte auf 35,1, ganz Frankreich auf 44,3 Bewohner. Diese Thatsache beeinträchtigt sehr die optimistischen Schlüsse auf ihre Kulturhöhe. Im Gegenteil nähert sich diese Eigenschaft und besonders die große Kindersterblichkeit niederen Verhältnissen, wie denn das enge, ungesunde Wohnen niedriger Völker in den Großstädten wiederkehrt. In größerer räumlicher Ausbreitung kann dieser Typus ohne dieses Merkmal nur in den älteren Kolonialgebieten vorkommen, in denen die ansässige Bevölkerung nur eine kleine eigene Vermehrung besitzt, während die Zuwanderung noch fortfährt, erheblich zu sein. Die Neuenglandstaaten, ganz besonders Rhode Island und Massachusetts, die beiden bevölkertsten Staaten der Union, gehören hierher.

Dichte Bevölkerung bei geringer Zunahme ist der Typus der Uebervölkerung, wobei eine Variation hervorgebracht werden kann durch starken Geburtenüberschuß, welcher in der Auswanderung aufgeht, wie in Irland, oder geringen Geburtenüberschuß, welcher den verschärften Eindruck der Uebervölkerung, sogar des Notstandes hervorbringt. Auf niederen Kulturstufen treten besonders in den dichtbevölkerten Ländern des fernen Orients und auf zahlreichen Inseln gewaltsame Mittel zur Verminderung des Zuwachses, soweit Krieg und Notstände ihn nicht zurückdrängen, in Wirksamkeit. In den so häufig von Not bedrohten oder heimgesuchten bevölkerten Gebirgsgegenden, in Island und Grönland kehrt dieser Typus in ganz gleicher Weise wieder wie in Allahabad.

Bezirk Rotenbuch (Spessart)	1867 1876 — 5	auf 10000.
Island	1881 1884 — 268	„ 10000.
Grönland [8])	1880 1885 — 86	„ 10000.
Allahabad	1872 1881 + 80	„ 10000.

Eine Variante desselben wird durch die Verbindung von dichter Bevölkerung mit geringer Kinderzahl und geringer Sterblichkeitsziffer — der Zusammenhang der beiden letzten Thatsachen ist klar — gebildet; dieselben verbinden sich zu dem Ergebnis eines Volkes von hohem Durchschnittsalter. Das ist der Typus der alten Kulturvölker, in denen die Hochschätzung des Menschenlebens alle Mittel zu dessen Verlängerung findet, während zugleich die mehr oder weniger dichte Bevölkerung die natürliche Vermehrung in präventiver Weise statt durch Kindsmord einschränkt. Die Statistik, welche nichts als eine Rechnungsführung der Menschheit sein will, sieht in der kleinen Kinderzahl bei großer Zahl der Erwachsenen nur den Vorteil, daß die Nation weniger Pflegebedürftige und mehr Leistungsfähige umschließt. Betrachtet sie aber das Volk als einen lebendigen Körper, so liegt in der Abnahme der Geburtsziffer die Ursache immer weiterer Abnahme für eine längere Reihe künftiger Jahre, da die Zahl der Heranwachsenden, zur Eheschließung Reifwerdenden damit ebenso zurückgeht. Und wenn sie

mit geographischem Blicke das Auftreten gleicher und ähnlicher Erscheinungen auf der Erde mißt, so sieht sie in ihnen überall das allgemeine Gesetz wirksam, daß die Bewegung der Bevölkerung, die auf niedrigerer Kulturstufe einen kräftigeren lebendigeren Charakter gewinnt, indem die Zahlenbewegung intensiver, die Raumbewegung ausgreifender wird, sich verlangsamt mit steigender Kultur, welche raschen Umsatz der Menschenleben mehr als alles scheut und vermeidet.

Hohe Kultur ist bezeichnet durch Höchstschätzung des Wertes der Menschenleben, die so wenig wie möglich zerstört, so viel wie möglich erhalten werden. Es wird also die Lebensdauer vermehrt, und gleichzeitig nimmt die natürliche Vermehrung ab. Das Ergebnis ist ein im Durchschnitt älteres Volk, dessen Aufbau durch das Zurücktreten der jüngeren und besonders der jüngsten Glieder gegenüber den sich zähe forterhaltenden älteren charakterisiert wird. Kein europäisches Volk entspricht diesen Anforderungen so sehr wie das französische, dessen mittleres Alter ebenso groß wie seine Vermehrung gering ist [9]). Aber eine ganze Reihe von Kulturvölkern, sowohl in Europa als in Nordamerika, schwankt ganz langsam in einer Richtung, an deren äußerstem Ende wir Frankreich erblicken, Frankreich, dessen Typus man in dieser Beziehung als den der Ueberkultur bezeichnen könnte. Die Sterblichkeit wird geringer, die Geburten nehmen ab, trotzdem die Eheschließungen zunehmen, mit anderen Worten: Es erreichen mehr Individuen ein höheres Alter, aber es werden auch weniger Individuen geboren, das Ergebnis ist ein in der Summe älteres Volk. Die Bevölkerung des Deutschen Reiches konnte Ende 1887 auf 47 540 000 geschätzt werden. Während nun im Dezennium 1878—87 38,9 Geburten auf 1000 gekommen waren, entfielen 1887 auf dieselbe Zahl 38,4. Die Sterblichkeit aber, welche 1878—87 27,19 betragen hatte, belief sich 1887 nur auf 25,57. Aehnlich ist in der Schweiz von 1871—85 die Zahl der Geburten von 31,6 zu 28,6 auf 1000 Einwohner zurückgegangen [10]).

Man erkennt leicht, daß dieser Typus auch eine Aehn-

lichkeit mit demjenigen besitzt, den wir als großstädtischen bezeichnet haben; er unterscheidet sich von diesem hauptsächlich durch den starken äußeren Zuwachs der großen Städte. Aber in allen anderen Beziehungen nehmen gegenüber dem Typus der alten Kulturvölker die großen Städte eine ähnliche Stellung ein, wie bezüglich der Bevölkerungsdichtigkeit die Inseln (s. o. S. 238), die wir statistisch frühreif genannt haben. Die Merkmale, welche die Bevölkerungsbewegung bei alten Kulturvölkern aufweist, treten ebenso in den großen Städten früher auf und in dem Maße als die alten Länder sich immer städtischer gestalten, wandern sie über das Land. Geringe Geburts- und Sterbeziffern, Abnahme der Eheschließungen und Zunahme der Ehescheidungen sowie der außerehelichen Geburten sind Merkmale der französischen Bevölkerungsbewegung im ganzen, erreichten aber stets ihren Hochstand in Paris.

Dünne Bevölkerung und rasche Zunahme durch eigene Vermehrung und Zuwanderung kann als kolonialer Typus bezeichnet werden oder auch als Typus der jungen Völker. Völker, die jung auf ihrem Boden sind, sind auch insofern jugendlicher als sie eine größere Zahl von jugendlichen Elementen umschließen. In einer Zeit, die mit Bezug auf die Entwickelung des Landes als eine jugendliche bezeichnet werden kann, Anfang der 40er Jahre, verhielt sich die Zahl der Personen unter 15 Jahren in den Vereinigten Staaten zu der in England mit Wales wie 5:4 [11]). Wo die Vermehrung geringer geworden, wie in den verhältnismäßig alten Neuenglandstaaten, prägt die Völkerjugend sich in anderen Zeichen aus. So zeigt Rußland in Europa die größte Zahl von Heiraten, Nordwest-Europa die kleinste, die kinderarmen Neuenglandstaaten stehen aber Rußland nahe. Es sind die Sitten junger weiter Länder, die sich hier berühren.

Große Kinderzahl und große Sterblichkeit und als Ergebnis beider ein geringes Durchschnittsalter der Bevölkerung ist der Typus armer Völker und armer Klassen, der Typus der Sklaven und Proletarier und jenes Teiles kulturarmer Völker, welcher

noch nicht durch geringe Kinderzahl auf die schiefe Ebene des Rückganges gelangt ist. Die Censusberichte aus der Sklavenzeit der Vereinigten Staaten zeigen eine große Kinderzahl und einen Ueberschuß bis zum Alter von 40 Jahren, dann einen raschen Abfall, so daß die Zahl der Personen über 36 Jahren bei den Sklaven zu den bei den Weißen sich wie 76 : 100 verhält. Die Kultur erhöht die mittlere Lebensdauer, welche in Europa durchschnittlich bei den wirtschaftlich fortgeschrittensten Völkern am größten ist. Selbst in den einzelnen Provinzen wächst und sinkt sie mit der allgemeinen Kultur. Die erste Zählung Bosniens ergab nur 6,59 % über 60 Jahren gegen 7,52 in Oesterreich. Fast jede in Oesterreich erscheinende Seuche tritt in Galizien am heftigsten auf, einige haben sich dort geradezu eingenistet und 1881 starben dort 22,8 aller Gestorbenen an endemischen Krankheiten.

Geringe Geburtenziffer bei großer Sterblichkeit und häufig in Verbindung mit großer äußerer Bewegung ist der Typus der meist im Rückgang befindlichen niedrigstehenden Völker, wie Australier, Polynesier, die meisten Stämme der Indianer. Diese Art von Bewegung ist heute auf die niedrigsten Schichten der Menschheit beschränkt. Aber die Frage ist erlaubt: Welches war der Zustand der Menschheit bei erheblich geringerer Lebensdauer, größerer Sterblichkeit, geringerer Aussicht der Erhaltung von Geschlecht zu Geschlecht? Es war der Zustand beständigen Ankämpfens gegen das Aussterben, gegen das Abreißen jenes Zusammenhanges der Generationen, auf dem die Kultur beruht.

Die Zahl der Kinder ist auf niederer Stufe in der Regel gering. In monogamischen Ehen wird dies schon dadurch bedingt, daß die Zeit des Säugens leicht 3—4 Jahre währt. Auch bleibt oft in dieser ganzen Zeit der geschlechtliche Umgang verboten. Auf niedrigeren Stufen der Kultur ist allgemein üblich eine Säugezeit, welche über zwei und mehr Jahre sich ausdehnt. Die geringen Kinderzahlen sind häufig darauf zurückgeführt und die Thatsache ist sogar mit dem „Aussterben der Naturvölker“ in Verbindung gebracht worden, zweifellos wird dadurch auch unter sonst günstigen Kulturverhältnissen jener besondere Typus von Bevölkerungsbewe-

gung erzeugt, welcher durch geringe Geburtszahlen, kleine Familien, Langsamkeit der natürlichen Zunahme der Bevölkerung charakterisiert ist. Der japanische Prozentsatz der Geburten von 2,48 [12], welcher trotz des dort häufig zu hörenden Sprichwortes: Gute Leute haben viele Kinder, noch unter dem Minimum der europäischen, nämlich der französischen (2,5) bleibt, wird hauptsächlich mit dem langen Säugen erklärt. Aber auch in polygamischen Verbindungen scheuen die Weiber die Entfremdung des Mannes durch ihre Schwangerschaft und Entbindung und daher die so oft wiederkehrende Angabe über auffallend geringe Zahl der Kinder, so wie z. B. P. Baur die geringe Zahl der Kinder in Usegua betont, die er abergläubischen Gebräuchen zuschreibt [13]. Im Distrikt Kailau auf Hawaii waren Ende der 30er Jahre unter 96 Verheirateten 23 kinderlos. Die übrigen 73 hatten 299 Kinder, von denen 152 unter 2 Jahren starben. Die Kinderzahlen der Arktiker sind durchaus gering: Man findet durchschnittlich 1 Kind bei den Kumberland-sund-Eskimo, 2 bei den Itahnern, 1—3 bei den zentralen und westlichen Eskimo, 3—4 bei den christlichen Grönländern, 4 bei nordkanadischen Indianerstämmen. Von den Steinen zieht aus den Beobachtungen auf seiner ersten Schingureise den Schluß, daß von 408 Indianern 147 Männer, 145 Frauen und 116 Kinder (bis etwa 15 Jahren) waren [14], also 28 %. Eine Spezialkommission zur Untersuchung der Lage der Indianer in Utah, Nevada, Idaho und Arizona gab in ihrem Berichte [15] in einer Statistik der Pai-Utes, die sie selbst für genau erklärt, 843 Männer, 718 Weiber, 466 Kinder unter 10 Jahren, also 23 % Kinder an.

Die Frage nach der mittleren Lebensdauer der Kulturarmen kann in vielen Fällen dahin beantwortet werden, daß dieselbe weit geringer als bei den Kulturvölkern. Auf Zählungen kann man sich hier natürlich nicht stützen, wohl aber auf häufige Wiederholung der Angaben, wie schon 1788 Fontana sie von den Nikobaren-Insulanern machte, indem er sagte, er habe keinen Mann von mehr als 48 Jahren gesehen, während unter den Weibern ältere sich befänden, oder Portman von den Andamanen: In diesem Volk wird selten das Alter von 50 Jahren erreicht und die Brust ist ein besonders schwacher Teil [16]. Vor 120 Jahren schrieb Cranz ganz ähnlich vom Eskimo, er werde selten über 50 und nur ausnahmsweise über 60 Jahre alt. Auch bei den Camerun fand ich bestätigt, sagt Reichenow, daß die Neger infolge der schlechten Lebensweise sehr früh altern und daß die Zahl ihrer Lebensjahre gering ist. Ich glaube, daß 60 Jahre im allgemeinen das höchste Alter ist, welches ein Neger er-

reicht: ein Zeichen, daß die Kultur nicht das menschliche Leben verkürzt, sondern es verlängert[17]). Während es an ähnlichen Beobachtungen in der ethnographischen Litteratur nicht mangelt[18]) — auffallend selten sieht man Greise auf den photographischen Aufnahmen von Gruppen Eingeborener — werden genaue Zählungen auf Grund zuverlässiger Altersangaben erst möglich, wo „die Wilden“ in den Kreis der Kultur eintreten. Doch kann man schon jetzt sagen, daß die absteigende Bewegung der Lebensdauer, welche wir bei den Kulturvölkern dort beobachten, wo wir uns von höheren zu niederen Stufen begeben, auch bei den Naturvölkern sich noch weiter fortsetzt. Die Dauer einer Generation ist in außereuropäischen Ländern in der Regel kleiner, weil der Zeitraum von der Geburt bis zur Erzeugung von Kindern bei uns länger zu sein pflegt als bei Völkern heißer Länder und vielleicht überhaupt bei Völkern auf einer tieferen Gesittungsstufe, deren frühzeitige Eheschließungen selten durch die Sitte und noch seltener, wie bei den Zulu, aus politischen Gründen verzögert werden[19]).

Rasche Schwankungen. In den Kulturländern finden wir rasche Schwankungen der Bevölkerungszahlen fast nur in den kleinsten geographischen Einheiten, den Dörfern, welche man sogar verschwinden und an anderen Stellen neu erstehen sah. Aber diese Schwankungen, an sich selten, gehen in den großen Zahlen unter, welche uns einen ruhigen nur gegendweise in früheren Jahrhunderten durch große Kriege — der Dreißigjährige Krieg brachte die Bevölkerung Alt-Württembergs auf $^1/_4$, diejenige von 19 hennebergischen Dörfern auf $^1/_6$ herab — unterbrochenen Fortgang in fast allen diesen Ländern zeigen. Wenden wir uns anderen Gebieten zu, dann ändert sich das Bild sehr bald und zwar um so rascher, je kleiner dieselben sind. Je kleiner und selbständiger ein geographisches Gebiet, desto schwankender das Schicksal eines Volkes auch nach der Zahl, wie Inselvölker bezeugen, deren paar hundert Seelen in kurzer Frist aussterben, und die sich aber ebenso rasch wieder bevölkern

und sogar übervölkern können. Der kleine Wasservorrat ließ schon 1831 die mehrfach genannte Pitcairninsel als zu klein für die noch nicht 100 Köpfe zählende Bevölkerung erscheinen, und es fanden Auswanderungen statt, die zwar in unserer Zeit nicht mehr, wie es früher geschehen war, diese Insel menschenleer machen, aber sie doch in der Kultur zurückgehen lassen konnten. Aehnliche Fälle hatten wir schon früher zu berichten (s. o. S. 66). Die Aufgebung von Inseln durch ihre ganze Bevölkerung ist als Folge der Strafexpeditionen deutscher und englischer Schiffe in den letzten Jahren mehrfach z. B. im Falle von Joannet eingetreten. Wie ozeanische Inseln, so konnten Thäler im Hochgebirge ihre Bevölkerungen verlieren, besonders durch Seuchen, um dann durch Zuzug von außen sich wieder zu bevölkern. Das Martellthal soll im 15. Jahrhundert durch die Pest verödet und durch Zuzug aus Ulten, Schnals und Passeyer regeneriert worden sein.

Bei Völkern auf niederer Kulturstufe breiten sich diese raschen Bewegungen über weite Gebiete aus, sie werden unabhängig von der Oertlichkeit, wurzeln aber um so tiefer in dem Volke selbst. Die Geschichte dieser Völker ist daher eine Geschichte der Abnützung. Der rasche Wechsel in den Umgebungen und Aeußerlichkeiten läßt Neues nicht aufkommen, nützt aber alten Besitz ab, und verbraucht fruchtlos eine Masse Arbeit. In den europäischen Gebieten haben wir zum letztenmal im Dreißigjährigen Krieg Aehnliches sich vollziehen sehen. Später traten große Verschiebungen dieser Art nur noch an den Grenzen der Barbarei ein. Die Verödung Ungarns infolge der Türkeneinfälle und die großartige Ansiedelung von 40000 Serbenfamilien im Süden des Landes liegen an der Grenze der Civilisation.

Der schwächere Halt am Boden gestattet hier Schwankungen von einem Betrage, der selbst in den Kolonialgebieten der Europäer unerhört ist. Es wandern thatsächlich ganze Völker, die vor- und nachher ansässig sind, bloß um einer politischen Beschwerdung oder Gefahr zu entgehen. Der erste Census der Kapkolonie von 1865 er-

gab eine auffallende Zunahme der farbigen Bevölkerung. in einigen Bezirken, z. B. in dem von Queens Town von 6880 auf 31 875 seit 1856, welche fast ausschließlich auf Zuwanderung aus den unabhängigen Gebieten zurückzuführen war. 1852 folgten dem englischen Heere 7000 Fingu mit 30 000 Rindern, als dasselbe von Kreli zurückkehrte, und wurden am Bichafluß angesiedelt [20]. Als Mehemed Ali Sennaar erorberte, verließ die ganze Bevölkerung die Stadt und siedelte nach Aleisch, einem Bezirk an der abessinischen Grenze, über. Umgekehrt zogen sich in den 20er Jahren die Kordofaner nach Dar For und 50 Jahre später verschob die ägyptische Eroberung von Dar For die Bevölkerungsverhältnisse derart, daß zahlreiche Niederlassungen in der Ebene verödeten, deren Bewohner in das Gebirge sich zurückzogen. Diese Niederlassungen, deren Spuren Dr. Pfund 1876 in großer Zahl auf seiner Reise nach El Fascher begegnete, waren aber selbst erst einige Jahre oder Jahrzehnte vorher von Kordofanern begründet, die eingewandert waren um der ägyptischen Willkür zu entgehen [21]. Wenjukow berechnet, daß von 1841—63 die unabhängigen Völker des Nordwestkaukasus durch Auswanderung und Tod in Gefechten 135 000 Seelen verloren hätten, d. i. 44% [22]. Vgl. auch den 10. Abschnitt am Schluß.

Werden Völker von so rasch wechselndem Wohnplatz geschichtlich, so ist in ihrer Beurteilung dieser Eigenschaft wohl Rechnung zu tragen, die dann als ein Ausdruck der allgemeinen Regel erscheint, daß die Politik auf dieser Stufe weniger mit Ländern als mit Völkern rechnet. Wir wissen, daß in Nordamerika ebenfalls die Sitte herrschte, bei Angriffen mächtiger Feinde zu weiter entfernten befreundeten Stämmen zu fliehen und das Land offen liegen zu lassen. Daher die Schwierigkeit die Gebiete der einzelnen Stämme festzuhalten. Die zwangsweisen Versetzungen sind dabei nicht zu übersehen, denn ihr Betrag kann ein sehr hoher werden. König Ali führte aus seinem Bagirmikriege nach einheimischen Angaben 30 000 Freie und Sklaven in sein Land. Nachtigal hält zwar die Zahl für übertrieben, meint aber, 12—15 000 erreichten vielleicht die Wahrheit nicht ganz [23]. Diese Versetzungen können Verlegungen des politischen Gewichtes von großem Belang zur Folge haben. Die Geschichte europäisch-indianischer Beziehungen in Nordamerika nimmt von dem Augenblicke der räumlichen Trennung der fünf Nationen einen schwachen, zersplitterten Cha-

rakter auf der indianischen Seite an. Der stärkste Stoß, den der Bund der fünf Nationen erfuhr, war die Lostrennung eines Teiles desselben nach dem Unabhängigkeitskriege und dessen Auswanderung nach Kanada. Die in wenigen Jahren geschehene Vermehrung eines Kaffernstammes, wie der Xosa, die zwischen 1834, dem letzten Krieg der Engländer mit Hintsa, und 1847, dem Beginn der Wirren mit Sandile, des fünften Kaffernkrieges, über alles Erwarten stark geworden, hat die Berechnungen europäischer Politiker durchkreuzt. Auch in der Geschichte der innerasiatischen Völker und ihrer Nachbarn ist der rasche Wechsel der Bevölkerungszahlen ein mächtiger Faktor. Noch aus der jüngsten Zeit haben wir darüber bestbezeugte Nachrichten. Die Tekinzen von Merw hatten sich vor der Unterwerfung durch Rußland stark vermehrt. Sie zählten damals 50000 Kibitken, d. i. nach der gewöhnlichen Schätzung 250000 Seelen. In den 30er Jahren hatte man immer nur von 10000 Kibitken gesprochen. Seitdem hatten sie die Salyri mit 2000 Familien zum Anschluß gezwungen und den Zuzug zahlreicher Turkmenen aus Achal erhalten. Trotz so mancher Erfahrungen hatten die Russen nicht die Stärke vorausgesehen, in welcher die Tekinzen in Merw ihnen entgegentraten. Ein Beispiel plötzlicher Verminderung liefert ein anderes Kapitel russisch-asiatischer Geschichte, diejenige des Ililandes, welches die Chinesen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in angeblich entvölkertem Zustande angetreten. Vergleicht man die Angaben über die Bevölkerung, welche die Russen 1871 in diesem Gebiete trafen, mit der Zahl einer Schätzung, welche 1862 Radloff angestellt, so ergibt sich ein Rückgang in diesen kampfreichen Jahren auf ein Zehntel! Nach dem Mohammedaner-Aufstand im westlichen China verödeten unter anderen auch die Ostufer des Kukunor trotz ihres Grasreichtums. Die Mongolen waren geflohen und die Tanguten mieden die Nähe der Chinesen. So fand Kreitner die Verhältnisse noch nach Jahren [24]).

Die Auswanderung in friedlichen Zeiten, die allerdings auch öfters ihre politischen Ursachen haben mag, erreicht ebenfalls gewaltige Beträge. Die Bevölkerungszahl von Pegu hat in einzelnen Jahren um 10 % (von 1859 bis 1861 von 948000 auf 1150000) sich vermehrt, was großenteils der Einwanderung aus dem mißverwalteten Birma zuzuschreiben war [25]). Die Bevölkerung Kauars ist alljährlich am größten zur Zeit der Dattelernte, die mit dem reichsten Salzertrage zusammenfällt, sie mag dann 6000 erreichen, um in der Zwischenzeit auf 2300 herabzusinken. Die Oase entvölkert sich aber fast ganz nach einem der wiederkehrenden räuberischen Ueberfälle der Tuareg, worauf langsam die frühere Bevölkerung samt

Fremden die verödeten Hütten wieder aufsuchen. Hierher gehört endlich die Verschmelzung ganzer Völker und die Anschwellung ihrer Zahlen durch die systematische Einverleibung von Kriegsgefangenen. Die Verwendung der Kriegsgefangenen zur Ausfüllung der Lücken, welche Krieg oder Krankheiten in den heimischen Hütten gerissen, gehörte zum öffentlichen Rechte der Indianerstämme, aber auch zu den Notwendigkeiten ihres Daseins und ihrer Forterhaltung. Das erste und wichtigste nach der Rückkehr von einem glücklichen Kriegszug war für die Sieger die Verteilung der Kriegsgefangenen. Zuerst wurden die Weiber bedacht, welche Männer oder Söhne verloren hatten, dann erfüllten die Krieger die Verpflichtungen, welche sie gegen solche übernommen, die ihnen Wampumgürtel gegeben hatten. Blieb ein Rest, so wurde er den Alliierten überwiesen. Da die Matronen an der Spitze der Sippen oder Clans standen und an deren Erhaltung ein Interesse hatten, so begreift man, daß oft von ihnen die Anregung zu Kriegszügen ausging. War Not an Männern, so traten Kriegsgefangene ohne weiteres gleichberechtigt in die Sippe ein.

Das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter. Die Natur sorgt für annähernd gleiche Zahlen von Männern und Weibern und bestimmt also ungefähr jedem Mann ein Weib. Bei den kultivierten Völkern ist zwar ein Ueberschuß männlicher Geburten nachgewiesen und die kürzere Lebensdauer der Männer ist eine weitverbreitete Erscheinung von zum Teil sehr einfacher Begründung. In dem Zahlenverhältnis der Weiber zu den Männern liegt auch ein Rassenelement, denn im ganzen überwiegen in Europa bei den romanischen und südslawischen Völkern die Männer, bei den germanischen und nordslawischen die Weiber. Aber viel mehr streben die Sitten und Gebräuche der Menschen, sowie Einflüsse, deren Natur wir noch nicht genau kennen, dieses Verhältnis zu ändern. Wirtschaftliche und politische Verhältnisse häufen an einer Stelle das eine Geschlecht stärker an. Wirkt die monogamische Ehe immer einigermaßen ausgleichend

und stellt in verhältnismäßig kurzer Zeit das Gleichgewicht her, wo es z. B. in jungen Ländern durch vorwiegende Einwanderung der Männer gestört wurde, so wirkt entgegengesetzt die Polygamie, die wesentlich dazu beiträgt, auf niederen Kulturstufen das Gleichgewicht in der Zahl der beiden Geschlechter zu stören und dadurch die Bewegung der Bevölkerung gefährlichen Schwankungen auszusetzen. Die Tendenz auf dieses Gleichgewicht ist ebenso bezeichnend für die höheren, wie die beständige Erschütterung desselben für die niederen Kulturstufen.

Bei sehr tiefstehenden Völkern, die mit dem Elend ringen, scheint durchaus die Zahl der Weiber hinter einer Ueberzahl von Männern zurückzubleiben. Nach dem Census von 1881 zählten die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien im engeren Sinn (Meeresküste bis 26° s. B.) 5628, wovon 2430 dem weiblichen Geschlecht angehörten; von den in dieser Zahl enthaltenen 883 Kindern waren auch nur 405 weibliche. Zunächst trifft der hier allverbreitete Kindsmord das schwächere Geschlecht am schärfsten und auf seine überlebenden Glieder legt sich am härtesten die Last des Lebens, die vor allem bei wandernden Völkern ungerecht verteilt ist. Wenn eine Bevölkerung zurückgeht, so scheint zuerst der weibliche Teil rascher sich zu vermindern als der männliche. Derartige Völker pflegen kriegerisch gesinnt zu sein. Der Verlust eines Weibes ist kein Verlust für einen kriegerischen Stamm, er wird wenigstens nicht als solcher betrachtet, da er nur das Individuum betrifft. Einzelstehende Weiber läßt man unbarmherzig untergehen. Je härter der Kampf ums Leben, desto stärker das Bedürfnis des Anschlusses des schwächeren Teiles an den stärkeren, daher in einem Lande wie Grönland einzellebende Weiber ohne männliche Kinder auf die Dauer nicht zu existieren vermögen. Von einem Ueberschuß an Weibern kann also hier keine Rede sein, oder höchstens nur in ganz vorübergehender Weise. Und so ist denn sehr glaublich, was Beveridge in seinen Abhandlungen über die Eingeborenen der Lakustrin-Depression Südaustraliens ausspricht, daß in allen Stämmen die Männer beträchtlich überwiegen. Die Ursache davon

sucht er in großer Sterblichkeit der erwachsenen Weiber durch frühes Mutterwerden, Ueberarbeitung, Entbehrung, Zügellosigkeit und Gewaltthätigkeit der Männer. Schon Forster hat in Polynesien auf diese Ungleichheit aufmerksam gemacht und sie ist später bestätigt worden. Das Verhältnis war vielfach ein ganz abnormes, bis zu 1 Weib auf 4—5 Männer steigendes, wie es bei den Eingeborenen Hawaiis noch später gefunden ward. Und Kapitän Geisler fand 1883 auf der Osterinsel unter den 150, welche den ärmlichen Rest der einst viel größeren Bevölkerung darstellten, 67 Männer, 39 Frauen und 44 Kinder. Die erste Zählung in Fidschi wies 57493 männliche und 51431 weibliche Individuen nach. Das genaue Verzeichnis der Bevölkerung des Kupferflußgebietes von Henry T. Allen gibt 128 Männer, 98 Frauen, 140 Kinder. In Afrika fand François Ursache bei seiner Reise zum Mona Tenda über die überwiegende Zahl der männlichen über die weiblichen Personen bei diesem Zweige der Baluba erstaunt zu sein. Und der fast ganz nomadische Stamm der Aulad Ali, der hervorragendste der ägyptischen Beduinenstämme — 1882 wohnten 81 % in Zelten, 19 % in Hütten — hat auf 100 männliche 71,5 weibliche Individuen aufzuweisen [26]).

Die geringere Zahl der Frauen wirft als Merkmal der Kolonialländer, weil überall weniger Frauen als Männer wandern, ein weiteres Licht auf dieses Mißverhältnis. Der unruhige Zustand vieler Völker auf barbarischer Stufe, ist dem Anwachsen des weiblichen Elementes nicht günstig. Es gibt große Auswanderungen, wie die der Chinesen nach den Uferländern des Stillen Ozeans und Westindien, in welchen die Frau noch nicht zu 1 % vertreten ist. In Britisch-Guyana kommen trotz der geregelteren Auswanderung der Indier im ganzen etwa 10000 Kulifrauen auf 30000 Männer. Der Census vom 30. September 1880 gab in Pietermaritzburg an Kaffern 2488 Männer, 307 Weiber, 405 Knaben, 189 Mädchen. Ein solches Mißverhältnis zeigten dort selbst nicht die indischen Kuli mit 408 Männern, 155 Weibern, 93 Knaben und 98 Mädchen [27]). Der erste Census in der Kapkolonie (von 1865)

ergab einen Ueberschuß des männlichen über das weibliche Element von 6 %. Nach statistischen Notizen Krapotkins aus 1868[28]) betrug der Ueberschuß der Männer über die Frauen im Gouv. Irkutsk 11 %, im Gouv. Jakusk 5 %, Von 1859 bis 1873 hat sich die Zahl der Frauen im Verhältnis zu der der Männer im Amurgebiet von 100:74 auf 100:81 gesteigert; zieht man die Kosakenbevölkerung ab, so betrug das Verhältnis 100:95. Bei den Eingeborenen ist das Verhältnis nur 100:63 [29]).

Zu den bezeichnenden Erscheinungen des jungen Volkskörpers gehört also die ungleiche geographische Verteilung der Geschlechter auf die verschiedenen Gebiete. In den Vereinigten Staaten wies der Census von 1880 im Distrikt von Columbia 112524, in den Staaten Rhode Island und Massachusetts 107870 und 107712 Frauen auf 100000 Männer, und in den Staaten, bezw. Territorien Idaho, Nevada, Wyoming, Arizona, Montana von 49463 Frauen im ersteren bis 38975 im letzteren auf 100000 Männer nach. Der Mississippi teilt annähernd das ganze Land in einen östlichen Teil, in dessen Bevölkerung man ein leichtes Ueberwiegen der Frauen wahrnimmt, und einen westlichen mit sehr ausgesprochenem Männerübergewicht in der Bevölkerung. Dort die stark bevölkerten Industriegebiete, hier die Territorien, in denen die rauhe Kulturarbeit erst anhebt; dort die Gebiete der Auswanderung, hier der Einwanderung. Wanderungen stören den Aufbau der Bevölkerung. Je weiter sie gehen, desto stärker wird das Uebergewicht der Männer. Im Laufe unseres Jahrhunderts ist immer die weibliche Bevölkerung stärker nach Westen vorgedrungen. Dem Gleichgewicht der Geschlechter kommen die älteren Ackerbauregionen nicht nur des Südens, sondern auch des Westens (Neu-Mexiko) am nächsten. In Canada zeigt die Provinz Quebec 100,4 Weiber auf 100 Männer, Manitoba 77,2, Britisch-Columbia 67,2. Das ist die Abnahme von den alten zu den jungen Gebieten der Dominion. Das Verhältnis von 100,7 in den Nordwestterritorien ist den dort eingewohnten und die Mehrheit bildenden Indianern zuzuschreiben.

Auch die Mittelpunkte großen Handelsverkehres

lassen sich hier anreihen als Plätze, die, wenn auch nur vorübergehend, durch starkes Uebergewicht der Zahl der Männer charakterisiert werden. Alle Wallfahrtsorte in mohammedanischen und buddhistischen Ländern zählen hierher. Montgomeries Pundit, der die Reise nach Lhassa machte, gab die Bevölkerung Lhassas zu 9000 weiblichen und 6000 männlichen Einwohnern an, aber in der Zeit der Ankunft der Wallfahrer füllt sich die Stadt mit 3- bis 4mal soviel Männern [30]).

Ueberschuß der Weiber über die Männer waltet bei Völkern aller Kulturstufen ob, deren männliche Hälfte durch Krieg oder Auswanderung sich vermindert. Nach dem in unglaublichem Maße männermordenden Kriege von 1863 ergab die letzte Volkszählung in Paraguay 346048 Seelen, wovon ca. $^2/_3$ Weiber. Ausgeschlossen sind die nomadisierenden Indianerstämme des Ostens und Nordens. Es ist sehr interessant zu sehen, daß schon vor Jahren Dobrizhoffer in der Bevölkerungstafel der „Guaranischen Flecken" unter Jesuitenverwaltung 30362 Familien, 356 Witwer, 7542 Witwen, 72768 Kinder bei 141182 Seelen angibt. Er sucht die Zahl der Witwen durch längere Lebensdauer der Weiber und häufigeres Umkommen der Männer zu erklären. In der Gesamtseelenzahl befindet sich der erhebliche Ueberschuß von 6372 Weibern. Auf den Südseeinseln, welche Plantagenarbeiter liefern, läßt diese Auswanderung, welche öfter gezwungen als freiwillig stattfindet, das weibliche Geschlecht überwiegen und so übertraf auf Rotumah, als 1879 die Briten es annektierten, die Zahl der Frauen ganz erheblich diejenige der Männer, weshalb die Regierung von Hawaii, wo das Verhältnis ein umgekehrtes ist, große Anstrengungen machte, die ersteren zur Auswanderung nach ihrem Reiche zu bewegen. Ungemein scharf sprechen sich diese Mißverhältnisse in den kriegerischen Ländern Afrikas aus, wo nach Felkins Schätzung, z. B. bei den Waganda, auf 2 Männer 7 Weiber kommen. Felkin gibt folgende Gründe dafür an: Ueberzahl weiblicher Geburten, Männerverlust im Kriege und Weiberraub. Weiter östlich findet Emin Pascha bei den Liria auffallend wenig Männer

bei vielen Frauen und Mädchen. Es wird interessant sein, die geographische Verbreitung dieses Mißverhältnisses zu verfolgen. Catlin hat die das Verhältnis in 2 oder 3 zu 1 verschiebende Ueberzahl der Weiber bei Indianerstämmen Nordamerikas einfach als eine Folge der Kriege bezeichnet[31]). Wenn eine Aufnahme von 1886 für Transvaal 62826 Männer, 78394 Weiber und 158528 Kinder nachweist, so liegt eine weitere Ursache in den friedlichen Wanderungen nach den Goldfeldern vor.

Sind nun diese Mißverhältnisse auch nicht so allgemein, so daß es nicht Ausnahmen gäbe, deren eine („das Zahlenverhältnis der Geschlechter ist gleich") Will. J. Turner von dem neuguinesischen Stamme der Motu bestimmt hervorhebt[32]), so geht doch ein stärkeres Schwanken der Zahl der Geschlechter, als man bei Kulturvölkern findet, durch alle Natur- und Halbkulturvölker. Es ist dabei sehr bezeichnend, daß der ebengenannte Berichterstatter, ein Missionar, von den Motu sagt: „Die sittlichen Verhältnisse sind im allgemeinen zufriedenstellende und der Mann begnügt sich mit einer Frau, selten machen hiervon Häuptlinge eine Ausnahme, indem sie zwei bis drei Weiber haben. Die Kinder werden gut behandelt und Kindermord ist unbekannt." Ohne es zu wissen, hat er hier einen Komplex zusammengehöriger Erscheinungen berührt, deren Wirkungen auf ein und dasselbe Ziel hin gerichtet sind, ähnlich wie Robert Felkin, indem er von den For rühmt, daß sie fruchtbar und nicht von lockeren sittlichen Grundsätzen sind, nicht den Kindsmord üben, das Alter in beiden Geschlechtern ehren, die wichtigsten der Eigenschaften zusammenfaßt, welche günstig auf die Vermehrung wirken.

Die Polygamie vermehrt bei einzelnen die Zahl der Weiber und vermindert sie bei anderen. Eine gerechtere Verteilung der Güter, wie sie für anderen Besitz angestrebt wird, ist jedenfalls bezüglich der Weiber eingetreten mit dem System der Monogamie, das die Anhäufung der Weiber in den Händen der Reichen und besonders des Staatshauptes aufhebt. Soweit die Kultur auf dem ruhigen, regelmäßigen Wachstum der Völker beruht,

verdankt sie diesen Segen wesentlich dem Rückgang dieser Sitte. Wo Vielweiberei herrscht, und alle Völker auf niederen Kulturstufen sind formal oder praktisch Polygamisten, sind im Staate, im Stamme, in der Familie die Weiber ungleich verteilt und sinkt die Zahl der Geburten. Viele Männer erhalten keine Weiber, selbst, wo der Ueberfluß so groß wie in Uganda, wenige wissen sich deren viele zu verschaffen. Diese letzteren sind aber nicht im stande für das Minus der Geburten aufzukommen, welche durch die gezwungene Ehelosigkeit so vieler erzeugt wird. Schon Malthus wußte, daß in der Türkei die monogamischen Ehen der Christen mehr Kinder erzielten, als die polygamischen der Türken. Die Behauptung ist durch neuere Beobachter ausgiebig bestätigt worden. Sie kann auch Belege bei anderen polygamischen Völkern finden. Die heidnischen Namaqua waren entschiedene Polygamisten und Chapman erzählt sogar, daß einer ihrer Stämme in der Absicht, seine Zahl rasch zu vermehren, für jeden Mann so viel Weiber nahm, als er ernähren konnte. Aber in wenigen Jahren sei das Ergebnis des Experimentes der entschiedene Rückgang seiner Volkszahl gewesen, während die, welche auf Missionsstationen lebten und sich auf ein Weib beschränkten, immer eine bedeutende Zunahme erkennen ließen. Man muß die soziale und sogar politische Bedeutung der Vielweiberei erwägen: der Besitz zahlreicher Weiber schafft Verwandtschaften, gibt Einfluß und repräsentiert einen Schatz wertvollster Schenk- und Tauschwaren. Welche Massen von Weibern durch die Polygamie lahmgelegt werden, vermögen einige besser beglaubigte Zahlen nur anzudeuten. Speke wies dem Mtesa 3 bis 400 Weiber zu, Felkin gab ihm ebensoviel Tausend. In so ungemein fruchtbaren Ländern, wie sie um die großen Seen Innerafrikas liegen, können solche Exzesse sich herausbilden, die Müßiggang voraussetzen und hervorbringen, weshalb sie auch am besten in den höchsten Schichten gedeihen. Daß dagegen die allgemeinen Bevölkerungszahlen und die Lebensumstände die Vielweiberei bei armen und elenden Völkern, wie den Feuerländern

und Patagoniern, verbieten, ist ein wahrer Segen. Sie würden sonst noch rascher zurückgehen[33]).

Nachtigal hat in seiner Schilderung der Teda von Tibesti[34]) die Einwirkung des kärglichen Lebens in einer Gebirgsoase der Wüste auf die Bevölkerungsbewegung an einem sehr interessanten Beispiel aufgewiesen. Die Teda machen von der Erlaubnis der Polygamie, die ihnen der Islam gibt, sehr mäßigen Gebrauch. Sie haben wohl nie zwei Frauen an einem Ort, selten höchstens eine zweite Frau an einem Orte, den sie auf ihren Handelszügen öfters besuchen, wie Kauar, und lassen sich auch seltener als viele von ihren Glaubensgenossen dazu hinreißen, eine Frau zu verstoßen. „Die kleine Anzahl von Frauen im Lande, ihr hartes Leben der Anstrengung und Entsagung, das der Entwickelung der Sinnlichkeit nicht eben günstig ist, der entschiedene Charakter der Frau: alles begünstigt in Tibesti die Monogamie. Durch sie nimmt die Frau eine maßgebende Stellung in Haus und Familie ein, aber sie gilt auch weithin als vorzügliche Hausfrau und erfreut sich sogar des Rufes einer gewissen Geschäftstüchtigkeit.“ Daß die Ehen nicht kinderreich sind, führt Nachtigal auf die klimatischen und allgemeinen Lebensverhältnisse, teilweise aber auch auf die wandernde Lebensweise zurück, welche die Tedamänner oft lange Zeit vom Hause fernhält.

Der Zwang zur Arbeit wirkt regelnd auch auf diese Verhältnisse. In derselben Zeit, in welcher bei den Bewohnern von Kauai die Geburten zu den Sterbefällen sich wie 1:3 verhielten, zeigte sich auf Nihau das Verhältnis von 4:3. Nihau ist einer der ärmsten Teile des hawaiischen Archipels, aber seine Bewohner sind eben deshalb fleißig und sind besonders geschickt in der Bereitung des Salzes und im Mattenflechten. Wo sich die Eingeborenen regelmäßiger Arbeit widmeten, zeigte sich überall ein günstiger Einfluß auf ihre körperlichen Zustände und ihre sozialen Verhältnisse. Baelz erklärt die Kindersterblichkeit beim Volke Japans für gering, bei den „dekrepiden höheren Ständen“ dagegen für groß[35]). Wenn sowohl in China als in Japan zum Heil des Volkes die gesetzlich gestattete Vielweiberei niemals die große Ausdehnung erreichte, wie in anderen Ländern des Orients, so mag in milderer Form jenes selbe Motiv der im gemäßigten Klima schwierigeren Nahrungsbeschaffung sich wirksam gezeigt haben. Die Einfuhr von Sklavinnen war verschwindend gering und der Kindsmord ließ im eigenen Lande keinen Ueberfluß an Weibern sich erzeugen. Den

chinesischen Geschichtschreibern folgend, können wir für frühere Perioden der chinesischen Geschichte andere Grundlagen annehmen, so soll in der Tscheu-Dynastie das Verhältnis der Frauen zu den Männern 5:2 erreicht haben, aber seit lange scheint ähnlich wie in Japan das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter die Vielweiberei praktisch eingeengt zu haben, so daß in Japan lange vor der europäischen Zeit die Samurai von ihrem Rechte auf 2 Nebenfrauen selten Gebrauch machten.

Zwei Einrichtungen, die auf diesen Stufen das Leben und Fortleben der Völker entscheidend bestimmen, sollten bezüglich ihres Einflusses auf die Bewegung der Bevölkerung und das Zahlenverhältnis der Geschlechter genauer untersucht werden. Wir meinen das Gentilsystem und die Adoption. Wo das erstere als ein System des Zusammenhaltens aller Blutsverwandten unter einem Totem, Kobong oder Atua so ausgesprochen waltet, wie im östlichen Nordamerika oder in Australien, würde ein starkes Wachstum dasselbe gesprengt haben. Wir hören auch hier viel von Kindsmord, wobei die männlichen Kinder bevorzugt wurden, weil diese die Möglichkeit boten, durch Hineinheiraten in eine fremde Sippe, diese in den Einflußkreis der Muttersippe zu ziehen [36]). Die Adoption kann in anderer Weise der gesunden Entwickelung der Familien gefährlich werden. Kotzebue glaubte beim ersten Besuch der Radakinseln aus der geringen, in keinem Verhältnis zur großen Kinderzahl stehenden Gesamtbevölkerung, und aus der geringen Größe der Kokospflanzungen auf eine erst kurze Bewohnung dieser Inseln schließen zu können. War wirklich der Wachstumstypus junger Völker ihm entgegengetreten? Große Kinderzahlen sind bezeichnend für die Völker, welche auf neuem Boden siedeln. Wo es sich indessen um pazifische Völker handelt, wie hier oder in der Angabe Chesters über den Kinderreichtum der Tudinsulaner [37]), wird man auch immer an die dort weit, ja bis zur Zersetzung der Familie verbreitete Adoption denken dürfen. Zwar führte zunächst die Hochhaltung des Familienzusammenhanges zur weiten Verbreitung der Adoption, die wir deshalb in Ostasien so allge-

mein finden. Aber gerade in Japan wirkte diese mit der Zeit außerordentlich gewachsene Sitte auch wieder zersetzend auf die Familie ein, die bei gewohnheitsmäßiger Adoption ihren natürlichen Zweck vergaß, zur Korporation herabsank und in welcher in demselben Maße wie die Neuaufnahme Fremder erleichtert ward, auch die Ausstoßung der natürlich Zugehörigen, die dem Pater familias zustand, zu mißbräuchlicher Häufigkeit führte. Am Rückgang der Palauinsulaner trägt nach Kubarys Schilderungen die Adoption einen wesentlichen Teil der Schuld.

Die Darstellung der Bevölkerungsbewegung. Die Statistik strebt die Bewegung der Bevölkerung festzuhalten, indem sie dieselbe auf einen bestimmten Zeitpunkt gleichsam projiziert und das so gewonnene Bild unter der Voraussetzung zeichnet, dasselbe werde sich längere Zeit hindurch wiederholen. Gelingt es ihr, dies zu thun, so hat es doch nur für die beschränkte Zeit Geltung, in welcher es die Bewegung als ins Stehen gekommen vorstellt. Rasche und ungleichmäßige Bewegungen können überhaupt nicht in dieser Weise fixiert werden und die Statistik der Bevölkerungsbewegung ist nicht bloß bezüglich ihrer Methoden ein Kind höherer Kultur, sondern sie kann auch nur auf Kulturvölker angewendet werden. So stehen wir hier ähnlich wie in der Frage der Bevölkerungsschätzungen der Aufgabe gegenüber, auf geographischem Boden einem Problem gerecht zu werden, welches für die Statistik außerhalb der Grenze liegt. Der Weg ist durch jenen Vorgang gewiesen. Die Geographie frägt nach den räumlichen Merkmalen der Erscheinung und sucht diese zu umgrenzen. Auch für sie ist zuerst der rasche Wechsel der Bevölkerungen in Innerafrika eine Zeiterscheinung, aber sie kann dieselbe räumlich darstellen, indem sie das Gebiet umgrenzt, auf welchem jener Kulturstand vorherrscht, für welchen sie charakteristisch ist. Darüber hinaus führt dann nur noch der Weg, welcher die Wirkungen der Bevölkerungsbewegung in der verschiedenen Dichtigkeit der Bevölkerung räumlich zum Ausdruck kommen sieht. Wir befinden uns hier aber auf der Grenze zwischen wissenschaftlicher und Tages-Kartographie; denn da die raschen Schwankungen für diese Gebiete bezeichnend sind, kann diese Darstellungsweise nicht für lange Zeiträume gelten. Es muß der Fehler vermieden werden, in welchen Behm verfiel, als er die von Livingstone so drastisch geschilderte Verwüstung des Kone-Plateaus im westlichen Nyassalande zum Anlasse nahm, einen leeren Fleck auf seine Karte der Bevölkerung der Erde (1874) zu zeichnen, der sich sicherlich lange vor dem Erscheinen dieser Karte wieder zu bevölkern begonnen hatte. Es sind dieselben Schwierigkeiten, vor

die sich der Geograph bei der Schilderung rasch sich verändernder Völker gestellt sieht, denen er fast nur noch den Tagesschriftsteller gewachsen weiß[88]).

---

[1]) Vergl. H. de Beaumont, De l'Avenir des États-Unis im Journal d'Économie politique. 1888. III. S. 76—83.

[2]) Vergl. die Tabellen von A. Oppel in den Geographischen Mitteilungen 1886. S. 134—42 und eine Tafel der Geburten und Sterbefälle p. 1000 im Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik N. F. XVI. S. 186—87.

[3]) Schimmers sorgfältige Arbeit: Die Ergebnisse der Bevölkerungsbewegung in Niederösterreich, Tirol und Vorarlberg nach der Höhenlage der Wohnorte im Jahre 1885. Statist. Monatsschrift. Wien 1887. S. 321—67.

[4]) Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins. 1886. S. 426.

[5]) Globus. XLVI. S. 255.

[6]) In der 3. Reihe ist Berlin mit Brandenburg vereinigt.

[7]) Bulletin de l'Institut International de Statistique. 1886. I. S. 162.

[8]) In Grönland übertrifft die Geburtsziffer nur wenig die Sterbezahl, die Sterblichkeit nimmt vom 10. Jahre an stetig zu, regelmäßiger und stärker bei Männern als bei Weibern, so daß die Sterblichkeit beider Geschlechter sich wie 100 zu 87 verhält. Ganz ähnlich sind sie in der Bevölkerung (100 : 88) vertreten. Vergl. Westergaard, Mortality in remote corners of the World. Journal of the Statistical Society. 1880. S. 509.

[9]) Diese rückläufige Bewegung der Bevölkerungsvermehrung hat in den letzten Jahren noch beträchtliche Steigerung erfahren. Das Journal officiel veröffentlichte am 28. August 1889 einen Bericht an den Präsidenten, der angibt, daß die Geburtsziffer 1888 um 55 000 geringer als 1884 und die niedrigste seit 1871 war, dabei ist der geringe Geburtenüberschuß zu ¼ den Fremden zuzuschreiben und wäre ohne die wachsende Zahl der außerehelichen Geburten überhaupt nicht vorhanden. Abnahme der Todesfälle und der Eheschließungen, Zunahme der Ehescheidungen und der außerehelichen Geburten sind Erscheinungen, welche nicht ohne tieferen Zusammenhang mit jener Hauptthatsache gleichzeitig hervorgetreten sind.

[10]) Die schweizerische Statistik, welche diesen Rückgang verzeichnet, stellt die zunehmende Jugend der Eheschließenden der Zahl der Heiraten und des Heranwachsens einer stärkeren Generation im Heiratsalter gegenüber. Um so schwerer fällt die Zahl ins Gewicht.

[11]) Eine interessante Besprechung dieser Thatsachen enthält G. R. Porters Aufsatz An Examination of some facts obtained at the recent Enumeration of the Inhabitants of Great Britain. Journal of the Statistical Society, London. VI. (1842) S. 3 f.

[12]) Mayet in den Mitteilungen d. deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 36.

[13]) Les Missions Catholiques. 1882. S. 425.

[14]) Durch Zentralbrasilien. 1886. S. 364.

[15]) Report of Special Commissioners J. W. Powell and G. W. Ingalls on the condition of the Ute Indians etc. Washington 1874. S. 10.

[16]) Journal R. Asiatic Society of Great Britain. 1881. S. 474.

[17]) Verhandlungen der Ges. f. Anthropologie. 1873. S. 177.

[18]) Schon bei Robertson sind (IV. S. 86) die Gründe zusammengestellt, welche von Verschiedenen für „die geringe mittlere Lebensdauer bei Wilden" aufgeführt worden sind.

[19]) Bulletin de la Société d'Anthropologie. Paris. 2me S. XII. 320.

[20]) Missionsblätter a. d. Brüdergemeinde. 1852. S. 112.

[21]) Mitteilungen d. Geographischen Gesellschaft Hamburg. 1876—77. S. 272.

[22]) Die Besiedelung des nw. Kaukasus d. d. Russen. Geographische Mitteilungen. 1865. S. 419.

[23]) Sáhara und Sudân. III. S. 84.

[24]) Der Kuku-Nor u. seine Umgebung. Deutsche Geographische Blätter. IV. S. 205.

[25]) Geographische Mitteilungen. 1864. S. 192.

[26]) Bulletin de la Société Khédiviale. 1885. Juniheft.

[27]) Peace, Our Colony of Natal. 1883. S. 148.

[28]) Statistisches aus Sibirien. Geogr. Mitt. 1868. S. 95.

[29]) Sperk, Rußland im fernsten Osten. Bd. XIV. (1885) der Sapiski.

[30]) Geographische Mitteilungen. 1868. S. 241.

[31]) Letters. I. 119.

[32]) Journal Anthropological Institute. VII. 470.

[33]) Von der legalen Polygamie als einer kostspieligen Sitte, die nur Aelteren und Reicheren zugänglich, auch von diesen meist nur aus Gründen des politischen oder sozialen Einflusses geübt wird, hat Kubary in den Ethnographischen Beiträgen eine Schilderung entworfen, I. S. 61, welche nicht bloß für Palau Geltung hat.

[34]) Sáhara und Sudân. I. S. 420 f.

[35]) Mitteilungen der deutschen Ges. etc. Ostasien. H. 32. S. 69.

[36]) Vergl. Lucien Carrs Ausführungen über die Stellung der Frau bei den Huron-Irokesenstämmen. 16. and 17. Report of the Peabody Institute. 1884. S. 224.

[37]) Geographische Mitteilungen. 1872. S. 254.

[38]) Wie es Pöppig aussprach, als er die im raschesten Fortschreiten befindlichen Zustände der Chilenen von 1827/8 sechs Jahre später zu schildern unternahm. Er hat in seiner sinnigen Weise am Schluß des 2. Kapitels seiner Reisebeschreibung (I. S. 81/2) dieses Problem geschildert.

10. Der Rückgang kulturarmer Völker in Berührung mit der Kultur.

Die Thatsache. Angeblicher Stillstand der Bevölkerung Nordamerikas seit 300 Jahren. Der Rückgang in Südamerika, Australien, Nordasien. Ungunst der Inseln. Rückgang in Polynesien. Trägt die Kultur die Schuld dieses Rückganges? Folgen der Berührung kulturarmer Völker mit der Kultur. Lockerung der sozialen und Störung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Mischung. Entziehung des Mutterbodens. Völkerzerstörung.

Geographische und statistische Ansicht des Bevölkerungsrückganges. Der Rückgang der kulturarmen Völker stellt sich uns in seinen Ergebnissen zunächst geographisch als eine Verdrängung aus weiten zusammenhängenden Gebieten in enge, zersplitterte, weit von einander entlegene Wohnsitze dar; und diese Wohnsitze sind in der Regel nach Boden und Klima ungünstiger geartet als die früheren. Es ist ein geographisches Zurück- und Heruntlerkommen. Ferner erscheint er statistisch betrachtet als eine Verminderung der Volkszahlen, welche im ungestörten Zustande vorhanden waren. Die beiden Erscheinungen werden gerne als eine einzige aufgefaßt und selbst die Geographen, welche denselben näher getreten sind, haben das Statistische mehr betont als das Geographische. Wenn es auch sehr wahrscheinlich ist, daß die Verdrängung Folge und Ursache der Schwächung durch Rückgang der Volkszahl in vielen Fällen ist, so braucht man doch die Verbindung nicht als notwendig anzunehmen. Und da die Statistik dieser Völker lückenhaft sein muß. bietet die geographische Aenderung

dem Studium die günstigste Seite dar. Die vielfach so fruchtlose Behandlung dieses Problemes führt zusammenhängend mit dieser Verwechselung auf Auffassungen zurück, deren Seichtigkeit in einem beklagenswerten Mißverhältnis zum tiefen Ernste dieser Frage steht. Es gefällt weder unserem Geist, noch unserem Gemüt, es ist zu schematisch gedacht und gefühlt, wenn man die Frage mit dem Nachweis, daß so und soviel leben oder nicht leben, beantwortet zu haben glaubt. Wie leben sie? Man denkt an Jadrinzeffs Wort von verelendeten Völkchen Sibiriens: Sie mochten nicht auf einer hohen Stufe der Kultur stehen, sie waren aber doch wenigstens satt! Es ist aussichtslos und zugleich unlogisch, das Hauptgewicht auf bestimmte Zahlen zu legen. Die Zustände sind wesentlicher als die unbestimmbaren Zahlen. Und die Zustände, wie oft deuten sie auf Rückgang, wo die Zahlen noch von einem befriedigenden Stillstand sprechen! Ganz besonders gilt dies von den Zuständen, welche geographisch zu bemessen sind, in erster Reihe vom Landbesitz und vom Halt am Lande.

Auf der Erde hat es seit lange neben den Gebieten wachsender Bevölkerung Gebiete abnehmender Bevölkerung gegeben. Auch hat es immer in jedem Lande, dessen Volk in Zunahme begriffen war, einzelne Landschaften gegeben, in welchen die Bevölkerung zurückging. In diesen erreichten aber nur die Abstufungen, welche man in jedem größeren Volke zwischen Gebieten stärkerer und schwächerer Vermehrung beobachtet, ein durch Verlust gekennzeichnetes örtliches Minimum. So schroffe Gegensätze, wie die Jetztzeit sie auf weiten Gebieten sich einander entgegenstellen sieht, gehören zu den Merkmalen eines im Zeugen wie Vernichten beschleunigten Ganges des Völkerlebens. Wir haben in 100 Jahren Völker, welche Gebiete von großstaatlichem Umfange ihr eigen nannten, in Wüsten und Wäldern verschwinden, und haben an ihre Stelle neue Völker treten sehen, welche, von zehnmal kleineren Gebieten ausgehend, den Boden jener bereits mit hundertfach größeren Zahlen besetzt haben.

Indem die Bevölkerungsstatistik diesen Verschiebun-

gen nachging, sind von ihr keine so mächtigen natürlichen Unterschiede der Volksvermehrung gefunden worden, wie man sie vor der Zeit exakter Feststellungen voraussetzte. Man hat keine Gebiete gefunden, wo bedeutend mehr Zwillinge geboren werden, wie Columella von Aegypten und Afrika annahm. Aegypten ist zwar besonders im unteren Teil ein dichtbevölkertes Land, vermehrt aber seine Bevölkerung keineswegs auffallend rasch. Weder Boden, noch Klima, noch Nahrung stehen in einem nachweislichen unmittelbaren Verhältnis zur Bevölkerungszunahme, wo nicht die Leiden der Akklimatisation in Frage kommen. De Paws und Buffons Theorie von einer allgemeinen Schwächung und Wachstumshemmung, welche Amerikas Boden und Klima auf Pflanzen, Tiere und Menschen üben sollte, ist trotz Martius' Phrase von dem „menschenarmen Amerika, dessen ursprüngliche Menschheit vom Fluche der Unfruchtbarkeit getroffen" worden sei [1]), längst aufgegeben. Und nicht weil wir neben den Angloamerikanern der älteren Staaten, die ohne die Einwanderung zurückgehen würden, ausserordentlich fruchtbare Völker, z. B. in Columbia finden. — Antioquia, welches eine starke Auswanderung nach den übrigen Provinzen hat, zeigt in seiner mit Neger- und Indianerblut gemischten Bevölkerung in der Regel Ehen von 10 bis 15 Kindern [2]) — sondern weil wir den Unterschieden des Bevölkerungszuwachses Kulturunterschiede zu Grunde liegen sehen, welche in deutlicher Beziehung zu jenen stehen. Das „phlegmatische Temperament", welches den schon im vorigen Jahrhundert beobachteten Rückgang der Hottentotten erklären sollte, z. B. bei Vaillant, hat ganz anderen Faktoren Platz gemacht. Die neueren Beobachter, wenn sie stillstehende und wachsende Völker neben einander wohnen sehen, suchen nach Gründen in der Familie, im Staat, im Erwerbsleben; und nicht vergebens. Emin Pascha stellt die Produktivität der Waganda, Lango (Wakidi) u. a. der Unfruchtbarkeit der Wanyoro gegenüber: dort 10 bis 12, hier 2 bis 3 Kinder als Regel in einer Ehe, und hebt hervor, wie hier die schrankenlose Polygamie zahlreiche Weiber zur Unfrucht-

barkeit verurteile [3]). Verfolgt man die geographische Verbreitung derartiger Unterschiede, so erkennt man immer zuerst einen Zusammenhang mit der Verbreitung der Kultur, nicht aber mit Boden und Klima. Ist dieser vorhanden, so liegt er in jenem verdeckt.

Hauptsächlich sieht man, daß zwar das innere Wachstum der Völker durch Vermehrung, d. h. durch Geburtsüberschuß auf allen Stufen der Kultur vorkommt, daß aber bei sehr tief stehenden Völkern und ganz besonders bei jenen, welche mit höchstkultivierten unvermittelt und unvorbereitet zusammentreffen, die eigentümliche Erscheinung des Aussterbens durch Ueberschuß der Todesfälle über die Geburten fast zu einer traurigen Regel geworden ist. Zwar ist sie selbst in den Fällen, wo sie bereits zur Geltung gelangt war, durch Aenderung der Lebensbedingungen wieder aufgehoben worden, aber doch besteht sie fort für fast alle Australier, Polynesier, Nordasiaten, Nordamerikaner, für viele Völker Südafrikas und Südamerikas. Dieses „Aussterben der Naturvölker“ ist nicht bloß eine Störung des natürlichen Ablaufes der Lebenserscheinungen, wie sie zeitweilig auch im Leben höchstkultivierter Völker vorkommt, sondern sie hängt tiefer zusammen mit den Einrichtungen und den Geschicken tiefstehenden Völkerlebens, dessen Wohlfahrtsbedingungen so begrenzte sind, daß wenig dazu gehört, sie zu stören. Die mit einer ebenso schlechten wie falschen Heuchelphrase als „blight and withering theory“ bezeichnete Lehre, daß einzelne Rassen allein durch die Schwäche ihrer Organisation zum Untergange verurteilt seien, ist zu verwerfen [4]). Wir kennen alternde Tier- und Pflanzenarten, aber keine gleichsam von innen heraus abwelkende Rasse der Menschheit. Wohl aber enthüllt jeder Blick in das Leben dieser Völker Vorgänge und Zustände, welche nicht anders als schädlich auf ihren Lebensgang wirken können, und zwar eine ganze Reihe. Ganz besonders sind viele von ihren Gewohnheiten so, daß sie beim Zusammentreffen mit Völkern höherer Kultur sofort zum Unheil ausschlagen mußten. In Gerlands „Ueber das Aussterben der Naturvölker 1868“ sind die Ursachen

des Rückganges in folgende Gruppen geteilt: Natur und Leben der Naturvölker selbst: Einflüsse der sie umgebenden Welt; Anforderungen, welche die Kultur heute an sie stellt; Behandlung seitens der Weißen. Schon Malthus hatte nicht gezweifelt, daß eine ganze Anzahl von Ursachen schwacher Volksvermehrung im eigensten Leben der kulturarmen Völker zu suchen sei und nannte für die nordamerikanischen Indianer: Ungenügendheit und Unsicherheit der Ernährung, wiederkehrende Hungersnöte, beständiger Kriegszustand, niedrige Stellung des Weibes, Kindsmord, schlechte Wohnungen, unvollkommene Sorge für das leibliche Wohl. Auch eine südaustralische Kommission nannte als Ursachen des Aussterbens der Südaustralier Kindsmord, Ceremonien und Operationen, denen sich die jungen Leute zu gewissen Lebensperioden zu unterziehen haben, Syphilis, Branntwein, unbeschränkter geschlechtlicher Verkehr unter den Eingeborenen selbst und mit den Europäern, Verschiedenheit in der Zahl der Geschlechter. Diese indigenen Ursachen werden nur in ihrer Wirksamkeit verstärkt durch das Hinzukommen von äußeren. Zahllose Einzelbeobachtungen könnten zum Beweise dafür angeführt werden, daß Mißstände und Mißbräuche existieren, deren Folgen Verlangsamung des Wachstums und Beschleunigung des Absterbens mit dem Endergebnis des Rückganges einer Bevölkerung sein müssen. Wir glauben, daß sie alle in zwei Gruppen gebracht werden können: Allgemeine Unsicherheit der Lebensgrundlagen bei allen Völkern tiefer Kulturstufe; und Eintritt eines störenden, verdrängenden Elementes in Gestalt einer zuwandernden, überlegenen Rasse, welche den eingeborenen Völkern Land, politische und kulturliche Selbständigkeit, endlich Wohlstand und Gesundheit nimmt.

Beispiele des Verfalles und Rückganges in Amerika. Wenn über die Wirkungen jener nicht zu leugnenden Thatsachen Zweifel obwalten, führen sie nur auf die Schwierigkeit der zahlenmäßigen Feststellungen, und in Nordamerika, wo begreiflicherweise die Zweifel am lautesten geworden sind. auf den Versuch zurück, die Be-

weise in einer Zeit finden zu wollen, welche weit hinter den entscheidenden Ereignissen liegt. Selbst die Zahl der heute noch vorhandenen Reste der ursprünglichen Bevölkerung ist nirgends ganz genau anzugeben. Ihre schweifende Lebensweise, ihr Zurückweichen in die äußersten Winkel, ihre Vermischung mit Europäern und Negern, ihre große Sterblichkeit erschweren die Feststellung. Unmöglich aber ist es, die Zahl festzustellen, mit welcher sie den Europäern entgegentraten. Es ist ein Rückschlag gegen die übertreibenden Schätzungen, wenn in Nordamerika die Ansicht Boden gewonnen hat, es besitze Nordamerika mit Mexiko heute eine nicht viel kleinere indianische Bevölkerung als vor 400 Jahren. Man mag die Opfer des Kulturkampfes, der seither geführt wird, oft überschätzt haben. Es ist ja vorgekommen, daß man Stämme für ausgestorben hielt, welche ihre alten Namen verloren, neue angenommen hatten. Da die indianische Bevölkerung niemals außerhalb der Kulturländer sehr dicht gewesen ist, so war die Zahl der Opfer nie so groß, wie jene annahmen, welche an die ursprünglichen indianischen Volkszahlen den europäischen Maßstab anlegten. In alle jene Irrtümer, welche wir oben in flüchtigen Schätzungen ursprünglicher Bevölkerungen zu erkennen glaubten, müssen die früheren Berichterstatter verfallen sein.

Man kann indessen nicht behaupten, daß jener Nachweis für Nordamerika gelungen sei, und es ist von vornherein verfehlt, eine derartige Frage der tiefsten Wurzeln des Völkerlebens in einem andern als dem denkbar weitesten Rahmen entscheiden zu wollen. Das ist kein Problem des 40. Breite- und 100. Längegrades. Südamerika, Australien, Polynesien, Nordasien, Afrika bieten zweifellose Beispiele des stärksten Rückganges bis zur Vernichtung, und überall auf Grund des gleichen Vorganges: Die überlegene Rasse erscheint in der Minderzahl, sie muß die Eingeborenen schwächen, um Herr zu werden und sie erreicht überall ihr Ziel, indem sie direkt tötet und austreibt, neue Krankheiten und Genüsse bringt, die Bedürfnisse erhöht und die einheimischen Werte vermindert; die Völker verarmen, büßen Gut und Land ein, verlieren ihren politi-

schen und sozialen Zusammenhalt und sinken auf die Stufe der Proletarier. Dieser traurige Prozess ist so allgemein[5]), ihn treibt eine dämonische Notwendigkeit so rücksichtslos voran, daß man den Nordamerikanern einen langsameren Rückgang oder sogar ein Stehenbleiben der Volkszahl wahrlich nur auf Grund der allertriftigsten Beweise zuschreiben könnte. Diese bringt indessen Mallery, dem die Neuanregung der Frage zu verdanken ist, nicht herbei[6]). Er operiert mit denselben unsicheren Zahlenangaben älterer Beobachter, welche unter den Händen früherer zu Millionen angeschwollen waren; nur thut er es vorsichtiger. Er hält sogar die Bancroftsche Zahl von 180 000 Indianern östlich des Mississippi um das Jahr 1600 für zu hoch, während umgekehrt Gerland sie auf 220 000 erhöhen möchte[7]). Letzterer kommt zur Annahme von 730 000 Indianern Nordamerikas um 1600, während die heutige Zahl kaum 400 000 erreichen dürfte, so daß ein Verlust um 45 %, fast ein Zusammenschmelzen auf die Hälfte, zu konstatieren bliebe. Kann man andres erwarten, wenn man sieht, daß thatsächlich eine ganze Anzahl von Stämmen verschwunden oder auf ein paar Familien zusammengeschmolzen ist? Warum stellt man sich blind gegenüber dem augenfälligen unter unseren Augen geschehenden Rückgang, der die südamerikanischen Indianer nach den unverfänglichen Zeugnissen wissenschaftlicher Beobachter decimiert? Zeigt doch auch Canada denselben Prozeß in einem jüngeren, durchsichtigeren Stadium. Petitots sorgfältige Zählungen und Schätzungen der Indianerbevölkerung des ganzen Athapascagebietes erreichen 5975, d. i. 1600 weniger als Lefroy 1844, auf Grund der Handelsbücher der Hudsonsbai und der Aussage ihrer Beamten gefunden hatte[8]). Und die Zahlen der Indianer in den drei neuen canadischen Nordwestterritorien verhielten sich nach den Zählungen von 1881 und 1885 folgendermaßen:

	1881	1885
Assiniboina	8 736	4 492
Saskatchewan . . .	6 678	6 260
Alberta	6 201	9 418
	21 615	20 170

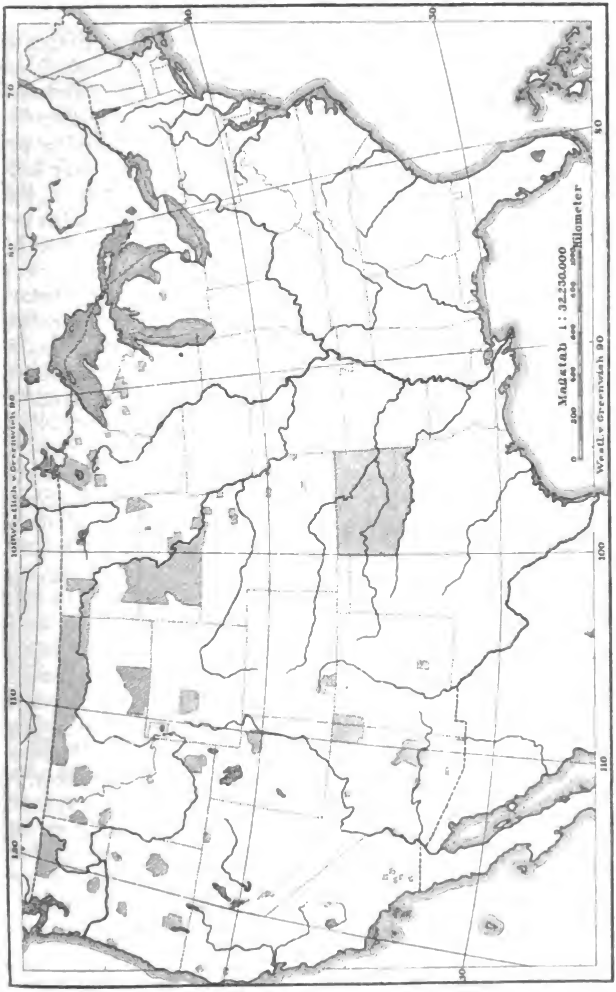


Fig. 19. Die Indianergebiete der Vereinigten Staaten nach dem Census von 1880.

Der Gesamtrückgang besteht, die Veränderungen in den drei Gebieten aber gehören größtenteils nicht der inneren Bewegung an, sondern zeigen den charakteristischen Rückzug nach Norden und Westen, dessen Ursache klar hervortritt, wenn man an die im Süden und Osten vorwiegende weiße Bevölkerung erinnert, die 1881 zur indianischen wie 0,38 : 1 und 1885 wie 1,4 : 1 sich verhielt. Der geographische Aspekt zeigt in beiden Gebieten, wie die besten Länder in Nordamerika den Indianern entzogen sind und daß sie insgesamt jetzt in den Vereinigten Staaten auf 1/30 des Landes eingeschränkt sind, welches sie früher innehatten. Da wo sie zu größeren Zahlen anwachsen konnten, sind sie vertrieben, in ungastliche Winkel zurückgedrängt, ihre größte Menge aber befindet sich dort, wo die Hilfsquellen am ärmlichsten, unregelmäßigsten fließen. Der rote Mann Nordamerikas ist an Boden und Nahrung verarmt. Der 98. bis 102. Meridian teilt die Vereinigten Staaten in eine fruchtbare Ost- und eine vorwiegend steppenhafte Westhälfte, dort waren bei der ersten Zählung die Indianer ungefähr 10mal weniger zahlreich, während die Weißen umgekehrt hier 1/2 Million, dort 23 Millionen zählten. Aehnlich in Canada, wo der Census von 1881 die Zahl der Indianer der Dominion zu 108 547 angibt, von denen 56 239 in Manitoba und den Nordwestterritorien, 25 661 in Britisch Columbia, d. h. es befanden sich 76 % der indianischen Bevölkerung in denjenigen Gebieten, welche gleichzeitig nur erst 12 % der ganzen weißen Bevölkerung besaßen. Blicken wir nach S ü d a m e r i k a. Das gleiche Bild! Vom guten Boden verdrängt, auf schlechteres, entlegenes Land so zusammengeschoben, daß man an den Wegen des Verkehrs nirgends mehr Indianer auf ursprünglichem Wohnplatz begegnet. Pickering fand es nicht leicht, in den dreißiger Jahren in Valparaiso und San Jago Indianer zu sehen, die er vergebens schon in Rio de Janeiro gesucht hatte. In Minas Geraes, dem alten Tummelplatz der Tupi und Tapuya nur noch kleine Stämme, teils auf ein paar Familien reduziert. Auf einer Fläche wie Deutschland höchstens 8000 freie Indianer. Crevaux

bezeichnet in Guyana die Acoqua als ausgestorben, die Emerillons auf 50, die Aramischo auf 1 Individuum reduziert. Der Stamm der Bonari, bereits im Rückgang, als er in das Aldeamento von Sa. Anna de Atoman gebracht worden war, war im Jahr 1875, wie fast gleichzeitig die Tasmanier, auf ein einziges Weib zusammengeschmolzen, das in dem Dorfe Silva lebte. Weite Gebiete in den Amazonastiefländern und dem venezolanischen Gujana haben ihre Indianerbevölkerung rasch sich vermindern sehen, sobald mit den Unabhängigkeitskriegen die Missionen, in denen jene Schutz und Pflege gefunden hatten, eingingen. Es bedurfte keiner Kriege, keines Menschenraubs. Die einfache Berührung mit der Kultur hat Krankheiten entwickelt, welche in dem neuen Boden viel gefährlicher auftraten. Die Ansicht, daß der Weiße Träger gefährlicher Epidemien sei, ist zwar auch in Polynesien und sogar Hinterindien [9]) verbreitet, besonders hat sie sich aber in Amerika ausgebreitet, wo die Piojes am Napo und Putumayo den Schnupfen der Weißen wie eine tödliche Krankheit fürchten [10]). Es fehlt nicht an Fällen, in denen der traurige Prozeß in seinem ganzen Ablauf beobachtet werden konnte. Das Erlöschen der letzten Familie eines Guaranistammes, wie es Dobrizhoffer (s. u. S. 348) beschrieben, ist eine Thatsache von allgemeinem Werte. Auch Robert Schomburgk, der in den Quellgebieten des Essequibo, Corentyne u. a. Flüsse Gujanas in den Jahren wanderte, wo Masern und Blattern zuerst dorthin gebracht wurden, hat zwischen seiner ersten und letzten Reise (1837 und 1843) eine ganze Anzahl der ohnehin so dünn gesäeten Indianerstämme von Britisch-Gujana fast bis zur Vernichtung sich vermindern sehen. Er hatte die Atorai und Taurai 1837 200 stark gefunden und traf 1843 nur noch 60, Mischlinge eingeschlossen, von den echten Atorai nur noch 7, das Wapisianadorf Eischalli Tuna bestand nur noch aus 1 Frau und 3 Kindern; vom Stamm der Amarapi sah er den letzten Rest in einem 60jährigen Weib, vom Stamm der Daurai in zwei einäugigen Männern und die letzten Maopitya oder Frosch-Indianer bestanden aus 14 Männern, 11 Weibern, 8 Knaben und 6 Mädchen [11]).

Die Jivaros liefern das seltene Beispiel einer kräftigen Erhaltung durch Fernhaltung des europäischen Einflusses in Südamerika. Aber wie? Im 16. Jahrhundert war es den Spaniern, indem sie innere Zwiste benutzten, gelungen, unter diesen Stämmen Fuß zu fassen, und sie gründeten hier einige Städte, deren Namen Logroño, Sevilla, Mendoza Geschichtschreiber uns überliefert haben. Aber 1599 erhoben sie sich unter der Führung eines Kriegers Quirraba und zerstörten in kurzer Zeit alles, was die Spanier angepflanzt hatten. Durch weiße Weiber, die sie raubten, sollen sie — die Tradition ist, wenn nicht wahr, so doch bezeichnend, vgl. u. S. 353 — damals ihrem Volke einige jener hervorragenden Eigenschaften zugeführt haben, welche sie auszeichnen. Im 18. Jahrhundert begannen die Jesuiten sie zu missionieren, aber mit geringem Erfolg. Noch heute gehören sie zu den unbekanntesten Stämmen Südamerikas, erst vor kurzem ist es den Missionaren gelungen, dauernde Ansiedelungen bei ihnen zu gründen und ihre politische Abhängigkeit vom Gobernador von Cuenca und dem Corregidor von Chachapoya ist fast null.

Rückgang im Norden. Nicht anders im hohen Norden. Auch hier hat der Besuch der einzigen regelmäßig hier erscheinenden Europäer, der Walfischfänger, bei den Eskimo eine Beschränkung der Gebiete bewirkt, über die sie sich ausdehnten, er hat die einheimische Industrie gelähmt und den einst vielseitigen inneren Handel einseitig nach den Stellen hingelenkt, wo Munition, Branntwein u. a. Kulturerzeugnisse zu kaufen sind. Besonders hat er aber ihre Lebensgrundlage, die Jagd auf die großen Seesäugetiere, empfindlich gestört. Es gibt viele Beispiele starken Rückganges, der natürlich in dem weiten, dünnbesetzten Lande einen sehr starken geographischen Ausdruck gewinnt. Es gibt Angaben, die an einen Rückgang um fast 60 % in den letzten 30 Jahren glauben lassen, z. B. bei den Point Barrow-Eskimo. Von den Okomiut des Baffinslandes glaubt F. Boas, daß sie „ohne Zweifel“ noch vor 50 Jahren 2500 Seelen gezählt hätten [12]);

jetzt sind sie auf 300 zurückgegangen. Die durch Verwaltung und Mission geschützte Eskimobevölkerung Grönlands scheint bis 1850 erheblich zugenommen zu haben (1834 7356, 1845 8501), aber seit 1855 steht sie bei ca. 9600 und scheint sogar ein wenig im Rückgang.

In weiter Ausdehnung sind die nordasiatischen Hirten- und Jägervölker im Absterben begriffen. Alle haben an Raum verloren und bei vielen kann der Nachweis des Verlustes an Volkszahl erbracht werden. Am Olenek geht die Sage von einem Gespenst, welches das Aussterben der dortigen Eingeborenen verursacht habe: dieselben hätten in ihrem Uebermut ein Rentier geschunden, das dann in seiner Jammergestalt sie verfolgt habe, worauf sie ausgestorben seien. Wahrscheinlich sind die Pocken dieses Gespenst gewesen, welche am meisten zur Verringerung der Bevölkerung beigetragen haben[13]). Die Tungusen sind, seitdem Strahlheim ihre Zahl zu 70—80000 angab, auf 60—70000 zusammengeschmolzen. Nicht bloß Europäer, sondern im Nordosten auch Tschuktschen nahmen den Raum ein, den sie aufgeben mußten. Auf den aleutischen Inseln soll bis 1792 die Bevölkerung auf ein Zehntel der Größe gesunken sein, die sie vor der Ankunft der Russen behauptet hatte. Als ganz vernichtet werden die Omoken und Arinzen bezeichnet. Die Zahl der Kamtschadalen wurde 1749 auf 20000 geschätzt; 1823 zählte man 2760, 1850 1951. Man wird mit Recht der Vergleichung von Schätzungen und Zählungen den Vorwurf machen, daß sie ungleichwertige Größen zusammenbringe; aber neuere Zählungen ergeben keine anderen Resultate.

Eingeborene im Bezirke Beresow

1816	21000
1828	19652
—	1349

Eingeborene im Bezirke Donesk und im Gebiete Narym

1816	10135
1832	9724
—	411

Eingeborene Westsibiriens

1851	40470
1868	37153
1878	37880
seit 1851	— 2590

Eingeborene in 22 Wolosti des Bezirks Kusneszk

1827	5160
1832	4399
	— 761

Eingeborene im Bezirk Jenisseisk und dem Gebiete Turuchansk

1838	7740
1864	7483
	— 257

Angesichts dieser Uebereinstimmung der Abnahme in den verschiedensten Teilen Sibiriens wird man nicht glauben, daß es sich bloß um äußere Bewegungen von einem Gebiet in ein anderes handle. Um so weniger, als auch die Zunahme der Weißen und der Gemischten in vielen Teilen Sibiriens ohne Zuzug verschwindend sein würde (siehe unten S. 366). Auch für den Rückgang der Mongolen ist neben dem Cölibat der zahlreichen Lamas, der Verwüstung vieler Weide- und Waldstriche (siehe oben S. 134) die Einschränkung ihrer Wandergebiete durch China und Rußland, besonders die Verschließung Sibiriens durch die Ausbreitung der russischen Macht geltend gemacht worden. Aehnliches kann auch für die gleichfalls zurückgehenden Turkmenen angenommen werden.

Rückgang in Australien. Die Zahl der Australier ist immer eine geringe gewesen, größer dem Anschein und der Wahrscheinlichkeit nach im Norden und Nordosten als im Süden und Westen; aber sie ist heute noch viel geringer, als sie einst war. Seit dem Eingreifen der Europäer haben die Eingeborenen weite Gebiete ganz verlassen müssen; so sind die 1500 Eingeborenen, welche zu Governor Philipps Zeit um Port

Jackson lebten, längst spurlos verschwunden, und ganz Neusüdwales zählt vielleicht noch 1000 Eingeborene in den entlegensten Teilen. Jung sah in Sydney nur zwei Australier: einen armen Greis im Irrenhaus und ein betrunkenes Weib in der Straße [14]. Wo sie sich noch halten, sind sie im Rückgang begriffen. Die Schnelligkeit des Verlaufs dieses Prozesses, das Elend der in die regenarmen unfruchtbaren Gebiete Zurückgedrängten, die kulturfeindliche Beschaffenheit eines großen Teiles des australischen Landes, alles vereinigt sich zu einem der traurigsten, ergreifendsten Bilder der Menschheitsgeschichte. Die Annahme, daß Australien ursprünglich nicht über 150000 Einwohner besessen habe, eine Annahme, welche überzeugend A. Oldfield vertreten hat [15]), erscheint im Hinblick auf die Hilfsquellen dieses Erdteiles schon als eine Maximalschätzung. Meinicke glaubte schon 1854 nicht mehr als 50000 annehmen zu dürfen. 1851 hat man in Australien selbst eine Schätzung von 55000 versucht. Nicht überall ist der Rückgang so stark gewesen wie in Victoria, wo von 1836—81 die Zahl der Eingeborenen von 5000 auf 770 sank; aber jene 55000 leben heute sicherlich nicht mehr [16]). Die Verteilung der Eingeborenen über Australien gestaltet sich nach dem Auftreten und Vordringen der Weißen ganz ähnlich wie in Nordamerika. Sie werden in die minder fruchtbaren, klimatisch weniger gut ausgestatteten Gebiete zurückgedrängt und hier wie dort scheint die Bewegung erst an der Grenze der Wüste Halt zu machen. Das Korn- und Grasland den Weißen, die Wüste den Schwarzen, das ist der geographische Ausdruck der Geschichte der Kolonisation des fünften Erdteiles. Kein Wunder, daß gerade hier das Schlagwort „Feejee to the Feejeeans“ aufgekommen und in den jüngsten Kolonien Fidschi und Britisch-Neu-Guinea sogar bis zu Versuchen praktischer Durchführung gelangt ist.

Rückgang auf den Inseln des Stillen Ozeans. Scheitert der statistische Nachweis des Rückganges der Bevölkerung in einem ausgedehnten kontinentalen Gebiete,

wo räumliche Verschiebungen, welche erfahrungsgemäß in großem Maßstabe stattfinden, Zahlen kleiner und größer erscheinen lassen, ohne daß die innere Bewegung der Bevölkerung damit zu thun hat, so zeigt auch hier der engere Rahmen der Inseln das wahre Wesen und Ziel der Bewegung viel klarer. Es sind die Inseln, welche Entvölkerungen der radikalsten Art vor sich gehen sahen. Die früheren Bewohner der Canarien, der Großen Antillen, Neufundlands, Tasmaniens und zahlreicher kleinen Inseln des Stillen Ozeans sind ganz verschwunden. Die Zweifel. welche an der Thatsache des Rückganges in Nordamerika erhoben werden konnten, müssen hier verstummen. Die Inseln mit ihren leichter zu übersehenden und zu schätzenden Bevölkerungen umschließen die bündigste Widerlegung der Versuche einer Beweisführung im Sinne Mallerys und seiner Nachahmer. Und darum sind z. B. auch Meinickes kurze thatsächliche Darlegungen über den Rückgang der Völker des Stillen Ozeans treffender als die Aeußerungen Neuerer.

Allgemein bekannt ist das Schicksal der Tasmanier. Die ursprüngliche Bevölkerung war im Verhältnis zur Oberfläche ihrer Insel gewiß nicht viel größer als diejenige eines gleichen Teiles vom südlichen Australien. Sie wurde 1815 auf 5000 geschätzt. 1803 begann die Kolonisation der Insel seitens Großbritanniens und 1876 starb als letzte des ganzen Volkes das Weib Truganini, von den Kolonisten frivol und geschmacklos Lalla Rook getauft. Der Todeskampf des Volkes hatte nur so lange gewährt wie ein reifes Menschenleben. Lesen wir die Berichte älterer Reisenden, so glauben wir mit A. R. Wallace hier ein Volk mit Anlage zum Fortschritt vor uns zu haben. Leider ließ ihm die Kultur keine Zeit, seine Anlagen zur Entfaltung zu bringen. Im Raum dieser 73 Jahre liegen empörende Schandthaten gegen die Eingeborenen, welche wie Wild gehetzt und ohne Recht und Billigkeit landlos gemacht wurden. Welch beklagenswertes Schicksal das der letzten 210, welche nach Port Flinders versetzt wurden, um 1847, auf 45 zusammengeschmolzen, zurückzukehren! 1861 zählte das ganze Volk nur noch 5 Männer

und 9 Frauen. Zwei charakteristische Züge bezeichneten den Todeskampf: die verderbliche Ungleichheit in der Zahl der Geschlechter (s. o. S. 318) und das zähe Ueberleben des weiblichen Elementes, das im individuellen wie ethnischen Absterben begünstigt ist. Tasmanien zeigt, wie viel weniger Zweifel über das Schicksal einer Insulanerbevölkerung erhoben werden können. Sind aber die Indianer Nordamerikas zarter angefaßt worden als die Tasmanier?

Für die Untersuchungen über Bevölkerungswechsel eignet sich eben darum vor allem Polynesien, weil bei einzelnen Inseln die Geschichte ihrer Bevölkerung durch Besiedelung, Uebervölkerung und Entvölkerung hindurch leichter zu verfolgen ist und beträchtliche Unterschiede wahrnehmen läßt, die ihr den Charakter einer jungen, aber sehr gestörten, manch interessantes ethnographisches Profil bietenden Ablagerung verleihen. Zunächst haben wir hier in Neuseeland ein Gebiet, das, ähnlich wie Nordamerika und Australien, von europäischen Auswanderern aufgesucht wird, welche den Eingeborenen den Boden nehmen, zugleich aber über ihre zurückweichenden Zahlen Buch führen. Cooks Schätzung der Bevölkerung Neuseelands (400000) wird wohl übertrieben gewesen sein. Aber sie wurde auf besseren Grundlagen für 1835—40 zu 100000 angegeben. 1856 schätzte man sie auf 56000, 1861 auf 55336 (Nordinsel 53056, Südinsel 2280), 1867 auf 38540 (Nordinsel 37107, Südinsel 1433), während die europäische in diesem siebenjährigen Zeitraum jährlich um durchschnittlich 30 % zugenommen hatte, nahm die der Maori jährlich um 5 % ab [17]). Es liegen weitere Zählungen bezw. Schätzungen von 1878, 1881 und 1886 vor, welche folgende Beweise für den Rückgang der Maori liefern:

	Nordinsel	Südinsel	Chathaminsel	Summa
1878	—	—	—	43595
1881	41601	2061	125	44097
1886	39076	2045	—	41432

So wenig verbürgt im einzelnen die Genauigkeit

dieser Zahlen sein mag, von denen der Minister der Eingeborenen-Angelegenheiten 1885, als die Ergebnisse des 1881er Census diskutiert wurden, meinte, es möchten wohl auch nur 30000 Maori statt 40000 in Neuseeland leben, so klar ist der geographische Aspekt: Die Südinsel und Chatham haben nur noch eine verschwindend kleine Eingeborenen-Bevölkerung, die in die letzten Winkel zurückgedrängt ist, während alle natürlichen Vorteile in die Hände der an Zahl und Thätigkeit überwältigenden weißen Bevölkerung übergegangen sind, die bereits 14mal so zahlreich als diejenige der Maori. Nur auf der Nordinsel lebt ein Kern dieser Bevölkerung noch in ursprünglichem Zusammenhange, auf der Südinsel sind die Stammesbande zerrissen, die alten Sitten sind aufgegeben, die Mischlinge (2264) werden bald der Rest der Maori auf dieser von der Natur so reich ausgestatteten Insel sein[18].

Von den kleineren Inseln wollen wir nur einige herausheben. Cooks Schätzung der Bevölkerung der Hawaiischen Inseln auf 400000 im Jahre 1778 ist ganz übertrieben, um so mehr als seine eigene Schilderung des entsittlichten, mit Menschenleben spielenden Völkchens bereits die abnehmende Vitalität erkennen läßt. Dagegen verdient der erste, von Missionaren geleitete Census von 1832, der 130313 Einwohner in einer Zeit angab, in welcher die fremden Einflüsse noch nicht den Höhepunkt ihrer Einwirkung erreicht hatten, zum Ausgangspunkt gewählt zu werden. Eine Schätzung, welche die Missionare bereits 1823 anstellten, hatte die wahrscheinliche Zahl von 142000 ergeben. Wir finden dann

1836	—	108579	
1850	—	82203	(nur Eingeb.)
1853	—	71019	„ „
1860	—	67084	„ „
1866	—	58765	„ „
1872	—	49044	„ „
1878	—	44088	„ „
1884	—	40014	„ „ [19].

Stellen wir neben diesen größeren Archipel eine kleine, gut bekannte Insel Oparo (Rapa) in der Tubuai-

Gruppe, der 1826 die Missionare 2000 zugesprochen hatten. Als Pritchard sie 1829 besuchte, waren nach einer Epidemie nur 500 Einwohner übrig. 1862 zählte man 360, 1864 240, 1876 100. Aehnlich soll die sehr dünne Bevölkerung von Ponapé (nach Finschs Schätzung 2000, also 270 auf der Quadratmeile) erst seit einer Blatternepidemie, welche 1854 eingeschleppt wurde und drei Viertel der Bevölkerung hinraffte, von angeblich 15000 herabgesunken sein[20]).

Die Berührung mit der Kultur. Die Berührung mit der europäischen Kultur zieht die Naturvölker in den Bereich der Geschichte. Nun werden zum erstenmal ihre Namen aufgezeichnet, ihre Wohnplätze auf den Karten niedergelegt, endlich sogar ihre Zahlen bestimmt. Bald nehmen die Beamten, die Kriegsmänner, die Missionare, welche diese Berührung vermitteln, wahr, daß auffallend viele von diesen farbigen Leuten sterben, daß ihre Kinder, mit wenigen Ausnahmen, nicht zahlreich sind, daß wenige ein sehr hohes Alter erreichen. Da die ersten weißen Ansiedler sehr oft nicht die besten Elemente ihrer Völker waren, besonders in der Südsee, wo viele Ansiedelungen aus Schifferstationen hervorgegangen sind, da in dem Gange der Besiedelung neuer Länder, die eine enge Berührung fremder Völker ist, überhaupt etwas der Brandung ähnliches liegt, die an die Küsten schlägt, wenn auch die hohe See in Ruhe liegt, so wird leicht der Schluß gezogen, diese unerfreulichen Zeichen einer rückläufigen Bevölkerungsbewegung seien durch die Neukommer bewirkt und es würden jene harmlosen Kinder der Natur so ruhig gesund wie ihre Pflanzen fortvegetiert haben, wenn nicht störend die Weißen eingegriffen haben würden. Auf dem Boden dieser Anschauung wuchs Quatrefages' Ansicht von einer verderblichen Kulturatmosphäre und Charles Dilkes vieldeutiger und gefährlicher Ausdruck „a killing race“, den er in „Greater Britain“, seinen Angelsachsen beilegt. Es liegt eine sehr einfache, gerade darum sich empfehlende Logik in solcher Auffassung. So wie der Kapitän Wilkes, wenn er in La-

haina auf Maui mehr Ordnung findet als in anderen polynesischen Plätzen, sogleich an die Abwesenheit der Weißen und ihrer Grogsshops erinnert wird, so soll trüberen Verhältnissen immer nur die Anwesenheit der Weißen und ihrer Verführungen zu Grunde liegen. Wer aber tiefer in die Beziehungen zwischen Europäern und farbigen Leuten seinen Blick versenkt, dem kann es nicht verborgen bleiben, daß die letzteren so schweren Schaden nur leiden, weil sie ohnehin auf schwankem Boden stehen. Die An- und Eingriffe der Europäer haben nur die Uebel verschärft, an denen jene vorher und immer krankten. Es gibt eingehende, und ungefärbte Berichte über den Prozeß des Rückganges, welche den europäischen Einfluß nur nebenbei, wenn überhaupt, in Rechnung stellen.

P. Dobrizhoffer hat an einem Beispiel, das er in seiner einfachen, verständigen Weise vorbringt, den Vorgang trefflich geschildert. Er traf einmal am Nordufer des Empaladoflusses eine Guaranifamilie, Rest einer einst weiter verbreiteten, an den Pocken gestorbenen Gruppe, im tiefen Wald, bekehrte sie zum Christentum und zur Kultur und bewog sie, ihn nach seiner Mission zu begleiten. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft wurden die Leute von dem Schnupfen und einem Flußfieber befallen, das durch den ganzen Körper zog. Hiernach folgten Augen- und Kopfschmerzen und hierauf die Taubheit. „Die Schwermut und der Ekel vor allen Speisen erschöpften dermaßen ihre Kräfte, daß sie am Ende eine völlige Schwindsucht und Auszehrung ergriff, wogegen alle Mittel vergeblich waren.“ Die ganze Familie starb in Kürze dahin, trotzdem Dobrizhoffer sie öfters in die Wälder geschickt hatte, damit sie des Schattens und Grüns sich erfreuen möchten, an die sie gewohnt waren. „Denn,“ fügt er hinzu, „wir wußten aus Erfahrung, daß wie die Fische außer dem Wasser sich nicht lange erhalten lassen, also auch die Wilden, sobald man sie aus den Wäldern in die Flecken bringt, sehr oft auszehren, weil die jähe Veränderung der Nahrung und Luft ihren Körperbau zu gewaltsam erschüttern, nachdem sie von Jugend auf an die feuchten, kühlen und schattigen Wälder gewöhnt sind“ [21]). Wenden wir uns zu einem Gebiete, das als klassische Region des Rückganges bezeichnet werden kann: Kubarys Untersuchung über das Aussterben der Palauinsulaner, die vollständigste, unbefangenste, welche für irgend einen Teil Oceaniens vorliegt [22]), führt ebenfalls auf eine Reihe von inneren Ursachen und sieht in dem Rückgange demgemäß nichts Neues, sondern vor Wilsons Zeiten schon Begonnenes. Wichtige Erscheinungen im sozialen Leben der Insulaner, wie die Adoption in den verschiedenen Formen, das Erben der Titel auf Söhne, das Eingehen großer Häuser deuten auf ein höheres Alter des be-

klagenswerten Rückganges, den die Eingeborenen fälschlich der klimatischen Krankheit der Influenza zuschreiben, während die Hauptursache in der Verwüstung der Menschenleben, vor allem der weiblichen gesucht werden muß. In einer Liste von geradezu erschreckendem Charakter verzeichnet Kubary für 13 Gemeinden im Jahre (November) 1882—83 43 Todesfälle von Erwachsenen, 15 von Kindern und 7 Geburten. Die Unterbilanz der Geburten ist so groß, daß man das Aussterben nahe vor sich zu sehen meint. Frühe Ausschweifungen in beiden Geschlechtern, Eigenartigkeit der Ehe, welche die jungen Frauen soviel wie möglich festen Verbindungen entzieht, die übrigen mit der schweren Arbeit des Tarobaues belastet, die Gatten voneinander trennt, Nützlichkeitsrücksichten in den Vordergrund rückt, endlich das immer noch nicht ganz beseitigte Kopfstehlen (Kubary sagte 1883: in den letzten 10 Jahren wurden im ganzen nur 34 Köpfe abgeschlagen!) geben die Erklärung. Daß die Influenza so verwüstend wirkt, ist Kubary geneigt, weniger der Krankheit selbst als der Lebensweise der Insulaner zuzuschreiben. Die ganze Bewohnerschaft erhält im Licht der Schilderung Kubarys einen pathologischen Charakter: allgemeine Neigung zu Dysenterie infolge der beständigen und ausschließlichen Taronahrung, allgemeines Vorkommen von Oxyurus vermicularis, Befallensein aller älteren Personen vom chronischen Gelenkrheumatismus, verursacht durch das Klima und die Aussetzung des nackten Körpers, geringe Ausdauer der Männer im Ertragen körperlicher Anstrengungen.

Erscheinungen beim Zusammentreffen einer höheren und einer niederen Kultur. Auf diesen Boden denke man sich nun die europäischen Neuerungen ausgesäet. Ihre Berührung, ihre Einwurzelung bleiben kein äußerlicher Vorgang. Menschliches kommt an Menschen nicht heran, ohne weckend, reizend, Wünsche wachrufend, Gedanken zeugend auf dieselben zu wirken. Es folgt am häufigsten Verwerfung des Altgewohnten, begierige Annahme des Neuen; alte Werte sinken, neue werden erst allmählich geschaffen. Man kann diesen Zustand der Unruhe als Gärung bezeichnen; es ist ein innerer Vorgang der Zersetzung, hervorgerufen durch äußeren Eingriff, in welchem Zerstörung und Erneuerung sich verbinden, aber in der Weise, daß zuerst die erstere wirksam wird, auf deren ruinenbesäetem Boden dann erst die andere ihr Feld bestellt. Es dürfte nicht möglich sein, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu finden, daß die Naturvölker in Berührung mit einer höheren

Kultur rasch herabsteigen, um spät und langsam sich wieder zu erheben, wenn sie das Neue zu nutzen wissen. Die Frage ist dann nur, ob ihnen die Zeit bleibt, diese Bewegung zu Ende zu führen. Das vielberufene Aussterben der Naturvölker ist eben dadurch so traurig, daß es im kulturlichen Herabsteigen stattfindet; und wo die bessernde aufsteigende Bewegung eingesetzt hat, wird sie oft noch durch diesen Rückgang der Zahlen gehemmt und vereitelt. Ueble Einflüsse beschleunigen diesen Gang, aber der beste Wille hat ihn oft nicht aufhalten können. In Nordamerika und Australien sind die Beispiele zahlreich, daß seit dem Beginne der regelmäßigen Unterstützungen seitens der Regierung mit größerer Unselbständigkeit auch größere Armut um sich griff. In Sibirien hat die Aufgabe des nomadischen Umherwanderns zu Gunsten der Ansässigkeit den Rückgang nur beschleunigt. Die Missionen haben häufig dem Rückgang wenig Hemmung bereiten können, schon weil sie die ursprüngliche Gliederung der Gesellschaft nivellierten, demokratisierten, ehe sie ihre Saat ausstreuten. Vor diesen Thatsachen kann die von Gerland adoptierte Phrase Mallerys: „wo die Bevölkerung vor der Civilisation geschwunden ist, da schwand sie nicht vor der Kultur, sondern vor der Barbarei der Weißen“, nicht bestehen.

Die höhere Kultur wirkt allerdings an sich schädlich, ohne zu wollen, wo sie die eigene Schaffenslust, den eigenen Arbeitstrieb eines tieferstehenden und vor allem auf anderer wirtschaftlichen Basis stehenden Volkes lähmt. Was Kultur und Christentum gut machen wollten, zerstörte der Wechsel der wirtschaftlichen Grundlage. Angebliche Fortschritte, wie der Bau hölzerner Häuser, die Einführung der Metalle, der europäischen Kleidungsstoffe und ähnliche sind nicht immer Fortschritte in der Oekonomie der Eingeborenen. Der Handel will das Tempo des Umsatzes beschleunigen und reißt die Armen willenlos mit sich fort. Mit gesundem Sinne beklagten sich die Tungusen bei Middendorf darüber, daß die Händler sie in ihren Standquartieren aufsuchten, statt sich auf die Märkte zu beschränken. Fast in der Regel sind dort die besseren

Jäger und auch viele Besitzer von Rentierherden verschuldet. Die Verminderung des einst blühenden Viehstandes der Kirgisen, ihre Verarmung durch Getreideankäufe, die häufigeren Hungersnöte werden ebenfalls auf den Handel zurückgeführt. Doch haben sie auch an Land verloren. Der Handel bringt nicht nur Nützliches, er überschwemmt die einfachen Völker mit Genußmitteln, nach welchen sie greifen wie die Kinder nach Süßigkeiten: Branntwein, Opium, Tabak, Betel, und mit verbesserten Waffen, die ihre Kriege blutiger und in mehrfachem Sinne kostspieliger machen. Dinge, die Wert hatten, verlieren an Wert, scheinbar wertlose Dinge gewinnen, werden raubweise abgebaut und vernichtet. Die Australier klagten die Europäer an, daß sie ihr Wild vernichtet, ihr Schilf, mit dem sie Hütten bauten, verbrannt, das Gras, auf dem sie schliefen, gemähet hätten.

Sehr zu beachten ist sicherlich die Lockerung im ganzen sozialen Aufbau eines Volkes, die durch die so fremden, neuen Einflüsse hervorgerufen wird. In Polynesien, wo die Bevölkerung einer Insel, einer Gemeinde, eines Stammes eng zusammenhing, hat der rasche Wechsel von Religion, Sitten, Gebräuchen, einen zerstörenden Einfluß auszuüben vermocht, den wir uns selbstverständlich schwer vorstellen können. Aber es ist schon in den ersten Jahrzehnten nach der Missionierung erkannt worden, daß eine der übelsten Folgen der Civilisation auf Hawaii die Loslösung der ärmeren Bevölkerung aus ihrem Hörigkeitsverhältnis zu den Häuptlingen war, die sie zwangen zu arbeiten und ihr dafür Nahrung gaben.

Einen interessanten Beleg für die tiefgehenden Veränderungen, welche im Leben und Wohlstand der Eingeborenen der Einfluß der Kultur erzeugt, liefert die Schilderung, welche Kapt. Wilkes von seinem Besuche bei dem Häuptling von Lahaina auf Maui entworfen hat. Er fand ihn, der ein natürlicher Sohn Kamehamea I. war, mit seiner Gattin in einer kleinen Grashütte, seinem ständigen Wohnort. Der Häuptling sprach von Verbesserungen, die er gern an seiner Wohnung anbringen würde, aber es fehle ihm an Mitteln hierzu. Zwar war sein Einkommen in Tapa und anderen einheimischen Erzeugnissen beträchtlich, aber der Wert dieser Waren war seit dem Dazwischentreten des europäischen Handels derart gesunken, daß der Häuptling, der auch zu reprä-

sentieren, d. h. eine Klientel von Bettlern zu ernähren hatte, fast so arm wie irgend einer seiner Unterthanen war. Infolge des Rückganges oder Stillstandes der Bevölkerung hat ebenso in Mikronesien der Bau großer Gesellschaftshäuser aufgehört und damit ist eine Quelle von Anregungen zu Arbeit der Phantasie und der Hände versiegt, die Völker leisten weniger als früher, ihre Originalität ist abgestorben, sie sind im Begriff ethnographisch zu verarmen.

Insofern gerade diese Lockerung des inneren Zusammenhanges es einem Volke dieser Stufe schwer macht, den Vorsprung der höheren Kultur einzuholen, halten wir die Frage Quatrefages' für berechtigt, ob nicht eine hohe Kultur etwas mit der Existenz untergeordneter Rassen Unvereinbares in sich trage? Hauptsächlich wohl deshalb, weil sie nicht in ihrem Zusammenhang und ihrer Ganzheit aufgenommen werden kann. Der Unsegen der Kultur liegt in der Halbheit. Sie wird auf diesem Boden nicht reif. Auf allen Missionen ist die Bemerkung gemacht worden, daß diejenigen, welche ganz europäische Sitte annehmen, ebenso wie die, welche in ursprünglicher ungebundener Wildheit leben, weniger leiden als die zwischen den Ansiedelungen der Weißen und ihren eigenen Jagdgründen hin und her Schweifenden und Schwankenden. Der letzte Besucher des freien Maorilandes auf der Nordinsel Neuseelands, Kerry Nicholls, fand auch unter den freien Maori die jüngere Generation physisch heruntergekommen im Vergleich mit den kräftigen Gestalten der Aelteren. Er fand einen unmäßigen Tabaksgenuß und schreibt den Rückgang von 56000 in 1859 auf 44099 wesentlich dem halb wilden, halb civilisierten Leben zu[23]).

Die Rassenmischung. Die Rassenmischung bedeutet nicht bloß Lockerung, sondern Zersprengung des ursprünglichen Zusammenhaltes. Sie ist eine Macht in der Geschichte der Berührung ursprünglicher Völker mit der Kultur. Alles drängt darauf hin, sie zu begünstigen, vorzüglich der Verlust des Gefühles für die Geschlossenheit und Würde des Stammes, die Schwächung des inneren Zusammenhanges, endlich auch die Verringerung der Volkszahl. Die Bevölkerung des Indianergebietes

wurde 1877 zu 50000 angegeben, worunter 5000 Weiße und 10000 Neger, welche durch Heirat in die Indianerstämme aufgenommen waren [24]). Daß die übrigen 35000 keine reinen Indianer sind, geht aus ihrer Geschichte zur Genüge hervor. Der Erfinder des oft genannten Tscherokialphabetes war ein Mischling. Trotzdem wiederholt Gerland, dem die Thatsache bekannt, daß Sequojas Großvater ein Weißer gewesen war, die ganz irreleitende Behauptung, er habe mit dieser Erfindung einen Beweis für die angeborene Intelligenz seiner Rasse abgelegt. Besonders bei den Indianern der östlichen Südstaaten schwangen sich solche Mischlinge, oft ausgezeichnet durch Talent, zu hohem Ansehen bei ihren Volksgenossen empor, das sie aber nicht selten auf eine für diese verderbliche Weise benutzten. 1877 waren 53,5 % der Tscherokies Mischlinge, wobei die Frage offen bleibt, ob alle Mischlinge als solche gezählt wurden; und außerdem lebten 2000 Weiße unter den 18672 Tscherokies, also 10,7 % der letzteren. In Alaska wies der Census 1880 5 % Europäermischlinge nach. In Victoria zählte der Census vom 15. März 1877 nur 774 Eingeborene reines Blutes (636 Erwachsene und 138 Kinder) und 293 Mischlinge (134 Erwachsene und 159 Kinder). Betrachtungen über die Beziehungen zwischen Natur- und Kulturvölkern sind wertlos, wenn sie die Einflößung des Blutes der letzteren in die Adern der ersteren unterschätzen. Wenn an die Zunahme der Kopfzahl der mitten in der Kultur teilweise seit Generationen lebenden Irokesen Canadas und der nordöstlichen Vereinigten Staaten der weittragende Schluß geknüpft wird: „Die Irokesen sind der Civilisation nicht erlegen, sie sind nicht vor ihrem Hauche ausgestorben und werden nicht aussterben, sondern in Zukunft sich immer mehr und mehr entwickeln und vermehren; durch ihre Geschichte ist die Theorie des Aussterbens der Naturvölker auf das Schlagendste widerlegt“ [25]), so muß darauf hingewiesen werden, daß gerade diese Stämme die stärkste Vermischung mit weißem Blute erfahren haben und daß keine Sophisterei den Thatsachen eine andere Auslegung zu geben vermag, als daß die Indianer, wo sie

nicht aussterben, durch Mischung absorbiert, d. h. ihrer Vernichtung als Rasse langsam näher geführt werden. Wir begnügen uns noch den Ausspruch eines unbefangenen Beobachters anzuführen, Ten Kates, der in den Indianergebieten der Vereinigten Staaten die Mengung der Reste der reinen Indianer mit Weißen, Mestizen, Zambos und Negern eine solche nennt, daß man von einer eigentlichen Indianerstatistik gar nicht mehr sprechen könne. „Diese Statistik beweist eben deswegen wenig für Aussterben oder Zunahme der Indianer“ [26]).

Der **Weiberraub** schwächt die Stämme, die unter ihm leiden, ohne daß darum die anderen, die des gewaltthätigen Erwerbes sich erfreuen, in ihrer Volksvermehrung wesentlich gefördert werden. Die üblen Folgen, welche so oft für die Volksvermehrung auf tieferen Stufen, die Berührung mit Europäern nach sich zog, führt in manchen Fällen darauf zurück, daß den Eingeborenen Weiber und Töchter seitens der Zuwandernden genommen wurden. Man hat z. B. bei den Tungusen die Thatsache, daß die Zahl der Männer fast durchgehends überwiegt, darauf zurückgeführt, daß viele ihrer Frauen von Russen geheiratet werden und damit aus ihrem Stammesverbande scheiden. In den Ehen, aus denen Mischlinge hervorgehen, ist in Amerika oft ein unnatürliches Verhältnis im Alter der Eltern bemerkt worden, das nicht ohne Einfluß auf die Nachkommenschaft bleiben konnte. Weiße, die an der Schwelle des Greisenalters standen, hatten Indianerinnen von 12 Jahren bei sich und das Ergebnis war eine doppelt schwächliche Nachkommenschaft [27]). Neben der Thatsache, daß diese Mischehen häufig keine guten, dauerhaften Verbindungen schaffen, meinen wir nicht viel Gewicht auf die angeblich der Fortpflanzung ungünstige Wirkung der gedrückten Stimmung des seiner Freiheit beraubten Sohnes des Waldes oder der Steppe legen zu sollen. Ganz anders doch wirkt die in den Ländern der Polygamisten allverbreitete Neigung, die Weiberhütten mit Sklavinnen zu füllen. Vgl. o. S. 322.

Wo Blutmischung stattfindet, welche langsam Neues schafft, indem sie Altes zerstören hilft, sind natürlich alle Spekulationen müßig, welche aus dem Tempo des Rückganges, wie es in einigen Jahren beobachtet wurde, einen Schluß auf Erlöschen in einer bestimmten Reihe von Jahren ziehen wollen. Diese Abnahme wird einmal ein Maximum erreichen, worauf in der zusammengeschmolzenen Bevölkerungszahl alle jene Schädlichkeiten, welche mit einer gewissen Dichtigkeit der Bevölkerung verbunden sind, sich in geringerem Maße geltend machen werden. Die Kreuzung mit Weißen wird gleichzeitig mit der Gewöhnung an die Kultur verhältnismäßig stärker sich geltend machen als vorher und es kann dann ein Steigen der Bevölkerungszahl eintreten. Zieht man diese Thatsachen in Betracht, dann kann überhaupt nicht vom vollständigen Sterben eines Volkes gesprochen werden, denn ein Teil seines Blutes wird in der Mischung fortleben und -wirken. Wir halten die Bemerkungen für sehr triftig, welche Pennefather über die Maori in einem Vortrage gelegentlich der Londoner Kolonialausstellung gemacht hat, indem er für die Maorimischlinge den abgedroschenen Satz zurückweist, daß in den Mischlingen die Laster beider Eltern zu Tage treten; unter ihnen gebe es tüchtige Menschen genug und vielleicht werde bald der Einfluß dieses Volkes sich mehr durch die mit Weißen gemischte als durch die reinblütigen Maori geltend machen[28]). Selbst die Tasmanier sind in diesem Sinne nicht völlig verschwunden, ihr Blut lebt in der Mischrasse der „Sealers" fort, die die Inseln der Baßstraße bewohnen. Wie lange wird man von den südafrikanischen Buschmännern noch als einer reinen Rasse sprechen können, wenn fast die Hälfte schon als gemischt angesehen werden muß? Nach einer freundlichen Mitteilung von Dr. Schinz sind von den 5000 Buschmännern der Kalahari nur 3000 bis 3500 als ungemischt zu betrachten.

Entziehung des Bodens. Die gewaltsame Entziehung des Mutterbodens schwacher Völker stellt die geographisch

schlagendste Form der Verdrängung dar. Sie ist ein Hauptgrund des Rückganges der Naturvölker. Gibt man ihnen anderwärts ebensovielen und ebensoguten Boden, so bedingt schon die Ortsveränderung Verlust, wie jedes Kapitel europäischer Kolonisation ausweist. Auf dem Wege nach dem heutigen Indianerterritorium und in den ersten Jahren ihrer Ansiedelung sind die Modoc von 153 auf 95 herabgegangen. Von einem Recht der Indianer an ihren Boden ist früher überhaupt nicht die Rede gewesen. Bis 1789 wurde in Nordamerika seitens Englands und der Vereinigten Staaten der Boden als Eigentum des kolonisierenden Staates angesehen, ebenso wie England in Australien nie jenes Recht anerkannt hat. Nicht die indianischen Bewohner, nur andere Kolonialmächte konnten dieses Besitzrecht streitig machen. Erst 1789 sprach der Kriegssekretär den Grundsatz aus: die Indianer besitzen das Recht auf den Boden, weil sie früher auf demselben saßen. Ihr freier Wille oder das Recht der Eroberung kann allein ihnen dasselbe nehmen. Daß dieses Recht einen etwas lockeren Charakter hatte, ergibt sich aus den Wanderungen und Veränderungen, von denen die Indianergeschichte so viel zu sagen weiß. Aber später sind geschriebene Rechte geschaffen worden und gerade das Indianerterritorium halten die Indianer nicht als Reservation, sondern im Tausch gegen früher ihnen überwiesenes Land, das sie zum Teil schon lange bebaut hatten. und das unter ihrer Hand, z. B. auf der Osage-Reservation in Kansas, einen hohen Wert erworben hatte[29]). „Wenn irgend eine Verpflichtung der Regierung heiliger ist als andere, so ist es die, daß diesen Völkern dort eine ständige Heimat erhalten werden muß.“ (Hazen.) 1870 ging aus der Beratung der Vertreter der fünf Hauptstämme des Territoriums in Gemeinschaft mit denjenigen der Vereinigten Staaten die neue Verfassung des Indianer-Territoriums hervor, welche im 1. Abschnitt über das Land bestimmt, daß der ganze Landesteil, welcher begrenzt ist im Osten von den Staaten Arkansas und Missouri, im Westen und Süden vom Territorium Neumexiko und dem Staate Texas, und welcher durch Ver-

träge und Gesetze der Vereinigten Staaten abgesondert und gewährleistet wurde als ein beständiger Wohnsitz (home) der Indianer, welche gesetzlich berechtigt sind darin zu wohnen, oder derjenigen, welche in gleicher Weise später darin angesiedelt werden sollten, als „The Indian Territory“ bezeichnet werden soll. Von der Natur dieses Gebietes hat man in Washington nie eine klare Vorstellung gehabt. Es wird unangenehm empfunden, wenn in einem und demselben offiziellen Berichte eine Aussage steht, derzufolge $^2/_3$ des Indianer-Territoriums unbesiedelbar sei, und eine andere, welche behauptet, daß kaum eine Quarter Section gefunden werden könne, die unfruchtbar sei.

Der Grundzug der Politik der Weißen gegenüber den Farbigen ist im Grund und am letzten Ende die Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken. In hervorragendem Maße war sie das in Nordamerika, wo das Problem sich in der großartigsten Gestalt darbot. Selbst die Begründung des Indianer-Territoriums ist keine ungemischte Wohlthat gewesen. Zu groß angelegt, unsicher in der Begrenzung, hielt es die Indianer nicht zusammen. Der Bericht von 1876—77 sagte: „Es ist kein Zweifel, daß der Teil des Territoriums, welcher zwischen dem 98. Meridian und der Ostgrenze gelegen ist, genügend groß ist für die Arbeit aller Indianer, die hierher übersiedelt werden könnten. Würde es möglich sein, sie alle hierherzubringen, so würden durchschnittlich 75 Acres auf jeden Kopf der 275000 Indianer unseres Landes, Männer, Weiber und Kinder, kommen.“ Derselbe Bericht betrachtet die dichtere Bevölkerung des Territoriums mit Indianern als das beste Mittel, um Weiße fernzuhalten. Auf die Dauer hat es dafür kein Mittel geben können. In die Lücken zwischen den schwachen, teilweise verfallenden Indianersiedelungen sind die Landsucher eingedrungen. Die vertragsbrüchige Einwanderung, welche 1889 größere Dimensionen annahm, läßt sich nicht dadurch beschönigen, wie General Sherman es that, daß man sie als eine Einwanderung armer Leute hinstellt, die bescheidene Heimstätten zu erwerben suchen. Nord-

amerika hatte Raum genug, um ohne Opfer das Recht der Indianer auf ihre Gebiete achten zu können.

Gewaltsame Zerstörung der Völker. Von den unmerklichen Schadenwirkungen der friedlich, selbst wohlwollend, hilfsbereit auftretenden Kultur sind wir durch wirtschaftliche Störung, soziale Lockerung, Auflösung der Familienbande, zu immer gewaltsameren Eingriffen fortgeschritten. Im Bodenraub, der den Schein des Vertrages für sich in Anspruch nimmt, ist noch nicht das Aeußerste erreicht, wiewohl Heimatlosigkeit mit einem grausamen Gefolge von Uebeln seine Wirkung ist. Es gibt noch die gewaltsame, plötzliche Vertreibung unter Zerstörung aller Habe, die mit Totschlag und Menschenraub sich verbindet. Das ist die gründlichste Art der Zerstörung eines Volkes, welche am raschesten zum Ziele führt. Es ist diejenige, welche innerhalb eines Jahrhunderts Cuba und Hayti ihre indianische Bevölkerung genommen hat, dieselbe welche Tasmanien und einen großen Teil von Nordamerika entvölkert hat. Wir haben sie bis vor wenigen Jahren im Sudan in Ausübung gesehen, selbst unter Gordons Verwaltung, in deren Blütezeit, 1879, Richard Buchta, von Ladó schrieb: „Der Eindruck, der sich dem hier Lebenden unwillkürlich aufdrängt, wenn er die Verhältnisse der von den Aegyptern beherrschten Neger ins Auge faßt, ist ein trauriger. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß diese Territorien ein weites Totenfeld seien, auf dem die eingeborenen Stämme ihrer gänzlichen Vernichtung entgegenvegetieren. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen besteht zwischen den Regierenden und den Regierten eine durch nichts zu überbrückende Kluft. Rücksichtslose, für die Zukunft blinde Verwaltungsweise, richtiger gesagt, Ausbeutung der erst seit 9 Jahren dem Scepter des Khedive unterworfenen Völkerschaften hat dieses Land in einen Zustand der permanenten Hungersnot gebracht [30]“. Wir müssen uns die Lage der Indianer beim Vordringen der Spanier in Amerika ähnlich vorstellen. Die Behandlung muß, nach der raschen Entvölkerung der westindischen Inseln zu

urteilen, noch viel rücksichtsloser gewesen sein. Wir wissen, daß Barbadoes, als es im April 1605 von einem Schiff mit englischen Kolonisten angelaufen wurde, menschenleer war, und diese Insel wird im 16. Jahrhundert häufig als eine von jenen genannt, die indianische Sklaven lieferten. Ihre früheren Bewohner haben zahlreiche Waffen und Geräte hinterlassen.[31]) In derselben Zeit lebten Reste der indianischen Bevölkerungen von Hispaniola und Cuba nur in den Mischlingen fort. Kein Zweifel, daß Columbus, der verhältnismäßig mild gegen die Eingeborenen verfuhr, und seine Nachfolger Menschenraub und Fortführung in die Sklaverei empfahlen und übten, daß sie diese Insulaner für ganz rechtlos hielten, und daß die Kirche — Ankunft der Dominikaner in Hispaniola 1510 — nur langsam mit ihren Schutzmaßregeln durchdrang. Wie die Geistlichkeit selbst noch im 17. Jahrhundert an der Ausrottung der Indianer mitwirkte, zeigt das Schicksal des Stammes der Quepos in Costarica, wie es Frantzius[32]) geschildert hat. Menschenjagden im großen und kleinen, und darauf begründet der Sklavenhandel, sind Erscheinungen, welche stets mit dem Aufeinandertreffen ungleichmächtiger Rassen eng verknüpft waren. Durch sie sind ganze Länder entvölkert, ganze Völker zerstört worden. Konnten sie im menschenreichen Afrika und Altamerika so verderblich wirken, welches mußten ihre Folgen in schwächer bevölkerten Gebieten sein! Selbst in Alaska haben sie nicht gefehlt. Dort sind durch Wegführung der kräftigen Männer und Weiber unter Zurücklassung der Kinder und Hilflosen ganze Inseln verödet und Unimak soll von 2000 auf 130 zurückgegangen sein[33]). Wieviele von den kleineren polynesischen Inseln durch die Arbeiterschiffe nahezu entvölkert worden sind, entzieht sich der Schätzung. An das Schicksal der Osterinsel, die noch um 1868 durch peruanische Menschenfänger Hunderte ihrer Bewohner wegführen sah, so daß Kapitän Geisler 1883 nur noch 150 auf der Insel vorfand, mag beispielsweise erinnert sein.

---

[1]) Ueber den Rechtszustand. 1832. S. 27.

[2]) Vergl. Dr. P. Avanjo in Revue d'Anthropologie. VIII. S. 176.

[3]) Briefe und Berichte. 1888. S. 82.

[4]) Diese Auffassung ist weit entfernt, eine theoretische zu sein, dazu ist sie zu wenig begründet. Sie stellt vielmehr einen Wunsch oder eine Hoffnung für die Zukunft dar und sucht nach einer Beschönigung dessen, was der Vergangenheit angehört. Und beides sind sehr praktische Dinge. Klingt es nicht wie Aufforderung, sich gegen die Ausbreitung des farbigen Elementes zu wehren, wenn von offizieller Stelle gesagt wird: Die weiße Rasse ist dem Fortschritte der afrikanischen in ihrer Mitte nicht günstiger als sie der Dauer der Indianer an ihren Grenzen gewesen ist . . . in Zahl und Stellung der weißen Rasse weit untergeordnet, ist die farbige, ob frei oder Sklavin, zu vergleichsweise rascher Aufsaugung oder Vernichtung bestimmt. (8th Census of the United States 1860. [1864.] Introd. S. 11, 12.) Dabei zeigt die Statistik. wie vollkommen unbegründet diese Meinung war.

[5]) Gatschet sucht allerdings die Befürchtung zurückzuweisen, daß die Yumavölker Arizonas, auch wenn die Eisenbahn ihr Gebiet erreichte, einem baldigen Untergange geweiht sein würden. aber nur weil die Kolonisation besonders im westlichen Arizona wegen Dürre und Metallarmut langsam vorschreitet. Der Yuma-Sprachstamm. Z. f. Ethnologie 1887. S. 368.

[6]) Proceedings American Society for the Advancement of Science V. XXVI.

[7]) Die Zukunft der Indianer. Globus. XXXV. S. 234.

[8]) Die genaue Aufzählung in Proceedings R. Geographical Society. London 1883. S. 653.

[9]) Vergl. Harmands Erfahrungen bei den Suës. Globus. XXXVIII Nr. 15.

[10]) Das ist offenbar dieselbe grippenartige Krankheit, von welcher Reck in der Geographie und Statistik von Bolivien (Geogr. Mitt. 1866. S. 304) in dem Sinne spricht, daß sie die Ursache größerer Sterblichkeit der Indianer der Puna, verglichen mit Weißen und Kreolen, sei. Auch Ehrenreich spricht in den Verhandl. d. Gesellschaft für Erdkunde in diesem Sinne.

[11]) Die Beschreibung der Reise von Pirara an den oberen Corentyne. Journal R. Geographical Society. XV. S. 27, 34 u. a.

[12]) Die Wohnsitze und Wanderungen der Baffinlandeskimo. Deutsche Geographische Blätter. VIII. S. 32.

[13]) Müller, Unter Tungusen und Jakuten. 1882. S. 114.

[14]) Die Zukunft der australischen Eingeborenen. Die Natur 1881. S. 141.

[15]) Transactions of the Ethnological Society. N. F. III. 1865.

[16]) Der Report of the Legislative Conncil of Victoria für 1860 nimmt 6000 als Zahl der ursprünglichen Einwohner Viktorias an. Diese Angabe scheint die best begründete zu sein. Viktoria ist ungefähr 1/35 Australiens und einer der fruchtbarsten Teile. Das würde also im Maximum wieder auf die obigen 200 000 zurückführen.

[17]) Abstract etc. Census of New Zealand. Dez. 1867.

[18]) F. W. Pennefather erklärte beim Londoner Kolonialkongreß die heutigen Maori für eine ausgesprochene Mischrasse. Ihren Rückgang von 56 000 in 1858 auf 35 000 in 1886 erklärt er aus folgenden Gründen: Trunksucht, Krankheiten, Bekleidung mit schlechten europäischen Stoffen anstatt ihrer dichten Matten, friedliche Zustände, welche sie in Trägheit versinken und die gesunden Wohnstätten auf befestigten Hügeln gegen feuchte Plätze in der Nähe ihrer Kartoffelländer vertauschen ließen; Wohlstand, der ihnen Müßiggang und schädliche Genüsse brachte. Dem Fortschritt der Maori in Bahnen europäischer Gesittung stehen ihre angeerbten Gebräuche, vor allem die politische Zersplitterung und der Mangel des Einzeleigentumes an Land gegenüber. Die Beseitigung des kommunistischen Grundzuges des Lebens der Maori ist die erste Bedingung ihres Gedeihens unter europäischer Regierung. (Conference on the Native Races of New Zealand. Journal of the Anthropological Institute. XVI. S. 211.)

[19]) Die Gesamtbevölkerung zählte 1872 56 897, 1878 57 895, 1884 80 578. Darunter befanden sich 4218 Mischlinge, 17 939 Chinesen und 17 335 Weiße, welche jetzt die entschiedene Mehrheit der Bevölkerung bilden.

[20]) Vergl. Finsch, Ueber die Bewohner von Ponapé. Zeitschrift f. Ethnologie. XII. S. 334.

[21]) Geschichte d. Abiponer D. A. 1783. I. S. 120.

[22]) Alle, die über die Palau I. geschrieben, haben die Thatsache des Bevölkerungsrückganges erwähnt. Hier sei nur an die weniger bekannte Angabe der Schiffbrüchigen erinnert, welche 1832—34 auf der Lord North I. weilten und während sie bei der Ankunft 3—400 Menschen in 3 Dörfern fanden, bei ihrem Weggang durch Hunger und Krankheit die Volkszahl bereits auffällig vermindert sahen. Bull. d. l. Societé d'Ethnographie. Paris 1846. S. 62.

[23]) Proceedings R. Geographical Society. London 1885. S. 205 f.

[24]) Boudinot, Chef der Tscherokies im Journal American Geographical Society. 1874.

[25]) Globus. XXXV. S. 10 f. und S. 380.

[26]) Vergl. Ten Kates Reisen en Onderzoekingen in Nordamerika. 1885. S. 437.

[27]) Diese ungleichen Ehen sind übrigens nicht erst von den Europäern eingeführt, sondern waren bei den Indianern selbst heimisch. Statt vieler Beispiele sei an eine sehr hübsche Schilderung von Robert Schomburgk in seiner Reise von Pirara nach den Corentyne im Journal R. Geographical Society, London, XV. erinnert. Auch Pöppig sagt von den Cholonen des Huallaga: Obwohl Ehen sehr frühzeitig geschlossen werden und Unverheiratete sehr häufig sind, so mehrt sich die Zahl des Volkes doch nur sehr wenig, indem sehr viele Ehen kinderlos bleiben und im besten Falle selten mehr als 2 Kinder in einer Ehe vor-

kommen (Reisen in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom. II. S. 322).

[28]) Conference on the Native Races of New Zealand. Journal of the Anthropological Institute. XVI. S. 211. Vergl. o. Anm. 18.

[29]) S. die Angaben im Rep. Indian Commissioner. 1870. S. 19. und Executive Documents. 2d Session. 44th Congress. Vol. IV.

[30]) Verhandlungen der Berliner Gesellsch. f. Anthropologie. 1880. S. 29.

[31]) Vergl. Sir Robert Schomburgks genauere Angaben in History of Barbadoes. London 1847. S. 255 f.

[32]) Der südöstliche Teil d. Republik Costarica. Geographische Mitteilungen. 1869. S. 325.

[33]) Elliot, The Seal Islands. S. 147.

11. Die Selbstzerstörung kulturarmer Völker.

Die Pathologie der Weltgeschichte. Die Krankheiten der Unstätigkeit. Die Uebel kulturarmer Völker. Geringschätzung des Lebens. Der Hunger. Primitiver Kommunismus. Verwüstung der Menschenleben. Kindsmord und Aehnliches. Der Krieg. Mord. Sklaverei. Unsittlichkeit. Menschenfresserei und Menschenopfer. Rückblick.

Die Pathologie der Weltgeschichte. So wie die Geschichte gewöhnlich erzählt wird, zeigt sie uns die Völker fast immer nur in Thätigkeit, und was sie leiden, ist fast immer nur Aeußerliches: sie unterliegen in Kämpfen, werden ihres Landes, ihres Reichtums, ihres Besitzes beraubt. Es gibt aber ein tieferes inneres Leben und so auch ein inneres Leiden der Völker. Einige sind ganz still vom Kerne heraus erstarkt, andere siechen hin und stürzen unerwartet zusammen. Dem Ursprung geschichtlicher Bewegungen bleibt Gesundsein und Kranksein nicht fremd. Es gibt eine Pathologie der Weltgeschichte, so wie es robustere und schwächere Volksnaturen gibt. Das Volk, dessen Individuen länger leben, lebt als individuelles Volk länger. Die hippokratischen Züge trägt aber manches Volk Jahrhunderte an sich. Dieselben künden den Rückgang der Bevölkerung an, die endlich sogar verschwinden kann. Zu den traurig-anziehendsten Gegenständen anthropogeographischer Forschungen gehört die Untersuchung der Gründe des Ab- und Aussterbens ganzer Völker, das in der Geschichte ihrer Raumerfüllung sich ausspricht, und das durchaus nicht erschöpft ist mit der Geschichte der schädlichen Berührungen kulturarmer Völker mit

Kulturvölkern. In dem Zustande dieser Völker liegen Zerstörungskräfte, von denen eine oder die andere leicht frei gemacht werden kann und im stande ist, für sich allein Völker zu Falle zu bringen.

Die Völker niederer Kulturstufe kämpfen einen um so schwereren Kampf mit der Natur, von der sie umgeben, bedrängt, angegriffen werden, je schwächer ihre Mittel der Verteidigung in diesem Kampfe sind. Ihre Waffen für den Krieg mit Menschen sind Wunderwerke von Scharfsinn, verglichen mit dem Wenigen und Schwachen, was sie gegen die Einflüsse des Bodens und des Klimas vermögen. Es würde gefehlt sein, ihr Unterliegen, welches nur zu oft ein Hinschwinden in nichts ist, nur als eine Folge der feindlichen Angriffe und Einflüsse ihrer fortgeschritteneren Brüder aufzufassen. Diese finden aber ihre Aufgabe erleichtert durch die Schwäche der Grundlage, auf welcher jene stehen. Die Geschichte kulturarmer Völker trägt trotz beständiger Bewegungen, von denen sie erzählt, im Grunde einen passiven Zug. Es ist viel mehr Dulden als Triumph in dieser Geschichte. Die größten Züge derselben sind doch immer die Hungerjahre und Seuchen, die die Bewegung der Bevölkerung zu einer rasch, man möchte sagen fieberhaft pulsierenden machen. Die Kultur verlangsamt die Bewegung der Bevölkerung, indem sie Lebenszeit und Generationsdauer verlängert. Malthus nennt das Wechselspiel von Eintritt des Elends infolge unverhältnismäßigen Wachstums und unverhältnismäßigen Wachstums infolge Aufhörens des Elends Ebbe und Flut. Man kann das Bild vervollständigen, indem man den Wechsel der Bevölkerungszahlen bei Naturvölkern mit dem Wellenschlag vergleicht. Soviel rascher vollzieht er sich, soviel häufiger wiederholt er sich und soviel kleiner, zerstückter ist in Entstehen und Vergehen seine Erscheinung.

Die Krankheiten der Unstätigkeit. Es liegt im Wesen der Kultur, welche die natürlichen Hilfsmittel des Lebens sichert und vermehrt, daß sie das innere Wachstum der Völker begünstigt. Kulturarme Völker dagegen müssen

über ihre Grenzen hinausgehen, sobald sie wachsen; ja, sie erschöpfen ihre Hilfsquellen oft schon so frühe, daß sie auch ohne Vermehrung ihrer Zahl dieselben nicht mehr genügend finden. Die Notwendigkeit sich auszubreiten, bedingt für sie eine ganze Reihe von Verlusten, die mit Einleben und Einwohnen verbunden sind. Je ärmer und einfacher die Basis des Lebens, desto rascher und leichter findet die Verschiebung der Menschen auf derselben statt. Daher die vielfachen Uebergänge von Rentierzucht zu Jagd oder Viehzucht und gelegentlich wohl auch umgekehrt bei den Nordasiaten und die Unmöglichkeit, scharf die Grenze zwischen Nomaden und Ansässigen zu ziehen, die Mischung von Jägern und Ackerbauern in einem und demselben Indianerstamme, besonders aber die Veränderung der Wohnsitze, welche dem krankmachenden Einflusse des ungewohnten Klimas und des jungfräulichen Bodens, der neu gelockert werden muß, den Zugang öffnet. Jede Kolonisation fordert Opfer, die kulturarmen Völker sind von denselben nicht befreit. Fortdauernde Wanderung bedingt auch Fortdauer eines Prozesses der Akklimatisation, aus welchem ortswechselnde Menschen nicht herauskommen. Immer wiederholte Urbarmachung an Wanderung sich anschließend, läßt die Krankheiten nicht aussterben, deren Keime im Neuland sich ausbrüten. In den Anfängen der Kolonisation ist jederzeit und allerorts die Sterblichkeit eine ungemein große. Die Anstrengungen sind jetzt am belastendsten, die Unbekanntschaft mit den neuen Lebensbedingungen am verderblichsten. Das Heimweh kommt hinzu. Selbst in den kulturlich so weit dem Europäer entgegenkommenden Vereinigten Staaten von Amerika hat der deutschen Einwanderer erste Generation mehr Last und Verlust als Freude; erst auf ihren Gräbern und auf den Gräbern ihrer Hoffnungen baut sich das Gedeihen ihrer Nachkommen auf. Die Sterblichkeit unter den erst Eingewanderten in den Vereinigten Staaten wird doppelt so hoch angenommen als die der Landesgeborenen [1]). Die Sterblichkeit der Franzosen in Algerien betrug 1853—56 46,5 pro 1000, Ende der 70er Jahre 28, die der Deut-

schen damals 55, später 39 [2]). Von der habituellen Kränklichkeit, besonders der Allgemeinheit gastrischer Beschwerden bei den sonst kräftigen Argentiniern, die an Aehnliches bei Australiern und Nordamerikanern erinnert, und der vorausgehenden Gedrücktheit der Stimmung hat Mantegazza eine geistreiche Schilderung entworfen [3]). Erschreckend ist die Sterblichkeit in den an allen Uebeln der Koloniestädte leidenden Städten Sibiriens, wo nach älteren Nachrichten [4]) Jenisseisk 375 Geburts- und 509 Todesfälle, Kansk 112 und 166, Atschinsk 127 und 151 zeigte. Uebrigens können bis heute die in der Heimat so fruchtbaren Kelto-Sachsen Neuenglands nicht als in Nordamerika akklimatisiert angesehen werden, da ihre natürliche Vermehrung nicht groß genug ist, um die Bevölkerung ruhig aus sich heraus fortwachsen zu lassen.

Die kulturarmen Völker sind viel weniger bodenständig als die Kulturvölker [5]). Verlegungen von Dörfern sind häufig, wobei es vorkommen mag, wie Guppy von den Salomonsinseln berichtet, daß aus gesunden Lagen nach ungesunden gezogen wird. Müssen nicht die häufigen Ortsveränderungen denen sie ausgesetzt sind, seien sie freiwillig oder gezwungen, den Boden erschüttern, in welchem ihr Gedeihen wurzelt? Powers hat in seinem Werke über die californischen Indianer auf die Verluste an Menschenleben hingewiesen, welche allein das Wandern mit Alten und Kranken der Volkszahl bereitet. Dies gilt für viele, besonders auch Australier. In den australischen Wanderhorden findet man ausgemergelte, halbverhungerte Alte, die sich kaum mitschleppen können. Gosse erzählt, wie er ein solches armes, liegen gebliebenes Menschenkind vom Verhungern rettete.

Es sterben Völker aus, weil sie sich nicht akklimatisieren können. Wie oft mag in zentralafrikanischen Völkerbewegungen sich der Fall der Makololo wiederholt haben, die mehr am Boden und Klima als durch die Feinde starben, als sie, aus gemäßigtem Klima kommend, den Zambesi überschritten! Vergeblich verlegte 1860 Sekeletu, um nicht alle seine Leute durch den Tod zu verlieren, sein Königsdorf aus dem Tieflande nach einem höheren Punkt am

Fuß des Berges Tabatscheu. Es blieben nur ärmliche Reste von Sebituanes Kriegerscharen übrig. Also Schwierigkeit der Akklimatisation von Afrikanern in Afrika. Der Zonenunterschied braucht nicht so groß zu sein, um sie hervorzurufen. Von den Balubasklaven, die nach Angola gebracht werden, sterben fast alle Männer in kurzer Zeit. Die zweite Wißmannexpedition berichtet, daß ein Plantagenbesitzer in Malange in Jahresfrist seine 84 männlichen Sklaven bis auf einen durch den Tod verlor. Frauen und kräftige Kinder sollen den Uebergang zum Küstenklima leichter ertragen, auch die Kalunda rascher demselben sich anpassen [6]). Ueberall, wo Polynesier als Arbeiter hingeführt werden, scheint ihre Sterblichkeit auffallend groß zu sein. Finsch nennt mit Bezug hierauf den Tropenbewohner viel empfindlicher gegen Klimawechsel als den Weißen. Von den polynesischen Arbeitern in den Zuckerpflanzungen Queenslands heißt es, daß sie eine Todesrate von 85 pro 1000 haben [7]). Braucht es weiterer Beispiele, so haben wir es erlebt, wie die Indianer, die aus Nord und Süd nach Europa zur Schau gebracht wurden, rasch hinstarben. Jene Odschibwäh, deren Proportionen Quetelet so genau untersucht hat, verloren binnen wenigen Monaten 4 Erwachsene. Kann man endlich sagen, daß die Indianer in ihrem eigensten Wohngebiete Amerika voll beheimatet seien, wenn sie in den subtropischen und tropischen Tiefländern vom Potomak bis zum Paraná durch Neger und Zambos ersetzt sind? In diesen heißen Strichen sind Neger und Negermischlinge auch dann häufig, wenn sie in den betreffenden Hinterländern nur spärlich vertreten sind.

Die Krankheiten kulturarmer Völker. Sir J. Lubbock hatte die „geistreiche“ Behauptung aus der Luft gegriffen, daß Wilde selten krank seien [8]), was sogleich Rev. Codrington in seiner Arbeit über die Bankinsulaner sehr gut widerlegte. Er weist dort nach, daß die Wilden sehr oft krank sind und daß sie in ihren Sprachen an Ausdrücken für alle Arten von Krankheiten keinen Mangel haben. Später hat Fison in einem Vortrage vor der British

Association diese Einwürfe wiederholt und auch auf die Menge der Heil- und Zaubermittel und auf die hervorragende Stellung der Medizinmänner hingewiesen. Lubbocks Behauptung ist eine vollkommen schiefgehende, denn gerade die Lebensweise der sogen. Naturvölker ist entschieden gesundheitsschädlich und die Kultur bedeutet vor allem auch einen Fortschritt in hygienischer Beziehung. Alle ungefärbte Schilderungen, alle gründliche Beobachtungen widersprechen dem Lubbockschen Satze. Auch die Kulturvölker haben ihre Krankheiten, sie besitzen aber zugleich die Heilmittel. Anders die Naturvölker, deren gesundheitliche Fürsorge gering und oft genug ganz verkehrt ist. Ihre Kleidung ist in der Regel unzulänglich. Ihre Häuser bieten in der Regenzeit vor den Unbilden der Witterung nur ungenügend Schutz, während in der warmen Jahreszeit der Aufenthalt in ihnen sehr heiß ist. „Furchtbar dumpf, von mephitischen Dünsten erfüllt" nennt Ferd. Müller die Luft der Jakutischen Jurten, in der natürlich alle Bedingungen zu rascher Verbreitung der Epidemien gegeben sind, besonders wenn die Tiere den Raum mit den Menschen teilen [9]). Ihre Nahrung ist ungleich, bald zu viel, bald zu wenig, und im Ueberfluß neigen sie sehr dazu, sich zu überessen. In Südaustralien bekommen die Eingeborenen, die sich um Hermannsburg u. a. Missionen niedergelassen haben, am Geburtstag der Königin Viktoria wollene Decken, die sie so wenig zu nützen wissen, daß man gerade in diesen den Grund zu den unter ihnen herrschenden phthysischen Krankheiten sehen will; man begründet dies damit, daß die Eingeborenen die Decken, wenn auch vom Regen durchnäßt, ständig tragen und darin schlafen, ohne sie vorher zu trocknen. Ohne Aerzte, ohne Pflege schleppen sie sich mit einer Masse von Krankheiten und sind außerdem Epidemien in noch höherem Maße ausgesetzt als die Kulturmenschen. Das physische Bild der Naturvölker ist sehr oft nicht dasjenige überquellender Gesundheit, sondern mühseliger Beladenheit mit Leiden aller Art [10]).

Die Kultur macht viele Krankheiten zu schleichenden, zurückgedrängten Uebel und darüber hinaus hat sie

Leiden vernichtet oder gemindert, welche im Elend und Schmutz der Naturvölker furchtbar fortwuchern. Der Zahl der Aussätzigen des hawaischen Archipels, deren schwere Fälle gegen 700, also 2 % der Eingeborenenbevölkerung, auf Kalawao abgesondert sind, steht die Thatsache gegenüber, daß dieses Uebel in Europa, das einst seine Leprosenhäuser in jeder Stadt besaß, fast unbekannt geworden ist. Epidemien verbreiten sich bei tieferstehenden Völkern sehr rasch und werden oft viel verderblicher als bei den Völkern, welche sich besser zu schützen im stande sind. Influenza und Mumps gehören auf den Inseln des Stillen Ozeans zu den tödlichen Krankheiten. Die schrecklichsten Verwüstungen scheinen die Blattern anzurichten, die wahrscheinlich nicht erst durch die Europäer bei den Naturvölkern eingeführt worden sind. Wißmann nennt sie „in Ostafrika fast endemisch“ [11]). 1524, noch ehe die Spanier ins Innere vorgedrungen waren, raffte eine Blatternepidemie in Peru angeblich 200 000 Menschen hin. Pest und Auswanderung entvölkern in den Berichten der Chronisten des Inkareiches wiederholt das Land, und das ausgestorbene Cuzco hört zeitweilig auf, Hauptstadt zu sein, um unter guten Herrschern wie Yupanki rasch wieder anzuwachsen. Caxamarca war vollständig verlassen, als die Spanier 1532 dasselbe erreichten. Wenn man diese Zahlen zusammenhält mit der Lebens- und Wohnweise eines sich selbst überlassenen Stammes von Indianern oder Polynesiern, ohne ärztliche Hilfe, durch Aberglauben sich selbst bedrohend, dann mag man es nicht für unglaublich halten, daß diese Krankheit ganze Stämme wegraffe, wie jüngst wieder Crevaux von den Trio am oberen Paru und Tapanahoni berichtete und Ehrenreich von den Anambês am unteren Tocantins [12]). Fügt man hinzu, daß Seuchen durch Lockerung aller Bande Verbrechen hervorrufen und den Aberglauben aufs höchste steigern — bei der Choleraepidemie, die 1873 Patagonien heimsuchte, wurde ein ganzer Stamm von 25 Menschen, um Ansteckung zu vermeiden, hingemetzelt [13]) — so sieht man eine Belastung

dieses Lebens vor sich, die keine ruhige Entfaltung zulassen kann.

Viel ist über die Frage gestritten worden, ob eine Geißel der Naturvölker, die Lustseuche, ihnen eigen gewesen oder durch die Europäer ihnen gebracht worden sei. Wie einst Forster, so glaubt heute Guppy an die voreuropäische Existenz dieser Krankheit im Stillen Ozean, die 1773 von Cook und Furneaux auf Neuseeland gefunden wurde, wo sie freilich, trotz der Ableugnung Cooks, 1769 durch ihn oder Surville eingeschleppt worden sein könnte. Die Frage ist selbst auf den entlegensten Inseln der Südsee nicht zu lösen, da selbst diese vor den „Entdeckern" z. B. von spanischen Fahrzeugen besucht wurden. Sie hat auch längst aufgehört, praktisch zu sein. Die Seuche ist jetzt in außereuropäischen Ländern weiter verbreitet als in Europa selbst. Der ferne Orient mit seinen abgeschlossenen Weibergelassen ist ihr ebenso verfallen wie die ungebundenen Völker Afrikas oder Polynesiens.

Die innere Unvermitteltheit und Unberechenbarkeit dieses Lebens, das gleichsam in einem Meer von Aberglauben schwimmt, ohne Ufer und Anker, spricht sich nirgends mit erschreckenderer Deutlichkeit aus, als in den Berichten der Missionare über den selbstvernichtenden Wahnsinn, der ganze Indianerdörfer in einer raschverlaufenden Epidemie wegraffte. 1639 erlebte P. Le Jeune in einem Huronendorf einen epidemischen Veitstanz, der nach dreitägigen, mit den größten Aufregungen und Ausschweifungen verbundenen religiösen Fest ausbrach. Die Teilnehmer der Orgien rannten wie besessen durch das Dorf, dessen Hütten und Eigentum sie zertrümmerten, in Brand steckten, einige blieben dauernd irrsinnig, andere starben, und Le Jeune berichtet, wie in solchen ansteckenden Wahnsinnsausbrüchen ganze Familien zu Grunde gingen. Brinton spricht von der Häufigkeit der Wahnsinnsfälle bei Indianern [14]), Speke nennt geistige Störungen beim Neger häufig wiederkehrend. Daß der Selbstmord bei kulturarmen Völkern nicht vorkomme, ist eine willkürliche Annahme, der zahllose traurige Fälle entgegenstehen.

Geringschätzung des Lebens. Der Hinfälligkeit vor Krankheitseinflüssen verschiedenster Art steht die seelische Derbheit gegenüber, welche von allen Aerzten betont wird, die in der Lage waren, operative Eingriffe

bei farbigen Menschen zu unternehmen. Sie scheint freilich keinen Schutz gegen jene Einflüsse zu bieten, vermehrt vielmehr, und aus diesem Grunde ziehen wir sie hier an, die Verluste an Menschenleben. Auf ihrem Boden wächst die Härte dieser Menschen gegen sich selbst und andere. Das Leben der Kulturvölker ist trotz Eisenbahn-, Schiffs- und Bergwerksunglücken weniger gefährdet als das der Kulturarmen, die das ihre aus Leichtsinn jeden Tag preisgeben. Die Gleichgültigkeit der Indier gegen die keineswegs geträumten Gefahren ihrer Wälder und Ströme ist kaum glaublich und wird alljährlich zur Veranlassung von schauderhaften Unglücksfällen, sagt Pöppig. Man lese die Schilderung, welche Bandelier von dem Aufgang zu den Felsenwohnungen Neu-Mexikos entwirft: Entsetzlich steil, oft an senkrechten Staffeln empor, vermittelst ausgeschränkter Stufen windet sich der Pfad an der glatten Felswand hinauf. Kaum eine Fussbreite trennt den schmalen Steg von dem stets wachsenden Abgrunde. Jährlich fordert diese Vereda ihre Opfer, allein täglich betreten sie sorglos Leute jeden Alters und Geschlechts. Bei den Eskimo bedeutet häufig das Wegtreiben der Jäger, welche sich zu weit auf die Eisfelder hinausbegeben haben, trotz der Geschicklichkeit, mit der jene sich oft noch aus solchen Lagen herauszuarbeiten wissen, den Tod [15]). Von der großen Zahl von Unglücksfällen, die in den arktischen und subarktischen Gebieten durch Fischfang und Jagd entstehen, haben wir oben gesprochen.

Sehr verbreitet ist der Brauch, Kranken, die man für unheilbar hält, den Lebensfaden abzuschneiden. Mitleid an Schmerzen, die man nicht hindern kann, hat ebenso seinen Teil daran, wie Ueberdruß an der Last der Pflege. Als ein weiteres Motiv wird Furcht vor Ausbreitung der Krankheit angegeben.

Der Hunger [16]). In der Geschichte der Völker auf niederer Stufe der Kultur spielt Hungersnot mit darauffolgenden Seuchen und großem Sterben eine verhängnisvolle Rolle. Wie oft kehrt der Ausdruck wieder: Der X-Stamm lebt von Jagd, Fischfang und Ackerbau, „oft

tritt aber Hungersnot ein.“ Braucht auch das Unzureichende der Masse der Lebensmittel sich nicht gerade in einer Hungersnot zu äußern, kann es vielmehr andere Formen annehmen, z. B. die Erzeugungskraft schwächen, die präventiven Hindernisse vermehren u. s. w., so ist doch eine unmittelbare Beziehung zwischen Art und Menge der Nahrungsmittel und der Volkszahl vorhanden. Ich betone hier die Art der Nahrungsmittel und schließe dabei den Nahrungswert ein. Viele von den primitiven Nahrungsmitteln sind fast wertlos, oft schädlich; so das Papyrusmark, der Eukalyptusgummi, die Birkenrinde und andere, der Thonerden nicht zu gedenken, die in beiden Amerikas wie in Afrika und Asien gegessen werden. Australische Kinder sind, ehe sie den größeren Teil ihrer Zähne haben, außer stande, die harte und zähe Wurzel- und Beerennahrung zu kauen, von der ihre Erzeuger hauptsächlich zu leben haben. Ackerbau und Viehzucht schaffen hierin ganz andere Möglichkeiten. Aber auch der Ackerbau der Naturvölker ist vielfach einseitig und Raubbau, und weiß den Ertrag eines reichen Jahres nicht für ein armes, welches folgt, aufzubewahren. Auch Wasser ist eine der Notwendigkeiten des Lebens, welche die Völker auf dieser Stufe nicht mit genügender Sorge behandeln. Die Sage der Moqui-Indianer, daß sie „vor fünf alten Männern“, das Rio-Verdethal bewohnten und es nur verließen, als Dürren in Verbindung mit einer verheerenden Krankheit sie dazu zwangen [17]), wäre in die Geschichte so manchen Indianer- oder Negerstammes nicht als einmaliges, sondern als öfters sich wiederholendes Ereignis einzusetzen. In Gebieten, die mit der rätselhaften Erscheinung des Trockenerwerdens des Klimas geschlagen sind, machen sich diese Einflüsse fast regelmäßig geltend. In den Wanderungen der südafrikanischen Stämme, besonders des Inneren und des Westens und in der häufigen Verlegung ihrer Hauptorte (Setscheli, Häuptling der Bakuena, verlegte innerhalb zehn Jahren seine Hauptstadt zweimal: einmal von der Gipfelfläche eines Berges nach dem Fuße wegen der Schwierigkeit, Wasser zu erlangen, dann von letzterem Orte nach

einem mehrere Stunden entfernten, der wieder wasserarm ist, wegen Ungesundheit) ist nicht selten Wassermangel die treibende Ursache [18]). Aehnlich hat das Kleinerwerden des Atrek gewirkt, dessen Wasser zugleich teilweise salziger wurden. Die turkmenische Bevölkerung an seinen Ufern ist jetzt sehr gering.

Nicht nur der Mangel, der immer örtlich und zeitlich zu beschränken sein würde, sondern auch die Sorglosigkeit wirkt verwüstend auf diese Völker. Auch die in günstigen äußeren Verhältnissen Lebenden, wie die Thlinkit, welche von guten Jagd- und Fischereigründen und an eßbaren Früchten reichen Wäldern umgeben sind, haben ihre Notjahre. Es würde nicht an den Mitteln zur Aufspeicherung von Vorräten fehlen, doch geschieht dies nicht in genügendem Maße. In den Tropen ist die Schwierigkeit der Aufbewahrung in feuchter Wärme und inmitten einer sprühenden Lebensfülle nicht zu verkennen. Aber es liegt etwas Tieferes vor. Wir haben die Gebiete kennen gelernt, wo dauernd ein Mißverhältnis zwischen der Größe der Bevölkerung und der Geringfügigkeit der Hilfsquellen besteht, Gebiete, die man als Maximalgebiete der Hungersnöte bezeichnen könnte (s. das 7. Kapitel am Schluß). Wir sahen den stahlblauen Himmel der Passat- und Monsungebiete auf Hunderttausende von Quadratmeilen ungenügend und unregelmäßig befeuchteten Landes herab drohen. Und weiter sahen wir überall, wo die einzig zuverlässige Quelle der Ernährung, der Ackerbau, unmöglich wird, verheerende Hungersnöte häufig eintreten, so im hohen Norden, wo selbst die herdenreichen Lappen mit Erde und Rinde ihre Nahrung ausgiebiger zu machen suchen. Allein schon die Vernichtung des einzigen Haustieres, des Hundes, durch Seuchen oder Not, führt hier zu langdauernder Schwächung der Erwerbsfähigkeit der Völker. Es gibt Völker, welche wir hauptsächlich unter dem Bilde von Hungernden uns vorzustellen gewohnt sind, und die Vorstellung trifft bei einem großen Teile der Australier, Feuerländer und Buschmänner zu [19]).

Pickering hat die Schilderungen eines Matrosen veröffentlicht [20]), der von 1832–34 auf der Lord NorthInsel schiffbrüchig

lebte und folgendermaßen die Lebensgrundlage der 3—400 Insulaner beschreibt: Ihre Hauptnahrung waren Kokosnüsse. Der Ackerbau lieferte eine Art Igname, die indessen schlecht gedieh. In diesen 2 Jahren fingen sie nur 5 Schildkröten. Ihr Fischfang war wegen der Mangelhaftigkeit der aus Schildpatt gefertigten Angeln wenig ergiebig. So lebten sie immer am Rand des Hungers hin und kamen in noch größere Bedrängnis, als ein Sturm die Kokosernte zerstörte und zugleich die jungen Pflanzungen mit Sand bedeckte. Am Ende der beiden Jahre fanden die Schiffbrüchigen die Zahl der Insulaner durch Krankheiten und Hunger geringer geworden als im Beginne ihrer Gefangenschaft. Der Missionar Franz Morlang erlebte 1859 eine schwere Hungersnot im Barilande, deren menschenmörderische und an allgemein erschütternder Wirkung einem sozialen Erdbeben zu vergleichende Folgen er mit diesen Worten schildert: Wie in früheren Jahren begann auch heuer die Hungerzeit in den Monaten April, Mai und Juni. Wegen Mangels an Regen bekamen die Neger nicht einmal mehr Laub und Gras, das sie sonst sammeln, abkochen und essen. Das Vieh, dem man das Blut abzapfte, mußte vor Schwäche krepieren. Mädchen und Frauen gaben sich den Handelsleuten um ein Stückchen Kisra (Brot) hin, wurden syphilitisch und starben eines elenden Todes. Knaben, Burschen und Männer legten sich auf Diebstahl und Raub. Die Wächter in den Seriben mußten verdoppelt werden. Alle Nächte hörte man die Allarmtrommel, Diebsbanden und Räuber zogen umher und raubten Vieh. Täglich schwammen im Flusse die Leichen Ermordeter oder Teile derselben, auch hineingeworfene Säuglinge vorbei. Die Leute, die noch lebten, hatten nur noch Knochen und Haut und fielen vor Schwäche um. Viele, viele, die ich persönlich kannte, sind jetzt unter der Erde[21]). Damals ging das Dorf Gondokoro von 21 auf 3 Tokuls zurück und die Einwohner starben bis auf 1 Mann und einige Weiber. Damals war es auch, daß Nigila, der große Regenmacher der Belenyan, vom enttäuschten Volk gesteinigt wurde.

So ungleich und sorglos wie ihr Kleiden und Wohnen ist überhaupt die Ernährung dieser Völker. Auf die Hungerzeit der Tschuktschen sah Nordenskiöld, sobald das Eis aufgegangen war und Fischfang gestattete, das sorgloseste Schwelgen im Ueberfluß folgen. Rink teilt eine Liste der Verteilung der Sterbefälle in Grönland auf die Monate mit, welche die höchsten Todeszahlen mit der Zeit der ergiebigsten Seehundsjagd zusammenfallen läßt. Die häufigen Jagdunfälle sind dabei zu berücksichtigen. Die Schilderungen der Fleischvöllerei der Neger an Elefanten und Nilpferden wirken geradezu ekelerregend. Mit dem rohen Fleisch, das dabei verschlungen wird, gelangen Binnenparasiten in den Leib, daher

die große Verbreitung derselben in Ländern, wo das Rohfleischessen — Nachtigal hat mit Humor die Reize der rohen Kamelleber beschrieben — so verbreitet ist wie in Abessinien und im Sudan. Endlich der Mißbrauch der narkotischen Genußmittel. Aus den Verwüstungen, welche dieselben bei den Kulturvölkern anrichten — Christlieb rechnet, daß die Opfer des Opiumrauchens in China auf 100000 zu beziffern seien — kann ein Schluß auf den Einfluß des Tabaks, den Eskimo, wie Bongo bis zur Betäubung rauchen, Haschischs, Branntweins u. a. gezogen werden.

Primitiver Kommunismus. In den meisten Fällen ist die Erwerbung eines dauernden sicheren Besitzes so schwer, daß auch ohne Mangel an Voraussicht dieselbe nicht realisiert werden kann. Es geht ein kommunistischer Zug durch das Leben der Naturvölker, dessen sichtbarste Ursache der Druck der Lebensverhältnisse, welcher gleich stark auf allen lastet. In dem mühsamen Leben der Eskimo erscheint die Erhaltung von mehreren Zelten und Booten, d. h. die Anhäufung von Besitz so unmöglich, daß, wenn ein Sohn bereits Boot und Zelt sich erworben, er beim Absterben des Vaters dessen Besitz nicht erben kann, „denn niemand kann zwei Zelte und Boote zugleich im Stand erhalten“[22]). Aber auch bei den Negern sucht die hinabsteigende Generation der aufsteigenden das Leben zu erschweren, indem sie ins Grab mitnimmt, was wertvoll ist. Spring bringt diese Verarmung der Hinterlassenen bei den Pima mit dem grassierenden Kindsmord in Zusammenhang. In den Monaten oder Jahren der legalen Anarchie werden neben zahlreichen Menschenleben kostbare Besitztümer vernichtet. Das Leben fängt immer wieder von vorne an, es behält kaum eine Stütze für freie Erinnerungen übrig; deswegen bleibt es immer so tief am Boden.

Verwüstung der Menschenleben. Die Geringschätzung des Wertes des menschlichen Lebens verleiht allen Beziehungen der Menschen niederer Kulturstufen einen rück-

sichtslosen, zur Opferung des Nächsten oder des Fremden leicht bereiten, blutigen Charakter. Der Egoismus des Herrschenden und Besitzenden wirft sich auf den Schwachen, sei es Kind oder Weib, Sklave oder Kriegsgefangener, beutet ihn aus, bedrückt ihn oder tötet ihn, je nachdem es in seinem Interesse liegt. Der Feigheit, mit welcher Grausamkeit stets eng verbunden ist, sind diese Opfer willkommen. Sie beginnt mit der Tötung des Kindes im Mutterleib und endet mit der Opferung von Sklavenhekatomben beim Tode irgend eines Häuptlings über 2 oder 3 Dörfer. Man durchblättere einen einfachen, wahrheitstreuen Bericht aus Zentralafrika, wie z. B. François ihn in „Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo" gegeben hat, es wimmelt von Ermordung nachgelassener Frauen, Menschenfresserei, Kindersterblichkeit. Alle diese Angriffe auf das Leben der Völker entspringen jener Einen Wurzel, die mit dem Fortschritt des Menschengeschlechtes stirbt. Livingstone sagt einmal, man könne den Kannibalismus der Steinzeit, die Sklaverei der Bronze- oder Eisenzeit der Menschheit vergleichen. Hinsichtlich der Erhaltung der Menschenleben sind offenbar wir im goldenen Zeitalter angelangt.

K i n d s m o r d und A b t r e i b u n g der Leibesfrucht sind bei Völkern niederer Kulturstufe in erschreckender Ausdehnung üblich. Schon in China und Indien ist Kindsmord weit verbreitet, er war es in Arabien vor Mohammed [23], bei vielen vorchristlichen Völkern des Orients und Occidents. Man begeht keinen großen Fehler, wenn man sagt, daß erst die monotheistischen Religionen diesen Unsitten den Stempel schwerer Verbrechen aufgedrückt haben. Die in China so sehr auf Bevölkerungsvermehrung bedachten Regierungen haben dies nie ganz fertig gebracht. Für eine von dem Glauben an Seelenwanderung getragene Auffassung ist es leicht, eine eben angekommene junge Seele, die noch nicht Wurzel gefaßt hat, zum Aufsuchen einer neuen Hülle zu veranlassen.

Aus den Kulturarmen heben wir nur eine Gruppe heraus, welche zeigen kann, zu welcher völkerverderbenden Macht die Gewohnheit der Beseitigung Neugeborener führen konnte. Der

Kindsmord bildete einen wesentlichen Bestandteil in den Sitten und Satzungen der höchststehenden, einflußreichsten Körperschaften eines in anderen Beziehungen fortgeschrittenen Teiles von Polynesien, nämlich der Erri oder Erroi der Gesellschaftsinseln. So öffentlich wie hier wurde dies Verbrechen nur in wenigen Teilen der barbarischen Welt geübt. W. Ellis hebt hervor, daß bis zur Einführung des Christentums Kindsmord in Polynesien wahrscheinlich in größerem Maße und mit herzloserer Grausamkeit geübt worden sei als bei irgend einem anderen Volke. Man darf annehmen, daß gelegentlicher Kindsmord wie bei allen roheren Völkern so auch bei den Polynesiern von jeher vorgekommen sei, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß derselbe in einzelnen Teilen ihres Gebietes gerade zu der Zeit einen Höhepunkt erreicht habe, von der die Europäer ihre genauere Bekanntschaft mit den Polynesiern datieren. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß wenn diese grausame Sitte in derselben Ausdehnung, oder selbst auch in geringerer, schon früher geübt worden wäre, überhaupt eine so dichte Bevölkerung nicht möglich gewesen wäre, wie man sie am Ende des vorigen Jahrhunderts gefunden hat. Damals aber war besonders in Tahiti und auf den Gesellschaftsinseln der Kindsmord eine anerkannte Institution geworden. So häufig die gesetzlosen Morde, die Zahl der im Kriege gefallenen, die Menschenopfer, sie verschwanden alle gegen die Zahlen, zu denen die Kindsmorde angeschwollen waren. Die Unsitte hatte so tiefe Wurzeln geschlagen, daß die Missionare es nicht leicht fanden, auch nur die Ueberzeugung zu verbreiten, daß ein Unrecht in ihr liege. Man bezeichnete sie als Sitte des Landes, die fest bestehen bleiben müsse. König Pomare hatte zwar Cook versprochen, dagegen zu wirken, ließ aber dann seine eigenen Kinder morden. Damals sind nach den Schätzungen der Missionare gegen $^2/_3$ aller Kinder getötet worden. Von Zwillingskindern blieb in der Regel nur eines übrig. Alle Stände beteiligten sich an diesem verbrecherischen Thun, am meisten die Erri, denen gar kein Kind leben durfte, am wenigsten vielleicht die Landbauer oder Raatira. So glaubwürdige und in anderen Dingen mild urteilende Beobachter wie Nott und Ellis behaupten, überhaupt kein polynesisches Weib gekannt zu haben, das nicht in der vorchristlichen Zeit seine Hände mit dem Blut seiner Kinder befleckt hätte.

Künstliche Beschränkung der Bevölkerungszunahme. Angesichts des systematischen Kindsmords liegt es nahe, auch in anderen Gebräuchen eine verborgene Absicht auf Zurückhaltung der Bevölkerungszunahme zu suchen. Die Australier bieten offenbar wegen ihres besonders schwierigen Ernährungsstandes eine ganze Reihe von Beispielen dar. Zunächst die Speiseverbote, die wohl nirgends so ausgebildet sind! Den Weibern und Kindern

ist der Genuß von einer Menge von Speisen untersagt. Wenn den im Naiumbezustand, d. h. im Uebergang vom Jüngling zum Mann befindlichen, 20 verschiedene Speisen untersagt sind, oder wenn den Männern 13 Arten Wildbret vorbehalten sind, so bedeutet dies für die von den Privilegien Ausgeschlossenen bei der Armut des Tisches der Eingeborenen Australiens strenges Fasten. Es ist nicht alles in diesem Leben so reine Raubwirtschaft, wie das voraussichtslose Leben depravierter Stämme es glauben lassen könnte. Es gibt Gesetze, welche das Pflücken von Nährpflanzen in der Blütezeit, das Zerstören der Vogelnester in der Brütezeit verbieten. Man bedeckt die Quelle mit Zweigen, um ihre Verdunstung zu verhindern, schließt mit Thon die Baumeinschnitte zur Saftgewinnung, bezeichnet Wege durch Baumeinschnitte u. a., legt Vorräte von gewissen Nahrungsmitteln an, verbietet bestimmte Tiere zu bestimmten Zeiten des Jahres zu töten u. s. f. Natürlich wird man dadurch auch zu Erwägungen über das günstigste Verhältnis zwischen Bevölkerungszahl und Hilfsquellen hingeführt, Erwägungen, die um so näher liegen, je geringer in der Regel die Zahl solcher Völker, je einfacher ihre Beziehungen zum Boden, den sie bewohnen. Möglicherweise zählen hierher dann jene zahlreichen Gebräuche, die die männlichen und weiblichen Fortpflanzungsorgane aus ihrem natürlichen Zustande herausheben. In Australien, Polynesien und Mikronesien ist die Exstirpation eines Hodens vielfach üblich, sie ist weiter verbreitet, als man glaubt[24]); in Australien finden wir die Aufschlitzung der Harnröhre der Männer, vollkommene Entmannung kam bei amerikanischen und hyperboräischen Völkern vor und stand im Zusammenhange mit der Existenz von verweibten Männern, die in vielen Stämmen gewissermaßen zum notwendigen Bestande gehörten. Zurückhaltung in den ehelichen Genüssen gehört zu den Opfern, welche den bei Jagd oder Fischfang mächtigen Göttern gebracht werden. Daß ungewöhnlich späte Heiratsalter, z. B. bei den Zulu, vorgeschrieben waren, gehört auch hierher. Daß gerade um die Geburt sich eine Menge von Gebräuchen drängt,

die das Leben des Neugeborenen bedrohen (Untertauchen, Beschneidung, Mißformung des Schädels u. dgl.) darf an dieser Stelle mit erwähnt werden. Künstliche Beschränkungen der Bevölkerungszahl bilden eines der Elemente einer primitiven Staatsraison bei allen Völkern, die klein genug sind, um sich zu kontrollieren. Nicht immer treten dieselben so deutlich hervor, wie in der libyschen Oase Farafrah, wo nach Rohlfs Erkundigung die männlichen Bewohner nie über 80 sich vermehren, weil von ihrem Schech Mursuk, der für den ersten Ansiedler in Farafrah von den Eingeborenen gehalten wird, bei seinem Tode diese Bestimmung ergangen ist. Unter männlichen Bewohnern sind hier Männer verstanden, deren Caillaud 1820 75 annahm, während Rohlfs 80 zählte und demgemäß, auf 1 Mann 1 Greis, 1 Weib und 1 Kind rechnend, eine Gesamtbevölkerung von 320 erhielt, was für 3 Quadratkilometer kulturfähiges Land eine cirka 3mal so dünne Bevölkerung ausmacht, als in den übrigen Oasen der libyschen Wüste. Es ist begreiflich, daß in engen Bezirken der Blick für das Verhältnis oder Mißverhältnis zwischen Boden und Volkszahl geschärft ward. Bei den in weiten Grenzen Wandernden wird aber die Aermlichkeit der Hilfsmittel zur Schranke, deren Erkenntnis uns die geringen Kinderzahlen bei Turkstämmen und der reißende Niedergang der Mongolen auch an Zahl anzudeuten scheinen. Die Leichtigkeit, mit welcher bei den buddhistischen Nomaden sich das Cölibat eingebürgert hat, dürfte in gleiche Richtung weisen. Die Zahl der unbeweibten Lamas in Tibet und der Mongolei muß groß sein. Es soll Klöster mit Tausenden von Mönchen geben. Sicherlich unterstützt China dieses volksmörderische System, das ihm die dauernde Schwächung der einst so gefährlichen Steppenvölker gewährleistet.

Der Krieg. Die Verwüstung erwachsener Menschenleben nimmt bei barbarischen Völkern so zahlreiche Formen an, daß keine Schätzung der Zahl ihrer Opfer sich zu nähern vermag. Es mögen Beispiele genügen, welche die Hauptrichtungen dieser Zerstörung:

Krieg, Sklaverei, Menschenfresserei und Menschenopfer charakterisieren.

Auf niederen Stufen der Kultur sind die Staaten klein, oft leben sogar die Dörfer souverän nebeneinander. Daher ist der Kriegszustand häufiger als der Friede. Das Faustrecht entspricht einer auch im räumlichen Sinne niedrigen Entwickelungsstufe der politischen Organisation. Wenn der Mann jenseits der Grenze der geborene Feind des Mannes von diesseits ist, dann vervielfältigen sich die Kriege in geometrischer Progression mit fortschreitender Verkleinerung der Staaten. Je kleiner die Insel, desto größer der Strand, an dessen Linie jeder landende Fremde ermordet wird. Indem Martius von den brasilianischen Indianern sagt: „Eine gleichsam forterbende Feindschaft gewisser Stämme gegeneinander ist innig mit ihrer Volkseigentümlichkeit verwachsen“ [25]), spricht er eine große ethnographische Wahrheit aus, die für diese Stufe allgemein gültig ist. Die Völkerfeindschaft ist hier keine vorübergehende Erscheinung, die zeitweilig sich in einem Kriegs- und Schlachtengewitter entladet, sondern ein bleibender Zustand. Wenn der liebevoll gerechteste aller Beurteiler des Naturmenschen, David Livingstone, in sein letztes Reisetagebuch die Worte schreiben konnte: Der Grundsatz des unbedingten Friedens führt zu Unwürdigkeit und Unrecht . . . Der Kampfgeist ist eine der Notwendigkeiten des Lebens. Wenn Menschen wenig oder nichts davon haben, so sind sie unwürdiger Behandlung und Schädigungen ausgesetzt [26]) — so muß die Unvermeidlichkeit des Kampfes zwischen Menschen eine große, sich aufdrängende Thatsache sein. Auf den kleinsten Inseln, in den engsten Oasen gibt es feindliche Stämme und Parteien. Normanby ist eine der kleinen D'Entrecasteaux-Inseln; von ihr sagt Turner: „Krieg und Dialektverschiedenheiten haben die Stämme der Insel so isoliert, daß sie in allem, außer dem Körperlichen, verschiedene Völker zu sein scheinen“ [27]).

Es ist öfters auf die bei den kleinen Bevölkerungszahlen der kulturarmen Völker und ihrer Absonderung von den Nachbarstämmen zur Notwendigkeit werdende Inzucht als eine der Ursache der geringen Vermehrung dieser Völker hingewiesen

worden. Robert Schomburgk hat bei den Taruma des oberen Corentyne auf die schädlichen Folgen ihrer Abschließung hingewiesen und schreibt der Beschränkung der Heiraten auf den nur noch 150 Köpfe zählenden Stamm, in dessen Gliedern ihm eine große Familienähnlichkeit auffiel, den Rückgang zu. Oskar Lenz hat sogar den kleinen Wuchs der sogenannten Zwerge des Ogowegebietes mit derselben Thatsache in Verbindung gebracht. Eingehendere Untersuchungen liegen leider nicht vor.

Wird ein Stamm so stark, dass er eine stehende Drohung für seine Nachbarn ist, so vereinigen sich die letzteren und vernichten ihn; auch die Weiber werden dann nicht verschont, damit sie nicht in Zukunft Rächer gebären. Häufig sind die Kriege dieser Klein- oder Dorfstaaten nicht sehr blutig, sie verlaufen sogar ohne allen Menschenverlust. Im Verhältnis zu den in Betracht kommenden Volkszahlen laufen ihre Verlustkonti aber doch mit der Zeit hoch genug auf. Wo aber die Volkszahl größer und die politische Organisation fester wird, da nimmt sogleich der Krieg einen blutigen Charakter an. Wilson spricht von Gefechten der Uganda, in denen die Hälfte der Kämpfenden auf dem Platze blieb. Die Zulu verwandelten ganze Länder in Oeden. Der Missionar Cronenbergh berichtet, daß die Matabele in einem normalen halben Jahre etwa 1000 Männer durch Krieg, Hinrichtung und Krankheit verloren. Und dies bei einer Seelenzahl von 30 000. „Die Geburten," fügt er hinzu, „sind nicht sehr zahlreich und die Kriegszüge werden nicht immer (durch Menschenraub) Ersatz bieten. Wenn das so fortgeht, kann man den unfehlbaren Untergang der Matabele voraussehen und zugleich begreifen, wie schon so manche afrikanische Stämme verschwanden" [28]). Von der Kriegführung der nordamerikanischen Indianer wissen wir genug, um schließen zu können, daß wegen des Krieges allein ihr Wachstum immer nur ein sehr geringes sein konnte. Daß ganze Stämme, wie z. B. die Vorgänger der aus Neuschottland eingewanderten heutigen Bewohner Neufundlands, der Mikmak, vernichtet wurden, ist bekannt. Auf Madagaskar waren nach den langen Kriegen Ranavalos die Grenzländer zwischen Hova und Sakalaven auf Tagmärsche menschenleer. Selbst

bei den Kriegen der ost- und südasiatischen Völker kommt es wesentlich auf Vernichtung vieler Menschenleben und auf Menschenraub an.

Fast gleich heftig wütet der Krieg gegen die Weiber. Weiber und Kinder werden nicht verschont; wenn sie nicht niedergeschlagen werden, so werden sie geraubt. Häufig ließen die Kaffern bei den Auswanderungen aus ihren Dörfern, die dem Krieg vorhergingen, ihre Familien zurück, die der größten Not anheimfielen. Bei dem Aufstande Langalibaleles in Natal (1873) starben ihrer 400. Kinder, die man bei der Flucht nicht mitnehmen konnte, wurden wohl auch getötet. Die allgemeine Störung des Aufbaues und der Bewegung der Bevölkerung, welche der Krieg hervorbringt, sind längst durch die Statistik für die Kulturvölker nachgewiesen. Die merkwürdige Ansicht, welche Thulié in seinen „Instructions sur les Bochinians [29])“ ausgesprochen hat: Man möchte glauben, daß die Kriege den Vermehrungstrieb erregen und daß so die Krieger die Lücken auszufüllen suchen, welche sie reißen, erscheint im Lichte aller dieser Thatsachen als eine wissenschaftliche Verkehrtheit. Die Kriege wirken nicht bloß durch die Tötung der Feinde verderblich auf die Volkszahlen, sondern noch mehr durch die Krankheiten und das Elend, die in ihrem Gefolge einherziehen. Wenn von dem Zuluherrscher Tschaka gesagt wird, er habe 1 Million Feinde und 50000 Stammesgenossen getötet, 60 Nachbarstämme vernichtet [30]), so mögen diese Zahlen zwar nur symbolisch zu nehmen sein, allein sie verdeutlichen die menschenverwüstende Macht kriegerischer Despoten. Feindseligkeit der Nachbarstämme engt die Stämme auf ein so beschränktes Gebiet ein, daß sie bei eintretendem Mangel um so leichter der Hungersnot verfallen, wie Chalmers von den Bewohnern Animarupus im s. ö. Neu-Guinea erzählt, die sich wegen der kriegerischen Aroma fürchteten, in die Ebene herabzusteigen [31]). Die Frage, ob nicht das abhängige gedrückte Leben jener zahlreichen Stämme, die zu anderen im Verhältnis des Dieners zum Herren standen, der Sklavenstämme Afrikas, der sog. Weiberstämme Nordamerikas und ähnlicher einen hem-

menden Einfluß auf ihr Wachstum geübt haben, kann zwar nicht bejaht, muß aber in diesem Zusammenhang sicherlich aufgeworfen werden.

Der Mord. Neben dem Kriege steht als menschenvertilgendes Mittel groß der organisierte, gleichsam völkerrechtlich begründete Meuchelmord zum Zweck der Erlangung der Köpfe, welche als Trophäen hochgehalten werden. Zäher als viele andere Sitten hat sich bis heute diese Hochschätzung feindlicher Schädel bei allen Dajakstämmen Borneos und vielen Tagalenstämmen der Philippinen erhalten, obgleich diese dadurch in einen beständigen Zustand von Bedrohung und Abwehr versetzt werden und ungeachtet des eifrigen Entgegenwirkens der Beamten und Missionare. Auch Mikronesien kennt diesen Gebrauch, und die Skalpjagden der Amerikaner sind demselben ganz nahe verwandt. In Südamerika kehrt die Schädeljagd in einer Gestalt wieder, welche stark an die malayische erinnert. Diese Schädeljagd macht den Eindruck, ein Rest weiter gehender kannibalischer Gebräuche zu sein. In der Minahassa aßen noch im 17. Jahrhundert die Männer von den Wangen und Augen der erbeuteten Opfer. Indem die einzelnen Ermordungen von Angehörigen der Familie oder des Stammes des Gefallenen gerächt werden, muß immer wieder jemand für den Getöteten fallen, und so besteht fortwährend ein kleiner Krieg zwischen den Stämmen, die ihre ohnehin schon schwache Zahl noch mehr lichten muß. Ja man gibt von seiten der Eingeborenen an, daß auf diese Weise das Gleichgewicht unter den Stämmen aufrecht erhalten werden müsse, indem so die Zahl des einen Stammes die des andern nicht beträchtlich übersteigen könne. Auch Europa hat noch in entlegenen Winkeln die Blutrache erhalten, und die Wirkung ist hier keine andere als am Orinoko oder im Stillen Ozean. Sie wütet in allen Mirditendörfern nördlich vom Drin und kostet, wie man sagt, jährlich 3000 Leben. Die Stämme der Hoti, Klementi und Gruda und vielleicht noch andere desselben Gebietes scheinen seit den Zählungen von Hahn und Hecquard zurückgegangen zu

sein. Was das endliche Ergebnis dieser unaufhörlichen Kämpfe anbetrifft, so kann ein Wort über Neu-Guinea auf alle Völker von gleich niedriger Kulturstufe angewendet werden: „Diese unaufhörliche und überall auf Neu-Guinea gäng und gäbe Menschenschlächterei, sei sie nun geübt, um den Hunger zu stillen, oder um als Held gepriesen zu werden, oder zu welchem Zwecke immer. sie trägt gewiß Mitschuld daran, daß das große Land so sehr schwach bevölkert ist, und daß sich die Einwohnerzahl auch nicht vermehrt, sondern weiter vermindert“ [32]). Eine gewaltige Ausdehnung erfährt der politische Mord. Verschwendung von Menschenleben soll den Glanz des schrankenlosen Herrschers erhöhen. Als dem Mtesa die Feuerwaffen der Europäer noch neu waren, ließ er durch seine Pagen probeweise irgend einen Vorübergehenden totschießen, Speke war nicht wenig erstaunt, daß um diese Unthaten niemand sich zu kümmern schien [33]). Die Thronbesteigung führt über Leichen. Allein die mit dem Tode eines Herrschers ausbrechende „legale Anarchie“, welche nicht ohne Verlust an Menschenleben zur Ordnung zurückkehrt, gehört zu den Quellen der Verluste an Menschenleben; in Unyoro und Uganda z. B. bedingt jeder Thronwechsel die Tötung der Brüder und näheren Verwandten des neuen Herrschers, bis auf einen oder zwei [34]). Scharfrichter und offiziöse Meuchelmörder gehören zu den wichtigsten Werkzeugen der Regierung. Sie arbeiten unter Umständen sehr wirksam. Als 1655 in Dahome ein Aufstand der Mohammedaner loszubrechen drohte, verschwanden 3000 Menschen in aller Kürze. Nachtigal hat in Wadaï keinen Krieg erlebt, er besuchte das Land in ruhiger, verhältnismäßig blühender Zeit. Und doch sieht er so viel grausame Vernichtung, daß er ausruft: Wenn ein Menschenleben in jenen Ländern überhaupt nicht sehr hohen Wert hat, so gilt es in Wadaï noch viel weniger [35]). Er sah die geblendeten Verwandten des Königs, die dieser nach alter Sitte vom Thron ausschloß, indem er ihnen das Augenlicht raubte. Und König Ali war kein Mohammed Buzáta. der, als er Wadaï im Anfang unseres Jahrhunderts be-

herrschte, dergestalt an seinem Hofe aufräumte, daß zuletzt die Ratsversammlung nur noch aus Sklaven bestand.

Sklaverei. Eine große Ursache von Menschenverlusten und eine starke Hemmung des natürlichen Wachstums ist die Sklaverei, deren reichlichste Quelle die unaufhörlichen kleinen Kriege sind. Menschenraub ist in sehr vielen Fällen der einzige Zweck derselben. Wo der europäische Handel in fernen Ländern ohne große eigene Warenerzeugung Anknüpfung suchte, geschah es regelmäßig durch Eintausch von Sklaven. Diese waren überall zu finden, denn in den Sitten der Eingeborenen war für die Bereithaltung großer Mengen von Sklaven gesorgt. Kriegsgefangene vor allen, dann aber Schuldner, Verbrecher, Sprößlinge unerlaubter Verbindungen, Landfremde füllten in Afrika, wie im malayischen Archipel, in Polynesien wie in Amerika die Sklavendepots. Wo Sklaverei im strengsten Sinne nicht besteht, wird man doch nie vergeblich nach einer Form der Leibeigenschaft suchen, die ihr sehr nahe kommt. Munzingers Schilderung der Kaufleibeigenschaft bei Habab und Bogos ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Mit Unrecht wird stets Afrika in den Vordergrund gestellt, wenn von Sklavenhandel die Rede ist. Es war nur menschenreicher als die pazifischen Länder und daher praktisch wichtiger. Die Modok raubten gerade so ihre Sklaven in Nordcalifornien und setzten sie am Columbia ab, von wo sie angeblich für Sklaven ihre ersten Pferde bezogen [36]), wie Dahomeh bei den Eweern raubte, um an der Sklavenküste abzusetzen, oder wie die Usbeken gefangene Russen und Perser in Chiwa oder Buchara zu Markte brachten. Die Schilderungen des Raubes der russischen und persischen Sklaven, des Sklaventransports nach Chiwa, besonders desjenigen vom Atrek, und der Mißhandlungen der Sklaven nach dem Einmarsch der Russen, ehe die denkwürdige Proklamation der Sklavenbefreiung vom 24. Juni 1873 erlassen war, lassen den Schluß auf große Menschenverluste zu. Der Menschenverlust, welchen Polynesien durch die Arbeiteranwerbung nach den Plantagen von Queens-

land, Nordaustralien, Samoa u. s. w. erlitten hat, bleibt verhältnismäßig nicht weit von demjenigen durch Sklavenhandel, denn er betrifft ein Gebiet von viel geringerer Menschenzahl und schwächerem Nachwuchs. Zwar gehen diese Arbeiter nur auf Zeit, aber so wie ihre Anwerbung oft nichts anderes als ein schlecht verhüllter Sklavenhandel war, so wird auch ihre Stellung auf den Plantagen derjenigen von Sklaven oft nur zu ähnlich durch willkürliche Verlängerung der Arbeitskontrakte. Man muß den Arbeiterhandel in einem Buche beschrieben sehen, wie Litton Forbes' Two Years in Fidji, welches im 12. Kapitel eine Verteidigung bezweckt, um sein wahres Wesen, wie es vor der Zeit der neuerdings eifriger gewordenen Ueberwachung sich entfaltet hatte, kennen zu lernen.

Afrika, menschenreich, günstig für die einst oder jetzt am meisten Sklaven konsumierenden Länder des Orients und Amerikas gelegen, durchsetzt mit kriegerischen Räubervölkern, blieb allerdings am längsten das vom Fluche des Sklavenhandels am härtesten betroffene Land. Man hat David Livingstone den Vorwurf gemacht, er habe, bewegt von der heißen Liebe für seine schwarzen Mitmenschen, deren Leiden zu dunkel und deren Thaten und Tugenden zu hell gesehen. So mag es nicht überflüssig sein, auf die weiten Oeden hinzuweisen, die die Sklavenjagd hier geschaffen hat. Wie Dr. Fischer in seiner Monographie über die Wapokomo sagt: „Der Bezirk Ndura besitzt keine Ortschaften mehr; die Einwohner sind vor den Somalen geflohen,“ so sprechen viele[37]). Bilden doch Reisen durch entvölkerte Gebiete eine der großen Schwierigkeiten der Afrikaforschung. Giraud sah sich gezwungen, bei Kasembe auszuharren, weil sechs Tagemärsche durch nicht oder kaum bewohntes Land vor ihm lagen. Der britische Konsul Holmwood in Zanzibar bezeichnete in einem Bericht über den Handel Ostafrikas das Inland der zanzibarischen Küste als nahezu entvölkert durch Sklavenhandel[38]). Woher auch sollten die 65000 Sklaven kommen, die vor der Zeit des Bartle Frereschen Vertrages jährlich in Zanzibar eingeführt wurden? Trotz der dichten Bevölkerung im Kuangogebiet

bezeichnet die Wißmannexpedition doch die Bevölkerung der Länder, die sie zwischen Malange und dem Kassai durchzog, als gering und führt dies auf die seit 200 Jahren im Gang befindliche Sklavenausfuhr zurück. Eine der am furchtbarsten unter dem Sklavenhandel leidenden Regionen Afrikas sind die Länder südlich von den Gallagebieten und östlich von den Somali. Hier enden die Kämpfe nicht, deren Preis Sklaven sind. Die Einfälle der Galla in Schoa und Abessinien, 1542 beginnend, waren gleichbedeutend mit Zerstörung oder Wegführung der Einwohner. In den Galländern südlich von Schoa gibt es Dörfer, welche nur von Sklavenhändlern bewohnt werden. Gerade die Grenzgebiete der islamitischen Reiche in Afrika sind die Schauplätze des rücksichtslosesten Menschenraubs und -Handels. Jeder Fürst im Sudan ist Sklavenhändler. In Bornu, Baghirmi, Wadai sind die Sklavenjagden eine organisierte, dauernde Staatseinrichtung. Die Völker an diesen Grenzen sind wie vom Sturm und der Brandung benagte Klippen: alle ihre Züge zeugen von Zerstörung. Selbst Tibesti wurde von der Raubschar des Sultans von Fessan heimgesucht. Lucas, Hornemann, Lyon geben Mitteilungen darüber. Der letztere traf 1820 mit der Beute eines solchen Zugs, 800 mageren Krüppeln, in Fellen und Lumpen, 200 bis 300 Kamelen und 500 Eseln, in Mursuk zusammen: viele Gefangene und 1000 Kamele waren bereits unterwegs gestorben. Aehnliche Züge unternahmen früher Bornu, später die Tuareg in derselben Richtung, und 1859 soll selbst von Tripolis oder Benghasi aus ein Raubzug bis Aïr, Kauar und Kanem gesandt worden sein[39]).

Aus dem Wesen der willkürlichen Menschenanhäufung durch Sklaverei folgt Störung der natürlichen Vermehrung. Die familiäre Behandlung der Haussklaven in mohammedanischen und heidnischen Ländern beseitigt nicht alle Ursachen einer geringen Vermehrung. Gehören doch die weiblichen Individuen zunächst dem Herrn, bleiben unmenschliche Strafen und Weiterverkauf immer in drohender Nähe und hängt der Mißbrauch der Gewalt ganz vom Charakter des Herrn ab. Auch in den Ländern, wo die

Sklaverei eine Grundsäule der wirtschaftlichen Organisation bildete, genügte oft die natürliche Vermehrung der Sklaven nicht zur Erhaltung ihrer Zahl. Die unnatürliche Sklavenzüchterei der Virginier und Nordkaroliner gehörte zu den Hauptanklagen der älteren Abolitionisten aus Garrisons Zeit.

Unsittlichkeit. Neben der Polygamie (s. o. S. 324) spielt die geschlechtliche Unsittlichkeit ihre Rolle. Es liegt in der Natur der Sache, daß es dem fremden Beobachter nicht leicht ist, in diese Verhältnisse einen tiefen Blick zu thun. Nicht immer liegen die Laster dieser Art so offen, wie in Polynesien, wo jeder, der die Berichte über die Lebensweise der Frauen auf den Sandwichinseln in den goldenen Tagen Forsters zu Rate zieht, sich vielmehr darüber verwundern muß, daß die einheimische Rasse sich überhaupt noch bis in die zweite oder dritte Generation fortgepflanzt hat. Bekanntlich hat Tahiti seinen Namen La Nouvelle Cythère von Bougainville nicht wegen der Venusexpedition von 1768 erhalten. Die tahitanische Gesellschaft, wie Cook, Forster u. Gen., sie fanden, war so gut eine angefaulte, in Zersetzung begriffene, wie die römische des Heliogabal, oder die französische vor der Revolution. Wer Kubarys Bericht über die gesellschaftlichen Verhältnisse der Palauinsulaner liest, sieht ein Völkchen vor sich, das fast jedes Gefühl für Scham und Sittlichkeit abgelegt hat. Als auf Kauai Ende der dreißiger Jahre das Verhältnis der Todesfälle zu den Geburten 3 : 1 erreichte, schrieb Whitney damals den ungemein verbreiteten Geschlechtskrankheiten hauptsächlich die Schuld zu.

Menschenfresserei. Die Menschenfresserei ist auf niederen Stufen der Kultur eine häufige und eingreifende Form der Verwüstung der Menschenleben. Noch heute finden wir sie in allen Teilen der Erde außer in Europa, und zwar in einer Weise verbreitet, welche keinen Zweifel darüber läßt, daß sie einst viel weitere Gebiete eingenommen hat. An manchem Punkt können wir nach-

weisen, daß sie in den letzten Jahrzehnten noch zurückgegangen ist. Dürfen wir auch nicht glauben, daß sie überall da wirklich geübt worden sei, wo die Leichtgläubigkeit der Völker und der Völkerschilderer sie hinversetzt hat, so wissen wir doch, daß sie ein Sproß der beiden mächtigen Wurzeln war, welche den ganzen Mutterboden der Naturvölker durchziehen, der Religion und des Krieges, und außerdem erzeugt Not sie heute wie vordem immer wieder. Rascher Wechsel der Lebensbedingungen ist eines der hervorragendsten Merkmale tiefer stehender Völker, deren Nahrungsquellen in doppeltem Sinne Hungerquellen genannt werden können. Wenn schon unter Europäern in schweren Kriegszeiten Tötung und Verspeisung der Nebenmenschen vorkam, wenn halbwahnsinnige Schiffbrüchige noch heute damit ein elendes Leben retten, so ist unter den Verhältnissen, die auf tieferer Stufe obwalten, die Menschenfresserei eine Ueberschreitung natürlicher Gesetze, die um so häufiger begangen wird, je öfter durch Not die Scheu vor dem unnatürlichen Beginnen zurückgedrängt wird. Anthropophagie aus Not kann bei allen Randvölkern vorausgesetzt werden. Mangel an anderem Fleisch wird von mehreren Beobachtern in Queensland und Zentralaustralien, Neukaledonien, Neuseeland angeführt. Die Häuptlinge von Bau und Taviuni (Fidschi) siedelten ihre Kriegsgefangenen auf Inseln an, um für beständige Zufuhr von Menschenfleisch zu sorgen. Graeffe, der dieses mitteilt [40]), glaubt, es habe hauptsächlich der Mangel an großen Säugetieren den Kannibalismus großgezogen. In Zentralafrika kann man nun diesen Grund nicht gelten lassen. Und doch ist bei Monbuttu, Sandeh und vielen Stämmen des oberen Kongo Menschenfleisch so hochgeschätzt, daß bei den Kalebue und in Manjema sogar Erkrankte aufgegessen werden (Wißmann). Im Krieg verbündet sich Rachsucht mit Genußsucht, und er liefert den Ueberfluß, in welchem man zu schwelgen liebt. Herz und Nierenfett wird gegessen, um den Mut des Feindes zu gewinnen. In so weit entlegenen Gebieten Polynesiens, wie Neuseeland und den Markesas, ist das festliche Aufessen der Feinde über allen Zweifel fest-

gestellt. Da die grause Sitte auf einzelnen Inseln fehlt, wollen wir nicht gerade (mit Horatio Hale) die Polynesier eine Rasse von Kannibalen nennen; aber wir werden ihre Spuren und vielleicht Reste weit verbreitet finden. In Melanesien fehlt die Sitte kaum einem der zahlreichen Inselstämme und scheint zeitweilig in einer Ausdehnung geübt worden zu sein, welche unmittelbar und stark vermindernd auf die ohnehin nicht großen Bevölkerungszahlen wirken mußte [41]). Sie reicht westwärts mindestens bis Timorlaut (Riedel). Schweinfurths und Junkers Nachrichten lassen endlich keinen Zweifel, daß im Land des oberen Uëlle selbst der Handel sich der Leichname bemächtigt und einen blühenden Menschenfleischvertrieb erzeugt hat. Bei den Mambangá und ihren Verwandten kommt keine Leiche zur Bestattung, jedes Stück Menschenfleisch wird in Kurs gesetzt; indem aber die am Tode eines natürlich Verstorbenen vom Orakel als schuldig Erklärten hingemordet werden, ist, vom Kriege abgesehen, für die wegen des Leichenschachers doppelt notwendige Ergänzung des Menschenfleischvorrates, jederzeit gesorgt [42]).

Man sieht, jene nächsten Ursachen der Anthropophagie hängen eng miteinander zusammen. Ist es selten, daß rein nur Hunger zur Anthropophagie treibt, so verbindet sich dagegen offenbar sehr häufig die Genußsucht mit dem aus religiösen oder politischen Gründen hervorgegangenen verschwenderischen Spiele mit Menschenleben, das in den Menschenopfern, im Hinschlachten der Kriegsgefangenen, ja in der Tötung jedes Feindes, dessen man habhaft werden kann, sich ausspricht. So führen sie eigentlich alle auf das große Grundmerkmal barbarischen Daseins, die Geringschätzung des Menschenlebens, zurück.

Versuchen wir es nun, die Gebiete ausgesprochener und in großem Maße geübter Anthropophagie aneinander zu reihen, so finden wir zunächst eine Anzahl derselben im westlichen Zentralafrika von der Sierra Leone bis in das Gebiet der Fan, welche wahrscheinlich in Verbindung stehen mit den Ländern intensivster Menschen-

fresserei im oberen Westnil- und Uëllegebiet. Manjema und der nördliche Kongobogen fallen noch in diese Region hinein. Spuren gelegentlicher Anthropophagie reichen dagegen von Dar For bis zu den nördlichen Betschuanen. In Asien tritt die Sitte kräftig entwickelt nur in Sumatra auf, um dafür in Australien und auf den Inseln des Stillen Ozeans in verschiedenen Abstufungen fast allgegenwärtig sich zu zeigen. Sie war bei der Entdeckung der Neuen Welt in Westindien, im äquatorialen Südamerika und im Hochlande von Mexiko bis Peru verbreitet, und kam stellenweise auch im gemäßigten Nord- und Südamerika vor. Es fällt also ohne Zweifel das Hauptgewicht in der Verbreitung der Anthropophagie in die heißen Erdstriche, wenn auch Neuseeland den Beweis liefert, daß eine gräßlich ausgedehnte Uebung der Anthropophagie in gemäßigtem Klima möglich ist. Südamerika und die Länder des Stillen Ozeans sind bis in die jüngste Zeit die Gebiete der weitesten räumlichen Ausbreitung der Anthropophagie gewesen. Die verschiedensten Grade der Ausbildung dieses Gebrauches liegen geographisch hart nebeneinander und man erkennt, daß die Extreme des Fortschritts und Rückganges in Bezug auf die Möglichkeit und Ursachen ihrer Entstehung räumlich nicht weit auseinander gehen.

Wenn nun die heutige geographische Verbreitung der Anthropophagie zeigt, daß in den Kulturgebieten der Alten Welt, einschließlich der Gebiete der Hirtennomaden, dieselbe fehlt, so scheint die Art und Weise des Rückganges darauf hinzudeuten, daß die Kultur ohne Zwang, gleichsam durch den Einfluß ihrer Atmosphäre, eine zurückdrängende Wirkung übt. Hören wir, daß auf den Neuhebriden die Anthropophagie an den Küsten jener Inseln zurückgehe, an welchen häufig Europäer verkehren, daß sie auf Neuseeland selten geworden, daß sie auf Tonga zu Mariners Zeit verschwunden war und nur stellenweise von Fidschi her wieder eingeführt ward, vernehmen wir, wie fast überall eine Scheu sich kundgibt, sie vor den Weißen sehen zu lassen, so gewinnt man den Eindruck, daß ein zeitweilig unterdrücktes Gefühl von Menschlichkeit sich gegen sie in dem Augen-

blick erklärt, wo äußere Umstände dessen Hervortreten begünstigen.

Im ganzen beschränkt sich die Menschenfresserei auf Völker tieferer Stufen. Daß sie früher auch in Europa geübt ward, kann keinem Zweifel unterliegen. Daß sie aber aus den Gebieten höherer Kultur nicht ganz ausgeschlossen ist, lehren folgende Angaben Nachtigals: Mitten in einer mohammedanischen Bevölkerung wohnen die kannibalischen Massâlit, die zwischen Dar For und Wadaï sich teilen. Die Massâlit Ambus sollen dieser Sitte, trotzdem sie selbst den Islam angenommen, huldigen und Wasserschläuche aus Menschenhaut sollen von ihnen nach Dar For gebracht werden[43]. Vielleicht ist dies nur ein Gerücht. Will man aber auch nur Gedankenblasen in den so häufig wiederkehrenden Angaben sehen, die den Vorwurf der Menschenfresserei erheben, so bezeichnen dieselben doch die häufige Beschäftigung mit dem Gedanken. Es ist verdächtig, wenn die Narrinyeri am unteren Murray ihren Haß gegen ihre Nachbarn, die Merkani, darauf zurückführten, daß diese die Leute stehlen, um sie zu essen, denn weiter nördlich am Albertsee waren einst die Menschenschädel als Trinkgefäße weit verbreitet und Eyre, der zu diesen Vorwürfen sich sehr kritisch verhält, bezeugt doch, daß die Zauberer vorgeben, Menschenfleisch essen zu müssen, um ihre übernatürlichen Kräfte zu bewahren. Auch die ganz Zentralafrika erfüllenden Gerüchte von Menschenfressern, die immer jenseits der Grenzen wohnen sollen, sind angesichts der zahlreichen Völker die thatsächlich anthropophag sind, nicht für aus der Luft gegriffen zu halten. Besonders aber lassen die zahlreichen Menschenopfer voraussehen, daß dem Verdacht und den Gerüchten manches Wahre zu Grund liege.

Menschenopfer. Es gibt eine Reihe kannibalischer Gewohnheiten, an deren tiefstem Punkte die Menschenfresserei liegt; sie hängen aber unmerklich zusammen und wo man die eine findet, hat man das Recht, nach den anderen zu suchen. Soweit bei den Malayen die menschenmörderische Kopfjagd üblich, finden sich auch Menschenopfer und Spuren der Menschenfresserei. Wird auch nur das zuckende Herz gefressen oder das frische Hirn aus der Schale geschlürft, die bestimmt ist, die wertvollste Trophäe zu werden, so liegt doch der Faden offen zwischen dem Begehren nach Schädeln und dem Essen ihrer Besitzer. Bei Völkern, die nicht beständig von Not gedrückt sind und deren Lebensformen an manchen Stellen die Neigung zum Emporstreben in eine Höhe reinerer, lichterer Vorstellungen zeigen, tritt die Menschenfresserei

hinter diese Gewohnheiten zurück, welche vorzüglich in religiöse Gewänder sich hüllen. Es fallen Opfer wie dort, aber nur edle Teile von ihnen werden verzehrt. In Polynesien forderten bei heiligen Handlungen die Priester Menschenopfer. War doch der Gedanke des Seelenessens tief in ihrer Mythologie gewurzelt, welche menschenfressende Götter kannte, und andere, welche mit Netzen Seelen fingen, um sie zu essen. In die Fundamente von Tempeln wurden Menschen oder Teile von Menschen, besonders das gottgefällige Auge, begraben. Mit Menschenopfern bekräftigte und verstärkte man die Gebete. Durch ganz Polynesien webte ein Geist des grausamen Spielens mit Menschenleben und eine so ausgedehnte Verwendung von Teilen menschlicher Körper zu abergläubischen Zwecken, daß man von einem allgemeinen kannibalischen Charakter auch dort sprechen möchte, wo, wie in Tonga, Hawaii, Samoa, Tahiti und den Gesellschaftsinseln Menschenfresserei zur Zeit der häufigeren Besuche europäischer Schiffe nicht mehr geübt wurde. Wenn die Herveyinsulaner die Menschenfresserei entrüstet von sich wiesen, so fand man doch menschliche Hirnschalen als Trinkgefäße bei ihnen und in Tonga hat zu Mariners Zeit die Menschenfresserei von Fidschi her wieder Boden zu fassen gesucht. Auch in Fidschi hat sie für die meisten Beobachter religiöse Beziehungen gezeigt. Unter den Batta Sumatras, welche allein schon der Besitz von Pflug und Schrift über ihre Umgebung hinaushebt, hat man nur durch eine tiefere seelische Verbindung die Menschenfresserei erklären zu können geglaubt, der sie entschieden hingegeben sind; man wies auf den Gegensatz hin, welcher zwischen der sorgsamen Verwahrung der Asche der Freunde und der Vernichtung der Feinde im anthropophagischen Mahle liegt, wobei das gleiche seelische Motiv in umgekehrter Richtung zur Geltung komme. So läßt Martius bei den menschenfressenden Brasilianern Neigung und Aberglaube in gleichem Maße zu. Die Verbindung der Anthropophagie mit Krieg und Religion, den Angelpunkten im Leben der Altmexikaner, erwähnen viele Beobachter, aber B. Diaz hebt auch hervor, wie der Genuß

von Menschenfleisch bei ihnen eine Leckerei geworden sei. Daß die Menschenopfer hier gewaltige Mengen von Menschen wegrafften, ist zweifellos. Nun mag freilich von den Mexikanern dasselbe gegolten haben, wie von anderen Kannibalen, daß sie mit den Menschenopfern nur vernichteten, was anders keinen großen Wert hatte. In einem geschlossenen Clansystem war für Fremde oft kein Raum und auf einer Wirtschaftsstufe wie die, auf welcher Mexiko stand, keine Verwendung.

Tiefgehende kulturliche oder ethnographische Unterschiede kommen nicht in Betracht, wenn wir ähnliche Sitten über Amerika hin verfolgen. Selbst in Peru riefen die Bestattungen Menschenopfer hervor, deren Zahl so sehr wuchs, daß dem Zudrange der Tausende von Freunden und Dienern eines gestorbenen Inca, die sich zum Opfertode drängten, Einhalt gethan werden mußte. Als 1524, schon an der Schwelle der spanischen Okkupation, Huayna Kapak erkrankte, brachte man zu seiner Rettung Menschenopfer und bei festlichen Gelegenkeiten trank der Inca aus einer vergoldeten Schädelschale. Soweit in Mittelamerika mexikanischer Einfluß reichte, finden wir auch Menschenopfer; wir finden sie aber auch bei den Chibcha. Ja, selbst den Maya, deren Freiheit von dem Kannibalismus als einer ihrer großen Vorzüge gerühmt wird, kann diese Sitte nicht ganz abgesprochen werden, wenn sie auch in milderen Formen auftrat. Wie die Gebräuche im einzelnen schwanken mochten, durch die altamerikanischen Kulturländer ging die schwächende Auffassung, daß das fremde menschliche Leben wertlos, daß seine Vernichtung erlaubt sei.

Nicht überall mochten diese Sitten die Volkszahl so empfindlich schwächen wie bei den menschenarmen Völkern Alaskas und anderer Länder am Behringsmeer. Aber sicherlich trugen sie auch in volkreicheren Gegenden zur Verminderung der Bevölkerungszahl bei, die auf tieferer Stufe so oft wie eine Last empfunden zu werden scheint. Man darf aber voraussetzen, daß diese Opfer einst überall fielen. Die Ueberlieferung gibt in Japan den Zeitpunkt an, in dem sie abgeschafft wurden, wir haben denselben

in Indien erlebt. In vielen Teilen Afrikas und Melanesiens reißt noch immer der Tod eines Vornehmen eine ganze Anzahl von Familienangehörigen und Leuten des Gefolges mit. Selbst Leichengefechte der Leidtragenden nehmen oft einen blutigen Ausgang, als ob der Tote nicht allein zum Hades gehen sollte.

Rückblick. Das Ergebnis dieser Betrachtungen fasse ich in dem Schlusse zusammen, daß die Menschheit auf niederen Stufen der Kultur nicht bloß nicht so rasch anwächst wie auf höheren, sondern in vielen ihrer Glieder zurückgeht. Wir haben kein Beispiel, daß ein Kulturvolk von innen heraus, ohne äußere Angriffe gestorben wäre, wohl aber hat man zahlreiche Völker dahingehen sehen, die auf niederer Stufe der Kultur standen. Die Berührung mit den Europäern hat dieses Sterben beschleunigt, aber es liegen Anzeichen vor, daß dasselbe auch früher vorkam. Fragt man nach den Ursachen dieses tief in die Geschichte der Menschheit einschneidenden Verhältnisses, so muß gesagt werden, daß Völker niederer Kulturstufe auf einer durchaus ungesunden Basis stehen. Sie stehen körperlich und moralisch hinter den Kulturvölkern zurück. Sie gehen sorglos und grausam mit Menschenleben um, deren Zunahme ihnen oft gefährlich, bedrückend zu sein scheint. Sie teilen daher nicht unsere Begriffe vom Wert des Lebens. Krankheit, ungesundes Leben in Kleidung, Hütte und Nahrung, Kindsmord, Ertötung des Werdenden im Keime, unnatürliche Laster, Polygamie, Hungersnot und Wassermangel, Krieg, Menschenraub und endlich Kannibalismus bilden einen Komplex von Thatsachen, die alle der Vermehrung der Bevölkerung entgegenwirken. Was aber nicht sich vermehrt, wird zurückgedrängt, da andere Völker, welche wachsen, den Platz einzunehmen streben, welchen jene schwächeren nicht auszufüllen im stande sind. So wie die Geschichte der letzten Jahrhunderte nicht zu verstehen ist ohne die eingehendste Beachtung der großen und regelmäßigen Zunahme der Bevölkerung in den alten Kulturländern, so darf bei der Erwägung der geschichtlichen Prozesse

früherer Jahrtausende und der Geschicke tieferstehender Völker die Geringfügigkeit und Unsicherheit ihrer Zahlen nicht außer Auge gelassen werden. Ohne jene Zunahme würde vor allem die für lange Zeit bedeutendste Folge und Wirkung dieser Geschichte, die Ausbreitung der europäischen Kultur über den größten Teil der Erde nicht möglich gewesen sein. Diese Kultur baut sich im Gegensatz zu den barbarischen Lebensformen auf große Bevölkerungszahlen auf, durch deren Wachstum sie selbst sich gefördert sieht. Darin liegt ein großer Grund ihrer Sieghaftigkeit. Sie würde aber ihre Siege nicht so bald ohne diese tief im Innersten wurzelnde Schwäche ihres Gegners erfochten haben.

---

[1]) Immigration into the United States. Boston 1872.

[2]) Gaffarel, L'Algérie. 1883. S. 578.

[3]) Ueber Volksmedizin in der argentinischen Republik. Globus. XXXVII. S. 314.

[4]) Geographische Mitteilungen. 1864. S. 330.

[5]) „Es ist bekannt, daß unter den Negerstämmen des Inneren Afrikas ein ewiger Kampf und Streit, ein ewiges Völkergedränge, man möchte sagen, eine ewige Völkerwanderung, stattfindet, wobei die einzelnen Nationen oft ihre nationale Existenz verlieren und gänzlich von der Erde verschwinden, oft aber auch unaufhörlich ihre Wohnsitze ändern, bis sie endlich, wohl Hunderte von Meilen von ihren ursprünglichen Wohnsitzen, wie vom Sturme verschlagen, aus den Wogen des großen Völkermeeres auftauchen und auf eine Zeitlang wieder festen Fuß fassen. Wie rätselhafte Erscheinungen stehen solche Völker ihren Nachbarn zur Seite; keiner weiß, woher sie kommen, sie selbst wohl ebensowenig.“ Mit diesen Worten beginnt Josaphat Hahn den 2. Teil seine Betrachtungen der Geschichte und Gegenwart der Ovaherero oder Damara in der Zeitschrift d. Ges. f. Erdkunde IV. S. 226.

[6]) Wißmann-Wolf, Im Inneren Afrikas. 1888. S. 160. Einen in den klimatischen Grundzügen ähnlichen, sonst freilich weit verschiedenen Fall von Einwanderung eines Negervolkes aus gemäßigtem Klima in das tropische Afrika bietet die Rückwanderung befreiter Sklaven aus Nordamerika an die Pfefferküste. Nach Liberia hat die American Colonisation Society in 176 Fahrten 15602 Neger aus Amerika und 5722 anderwärts befreite Sklaven geführt, von denen vor einigen Jahren nur noch 12—15000 übrig waren. Die Liberianer sagen selbst, daß sie hier nicht alt werden. Sehr bezeichnend ist auch, daß Dr. Ludwig Wolf nicht wegen eigener, sondern wegen seiner Baluba-Erkrankung vom Kongo rascher zurückreisen mußte.

[7]) Ausland. 1883. S. 875. Guppy glaubt an eine „nostalgic melancholy“, ein tödliches Heimweh, welches so manchen Südsee-Insulaner befällt, wenn ihn das Arbeiterschiff seiner Heimat entführt. Es ist dieselbe „seltsame Krankheit“, von der Livingstone in seinen „Last Journals“ als von einer Krankheit der in die Sklaverei Fortgeführten spricht.

[8]) Origin of Civilisation. 1870. S. 45.

[9]) Ferd. Müller, Unter Tungusen und Jakuten. 1882. S. 241. Auch bei uns weist die Statistik einen verderblichen Einfluß des engen Wohnens auf die Verbreitung der Krankheiten nach.

[10]) S. Dr. Hans Meyers Schilderung der Bewohner der hochgelegenen Benget-Landschaften in Die Igorrotes von Luzon. Verh. d. Anthrop. Ges. Berlin. 1883. S. 387.

[11]) Unter deutscher Flagge quer d. Afrika. 1889. S. 282.

[12]) Kane führt in den Arctic Researches II. S. 121 die große Lücke in den Eskimoansiedelungen zwischen Itiviliarsuk und Itah auf Pockensterblichkeit zurück.

[13]) Revue d'Anthropologie. III. S. 751. Die Folge der Heimsuchung der Fidschiinseln durch die Masernepidemie so bald nach der Annexion war 1876 ein Bürgerkrieg der erschreckten Bergstämme, die zum alten Zustand zurückkehren wollten. Cummings At Home in Fiji (1881) II. S. 86.

[14]) Brinton, Myths of the New World. 1868. S. 277.

[15]) Ergreifend ist die einfache Schilderung des Wettlaufes mit dem Tod über das in Bewegung geratene Eis eines Sundes bei Reichel, Labrador. Geographische Mitteilungen 1863. S. 127. Man lese auch die Schilderung bei Kane, Arctic Researches. 1856. II. S. 212.

[16]) Die eingehendste Darstellung der Hungersnöte und ihres Einflusses auf die Bewegung der Bevölkerung bieten C. Walfords Abhandlungen The Famines of the World, Journal of the Statistical Society, London. 1878 u. 1879 mit reicher Litteraturaufzählung am Schlusse.

[17]) Gatschet in Zeitschrift f. Ethnologie. 1883. S. 124.

[18]) Vgl. die anziehenden Mitteilungen G. Fritschs über Waterboers Schilderung der Wasserabnahme im Griqualande und die Aufzählung der wegen Wasserabnahme verlassenen Orte in Reisen in Südafrika. 1872. S. 255.

[19]) Sie hat aber auch zu falschen Vorstellungen Anlaß gegeben; so muß es eine Hungerzeit gewesen sein, in welcher Symes jenen Eindruck von den Andamanesen gewann, der für lange maßgebend wurde, daß ihr Antlitz ein Bild des äußersten Jammers, ein furchtbares Gemisch von Hunger und Elend sei. Im allgemeinen gehören diese Mincopies nicht zu den Hungerrassen, wiewohl ihr kleiner Wuchs den Eindruck der Verkümmerung macht. Aber die Enge ihres Wohnraumes schränkt die Nahrungsmittel in gefährlicher Weise ein.

[20]) Bulletin de la Soc. d'Ethnographie. Paris. 1846. S. 61 f.

[21]) Franz Morlangs Reisen östlich und westlich von Gondokoro. Geographische Mitteilungen, Ergänzungsband II. S. 116.

[22]) D. Cranz, Historie von Grönland. 1765. S. 247.

[23]) Mohammedanische Erklärer des Koran lassen die Polygamie zum Schutze der überzähligen weiblichen Kinder eingeführt worden sein. Vgl. Palâtre, L'Enfanticide en Chine. Bulletin de la Soc. de Géographie, Lyon. 1885. S. 381.

[24]) Die Motivierung s. bei Kropf, Die Xosa 1889. S. 141.

[25]) Ueber den Rechtszustand. 1832. S. 12.

[26]) Last Journals. II. 256. Den Mitteilungen Martius' entsprechend zeichnet Pöppig mit diesen Worten das Wesentliche der älteren Nachrichten über die Indianer am Huallaga: Ebenso wie in anderen Gegenden des tropischen Amerika hat man viele verschiedene Namen tragende Stämme gefunden, die sich gegenseitig anfeindeten, ohne zahlreich gewesen zu sein. II. S. 320.

[27]) Proceedings R. Geographical Society, London. 1889. S. 536.

[28]) Bericht aus Gubuluwäyo in Spillmann, Vom Kap zum Zambesi. 1882. S. 228.

[29]) Bulletin d. l. Société d'Anthropologie. Paris. 1881. S. 361.

[30]) Tromp, De Stam der Amazoeloe. 1879. S. 11.

[31]) Proceedings R. Geographical Society, London. 1887. S. 73.

[32]) Ausland 1873. S. 989.

[33]) Speke, Journal 1863. S. 298.

[34]) Emin Pascha, Briefe und Berichte. 1888. S. 89.

[35]) Nachtigal, Sáhara und Sudân. III. S. 62.

[36]) Vgl. Z. f. Ethnologie. II. S. 103. Zahlreiche Formen von Unterthänigkeit ganzer Stämme, von Sklavenbezirken und -Dörfern gehören dem ungeschriebenen Staatsrecht dieser Völker an.

[37]) Mitteilungen d. Geogr. Gesellschaft Hamburg. 1880. S. 15.

[38]) P. Baur in Les Missions catholiques. 1882. S. 463.

[39]) Britischer Konsulatsbericht aus Tripolis cit. bei Behm, Land und Volk der Tebu. Geographische Mitteilungen. Ergänzungsband II. S. 40.

[40]) Neujahrsblatt der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 70. Stück. 1868.

[41]) Eckardt, Die Salomoinseln. Globus. XXXIX. Nr. 20 f., wo eine ganze Anzahl von Zeugnissen beigebracht wird. Guppy gibt in seinem 3. Kapitel über die Salomonsinsulaner (The Solomon Islands and their Inhabitants. 1887. S. 37 f.) eine in ihrer glaubwürdigen Einfachheit doppelt erschütternde Erzählung der Verkettung der Menschenopfer verschiedenster Art und der Schwierigkeit, ihr zu entgehen.

[42]) Junker in den Geographischen Mitteilungen. 1881. S. 256.

[43]) Nachtigal. a. a. O. III. S. 349, 460.

DRITTER ABSCHNITT.

DIE WERKE UND SPUREN DER MENSCHEN AN DER ERDOBERFLAECHE.

12. Die Wohnplätze der Menschen.

Das Anhäufungsverhältnis. Höhlen-, Baum- und Wasserwohner. Klassifikation der Wohnplätze. Die Wohnplätze auf der Karte. Einzelwohner. Der Hof. Das Dorf. Verbreitung der Wohnplätze. Die Form der Siedelungen. Die Bauweise. Die Physiognomie der Wohnplätze. Stadt und Land. Das Wachstum der Städte. Beziehungen zwischen Städten und Bevölkerungsdichtigkeit. Einige Merkmale städtischer Bevölkerungen.

Das Anhäufungsverhältnis. Wenn die menschliche Bevölkerung nicht bloß der Masse nach, sondern auch in jeder kleinen Gruppe und auf jedem engen Gebiete ungleichmäßig über die Erde verteilt ist, so liegt die stärkste Veranlassung zu dieser Ungleichheit nicht in den Gründen, welche die Bevölkerung von Land zu Land an Dichtigkeit verschieden sein lassen, sondern in der Anhäufung an beschränkten Oertlichkeiten. Diese Ungleichheit ist allgemein, jene tritt gegendenweise auf. Wir haben gesehen, daß für die großen Gebiete der Kulturvölker eine viel gleichmäßigere Verteilung der Bevölkerung über die Bodenfläche hin die Regel ist; nun finden wir, daß auf den 80 Quadratkilometern von Paris $2^2/_3$, auf den 300 Quadratkilometern von London gegen 4 Millionen Menschen wohnen — fast soviel wie in Sibirien auf 42 000mal größerem Raum —, also dort 40 000, hier immer noch 13 600 auf den Quadratkilometer, während für die betreffenden Länder der Durchschnitt der Dichtigkeit 72 und 112 beträgt. Auf ebensoviel Quadratmeilen, als Niederösterreich Hunderte zählt, vereinigt Wien die Hälfte der

Volkszahl seiner Provinz. Das sind aber nur die größten Thatsachen in den vielen Hunderttausenden der Fälle, die uns lehren, daß der Mensch kein Einzelwohner, sondern ein Gruppenwohner ist. Indianer oder Australier, deren aus ein paar Köpfen bestehende Siedelungen durch leere Räume von 10—20 Meilen getrennt sind, bieten im Wesen das gleiche Bild. Ueberall zeigt die Erde, mit Bezug auf die Verbreitung des Menschen betrachtet, zwischen leeren Räumen die zusammengedrängten Wohnplätze der Häuser, Höfe, Weiler, Dörfer, Städte, Zeltlager.

Diesen Thatsachen gegenüber hat die Bevölkerungsstatistik außer der Dichtigkeit das Anhäufungsverhältnis (Agglomeration)[1]) der Bevölkerung zu unterscheiden, welches statistisch dargestellt wird durch den Nachweis der Verteilung der Bevölkerung auf die verschiedenen Kategorien der Wohnplätze mit besonderer Berücksichtigung der Größe ihrer Bewohnerzahl. Das Anhäufungsverhältnis verbessert die ungegründete Annahme, von der die Bestimmung der Bevölkerungsdichtigkeit ausgeht, als ob die Bevölkerung gleichartig über jene Fläche verteilt sei, welche einer Durchschnittsberechnung zu Grunde gelegt wird. Wie wichtig sie für die Geographie sei, geht schon daraus hervor, daß auf jeder Landkarte, die nicht rein physikalisch, die Namen und Zeichen größerer Bevölkerungsanhäufungen immer in großer, manchmal in erdrückender Zahl vertreten sind. Die Lage dieser Orte zu bestimmen und zu beschreiben, ihren Charakter anzugeben und unter Umständen ebenfalls zu beschreiben, gehört zu den Aufgaben des Geographen. Er darf derselben umsoweniger sich entschlagen, als in der Art des Zusammenlebens der Menschen ein wichtiger Maßstab der Kulturverhältnisse zu suchen ist und als eine ganze Reihe von geographisch und ethnographisch wichtigen Erscheinungen des Völkerlebens, besonders auf dem Gebiete des Verkehrs, von derselben abhängt. Lage, Größe und Bauart der Siedelungen ist von der Natur des Bodens abhängig, auf welchem sie stehen und sie selbst gestalten diesen Boden um. Der Begriff „geographische Verbreitung“, der sich in der Anthropo-

geographie zum Begriff der „geographischen Lage“ verdichtet, wird den Wohnstätten der Menschen gegenüber zur „Anlage“ eingeschränkt. Von Stamm zu Stamm oder von Volk zu Volk ändern sie ihren Charakter und es ist wichtig, die Verbreitung ihrer Merkmale zu verfolgen. Sie sind verschieden auf den verschiedenen Kulturstufen und prägen deutlich ein bestimmtes Verhältnis der Bevölkerung zur Erde aus: In den großen, wesentlich durch die künstlichen Mittel des Verkehres zusammengehaltenen städtischen Siedelungen ist dieses Verhältnis am lockersten, während es am engsten geknüpft erscheint in den kleinsten, an den Boden sich anschmiegenden, ganz von dessen Bau und Ergiebigkeit in nächster Nähe abhängigen ländlichen Siedelungen. Je dichter die Bevölkerung, je reger der Verkehr, je größer die Zusammendrängung, desto künstlicher die Lebensbedingungen der in den Großstädten endlich nicht mehr bloß nebeneinander-, sondern übereinandergedrängten Bewohner. Natürlich tritt auch an diese Bevölkerungsanhäufungen oder -gruppen die Geographie mit geographischen Auffassungen heran. Für sie gibt es nur den sogen. natürlichen Wohnplatz, der nicht bestimmt wird nach der Zahl seiner Bewohner, sondern nach dem geographischen Merkmal seines inneren Zusammenhanges oder, was dasselbe, äußeren Abgeschlossenheit. Die politische Gemeinde und die statistische Gemeinde von unter und über 2000 Bewohnern gehören für sie zu den Abstraktionen, von denen sie im Notfalle ebenso Gebrauch macht, wie von den nicht lokalisierten Bevölkerungszahlen. Unter den hierhergehörigen statistischen und politischen Begriffen steht aber dem geographischen Bedarf am nächsten die Ortschaft, d. h. die geographisch bestimmte, besonders benannte Ansiedelung in der Auffassung, wie sie z. B. dem bayerischen Ortsverzeichnis von 1875, das 45 783 Ortschaften zählt, zu Grunde gelegt ist.

Einzelwohner. Die Zusammendrängung der Glieder einer Familie auf eine Stelle, welche die Hütten derselben auf beschränktem, womöglich aber geschütztem Raume

beherbergt, ist eine Erscheinung, welche uns bei allen Völkern der Erde entgegentritt. Sie entfließt dem geselligen Charakter der Menschen, mit welchem sich häufig das Schutzbedürfnis verbindet. Nur lassen nicht überall die natürlichen und kulturlichen Verhältnisse diesen Trieb zur vollen Ausprägung gelangen. Jedenfalls dürfen wir nicht das Einzelwohnen, wo wir ihm heute begegnen, als eine niedrigere Entwickelungsstufe ansehen, wenn auch vielleicht vorausgesetzt werden könnte, daß in einem Urzustand, von dem wir aber keine Kunde haben, die Familien der Menschen vereinzelt gelebt haben. Heute leben selbst Australier und Feuerländer, wo es irgend angeht, in Familienstämmen beisammen, deren Zusammenhang fester gewahrt wird als in der Mitte der höchsten Kultur. Das Einzelwohnen ist in vielen Fällen als eine Fortentwickelung des im höchsten Grade geselligen Wohnens deutlich zu erkennen. In Amerika, auf allen Inseln des Stillen Ozeans und bei den Hyperboreern ist es oft nur eine Ausartung des Wohnens im Lang- oder Clanhaus, welches für sich allein ein Dorf darstellt. Der Familienstamm drängt sich gern in Eine Wohnstätte zusammen, und die durch Polygamie und Sklavenhalterei ohnehin angeschwellte Familie setzt Zelle an Zelle an. So haben wir schon in Kamerun gelegentlich Häuser von 100 Personen. Es kommen aber auch bei den Sandeh u. a. kasernenartige Schlafhütten für die Unbeweibten vor. Im Stillen Ozean erweitert sich die Sitte der Familiendörfer. Vancouver berichtet von 35 Ellen langen, auf Pfählen stehenden Häusern bei den Haidah, Poole will 700 Einwohner in Einem Hause der Charlotteninseln gesehen haben und Lewis und Clarke beschreiben genau ein 226 Fuß langes Haus in Willamettethal; in Cooks dritter Reise ist ein solches Haus vom Nutkasund abgebildet. Nicht nur groß in den Dimensionen, sondern auch reich an bildnerischem Schmuck sind die Gemeinhäuser Mikronesiens und anziehender gemacht durch einen, wenn auch schwachen Hauch geschichtlichen Lebens, der ihren Verfall, ihre alten Steinwege, die überflüssig gewordenen Ringwälle auf den Hügeln umschwebt. In Nord- und

Südamerika gab es gleichfalls solche Häuser. Geht in den Gebieten solch großer Häuser die Bevölkerung zurück, so bleiben zuletzt einzelne Familien in den weiten Räumen übrig. Schon heute können z. B. auf manchen der mikronesischen Inseln die großen Sippenhäuser nicht mehr erhalten werden, weil Menschen und Mittel fehlen.

Einzelwohnung der Familien finden wir in den Gebirgen, wo aber die einzelnen vorgeschobenen Häuser und Höfe an tiefer gelegene Dörfer sich anschließen. Die notwendige Ausdehnung des in Anbau oder Beweidung gezogenen Raumes läßt in den höheren Regionen gesellige oder überhaupt dauernde Siedelungen nicht zu. Die Zählung von 1880 wies in Salzburg als zeitweilig unbewohnt 19,23 % der Häuser nach; dies sind fast alles Alphütten. So kommen bei den ackerbauenden Gebirgsstämmen der Philippinen Dörfer (Rancherias) neben Einzelhöfen (Barrios) vor. Die Siedelungen der Waldbewohner, welche immer nur kleine Strecken in urbaren Zustand versetzen, liegen zuerst zerstreut. Frankreichs kleinste Siedelung, Morteau in der Haute-Marne, besteht aus 2 auf einer Waldlichtung gelegenen Häusern, 2 Familien, 12 Köpfen. Auf jungen Lichtungen in den dunkeln Urwäldern von Unyoro liegen die Hütten zwischen abwechselnd mit Bananen, Cajaten und Lubien, gelegentlich auch mit Mais oder mit virginischem Tabak bepflanzten Neuäckern in Gruppen von dreien oder vieren. Auch die Bakwiridörfer bestehen aus so weit zerstreuten Gehöften, daß zwischen den einzelnen Dörfern oft schwer die Grenzen zu ziehen sind. So liegen entsprechend ihrer Entstehung die Wohnplätze auch in Torfmooren, die erst urbar gemacht werden. Wo aber offenes Land im Ueberfluß zur Verfügung steht, da schließen sie sich gleich zu Dörfern zusammen. So in den Prärien und Pampas.

Die Klassifikation der Wohnplätze. Während die statistische Klassifikation der Wohnplätze zumeist von ihrer Bewohnerzahl ausgeht, liegen für den Geographen in der R a u m g r ö ß e u n d G e s t a l t die unterscheidenden Merkmale. Insoweit jene abhängig ist von der Bewohner-

zahl, können die darauf begründeten Unterscheidungen mit denen der Statistik sich teilweise decken, doch hat die Geographie unter allen Umständen über diese hinauszugreifen, da sie auch hier jene Verhältnisse berücksichtigen muß, welche nicht von der Statistik gefaßt werden können. Die Einheit, von welcher beide ausgehen, ist das Haus, welches zu verstehen ist als der Raum, der zur Wohnung und zu wirtschaftlichen Zwecken, besonders zur Aufbewahrung von Vorräten, dient; derselbe kann in mehrere Räume zerlegt werden, die oft sogar nicht unter Einem Dache sich befinden, wie Scheune und Ställe, oder wie bei polygamischen Völkern die besonderen Hütten für jedes einzelne Weib, er ist aber dann durch die Umzäunung als Einheit gekennzeichnet und wird so zum Hof. Auch wenn in einem Hause mehrere Familien wohnen, so bleibt die Einheit erhalten. Es gibt aber bei tieferstehenden Völkern eine Wohnweise, die im sogen. Langhaus den ganzen Stamm vereinigt, sei es, daß ein großes kasernenartiges Gebäude in eine Anzahl von Abteilungen durch Zwischenwände zerteilt (Nordwestamerika) oder ein Wohnraum an den anderen zu langer Reihe, meist durch Straße getrennter Doppelreihe (im südlichen Kamerungebiet, am oberen Ituri), vereinigt ist. Für den Geographen liegt hier erst ein Uebergang zum Dorfe vor, wo der Statistiker nach der Volkszahl bereits beträchtliche Dörfer vor sich sieht.

Eine kleine Gruppe von Häusern oder Höfen bildet einen Weiler, den vom kleinsten Dorfe in der Regel nur die Unselbständigkeit in Verwaltung, Kirche und Schule. häufig auch der Mangel der Straßenverbindung unterscheidet [2]). Auch die kleineren Dörfer können dieselbe Unselbständigkeit zeigen wie die Weiler und eine scharfe Grenze ist nicht zu ziehen, aber in der Regel bezeichnen wir als Dorf eine größere geschlossene Ansammlung ländlicher Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Von der nächsthöheren Stufe, der Stadt, wird das Dorf nicht bloß durch die Größe, sondern auch durch den engen Zusammenhang mit allen Zweigen der Urproduktion, besonders Ackerbau und Viehzucht und die entsprechende Abwendung von Gewerbe,

Handel und Verkehr unterschieden. Demgemäß ist das Wohnen im Dorfe ein lockereres, der Zusammenhang der einzelnen Wohnstätten ein minder inniger als in der Stadt. Wo diese Thätigkeiten sich wenig oder nicht gesondert haben, erhebt sich darum keine Wohnstätte über die Stufe des Dorfes; andererseits werden die Dörfer immer städtischer, je weiter diese Sonderung fortschreitet und zuletzt entwickeln sich Industriedörfer, welche nichts als kleine Städte sind. So wie die kulturarmen Völker keine Städte haben, so geht durch alle Dörfer der Kulturvölker der Zug zum Städtischen, der von den kleinen Städten in die größeren weiterzieht, und das Wachstum der Kultur steht mit der aufsteigenden Bewegung der Bevölkerung in die übergeordneten Größengruppen der Ansiedelungen im engsten Zusammenhange.

Unter den Städten ist dem klassifizierenden Statistiker eine reiche Auswahl geboten, denn sie stufen sich ihm nach der Einwohnerzahl von 4 Millionen bis 2000 ab. Aber entsprechend schwer ist es auch, ihre Gruppen zu sondern. Für die geographische Betrachtung ist vorab zu bemerken, daß Ausdehnung und Bevölkerungszahl durchaus nicht sich decken. In München kamen 1885 auf 1 Quadratkilometer 10153, in Nürnberg 5616 Einwohner, in weiten Gebieten sind die Städte alle von großem, in anderen von kleinem Umfang. Es ist also die Abstufung der Städte nach der Bevölkerungszahl eine rein statistische Klassifikation. Da aber das Wesen der Städte in ihrer größeren Bevölkerungszahl wesentlich beruht, wiewohl dieselbe nicht allein entscheidet, so wird die Geographie mit diesem Einteilungsgrund bis zu einem gewissen Grade sich einverstanden erklären können und es fragt sich nun nur, welche Stufen in der langen Zahlenreihe auszuwählen wären. Mit der Einwohnerzahl von 100000 hat bei uns eine Stadt notwendig einen so hohen Grad von Thätigkeit in Gewerbe, Handel und Verkehr erreicht, daß ihre Wirkungen sich über einen weiten Kreis erstrecken. In Europa ist eine derartige Stadt nicht anders als über die Grenzen ihres Landes weit hinauswirkend zu

denken, auch ist sie niemals nur auf materiellem Gebiete thätig zu denken, sondern erhält durch ihre Zeitungen, Bücher, wissenschaftlichen Vereine, Theater u. s. w. auch einen geistigen Charakter. Es gibt Städte unterhalb dieses Niveaus, welche geistig in dieser Richtung mehr produzieren; aber die Großstadt wirkt in ihren Mauern und als Verkehrsmittelpunkt immer auf weitere Kreise. Am anderen Ende der Reihe stehen die Städte mit weniger als 5000 als Uebergang zum Dorfe; sie verdienen den auszeichnenden Namen Landstädte. Dazwischen liegt dann die lange Reihe von Abstufungen, in denen wir als Mittelstädte Orte von gewerblicher und Handelsbedeutung für einen größeren Kreis von 20—100000 und Kleinstädte von 2—20000 unterscheiden, welche Mittelpunkte kleinerer Gebiete sind [3]).

Wie zahlreich auch Städte unter 2000 sein mögen, sicher ist es, daß mit dieser Zahl eine Grenze erreicht ist, unterhalb deren die Bevölkerung in der Regel den städtischen Charakter verliert. Die durchschnittliche Bevölkerungszahl der Ortschaften von 1000—2000 in deutschen Ländern liefert dafür schon den Beweis, indem sie fast immer nach der tieferen Seite, z. B. in Württemberg, wo 28 % der Gesamtbevölkerung in diesen Orten wohnen, bei 1333 liegt, in Baden, wo das Verhältnis nur fast 27 % erreicht, bei 1359. Nach ihrer politischen und geschichtlichen Stellung sind in Baden von den 307 Gemeinden dieser Stufe nur 39 Städte, wozu man indessen fügen muß, daß es dort außerdem noch 10 Städte unter 1000, eine sogar unter 250 Einwohner gibt.

Die Wohnplätze auf der Karte. Fassen wir unsere Karten ins Auge, so treten uns sehr verschiedene Abstufungsweisen entgegen. Man begreift dies, wo es sich um Länder von sehr verschiedener Kulturstufe handelt. Auf einer Karte von Indien werden sich die Städte von selbst anders abstufen, als auf einer Karte der Vereinigten Staaten. Doch bestehen große Unterschiede selbst in den Karten eines und desselben Landes und diese zu vermeiden, muß dringend geraten werden. Hermann

Wagners Wandkarte des Deutschen Reiches unterscheidet in 8 Abstufungen die Orte bis 2000 und die Städte bis 5000, 10000, 25000, 50000, 75000, 100000, 500000 und darüber. Der große Maßstab erlaubt die Anbringung von großen Unterscheidungszeichen und doch sind die dunklen Scheiben und Ringe der 6 unteren Stufen zu wenig verschieden, um leicht auseinandergehalten werden zu können und es gilt das gerade am meisten von den drei zwischen 10- und 100000 liegenden Kategorien, welche ohne Schaden durch eine einzige ersetzt werden könnten. Es handelt sich hier um eine Karte für den Ueberblick, welche in erster Linie klar sein soll. Man könnte die 7 Abstufungen auf der Berghaus-Hirthschen Karte des Deutschen Reiches in 1:3700000 im Stielerschen Atlas eher für passend erklären, da sie auf einer Handkarte stehen, wenn sie sich nicht unbegreiflicherweise auf den Raum zwischen Dorf und Stadt von über 100000 Einwohner beschränkten, den sie einteilen in Dorf, Stadt unter 5000, über 5000, 10000, 20000, 50000, 100000. Dazu kommen aber noch 3 Signaturen für „Markt“ über 5000, 10000, 20000, d. h. für eine administrative Kategorie, für welche die Geographie sich gar nicht zu interessieren braucht, besonders nicht auf Karten von diesem kleinen Maßstabe. Doch kommen auf andern Karten auch noch besondere Zeichen für Dörfer von über und unter 5000 und unter 2000 Einwohner hinzu. Darin haben wir dann neben den statistischen und geographischen noch politische Signaturen. Daß die darauf folgende Vogelsche Verkehrskarte Deutschlands in dem gleichen Maßstabe nur 3 Signaturen für Städte unter dem Niveau von Paris und Berlin hat, macht jene Fülle von Abstufungen noch auffallender. Es steht ebensowenig irgendwie im Verhältnis zum Maßstab, daß auf der Vogelschen Vierblattkarte von Deutschland in 1:1300000 sich nur 5 Signaturen für Städte bis 100 000 Einwohner finden; unter 5000, über 5000, 10000, 20000 und 50000. Auf der entsprechenden Karte von Frankreich reicht eine Signatur für die ganze Reihe zwischen 20000 und 100000 aus. Nach dem vor-

hin Gesagten muß es für möglich gehalten werden, für die Länder ähnlicher Kulturstellung eine einheitliche Abstufung der Ortschaftsbezeichnungen zu schaffen, welche den Stufen der verschiedenen Bedeutung der Städte entspricht. Wenn über 100000 hinaus die wirkliche Gestalt der Stadt an die Stelle des Symboles tritt, bedürfen wir des letzteren nur noch für die Städte über 20000, 5000 und 2000. Es ist wahrscheinlich, daß dieselbe Klassifikation auch für Gebiete anderer Kulturverhältnisse wie Indien oder China durchzuführen wäre. Unschwer würde aber eine weitere Stufe eingeschoben werden können, wie sie auf einer innerafrikanischen Bevölkerungskarte für Orte unterhalb 2000 Einwohner notwendig wird.

Anton Steinhausers Vorschlag, die symbolischen Zeichen für die Städte nach einem einfachen Schema (5000 Einwohner ein schwarz ausgefüllter Kreis von 1 Millimeter Durchmesser, 10000 Einwohner derselbe Kreis mit einem zweiten ¼ Millimeter von ihm abstehenden, 20000 Einwohner derselbe mit 2 je ¼ Millimeter abstehenden Kreisen, 50000 Einwohner ein schwarz ausgefüllter Kreis von 2 Millimeter Durchmesser, 100000 Einwohner dieselbe Kombination wie für 10000 u. s. w.) abzustufen [1]), ist rein statistisch gedacht, könnte aber für die Karten in kleinerem Maßstabe und für die kleineren Ortschaften die Grundlage einer praktischen Darstellung bilden. Auf allen Karten ähnlichen Maßstabes wiederkehrend, würde diese einheitliche Darstellung bald zu einer raschen Beurteilung der Größe der Ortschaften befähigen; doch ist auch ihr gegenüber an dem Ersatze der Symbole durch die geographischen Umrißbilder der Städte festzuhalten, sobald der Maßstab es erlaubt. Eine Weiterbildung dieser Methode durch Zeichnung verschieden großer Kreise für die Größenklassen der Ortschaften, deren Ausmessung genau die Größe ihrer Bevölkerungszahl nach einem feststehenden Verhältniß erkennen läßt, hat Anton Steinhauser in demselben Aufsatze angedeutet.

Daß die Geographie sich aller dieser Zeichen nur als Notbehelfe bedient, ist klar. Dieselben sind wesentlich statistisch und gehören weniger zur Karte als zum

Kartogramm. Herkömmlich sind ja auf der geographischen Karte die anthropogeographischen Thatsachen zunächst nur nach ihrer Lage gezeichnet, während die Form nur bei dem größten Objekt, dem Staate, zum Ausdruck gelangt. Erst in den topographischen Karten geht man bis zur Darstellung der Lage einzelner Häuser und mit wachsendem Maßstabe kann auch die Form und Größe berücksichtigt werden, welche vorher nur durch Symbole anzudeuten waren. Im Stielerschen Atlas sind auf Blättern von 1 : 3700000 bereits die größten Städte nach Größe und Umrißform dargestellt, aber auf den topographischen Blättern in 1 : 25000 erscheinen sogar die einzelnen Gehöfte eines Dorfes nach Größe und Gestalt. Man muß sich darüber klar werden, daß die Symbole, deren wir uns auf den geographischen Karten zur Darstellung der Wohnplätze bedienen, seien es Kreise oder Quadrate, vollständig ungeographisch und nur ein Ausdruck der Schwierigkeit sind, die kleineren Orte in kleinem Maßstabe naturgetreu darzustellen. Sie entsprechen nur dem statistischen Zweck der Abstufung nach der Bewohnerzahl. Man kann aber nicht einmal behaupten, daß sie diesem ganz entsprechen, denn die Größenunterschiede dieser geometrischen Figuren sind zu klein, als daß sie sich deutlich voneinander abzuheben vermöchten. Selbst wo sie, das den geographischen und ästhetischen Sinn beleidigende Bild einer Bretzel bietend, als 2 verschieden große Kreise zusammengewachsen sind, wie Hamburg und Altona, ist die Größenschätzung nicht leicht. Es liegt hier einer der Punkte vor, wo es der Karte unmöglich wird, alles das klar zu sagen, was man von ihr wissen möchte und wo man sich hüten muß, mehr zu verlangen, als mit dem ersten Zweck der Karte, Bild eines Teiles der Erdoberfläche zu sein, verträglich ist.

Der künstlerische Zug der von der Kunst noch nicht ganz losgelösten Kartographie des 16. Jahrhunderts freute sich, auch den Städtezeichen auf den Karten ein individuelles Gepräge, etwas Landschaftliches zu verleihen und so finden wir .denn bei Apian (1568) die größeren Städte Bayerns durch naturtreue Bilder dargestellt, an deren bekannten Zügen man sich noch heute er-

freut und die 1546 bei Froschauer in Zürich gedruckten Landtafeln Deutschlands, Frankreichs und der Eidgenossenschaft bringen eine reiche Mannigfaltigkeit von Städtebildchen, die allerdings für die verschiedensten Städte dieselben sind. Wie konnte Oskar Peschel die Behauptung aussprechen, daß erst Mercator Hauptstädte von kleineren Ortschaften unterschieden habe[5])? Weniger gute Karten bringen noch im 17. Jahrhundert alle Orte unter einem Zeichen, z. B. des Lazius in Tirol in den späteren Ausgaben des Ortelius. Aber es hat doch Kaspar Henneberg auf seiner Karte von Preußen (1584 im Orteliusschen Atlas) nicht weniger als 13 Unterscheidungen, für welche er eigene Zeichen anwendet: Metropolis s. Magna Civitas, Urbs v. Oppidum muro cinctum, Urbs c. Arce, Arx, Oppidum, Arx c. Oppido, Vicus, Pagus Parochialis, Parochia devastata, Monasterium, Aedificium nobilis, Domus venationis, Mons arcis vastata. Gerade auf diesen älteren Karten, wo die alte Manier der Unterscheidung größerer und kleinerer Wohnplätze durch größere Bilderzeichen gut durchgeführt ist, gibt sie zusammen mit der energischen Hervorhebung der Wälder, Sümpfe und Gewässer ein anthropogeographisch richtigeres Bild als unsere schematischeren Karten, die allerdings das Relief besser bringen.

Die Wohnplätze, indem sie ihrem Wesen nach das Stetige oder Veränderliche im Charakter eines Volkes aufs deutlichste abspiegeln müssen, stellen dadurch der Geographie ein ähnliches Problem, wie es am Schlusse des Kapitels über die „Bewegung der Bevölkerung“ zu berühren war. Die Wohnplätze der Nomaden sind in kurzen Zwischenräumen veränderlich und an ihre kartographische Darstellung hat man ebensowenig denken können, wie an diejenige der Wellen des Meeres; insofern jedoch günstige Weideplätze ihre Voraussetzung sind, wird auf topographischen Karten die Einzeichnung der letzteren wenigstens die Punkte anzugeben wissen, an die sie in ihrer periodischen Wiederkehr gebunden sind. Eine andere Art von Veränderlichkeit ist das jahreszeitliche Wandern zwischen Sommer- und Winterdörfern, bei welchen der wesentliche Unterschied hervortritt, daß es sich um feststehende Siedelungen handelt, deren Lage und Größe auf der Karte niedergelegt werden müssen. So finden wir denn auf russischen Karten der Kirgisensteppen und ähnlicher Gebiete die Signaturen Jurten, Winterlager, Sommerlager[6]). Eine dritte Veränderlichkeit ist jener in längeren Zeiträumen sich vollziehende Wechsel der Wohnsitze, welcher ein Ausdruck der allgemeinen größeren Beweg-

lichkeit der Völker auf tieferen Stufen ist. Beispiele dieser Verlegungen oder Neugründungen von Hauptstädten, Palästen, Dörfern haben wir im 9. Kapitel angeführt. Mindestens auf den politischen Karten dürfen die eben verlassenen Hauptorte nicht fehlen, weil sie oft noch von politischer Bedeutung sind, auch wenn sie bereits aufgegeben wurden. Soweit wie möglich, ist die Unterscheidung bleibender und vorübergehender Wohnplätze auf unseren Karten zum Ausdruck zu bringen. Aus anthropogeographischem Gesichtspunkte beurteilt, ist sie mindestens so wichtig, wie die Unterscheidung großer und kleiner Wohnplätze.

Die Auswahl der auf einer Karte von bestimmtem Maßstab zu zeichnenden Wohnplätze scheint ganz einfach zu sein, wenn man rein statistisch verfährt und z. B. auf einer Karte von Europa in 1 : 20000000 nur Städte von 100000 und mehr Einwohnern verzeichnet. Es würden aber dabei so wichtige und in weiten leeren Räumen doppelt wirksame Mittelpunkte, wie Bergen, Drontheim, Archangel, oder politisch so bedeutende Städte, wie Athen und Sofia nicht angegeben werden und man sieht ohne weiteres ein, daß es ein Unsinn wäre, in das Schema einer statistischen Abstufung die lebensvolle Erscheinung der Städte zwingen zu wollen. Und doch, wie viel wird gerade darin gesündigt! Wir fragen uns vergebens, welche Grundsätze die Aufnahme und Nichtaufnahme von Städten auf die Uebersichtskarten bestimmen. Wir kennen eine in manchen Beziehungen vortreffliche Karte Nordamerikas in 1 : 40000000, welche in dem gewaltigen Viereck zwischen dem 91. und 120.° westlicher Länge und der Nordgrenze und dem Golf von Mexiko die einzige Stadt Denver verzeichnet. Wozu gerade diese und warum keine andere? Denver ist bei weitem nicht die größte, auch nicht die handelsthätigste Stadt dieser Region, liegt nicht einmal an einer der Pacificbahnen, ist ungefähr so viel Jahrzehnte alt, wie das südlich davon liegende Santa Fé Jahrhunderte. Auf einem solchen Gebiete wie diesem würde auf ungefähr alle 2000 Quadratmeilen eine Stadt von Bedeutung ent-

fallen und es würde dann nicht das Widersinnige sich ergeben, daß ganz Mexiko nördlich vom 20.° nur eine einzige Städtesignatur — Mazatlan! — trüge.

Um endlich noch einen Punkt zu berühren, welcher allerdings in der Kartographie europäischer oder nordamerikanischer Länder selten praktisch werden dürfte, möchten wir auf den Fall hinweisen, wo Städte nicht eingetragen werden, weil ihre politische oder wirtschaftliche Bedeutung nicht hinreichend bekannt ist. Seit wir Nachtigals Reisewerk besitzen, sollte z. B. auf keiner Karte Baghirmis Busso, die in manchen Beziehungen wichtigste Stadt unter allen Hauptorten der Tributärländer, fehlen, ebenso wie auf keiner Karte Wadaïs jener merkwürdige Marktort Nimro, Nachtigals „Stadt der Kaufleute“, übersehen werden sollte, an dem die fremden Händler zusammengedrängt sind und welcher als das Organ bezeichnet werden kann, durch welches dieses sonst so abgeschlossene Reich des Sudan mit der zivilisierten Welt in Verbindung tritt. Viele chinesische Großstädte wird man auf einer Karte kleineren Maßstabes leicht entbehren können, aber nicht die wichtige Grenzstadt Kalgang, die Pforte des sibirischen Handels. So wie im Topographischen „das Generalisieren“ eine große Kunst, so ist es dies auch im Anthropogeographischen, wo es ebensoviel Takt und noch ungleich mehr Studium erfordert. Denn was ist Takt in der Kartographie? Doch nur die Fähigkeit der raschen und vollkommen sachgemäßen Lösung jedes Problems, beruhend auf durchgreifender Beherrschung aller einschlägigen Verhältnisse.

Der Hof. Der Hof ist mehr als ein Haus. Er vereinigt Glieder und Zugehörige der Familie unter einem Dache oder in einer größeren Zahl von kleineren, zusammengehörigen Häusern und stellt durch eigene Wirtschaftsgebäude eine Einheit dar, die bis zu voller Unabhängigkeit selbständig sein kann. So war die Wohnweise der alten Kelten, deren Familien unter einem Unterhäuptling in demselben Hause wohnten, solange ihre Zahl nicht über 16 stieg, der alten Sachsen, deren „einzelne Wohner“

Justus Möser als Priester und Könige in ihren Hofmarken bezeichnet: „Jeder Hof war gleichsam ein unabhängiger

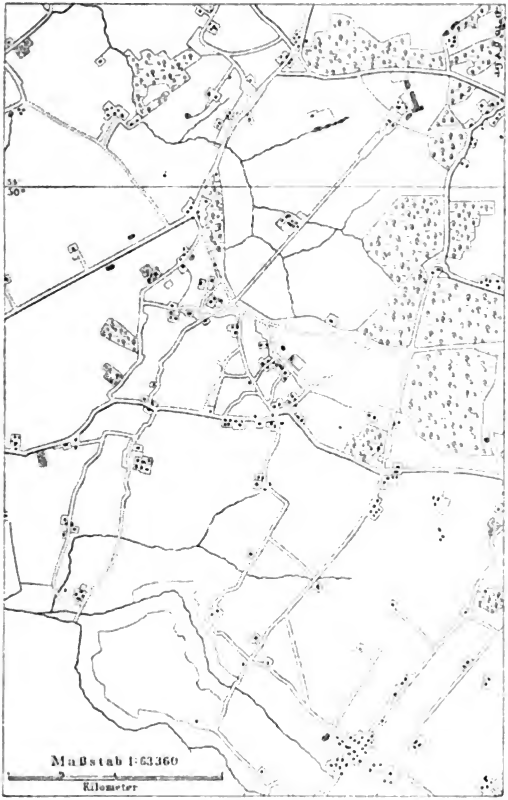


Fig. 13. Siedelungen im südlichen England (Sussex) zwischen Ouse und Cuckmare.

Staat, der sich von seinen Nachbarn mit Krieg und Frieden schied“ [7]), der Isländer, deren Höfe im unfruchtbaren Lande doppelt weit auseinander liegen und zur

Selbständigkeit ausgerüstet sein mußten. Der Freie, der in seinem Hofe keinen über sich erkannte, war auch in der größeren Vereinigung zum Staate ein unabhängiger Bürger. Diese Höfe bestätigen Johannes von Müllers Satz in der Vorrede zur Schweizergeschichte: Alle Verfassungen freier Nationen haben ihren Ursprung in der häuslichen.

Das Hofsystem ist nicht bloß dort zu finden, wo es durch die klimatischen und topographischen Verhältnisse begünstigt ist, sondern wir begegnen ihm als der bevorzugten Wohnweise in Gegenden, wo auf diese Begünstigung kein Anspruch erhoben werden darf. Es wird von einigen Stämmen eines Volkes bevorzugt, während andere in Dörfer sich zusammenzudrängen lieben. In Deutschland sind die beiden Gebiete, wo das Höfewohnen die größte Ausdehnung erreicht, Westphalen und Oberbayern, jenes tief. dieses hoch gelegen, jenes Ebene, dieses vorwaltend Gebirgsland. Vergleichen wir die Bevölkerungsliste Frankreichs mit der Karte, so finden wir, daß in der Bretagne die Gemeinden zahlreiche Bewohner zählen, die aber in kleinen Weilern zerstreut sind, während an der ganzen Mittelmeerküste die Glieder einer Gemeinde stadtartig beisammenwohnen. Das letztere finden wir in Italien, wo die Zahl der kleinen Ortschaften auffallend gering ist. Schon in Istrien und Dalmatien entfallen auf 1 Gemeinde 6083 und 5878 Einwohner, in Böhmen und Mähren 794 und 765. dort ist das Areal 1,03 und 1,58, hier 7,4 und 7,9 Quadratkilometer. Viel mehr als in Nordeuropa drängt in den Mittelmeerländern das Land die Siedelungen auf wenige günstige Flecke zusammen, und wir haben gesehen (s. o. S. 107), wie auch das Klima in gleicher Richtung wirkt. Auch die Städte schließen sich dort viel enger zusammen und an Boden und Wasser an. In ebenso deutlicher Abhängigkeit von der Natur zeigen die Alpenthäler das Hofsystem in den langgestreckten, viel durchbrochenen Reihen der Höfe, in deren Mitte oder häufiger an deren unterem Ende Kirche, Schule, Pfarrhaus und vielleicht noch einige Häuser den schwachen Kern bilden [8]). Seine Verbreitung zeigt aber in zweiter Linie eth-

nische Einflüsse. Es ist in den Alpen überall am reichsten in den deutschen Teilen entwickelt. Wo Deutsche unter Slaven wohnen, die es ebenfalls besitzen, ist es bei jenen oft doppelt so stark vertreten. Aber auch die ladinischen Gebiete Tirols sind ganz nach diesem System besiedelt. Erst am Südabhang werden die Dörfer häufiger, die geschlossen, sogar ummauert sind. In den kampfreichen gebirgigen Gebieten der Balkanhalbinsel fehlt das Höfewohnen ganz, die Unterschiede liegen hier in dem mehr oder weniger festen Charakter und der Größe der Dörfer. Der Einfluß des Bodens, verbunden mit dem des geschichtlichen Werdens, zeigt sich in der Verteilung der Siedelungen in einem Land von den verschiedensten Bodengestalten und Lebensbedingungen wie Böhmen: Im gewerblichen Norden große dichtbevölkerte, in der ackerbauenden Mitte mittlere Dörfer, im dichtbewaldeten Süden Weiler und Höfe und im gebirgigen Norden vorwaltend Höfe, dabei überall eine entschiedene Vorliebe der deutschen Bevölkerung für Höfe.

Das Dorf. Das Dorf ist eine kleine Ansammlung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, und am häufigsten entsteht es durch die Vereinigung von einer größeren Zahl hofartiger Wohnstätten. Die Verwaltungsstatistik kennt Beziehungen zwischen Dorf und Gemeinde, mit denen wir uns hier nicht zu beschäftigen haben. Dagegen interessiert uns tief der Unterschied zwischen Dörfern in Gebieten, wo es Städte gibt, und in städtelosen Gebieten. Dort bilden sie eine bestimmte Abteilung von Wohnstätten, welche zwischen Höfen und Städten in der Mitte steht, hier umschließen sie alle Wohnstätten, welche keine Einzelhäuser sind und übernehmen so viel von den Funktionen der Städte, als in ihren Gebieten überhaupt vorkommt. Wo aber neben den Dörfern auch Städte erwachsen sind, gehören jene großenteils einer wirtschaftlich und gesellschaftlich eigenartigen Schicht der Bevölkerung an. Sie sind die eigentlich ländlichen Wohnplätze. Die Zwecke und Aufgaben der Dorfbewohner sind in den Gebieten, wo es Städte gibt, wesent-

lich gleicher Natur. An Acker, Wiese und Wald ist die Existenz der ländlichen Bevölkerung gebunden. Daher sind auch geographisch die Dörfer von Aeckern und Wiesen umgeben und lehnen in bewaldeten Gegenden sich an die Wälder an. Seien die Aecker nun Weinberge, Oelgärten oder Reissümpfe, Getreidefluren oder Kartoffeläckerchen, das Dorf zieht aus ihrem Boden seine Nahrung. Jedes Dorf ist also an eine Bodenfläche, seine Gemarkung, gebunden und darf nicht allzu weit von derselben entlegen sein, da die tägliche Arbeit nur kurze Wege zuläßt. Es müßte denn das Dorf zeitweilig verlassen werden, wie es in der Nachbarschaft der Gebirge geschieht, wo im Sommer höhergelegene Weiden aufgesucht werden. In unseren Alpen zieht nur ein Teil der Bevölkerung zur Sommerzeit bergaufwärts, aber die Tadschiks des Pamirplateaus unterscheiden ausdrücklich Winterdörfer (Kischlak), die das ganze Jahr bewohnt werden, von den nur im Sommer bewohnten Siedelungen der nächst höheren Terrasse [9]). Und Radde vergleicht das Treiben der Plateaubewohner Hocharmeniens dem „Murmeltierleben“, da sie im Sommer mit ihren Herden nach den hochgelegenen Alpenwiesen ziehen, um im Winter in lichtlose Höhlen des Erdbodens sich zu verkriechen [10]).

Das ländliche Haus ist Familienhaus, nur vorübergehend entfernt es davon die alpine Viehzucht oder die sich zusammendrängende Hausindustrie. Der tiefe Unterschied der häuserreichen ländlichen zur häuserarmen städtischen Besiedelung liegt daher in der Thatsache, daß bei jener Häuserzahl und Bevölkerung im gleichen Maße wachsen, während hier das Bevölkerungswachstum um so unabhängiger von der Häuserzahl, je ausgesprochener der städtische Charakter ist (Mischler). Wo in größeren Dörfern auch die Bewohnerzahl der Häuser gewachsen ist, da befinden wir uns, auch wenn die Zahl von 2000 Einwohnern nicht erreicht ist, bereits auf städtischem Boden. In der Regel werden dies Industriedörfer sein. Die Zusammendrängung der Hütten eines Dorfes und weiter die Zusammendrängung der Menschen in den Wohn- oder Schlafräumen eines Hauses kann auf dem Lande ebenso

groß sein wie in der Stadt, sie erreicht in manchen Dörfern einen größeren Betrag als in den besseren Teilen einer Großstadt, aber die Gesamtsumme der Beisammenwohnenden ist klein im Vergleich zu der Bodenfläche, über welche ihre Häuser verteilt sind. Die natürlichen Bedingungen können die Hütten eines Dorfes in einer Schlucht, einer Mulde oder auf einem Berge zusammendrängen, die wirtschaftliche Notwendigkeit oder das Schutzbedürfnis können Platzersparnis empfehlen, aber das liegt nicht in der Regel des Dorfes, es ist ein topographischer, wirtschaftlicher oder geschichtlicher Zufall im Vergleich mit der Thatsache, daß zum Wesen des Dorfes auch die Dorfflur gehört, d. h. ein freier Raum, viel größer als derjenige, welchen die Häuser bedecken.

Die Dorfflur, das Gebiet des Dorfes, ist der Bodenbesitz der Einzelnen und des ganzen Dorfes. Von ihrer Größe hängt natürlich die engere oder weitere Verteilung der Dörfer über eine Bodenfläche ab. Sie wird notwendigerweise größer sein im minder fruchtbaren Lande als im fruchtbaren, und dort werden daher die Dörfer auseinanderrücken, aber auch beim Wachstum der Bevölkerung im gleichen Verhältnis größer werden. In der Bukowina entfällt 1 Katastralgemeinde auf 34 Quadratkilometer und hat durchschnittlich 1367 Einwohner, in Niederösterreich entfällt 1 auf 6 Quadratkilometer und zählt durchschnittlich 520 Einwohner. Die Dörfer des oasenhaften Oberägypten sind durchschnittlich dreimal so groß als diejenigen Unterägyptens. Von der Verteilung des Landes innerhalb der Dorfflur ist die Volkszahl der Dörfer und ihr mehr oder weniger städtischer Charakter abhängig. Wenn in England 30 und in Deutschland 57 % der ländlichen Besitztümer unter 2 Hektaren, wenn in England 5 und in Irland 9 % derselben unter 0,4 Hektaren sind, bedeutet dies in Deutschland und in Irland eine dichtere und echter ländliche Bevölkerung als in England. Der ländliche Besitz ist schwerer zu erwerben in dem Maße als er größer ist, und es tritt dann das ein, was wir in Großbritannien erleben, wo von 1849 bis 1879 die Bevölkerung um 20 % gewachsen und die

Größe der mit Weizen angebauten Fläche um 22 % zurückgeschritten ist.

Der Hof findet insofern seinen Anschluß an die übrigen Wohnstätten in den kleinen Dörfern, und stellt den letzten Rest dar, den die Verkleinerung der letzteren übrig läßt, als dort, wo er vorkommt, auch diese erscheinen. Wo die Bevölkerung sich verdünnt, verkleinern sich nicht überall die Wohnstätten, aber wenn wir z. B. in den Gebirgen die Zonen der dünner werdenden Bevölkerung durchschreiten, sehen wir überall die Dörfer kleiner werden. Der größte Teil der Bevölkerung der Alpen wohnt in Orten von 500 und weniger Einwohnern. In Kärnten beträgt dieser Anteil 783 von 1000. Dementsprechend sind von je 1000 Ortschaften solche mit weniger als 500 Einwohnern in Kärnten 976, Oberösterreich 975, Salzburg 953, Niederösterreich 855, solche von mehr als 10000 in Kärnten und Oberösterreich 0,3, in Niederösterreich 3,8. Und umgekehrt ist die Häuserzahl einer geschlossenen Ortschaft 154 in der Bukowina, 95 in Dalmatien, 51 in Böhmen, 16 in Oberösterreich. Nicht bloß die Kleinheit der Bevölkerungen, sondern auch die Größe der Häuser kommt in Betracht, denn charakteristisch für alle Ortschaften in den Alpenländern ist der Umstand, daß selbst bei der dichtesten Bewohnung die Zahl ihrer Wohnhäuser gering ist. In den Orten bis 500 ist in Oberösterreich die Häuserzahl 13, in Steiermark 35.

Von diesen kleinen Dörfern mit ihren großen, weite Oedstrecken umschließenden Gemarkungen kommen wir in den dichterbevölkerten Gegenden, die mehr Ackerbau zulassen, zu den mittleren Dörfern, wie wir sie in den hügeligen und flachen Landschaften Mitteleuropas in weitester Verbreitung finden, wo z. B. der böhmische Kessel durchschnittlich alle 1/4 Meile ein geschlossenes Dorf mit 50 Häusern und 420 Einwohnern darbietet. Sobald der Ackerbau minder günstigen Bedingungen begegnet, pflegt in diesen Gebieten die Industrie zuzunehmen. Die Dörfer sind nun größer, aber weiter zerstreut. So sind in Schlesien, bei ungünstigerem Boden

und entwickelterer Industrie, die Dörfer größer aber gerade über das doppelte Areal zerstreut wie in Böhmen. Vgl. auch oben S. 228 und Fig. 9, 14 und 15.

Von großen Dörfern sind in Europa zwei Arten besonders zu unterscheiden: stadtähnliche Dörfer von gedrängter Bauweise, die besonders in den dichtbewohnten südeuropäischen Ländern zunächst durch Boden und Klima bedingt, dann durch die dort erhaltenen römischen Munizipalordnungen fortgepflanzt sind; und weit angelegte Dörfer inmitten großer Gemarkungen, welche man auf dem dünnbevölkerten, getreidereichen Steppenboden Südrußlands, Ungarns, Galiziens findet. Oft wird die äußere Form der Städte nachgeahmt von dichtbevölkerten Orten, an welchen aus einem äußeren Grunde, welcher der Städtebildung an sich fremd ist, eine große Menschenmenge sich zusammendrängt. Die Oasenstädte, die Pueblos Neumexikos gehören hierher. Etwas ganz anderes sind riesig große Dörfer in den europäischen Industriegegenden, wo z. B. Deutschland eine ganze Anzahl Dörfer von mehr als 20000 Einwohner aufweist, die im Wesen Städte sind und nur aus geschichtlichen Gründen den Namen „Dorf" weiter tragen. Anders geartet sind wieder große Dörfer Mittelamerikas, die als Zusammenfassungen zerstreuter Wohnplätze bei näherer Betrachtung erkannt werden. Bernoulli nennt Santa Caterina Ixtaguacan, nordwestlich von der Lagune von Atitlan, eines der größten Dörfer in Guatemala, dessen Bevölkerung, nur zum kleinsten Teile im Dorfe selbst, sonst meist in zerstreuten Hütten wohnend, auf 30—40000 Seelen geschätzt wird [11]. Das sind keine organischen Einheiten mehr wie die vorigen.

Verbreitung der Wohnplätze. Die Verbreitung der Wohnplätze hängt hauptsächlich vom Boden ab, der direkt durch Art, Höhenlage und Gestalt, indirekt durch seine Fruchtbarkeit, von welcher die Dichtigkeit der Bevölkerung abhängt, auf die Lage der Siedelungen einwirkt. Wir haben im 5. Kapitel die Teile unserer Erdoberfläche kennen gelernt, welche von Siedelungen frei bleiben, weil ihre eigene Beschaffenheit, ihr Klima oder ihre

Pflanzendecke sie zum dauernden Aufenthalte ungeeignet machen. Aber innerhalb der besiedelten Flächen beeinflussen kleinere Ursachen derselben Art die Verbreitung der einzelnen Wohnplätze, welche Felsenboden, dichten Wald, Sumpf, Moor, feuchte Niederungen, steile Berghänge meiden, dagegen angezogen werden durch fruchtbare, gesunde, angenehme, in kriegerischen Zeiten auch durch sichere Lagen. Wo diese Lagen vereinzelt vorkommen, treten auch die Siedelungen zerstreut auf, wo sie in größerer Ausdehnung sich verwirklichen, erscheinen dieselben in größerer Zahl.

Die Regeln, welche für die Verteilung der Bevölkerung nach der Dichtigkeit auszusprechen waren, werden sich also auch für die Verteilung der Wohnplätze bewähren. Das versteht sich ohne weiteres von den Ungleichheiten der Verbreitung, welche von natürlichen Bedingungen abhängen. Die ungleichmäßige Verbreitung in Wüsten, Steppen, Gebirgen, in übermäßig bewässerten und in vereisten Gebieten wird mit den Volksmassen auch die Wohnplätze treffen. Gebiete der Leere und Gebiete der Zusammendrängung werden einander ablösen. Jene andere Ungleichartigkeit der Verbreitung, welche eine Begleiterin der Kulturarmut ist, wird nicht ganz so treu sich in der Verteilung der Wohnstätten abspiegeln, denn wenn dieselben klein sind, können sie dicht gesäet liegen, und wenn sie groß sind, können sie weit voneinander entfernt sein und dabei kann, statistisch genommen, dort die Bevölkerung dünn und hier dicht wohnen. Es ist mit anderen Worten die Dichtigkeit der Bevölkerung nicht immer dasselbe wie die Dichtigkeit ihrer Wohnplätze oder: die statistische und geographische Dichtigkeit decken einander nicht. Und so kann also auch nicht aus der einen auf die andere geschlossen werden. Auf das Uebersehen dieses Unterschiedes führt eine ganze Menge von fehlerhaften Bevölkerungsschätzungen zurück. Vergl. hierüber das 6. Kapitel. In der dichtbevölkerten Provinz Petschili gibt der Census von 1842 auf nahe an 37 Millionen Einwohner 6 Fu, 16 Hien, 121 Ting, 1 Feste und 36687 größere und kleinere Dörfer an. Es kommen auf jede Ort-

schaft fast genau 4 Quadratkilometer Raum und 1000 Einwohner. Deutschland zählte 1885 bei einer Einwohnerzahl von 46 855 704 2310 Städte, 58 724 Landgemeinden und 17 603 Gutsbezirke, also auf jede Gemeinde nahezu 7 Quadratkilometer Raum und 596 Einwohner. Wie wenig die Zahl der Wohnstätten auf einer bestimmten Fläche für sich allein einen Maßstab für die Dichtigkeit der Bevölkerung abgeben kann, lehrt mehr noch der Vergleich naheliegender Gebiete. In Württemberg leben die 623000 Einwohner des Neckarkreises in 1217, die 468000 des Donaukreises in 4308 Wohnplätzen, dort 512, hier 109 in einem Wohnplatz; die Ursache liegt in der durch Natur und Stammesart bedingten Vorliebe der südlicheren Landesteile für das Wohnen in Höfen und Weilern. Fast die Hälfte der in Württemberg bewohnten Höfe liegt in den 4 oberschwäbischen Aemtern Leutkirch, Ravensburg, Waldsee und Wangen, während der ganze Neckar- und Schwarzwaldkreis zusammen nur 415 Höfe enthalten. Außerdem liegt in jenem verhältnismäßig kleinen Gebiet fast ein Drittel der in Württemberg bewohnten Weiler. Im Gegensatz dazu steht das nördliche Württemberg mit einer stattlichen Reihe großer Dörfer, welche, da sie mehr als 2000 Einwohner zählen, für die Theorie gar keine Dörfer mehr sind. Auch im Großherzogtum Baden setzt die Zählung von 1885 auf 1 Wohnort 42 Bewohner im Amtsbezirk Triberg, 643 im Amtsbezirk Wiesloch, 212 im Amtsbezirk Adelsheim; das sind die charakteristischen Zahlen für Schwarzwald, Rheinebene und Odenwald, für die kleinen Wohnplätze im Gebirg, die großen in der Ebene.

Soweit nicht maurischer und arabischer Einfluß in Afrika zum Steinbau und damit zum Monumentalen angeleitet hat, sind die Dorfanlagen in Afrika, entsprechend der geringen Dichtigkeit, klein und vergänglich. Die Ueberschätzung der Bevölkerung führt großenteils darauf zurück, daß man diese Thatsache übersah. Man zählte die Dörfer statt ihrer Häuser oder Hütten. Die „Städte“ am Kongo, die „Residenzen“ am Kamerun oder am Kuango umschließen, wenn es hoch kommt, 2000 Seelen, aber im dichtbevölkerten Lubuku haben die Dörfer, auf die man alle ½ Stunden trifft, nur 30 bis 50 Hütten. Und diese Zahl wird in der Regel auch nur so erreicht, daß mehrere Dörfer sich

aneinanderreihen. Die „große Stadt" Vinyadschara am mittleren Kongo, von welcher Stanley pomphaft spricht, reduziert sich auf „eine Reihe von Dörfern, die sich in einer einförmigen Linie an einem hohen Gestade hinzogen" [12]). In gewissen Gebieten liegen überhaupt die Dörfer mit Vorliebe gruppenweise, so bei den Bateke des Ogowe. Geradeso löst sich Mac Farlanes neuguineische Stadt Kerepuen an der Hood-Bai in eine Versammlung von 9 Dörfern auf. Das Land Lunda ist eines der dünnst bevölkerten Gebiete in den noch wasserreichen Teilen des südäquatorialen Afrika. Der Menschenmangel ist als ein Nachteil des Reiches des Muata Jamvo von Buchner wie von Wißmann bezeichnet worden, aber schon Lad. Magyar hat die geringe Volkszahl desselben betont. Dr. Max Buchner ist so freundlich gewesen, mir eine genauere Mitteilung über die Verteilung der Wohnplätze in diesem Lande zu machen [13]). Er muß nach seiner Beobachtung als den menschenleersten Teil das Gebiet der vielen Parallelflüsse und -bäche zwischen Koango und Kassai bezeichnen: „Durchquert man dieses Gebiet, so findet man nach je 35 Kilometern wieder einen Strich von Dörfern, die aber durchschnittlich viel kleiner sind (als im Lande Kassanje), je 20 Hütten zu 5 Personen. Diese Striche von Dörfern folgen den größeren Flüssen, aber die einzelnen Dörfer sind durch Zwischenräume von je 20 Kilometern getrennt." Das bedeutet eine Bevölkerung von 12 bis 15 auf der Quadratmeile. Bevölkerter ist das Land Kassanje: „Am Koango und dessen Nebenbächen liegt alle 10 Kilometer je ein Dorf von 50 Hütten zu 5 Bewohnern und zwar rechts in einer, links, wo das Thal breiter, in zwei Reihen." Es sind Entfernungen, wie sie auch von manchen ostafrikanischen Routenkarten (z. B. Kilwa-Mtonondo 10 Dörfer auf 80 Kilometer) abzulesen sind. Dies gibt 100—125 auf die Quadratmeile. Als den bevölkertsten Strich bezeichnet endlich Buchner das Thal des Lulua: „Dörfer ebenso verteilt, auf beiden Seiten des Flusses je eine Reihe von ebenso großen Dörfern wie im Lande Kassanje. Wir werden vielleicht 150 auf die Quadratmeile dieses Gebietes rechnen dürfen." Nur in den dichtest bevölkerten oder verkehrsreichsten Gegenden werden diese Zahlen überschritten. Mukenge zählte bei Wißmanns zweitem Besuch [14]) 800 Hütten, Kamuanda, eines der größten Balubadörfer (nach François), 400 Häuser mit über 1000 Einwohnern. Im Lande der Bassange betrat Wißmann einen 8 Kilometer langen dichtschattigen Palmenhain, der in seiner ganzen Länge von 2 Reihen dicht aneinandergrenzender Gehöfte durchzogen war, die „Stadt" Fungoi [15]). Schweinfurth spricht von großen Dörfern, die einst im oberen Nillande zu finden waren [16]). Stanley bezeichnet Serombo mit 5000 Einwohnern und 1000 großen und kleinen Hütten als eine der größten Ortschaften Unyamwesis [17]). Finsch spricht vom Dorfe Maupa in der Keppelbai als hervorragend durch die Größe von 250 Hütten und durch „Straßen wie in einer kleinen Stadt". Hagen nennt einen Batta Kampong von 20 Hütten stattlich; da die Felder mitumzäunt sind, hat er leicht einen Umfang von ½ Stunde.

Wenn Veth in Innersumatra 31 größere und kleinere Dörfer mit 4000 Einwohnern zusammen zählt, kommen 130 Einwohner auf jedes. Wohnplätze von 50—200 Einwohnern sind die Regel auch in anderen städtelosen Ländern. Selbst in den fortgeschritteneren Staaten Afrikas, in Bornu, Wadaï, Runga, Dar For galt für Nachtigal ein Dorf von 100 Hütten als ein großes. Und nicht alle diese Hütten sind bewohnt. D'Albertis findet das Dorf Najas in Neuguinea mit 40—50 Häusern und 360 Einwohnern, sowie 2 Mareas sehr beträchtlich. Aus dem altgeschichtlichen Lande Abessinien, dem Gebiete sabäischer und christlicher Einflüsse, schreibt Rüppell: „Keiner Ansiedelung in ganz Simen kann man den Namen einer Stadt geben, überall finden sich nur Gruppen von 20—30 Hütten, wovon aber öfters mehrere ziemlich nahe beisammenliegen, wie in Angetkat, wo 6 verschiedene voneinander weit entfernte Partien von Hütten eine einzige Ortschaft bilden, deren Gesamtbevölkerung 800 Köpfe beträgt[18]). Im benachbarten Danakillande ist des Sultans Mohamed Anfari Residenz ein kleines Dorf, in dem die Gleichheit aller Hütten die vollkommenste ist.

In Ländern, die nur in beschränkten Gebieten bewohnbar sind, drängen sich die Siedelungen an den begünstigten Stellen zusammen und lassen dazwischen weite Räume leer. Wir beobachteten diese Verteilung bereits in den Mittelmeerländern, wo eine in wichtigen Beziehungen noch steppenhafte Natur wie diejenige Griechenlands auch von den Städten konzentrierte, anschmiegende Anlage verlangte. Sie erreicht aber ihren Höhepunkt in den Steppen und Wüsten. Seltene, aber dichtgedrängte und große Siedelungen sind Merkmale dieser Verbreitungsweise. Bei den Hirtenvölkern, welche in wasserarmen Steppen wohnen, drängen sich die Wohnstätten eines ganzen Stammes um die Hürden des Häuptlings zusammen. Die Nähe des Wassers, der Weiden, des Holzes — ein Betschuanenstamm, sagt Lichtenstein, wählt allemal seinen Aufenthalt in der Mitte eines großen Mimosengehölzes, denn die Stämme dieser Bäume sind das erste und notwendigste Baumaterial — das Bedürfnis eines großen, ringsum freien Raumes für die Herden und nicht zuletzt die Organisation des Stammes lassen die Wohnstätten an dem Einen günstigen Punkt sich vereinigen. In älteren Missions- und Reiseberichten hören wir besonders aus dem Inneren Südafrikas von „beinahe nicht zu übersehenden Städten“ der Murotlong, Matsaroqua und anderer ver-

schollener Stämme reden. Nach Lichtensteins Schätzung hatte Kuruman 1805 600 Häuser und 5000 Einwohner. Sekomis Stadt war nach Chapmans Angabe 1852 von 12—15000 Menschen des Bamangwatostammes bewohnt und zog sich fast 2 Kilometer am Berge hin. Ausnahmsweise kommt hof- oder weilerartiges Wohnen z. B. im Barilande vor, wo jede Familie einen abgesonderten Weiler, aus mehreren Tokul und einer mit Euphorbien umzäunten Seriba für das Vieh bestehend, innehat; und sowohl bei Arabern des Sudan als viehzüchtenden Negern ist die Verteilung der Bevölkerung auf eine Anzahl von kleinen Weilern zu finden, die eine Dorfgemeinde bilden. In allen diesen Fällen kommt auf günstigem Weideland offenbar die Dünnheit der Bevölkerung dieser Zerstreuung entgegen, die oft nur ein Uebergang zum Hirtennomadismus ist. Noch mehr drängen die Wüsten ihre Bewohner auf die engen Räume der Oasen zusammen, in welchen die Ansässigkeit durch die Notwendigkeit der Ausnutzung des Bodens sich aufzwingt. Gleichzeitig gewinnen die Oasenorte als natürliche Rastpunkte des Wüstenhandels eine Bedeutung für den Verkehr, welche Städte wie Damaskus, Mursuk, Rhadames über ihre Größe hinaus wichtig und namhaft macht. Auch an die großen Städte im westchinesischen Lande der Eingänge ist hier zu erinnern. Anlage und Bauweise dieser Städte zeigt viel Verwandtes. Das Material ist Lehm oder Stein, mit Vorliebe ersterer, da Feuchtigkeit wenig zu fürchten ist; der Raum ist wertvoll, daher Zusammendrängen der Wohnplätze, Uebereinandertürmen derselben. Die Terrassenhäuser der Zuñi, welche in den unteren Räumen von den Reichen, in den oberen von den Armen bewohnt werden, wiederholen sich in Arabien, wo die kleinen, halb verödeten Städte in ihren Stockwerkbauten fast an die modernen Großstädte erinnern.

Auf die Landschaften des Ueberganges von der Steppe zum Fruchtland, in Europa in den mittelmeerischen Gebieten vertreten, wurde bereits hingewiesen. Besonders der Grieche wohnt fast stets in Dörfern, sowohl aus Gründen der Sicherheit in dem bis vor kurzem

noch unsicheren Lande, als auch wegen der Seltenheit des Wassers und des zerstreuten Vorkommens größerer Flächen fruchtbaren Bodens, wobei die Lage an Berghängen, gesunde Luft, freien Zutritt der Sonne und Weitblick bietend, gleichweit von den fieberhauchenden Tiefen als den stürmischen Höhen mit Vorliebe gewählt wird. Auf der ganzen, teilweise noch waldreichen Balkanhalbinsel hat der Anblick der Dörfer von Steinhäusern für ein mitteleuropäisches Auge etwas Stadtartiges. Die Spanier übertrugen diese Bauweise nach Amerika. Dörfer im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. die vereinten Wohnungen der ackerbautreibenden Besitzer der nahegelegenen Ländereien sind in Peru und in Chile ebenso große Seltenheiten als ausgedehnte Wiesen, Dinge, welche beide einer nördlicheren Landschaft auf den ersten Blick etwas sehr eigentümliches geben (Pöppig). Es gibt Pueblos, die man schon unseren Marktflecken und Städten vergleichen könnte. Erzeugnis des weiten Raumes im jungen Lande sind auch die Ranchos oder Haciendas, Landgüter mit Steinbauten in ummauertem Hofe.

Den Gegensatz dieser Verbreitungsweise zur mitteleuropäischen zeigt die Nebeneinanderstellung zweier französischer Arrondissements von annähernd gleicher Größe, das eine dem Norden, das andere dem Süden angehörend. Das Arrondissement Arras verbindet Boden von fast gleichmäßiger Fruchtbarkeit mit feuchtem Klima, es ist daher überall hinreichend bewässert. Dementsprechend ist seine Bevölkerung sehr gleichmäßig verteilt und zeigt, wenn wir von dem Hauptorte absehen, durchschnittlich eine Dichtigkeit von 4—5000. In dem ganzen westlichen Zipfel liegen westlich von Bienvillers 18 Ortschaften unter 1000 Einwohnern. Das Arrondissement hat überhaupt außer Arras (21000 Einwohner) keine andere größere Ortschaft. Gleich folgt Bapaume (3000). Außer diesen sind noch 33 Gemeinden zwischen 3000 und 1000 und 131 mit weniger als 1000 Einwohner vorhanden. Den schärfsten Gegensatz dazu bildet das Arrondissements Arles, welches in dem südlich von Arles (13000 Einwohner) liegenden Teil überhaupt keine Siedelung außer dem kleinen Saintes Maries aufweist. Camargue und Crau machen fast zwei Dritteile des Arrondissements menschenleer; im Norden liegen dafür außer Tarascon (6000) und Saint Rémy (3200) noch 3 Orte mit mehr als 2000 und 7 mit 1000 bis 2000, aber nur 17 mit weniger als 1000 Einwohner. Innerhalb der Gebiete gleichmäßigerer Verteilung der Wohnplätze sieht man immerhin noch deutlich genug die Wirkungen kleinerer Ungleichheiten, die oft ganz nahe beisammen liegen. Die fruchtbaren wel-

ligen Gelände Ober- und Niederbayerns zwischen Isar und Inn sind ein ebenso günstiger Boden für Besiedelung wie die Wald-, Heide- und Moorlandschaften Oberbayerns zwischen Isar und Lech derselben widerstreben. Dort (vgl. Fig. 9 u. 228 f.) finden wir im Bezirk Wasserburg 2840 und im Bezirk Freising 3250, hier im Landbezirk München 1700 auf der Quadratmeile. Vergleichen wir nun ein Gradtrapez von 15 Minuten mittlerer Länge und ebensoviel Breite, so finden wir dort 60 bis 70, hier 270 und mehr, also dort 3- bis 4mal mehr Ortschaften auf gleicher Fläche. Hier liegen einzelne Ortschaften 1,2 Meilen auseinander, während dort die größte Entfernung 0,65 Meilen nicht übersteigt. Sie kommt auf der bewal-

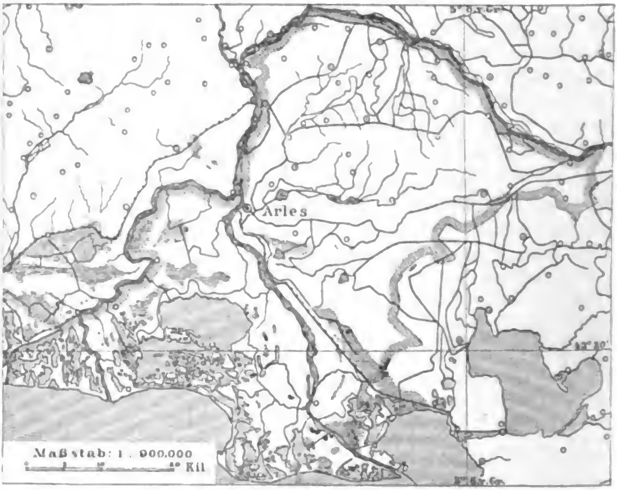


Fig. 14. Ungleichmässig verteilte Bevölkerung (Arrondissement Arles).

deten Inn-Isarwasserscheide vor. Demgemäß finden sich hier große Unregelmäßigkeiten der Verteilung, durch Wälder, Moore und Heiden von großer Ausdehnung bedingt, dort aber eine viel gleichmäßigere Verteilung. Unter 48° 20′ trennt in Oberbayern die Isar das große Erdinger Moos im Osten von der wohlbebauten Landschaft, welche westlich in dem Winkel zwischen der Isar und der bei Moosburg mündenden Amper liegt. Trotzdem die Thalgründe der Amper ebenfalls versumpft sind, liegen in dem Winkel, den von 29° 15′ ö. L. an Isar und Amper machen, 80 Ortschaften gegen 15 auf gleicher Fläche an der gegenüberliegenden Seite der Isar. Vergleichen wir die Lage der Orte, so

finden wir im dünnbevölkerten Gebiet an der Isar 5, an der Sempt, Dorfen und Gfellach 8 und außerdem 6, dort an der Isar 18, am rechten Amperufer 21, an der Moosach 6. Die vielgewundene Innstrecke von Wasserburg (Fig. 16) ist zwischen Sending und Hansing von 48 Ortschaften begleitet, der Isarlauf zwischen den gleichen Parallelkreisen, trotzdem die südlichen Vororte Münchens mitzuzählen sind, hat deren nur 4 am rechten, 7 am linken Ufer.

Die Dichtigkeit der Wohnplätze als das Verhältnis ihrer Zahl zu einer bestimmten Bodenfläche auszusprechen, hat für die Geographie in demselben Maße

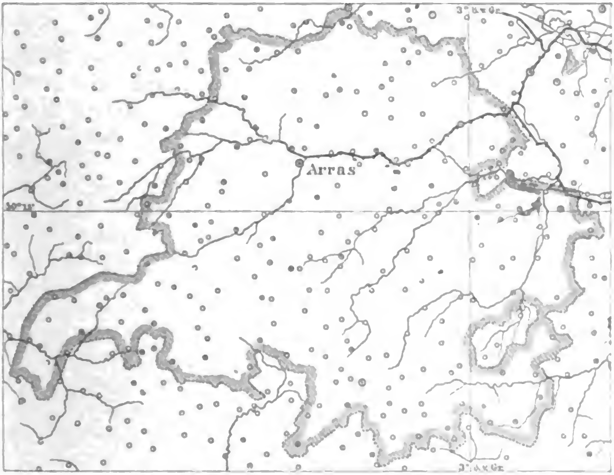


Fig. 15. Gleichmässig verteilte Siedelungen (Arrondissement Arras).

weniger Wert, als die Zahl der Wohnplätze kleiner und ihre Bevölkerungszahl größer wird. Der Mensch selbst breitet sich bis zu einem gewissen Grade durch den Verkehr über sein Wohngebiet aus, seine Wohnstätten bleiben, wo er sedentär ist, am Orte stehen. Von einer Nomadenhorde, welche einige 100 Quadratmeilen einer innerasiatischen Steppe wandernd beweidet, ist die Angabe der Summe der „Auls“ ganz genügend und dieselbe kann mit der Summe der Quadratmeilen in direkten Ver-

gleich gesetzt werden. Wenn ich jedoch sage, im Deutschen Reiche kommt auf 4 Quadratmeilen eine Stadt, auf 7 Quadratkilometer ein Wohnplatz überhaupt, so sind dies Angaben schematischer Natur, die außerdem noch an der Schwierigkeit kranken, der man begegnet, sobald die Begriffe Wohnplatz, Hof, Dorf, Stadt u. s. w. durch allgemein gültige Grenzen voneinander gesondert werden sollen. Eine andere Größe dagegen, die den Vorzug des engsten Zusammenhanges mit den Wohnplätzen besitzt, ist die Entfernung. Die Länge des Weges von einem Wohnplatz zum anderen beeinflußt die Größe, ja sie bewirkt unter Umständen sogar die Entstehung eines Wohnplatzes. Darum ist sie als mittlerer Ausdruck für natürliche Gruppen von Wohnplätzen von ganz anderem Werte als die Dichtigkeit; denn die Wohnplätze sind nach Wegentfernungen, nicht aber nach Flächenverteilung angeordnet und großenteils in Abhängigkeit von der Entfernung entstanden. Wo der Verkehr mitbestimmend in die Lage der Siedelungen eintritt, ruft er in Entfernungen, welche durch das Ruhebedürfnis der Menschen, Pferde u. s. w. bestimmt werden, Rastorte hervor, welche besonders als Poststationen einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung größerer Orte geübt haben. In dem Netz der deutschen Poststraßen lagen vor der Zeit der Eisenbahn Tausende solcher Ruhepunkte des Verkehres, die häufig zugleich auch Kreuzungspunkte waren. Mit daher rührt die entsprechende Zahl kleiner Städtchen und größerer, mit behaglichen Postgebäuden ausgestatteter Dörfer, die immer je 2 bis 3 Meilen voneinander entfernt liegen. Gerade diese Ortschaften haben in den ersten Jahrzehnten des Eisenbahnbaues, solange das neue Netz der Schienenwege noch so sehr weitmaschig war, durch den eiligeren, weniger Pausen liebenden Verkehr am meisten gelitten und ihre Bevölkerung ist von dem Zuge nach den großen Städten stärker erfaßt worden als diejenige des flachen Landes. Infolge dieser Bewegung bildeten sich dann an neuen, im Verhältnis der raschen Raumbewältigung weiter voneinander entfernten Punkten die rascher wachsenden Kreuzungsstellen der Schienenstraßen.

Die Form der Siedelungen. Die Bodengestalt übt in manchen Gebieten einen größeren Einfluß auf die Siedelungsformen als in anderen, wird aber nie insofern entscheidend, als die unter bestimmten Bedingungen entstandenen Formen in Gebiete übertragen werden können, wo ganz andere Bedingungen obwalten. Man muß sich hier vor raschen Verallgemeinerungen hüten. Wenn besonders auf der bayerischen Hochebene die Einzelhöfe im Hügel- und Wellenland, die Dörfer auf der Ebene vorwalten, so genügt ein Blick auf Westfalen, um die Meinung zu entkräften, daß es wohl nicht zu verkennen sei, „daß die förmlich auf und ab wogende Tertiärhügel- und Moränenlandschaft von vornherein zur Einzelsiedelung auf einzelnen Kuppen gelockt haben mag, während die monotonen Schotterflächen von Anfang an zur Konzentration der Bewohner eingeladen haben werden" [19]). In der ersten Entwickelung der Siedelungsform sind natürliche Momente mit bestimmend gewesen, welche teils unmittelbar, teils mittelbar durch die Besitzverteilung auf dieselben eingewirkt haben; eine einmal zur Ausbildung gelangte Form haben aber die Völker unter den allerverschiedensten Bedingungen angewandt. Die gedrängte, aus Stein hoch und schmal aufgemauerte Villa der Römer, verständlich nur auf dem Boden und in dem Klima der Mittelmeerländer, ist in die Alpen und über die Alpen gewandert. Wie die Verbreitung des Hofsystems sich mit den Stammesgrenzen kreuzt, haben wir oben betont. Ist das Hofsystem ale-

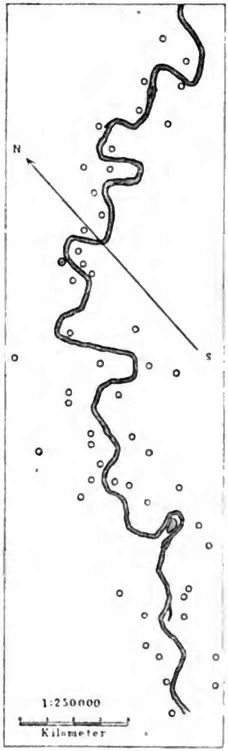


Fig. 16. Das Innthal in der Wasserburger Gegend.

mannisch-schwäbisch, weil es vom Algäu durch Oberschwaben und das badische Oberland sich zieht oder gehört es den gebirgigen Teilen Süddeutschlands an? Wenn wir, um jenen Beispielen noch ein weiteres, für unseren Zweck besonders passendes hinzuzufügen, im alemannischsten Teil des Schwarzwaldes, im südlichen, Höfe und Hofgruppen nicht so häufig finden als im nördlichen, aber wo man sich der Frankengrenze nähert, im Murgthal, sie plötzlich abnehmen und die geschlossenen Dörfer des benachbarten Hügellandes erscheinen sehen, sagen wir: dieses System gehört den Alemannen, wie es den Bayern gehört, es hat sich aber am besten erhalten, wo die Bodengestalt ihm förderlich war. Und letzteres dürfte besonders durch die Vermittelung der Besitzverteilung geschehen sein. Auch in Frankreich kreuzen sich die natürlichen Verhältnisse mit den ethnischen und es sind die einzelnen Fäden nicht leicht zu erkennen, wir finden aber vielleicht auch hier wie für die deutschen Verhältnisse eine breitere Grundlage, wenn wir an die alte Verbreitung der Kelten erinnern. In der Bretagne und der Auvergne erreicht das Einzelwohnen seinen Höhepunkt, aber auch im Südwesten ist es stark vertreten. Ist es mehr die rascher eindringende römische Siedelungsweise oder die Begünstigung der Ebene, welche im Seinegebiet die großen Dörfer begünstigte? In der Creuse (72 %), Dordogne, Haute Vienne, Corrèze, im Cantal, Morbihan, Finistère, in den Landes erhebt sich überall das Verhältnis der in Höfen und Weilern zerstreut Wohnenden zu den im Hauptdorf der Gemeinde Vereinigten auf mehr als 60 %, in der Aube, Marne, Meuse, Seine, Somme schwankt es nur zwischen 12 und 4.

Soziale und politische Einflüsse sind mit zu berücksichtigen. Die intensive Bewirtschaftung hat überall große Dörfer hervorgerufen, die vom Mittelmeer bis zum Mittelrhein besonders mit dem Weinbau gehen. Die größten Dörfer im Alemannenlande sind in dem Kranze der Winzerdörfer am Ostrand der Vogesen zu finden. Extensive Wirtschaft begünstigt dagegen das zerstreute Wohnen. Die Höfe und Weiler sind in Deutschland am

häufigsten, wo die Weiden am ausgedehntesten sind und wo in jungen landreichen Ländern Sicherheit herrscht, beginnt die Siedelung häufig mit dem Hof, besonders wenn sie sich mehr auf Viehzucht als Ackerbau stützt.

Die Gleichheit des ländlichen Besitzes erfährt Störungen auf zwei Seiten und dadurch wird unmittelbar die Verteilung der Wohnstätten bedingt. An einen Hof knüpft sich mehr Besitz als an alle übrigen, er wird zum Herrenhof, er sondert sich von den gewöhnlichen Bauernhöfen ab, vielleicht auch räumlich, indem er sich vor das Dorf verlegt. Je ungleicher die Besitzverteilung, desto stärker diese Sonderung, welche vielleicht am höchsten in England gestiegen ist. Das Dorf ist nun oft nur ein Anhängsel des Herrschaftsgebäudes, eine Arbeiterkolonie oder es verschwindet sogar und seine Flur wird in Park, Pferdeweide oder Jagdgefilde verwandelt. Auf der anderen Seite liegt die Absonderung eines Nebendorfes niedrigerer Leute, am besten vielleicht durch die „Ziganie" siebenbürgischer oder ungarischer Dörfer vertreten, jenes schmutzige Hüttengewirre, das an den Schindanger sich anschließt. An die Sklavenquartiere der Negerdörfer, die oft zu eigenen Dörfern sich erheben, mag hier erinnert sein. Etwas ganz anderes ist die Bildung eines jüngeren Wohnplatzes neben einem älteren, welche einer Knospung verglichen werden kann, er wird vielleicht viel größer und der größere jüngere Ort hängt von dem kleineren älteren ab, von dem er sich losgelöst hat, wie der Markt Reutte, dessen Kirche in dem Weiler Breitenwang steht. Breitenwang und Reutte, beide tragen in ihren Namen die Art der Anlage, jene am Hang, diese im Urwald der Lechniederungen; jenes blieb Dorf, dieses wurde Marktflecken und Verkehrsplatz.

In der Anlage des einzelnen Wohnplatzes macht sich natürlich der Einfluß der Bodengestalt viel unmittelbarer geltend als in der Verteilung der Dörfer. Indem die Spessartdörfer über die Lichtungen hinauswuchsen, auf denen sie entstanden waren, bildeten sich in den Thälern langgestreckte, in den Mulden zusammengedrängte Ortschaften. Die Stätten der ersten Siede-

lungen waren aber Thäler oder Mulden, Bäche oder Quellen. So wiederholen in allen Gebirgen sich diese beiden Formen, die jedoch nur als Grundformen zu gelten haben, denn die Mannigfaltigkeit der Bodengestalt erlaubt in formenreicherem Gelände noch manche Abwandlung. Die dünne Verteilung über ein großenteils unwirtliches Gebiet, wo nicht bloß die Spärlichkeit horizontaler oder nicht allzu geneigter Strecken, sondern auch die Vermeidung der Hochwasser, der Muhren, der Nähe der Gletscher zu sorgsamer Auswahl des Baugrundes zwingen, erteilen besonders in den Hochgebirgen den Siedelungen einen viel individuelleren Charakter und schließen sie enger an bestimmte Bodenformen. Viel von dem, was die Besiedelung Anziehendes in das Landschaftsbild des Gebirges bringt, hängt damit zusammen, vorzüglich die harmonische Ein- und Anpassung menschlicher Wohnstätten an das Gelände. Ferdinand Löwl hat in seinen Siedelungsarten in den Hochalpen [20]) die einzelnen Stellen, welche in den Thälern der Hochalpen bevorzugt werden, auseinandergehalten und kommt für einige Thäler der Ostalpen zu dem Ergebnis, daß die Siedelungen auf den Schuttkegeln, den Thalhängen, den Schutthalden die häufigsten sind, während Thalbecken und Thalböden seltener besetzt erscheinen. Wo Thalterrassen und Rundhöcker in größerer Ausdehnung vorkommen, sind sie reich besiedelt, und Schuttkegel sind stärker besetzt als Halden, weil sie sanfter geneigt sind und breiteren Boden bieten.

Auf dünn bevölkertem weiten Raume können auch Neigungen zur Wahl bestimmter Oertlichkeiten sich leichter geltend machen als wo die Menschen sich drängen. Jagende und fischende Waldnomaden ziehen immer das Gebirge der Ebene vor und überlassen letztere dem Ackerbau. Negritos und Ilongoten in Luzon, Lubu in Sumatra, Veddah in Ceylon, die charakteristisch so genannten Hill Tribes in Indien sind mit den Waldgebirgen ihrer Heimat verwachsen. Aber auch die Batta mit ihrer hochentwickelten Terrassenkultur halten sich an die Thalwände ihrer Berge, während der Dajak mit seiner Leidenschaft

für alle paar Jahre erneute Reispflanzungen sich im Grunde der Thäler hält. Alle Dajakendörfer liegen an Flüssen. In engen Gebieten sind oft die Dorflagen ganz verschieden gewählt. Im Sindang- und Rupitgebiete Centralsumatras liegen die bewohnten Regionen dicht am Fuße des Gebirges oder in den Bergen, dagegen ist am oberen Rawas das Gebirge unbewohnt. Sichtlich gleichen sich aber diese Unterschiede beim Anwachsen der Bevölkerung aus, wie es ganz besonders in Gebieten zu beobachten, welche seit einer Reihe von Jahren unter europäischer Aufsicht sich friedlicher Zustände erfreuen: so wie die Bevölkerung verbreiten sich die Siedelungen gleichmäßiger. Die dichte Bevölkerung tritt mit ihren Siedelungen nun auch näher an die reine Natur heran. Die Küstenorte rücken hart ans Meer, die Flußorte steigen von den Hochufern herab. Neugründungen lichten den Wald und durchziehen Moore und Sümpfe mit Dammwegen. Das Hineinbauen in das Meer oder auf Boden, der dem Meere abgewonnen ist, aber unter dem Meeresniveau liegt, nimmt einen waghalsigen Charakter an. Dabei bewahren die Siedelungen etwas Künstliches in ihrer Lage und Anordnung, da sie nur auf den erhöhten Dämmen sicher liegen, auf denen sie sich in dichten Reihen um die tiefliegenden eingedeichten Wiesen und Felder ziehen. Diese Dämme müssen gleichzeitig die Straßen, möglicherweise auch die Eisenbahnen tragen, so daß auf ihrem schmalen Rücken sich Verkehr und Wohnstätten in merkwürdigem Gegensatz zu den einförmigen und einsamen Flächen rings umher zusammendrängen.

Die Bauweise. Mehr als die Wohn- ist die Bauweise klimatisch bedingt. Der Mensch ist in der kalten und gemäßigten Zone einen großen Teil des Jahres auf Hütte und Haus verwiesen, wogegen in den warmen Ländern nur die Nacht zum Schutze gegen die Ausstrahlungskälte zwingt. Hier sind die Häuser mehr nur kahle Schlupf- und Schlafwinkel als behagliche Wohnstätten. Mehr oder weniger gilt dies auch von den Behausungen des näheren Orients. Das griechische Bauernhaus ist aus Bruchstein oder Lehm, niedrig, fensterarm mehr aufgeschichtet als aufgebaut; es ist mehr Berge der Habe und Unterstand als Heim. Die Lieblingslage des Orientalen, das Kauern am Boden, das Hocken, das Liegen machen

Stühle und Tische entbehrlich. Maltzan fand selbst in Algier den Diwan nur bei den europäisierten Mauren. Auch die hochentwickelte Kunstindustrie der Japaner trägt nur wenig zur Behaglichkeit ihrer kahlen und zugigen Wohnungen bei. Durch Not gezwungen baut der Eskimo mit Steinen oder selbst Schnee ein wärmeres Haus als der Aino im rauhen Jesso. Aber nicht überall macht der klimatische Einfluß sich rein geltend. Der ethnographische Zug, die Anhänglichkeit an die Stammesgewohnheit und -überkommenheit durchkreuzt auch den Einfluß des Klimas. Der Schilluk am oberen Nil baut seine kegelförmige Strohhütte sorgfältig und selbst mit Geschmack, aber Stil und Grundplan sind dieselben wie am Fischfluß und in Liberia. Nordasiaten, Feuerländer, nördliche Indianer, Australier, Buschmänner bauen alle viel sorgloser als das Klima es verlangt und lassen darin den Einfluß der tiefen Kulturstufe, auf welcher sie stehen, besonders deutlich erkennen. Auch die Hütte ist nur für den Tag, wie alles in diesem nie die Kette des nächsten Bedürfnisses abstreifenden Leben. In diesen flüchtigen Bauten, welche bezeichnenderweise besonders den Randgebieten angehören, ist von Stil noch wenig die Rede und es würde jedenfalls verfehlt sein, aus der Bienenkorbform bei Australiern, Buschmännern und Eskimo Schlüsse auf die Verbreitung eines gleichen architektonischen Grundgedankens zu ziehen. Wesentlich kommt vielmehr die Abhängigkeit vom Baumaterial zum Ausdruck, die zurückwirkt auf Lage und Anlage der Dörfer oder Städte. Fassen wir Afrika ins Auge, so tritt uns zuerst eine Teilung des ganzen Kontinents in eine städtelose und eine mit Städten versehene Hälfte entgegen. Die letztere umfaßt den Norden samt jenen Teilen des Inneren, bis zu denen die arabisch-berberische Kultur von Norden oder Osten her vorgedrungen ist. In den städtelosen Teil aber bringt den tiefsten Unterschied der Gegensatz des Graslandes und Waldlandes. Gras als Dachdeckung, aber auch zu festen Bündeln gepackt als wichtigstes Baumaterial ist für jenes bezeichnend, Holz mit Palmblattdächern für dieses. So wie der größte Teil Afrikas Savannenland ist, so überwiegen auch die „Grasmotive“ im Hüttenbau. Bis nach Madagaskar, dessen Hauptstadt Antananarivo aus der Ferne den Eindruck einer alten hochgiebeligen Stadt macht, reicht von den fernen Paumotu her, deren Hütten Wilkes mit umgestürzten Kähnen vergleicht, ein malayisch-polynesischer Plan und Stil des Hausbaues und der Dorfanlage. Rechteckiger Grundriß, hohes, spitzgiebeliges Dach, Pfahlunterbau, sehr häufig Seitenwände auseinanderneigend, Holzgeripp, Wandfüllungen mit Matten, wo das Klima es erlaubt, die Häuser samt den sie umgebenden Gärten und Feldern an Wege hingebaut, die in einzelnen Fällen als Dorfstraße rein gehalten, selbst mit Steinplatten belegt werden. Das Material ist Holz und Rohr, zur Dachdeckung werden Grashalme, Rohr- oder Palmenschäfte verwandt. Der einfache Plan gestattet ähnlich wie bei den westafrikanischen Rechteckbauten Zufügung neuer Räume in beliebiger Ausdehnung. Aber

da der Bau immer nur in die Breite wächst, nicht in die Höhe, vermag selbst der reiche Schmuck, wie ihn malayische Wohnhäuser zeigen, keinen architektonisch bedeutenden Eindruck hervorzubringen. Die japanischen Häuser zeigen in ihrem leichten Aufbau aus Holz und in der Verwendung der Wandeinsätze und verschiebbaren Wände malayisch-polynesische Anklänge. Australien ist durchaus städtelos. Die Hütten der Australier sind überall flüchtige Bauten, bald in Bienenkorbform an die südafrikanischen erinnernd, bald viereckig mit tief herabragendem Dache. Amerika endlich zeigt vorwiegend rechteckige Bauten von oft beträchtlicher Länge, wahre Langhäuser; selten und nur zerstreut kommt südlich von den Wohnsitzen der Hyperboräer die Kreisform des Grundrisses zur Ausprägung. Auch hier fällt das Städtegebiet in den Gürtel der Steinbauten, der von Neumexiko bis Atacama sich auf den Hochebenen und in den Gebirgen des westlichen Amerika erstreckt.

Ueberall wo die leichten, wiewohl nicht selten mit Sorgfalt und Geschmack errichteten Holz-, Rohr- oder Grashütten sich erheben, finden wir nur Dörfer. Die städtelosen Gebiete der Erde sind die Gebiete des flüchtigen Bauens. Etwas Dauerndes wird erst durch Befestigungen hinzugefügt. Daß über größere Gebiete hin Dörfer ohne Wall und Graben zerstreut sind, wie Rüppell es von Kordofan in vortürkischer Zeit hervorhebt, ist selten. So wie der Krieg sind Befestigungen die Regel. Aber in den mächtigen Wällen liegt immer wieder nur das Dorf. Es gibt also in diesen Ländern Festungen, aber keine Städte. Wenn uns Cameron im Küstengebirge von Benguella von 13facher Umwallung eines Dorfes spricht, wenn Wißmann den Festungsgürtel Urambos beschreibt oder Büttikofer die Befestigungen der Dörfer im Hinterlande Liberias schildert, sehen wir deutlich, wie die Schrecken und Aengste des Krieges das ärmliche Tagesleben dieser Menschen überragen und überschatten. Viel Scharfsinn ist auf Wälle aus Erde, Holzpalissaden, Dornhecken (Zulu), Euphorbiendickichte (Madagaskar), Weidengeflechte (Neuseeland), Palissaden aus lebendigen Säulenkaktussen (Mexiko) oder aus der starkbrennenden Urtica grandidentata (Bali), aus Korallenblöcken (Marschall-Archipel) verwandt; und Emin Pascha erzählt von dem Negerdorfe Okella, dessen lebendiger Zaun ein dichter Wald von stellenweise mehr als 9 Kilometer Dicke, durch welchen ein Vordringen zum Dorfe nur auf den gebahnten und bewachten Pfaden möglich ist.

So wie das tropische und subtropische Afrika noch heute keinen Steinbau kennt, so wie derselbe den Nordamerikanern, den Bewohnern der Tiefländer Süd- und Mittelamerikas, den Australiern, Malayen, Polynesiern, den Japanern unbekannt war, ist er auch in Europa vom Mittelmeere her erst durch die südeuropäischen Kulturvölker verbreitet worden. Bei diesen selbst verfolgt man die Spuren alten Holzbaues bis in die Tempel und Paläste. In Deutschland ist er noch immer im Vorrücken. Man gewinnt den Eindruck, daß der Holzbau in deutschen Dörfern ursprüng-

lich weiter verbreitet war und länger entschieden vorwaltete. Seit Jahrhunderten wirken die Behörden ihm entgegen und mit größerem Erfolg die ihm ungünstig gesinnten Feuerversicherungen. In den Alpen, im Schwarzwald, in Oberschwaben sieht jedes Jahr neue Steinhäuser an die Stelle der Holzbauten treten und langsam dringt das Mauerwerk, wo dies nicht der Fall, in den mit Brettern verschalten Blockbau vor, wo es als Umfassung der Wohnräume, z. B. in Algäuer Holzhäusern, beliebt ist. In den holzreichsten Ländern, den Alpen, Skandinavien und Rußland hat die Holzarchitektur die größte Entwickelung erfahren. Steinbauer sind unter den tieferstehenden Völkern nur die Eskimo an holzarmen Küsten und die Polynesier auf pflanzenarmen Koralleneilanden. Steinbau und Holzbau sind zwar in vielfacher Weise vermittelt, in deutschen Landen durch das Fachwerk und die gemischten Häuser mit steinernen Grundmauern, in slavischen durch die Hütten mit Lehmwänden, aber es ging einst eine scharfe Grenze zwischen ihnen durch; denn hinter dem Holzbau von heute und gestern steht das vergängliche Blockhaus des ersten Wohners und Roders im Urwald und die ganze Reihe lockerer Bauten bis zurück zur Grashütte und zum Nomadenzelt. Der Steinbau aber ist der Bau des dauerhaften Wohnens. Im Holzbau liegt ein Rest unsteten Wesens, das vergeht ohne dauernde Spuren zu hinterlassen. Sein Uebergewicht im mittleren und nördlichen Europa erinnert an die Thatsache, daß bis in die geschichtliche Zeit herein der durch die breite Verbindung mit Asien gegebene Nomadismus hier dem Leben der alten Germanen, Kelten und Slaven seinen Stempel aufprägte.

Die Grenze zwischen Ansässigkeit und Nomadismus ist selbst auch in den Wohnplätzen nicht scharf zu ziehen. Es gibt Beduinenstämme, die halb unter Zelten und halb unter den Dächern fester Hütten wohnen und es gibt in Europa, Vorder- und Südasien Völker, die den Winter in den letzteren und den Sommer unter den ersteren verbringen. Das Kapitel „Ruinen“ wird den Gürtel bald entvölkerter, bald wieder besiedelter Dörfer und Städte zeigen, welcher auf der Grenze des Nomadentums sich breit hinzieht. Es macht halb den Eindruck der Ansteckung durch das Wanderleben, wenn wir die Karakaliner den Turkmenen von Achalteke immer mehr Raum geben, ihnen Weiden, Holzschläge, Aecker überlassen und endlich die Stadt selbst räumen sehen, die Heyfelder wie einen Schatten geschildert hat, „ein modernes Pompeji“, von den Wällen und Türmen bis zu den Futtertrögen und Rieselkanälen gut erhalten, aber vollständig leer. Städte und überhaupt größere ständige Ortschaften sind natürlich nur bei solchen Nomaden zu finden, von denen Teile ganz oder halb zur Ansässigkeit übergegangen sind. So besitzen die Kara-Kalpaken den Ort Tschimbai im Oxus-Delta, wo sie freilich nur zeitweilig wohnen, während die ständige Bevölkerung vorwiegend aus Kaufleuten, Priestern, Handwerkern besteht. Die altberühmten Städtenamen des Oxusgebietes sind iranisch, aber

es gibt auch alte türkische Namen für kleinere Orte dieser Region und diese deuten an, daß früher schon Türken mitten in der iranischen Bevölkerung sich angesiedelt hatten. Derartige Benennungen führen indessen möglicherweise zum Teil auf alte Residenzen von Stammeshäuptern zurück, wie wir solchen auch bei den Mongolen bis heute begegnen. Plätze wie Urga oder auch kleinere, wie die Residenz eines Mongolenfürsten am Kurlyk-Noor, von welcher Prschewalsky spricht, sind wenigstens für längere Zeit stabil. Oefters befinden sich in unmittelbarer Nähe derartiger Plätze kleine Festungen, die in Kriegszeiten und bei drohenden Raubzügen als Zufluchtsstätten dienen, einfache Umschließungen mit Wall und Graben, keine dauernden Wohnplätze. Der Sommernomadismus, welcher die bessere Jahreszeit mit den Herden günstiger gelegenen Weiden aufsucht, hat in Europa und Westasien sich in den Gebirgen erhalten, bereits auf der Balkanhalbinsel erfaßt er größere Teile der Bevölkerung und Sommer- und Winterdörfer, jene nicht viel weniger fest gebaut als diese, geben ihm Ausdruck.

Die Physiognomie der Siedelungen. Die Dörfer gleichen in jeder Landschaft einander in Größe und Form viel mehr als die Städte, da ihre Aufgabe eine viel einfachere, weniger Abwandlungen zulassende ist. Sie bestehen aus den Ansammlungen der Häuser oder Hütten derjenigen, welche das umliegende Land bebauen und dazu kommen die dem beschränkten Handel und Verkehre dienenden Bauten. Alles hält sich unterhalb eines gewissen Niveaus, strebt in die Breite und gestattet den landwirtschaftlichen Zwecken breite Entfaltung mitten unter den menschlichen Wohnstätten. Wiesen und Gärten schieben sich zwischen die Häuser, welche von Ställen, Scheunen und hochragenden Misthäufen gleichsam eingeengt sind. Das Individuelle kommt nur dort zur Geltung, wo diese irdischen Zwecke nicht hindringen: an der Kirche, die aus diesen an den Erdboden gebundenen Werken hoch hervorragt und oft das einzige alte, geschichtlich geweihte und ehrwürdige Bauwerk des Dorfes darstellt. Dennoch trägt das deutsche Dorf, wenn auch in den einzelnen Landschaften durch Stammesmerkmale ausgezeichnet, ein bestimmtes Gepräge. Deutschland kennt nicht die trotz dünner Bevölkerung großen volkreichen Dörfer der Steppen Ungarns oder Kleinrußlands, welche im quellenarmen Lande 3—4 deutsche Meilen von ihren

Aeckern entfernt liegen, so daß in der Zeit des Anbaues und der Ernte die Bewohner Zeltlager näher bei der Arbeitsstätte beziehen. Die aneinandergereihten Farmen einer nordamerikanischen Township, durch die Zäune (fences) aus rohen Holzscheiten getrennt, oder die durch noch ursprüngliche Waldstrecken getrennten Farmen jüngster Anlage des „Far West" kennen wir ebensowenig. Nur wo sie um Kirche, Gerichtshaus, Shop und Schenke sich gruppieren, nähern sie sich dem Dorf, das aber im alten Lande stets etwas Städtischeres, Festeres, Historischeres hat, wie denn Mauern und Türme in manchen Gegenden, z. B. Deutsch-Siebenbürgens, dem Wesen des Dorfes durchaus nicht fremd sind. Sie erinnern hier an das geschichtliche Alter bescheidener Dörfer, deren Mauern noch zur Zeit der Mongoleneinfälle erbaut wurden. Von anderen, von inneren Kriegen, erzählen die Kastelldörfer und -höfe des Peloponnes und Korsikas. Bis zur Befestigung der einzelnen Häuser und Höfe steigert sich das Mißtrauen und die Furcht und zerreißt so den inneren Zusammenhang der Städte und Dörfer. Ganze Städte zu befestigen ist dort unmöglich, wo jedes Haus eine Burg, wo bürgerliche und Familienfehden die Inwohner Einer Stadt entzweien. Die Stadtmauern baut ein höherer Wille auf. Es gibt keinen deutlicheren Ausdruck eines kampfreichen Lebens als die befestigten Höfe mit ihren massiven Verteidigungstürmen, in welchen die Swanen Swanetiens im westlichen Kaukasus wohnen. Auch in den Wüsten zeigt die Befestigung jedes Oasendorfes das Unruhige, Kampfreiche des Nomadenlebens an. Wahre Festungen sind sogar die Klöster im Natronthal der Libyschen Wüste. In drei Etagen hohen Ringmauern liegt ein Gewirr von Zellen, Gängen und Kapellen, das einem ganzen arabischen Stadtviertel zu vergleichen ist. In dem Triebe zu befestigen liegt das einzige Moment, welches den zerstreuten und kleinen Siedelungen einen den Städten annähernden Charakter, wenn nicht des Monumentalen, so doch des Dauerhaften aufprägt. Die Ringwälle sind das Einzige, was von altgermanischen, altslavischen, altkel-

tischen Wohnstätten auf deutschem Boden sich bis zur Gegenwart erhalten hat.

Die Unterschiede der Höfe sind ebenso groß wie diejenigen der Dörfer. Zum Teil wurzeln sie unmittelbar in Lage- und Raumverhältnissen. Der deutsche Bauernhof verhält sich zum norwegischen wie die Stadt zum Dorf. Letzterem fehlt die trauliche Beziehung auf eine Einheit, das Feste und Zusammenhängende. Diese Zusammenwürfelung von kleinen Blockhütten mit grünen Rasendächern, die über das grüne Moos und Gras hin regellos zerstreut sind, deutet die vielfache, zersplitterte Arbeit des auf sich selbst gestellten, den Schreiner, Schlosser und Schmied ersetzenden Nordmannes an und zeigt gleichzeitig die Fülle von Raum, in welcher kärgliches Leben hier sich in armer Natur heimisch zu machen sucht. Der in Stockwerken am schrägen Berghang sich hinaufbauende alemannische oder bayerische Bauernhof ist ein anderer als der westfälische, der seinen breiten, regelmäßigen Bau in eine weite Ebene legt. Das mehr und mehr dahinschwindende Blockhaus des neuengländischen oder deutschen Hinterwäldlers ist ein anderer Bau als der aus Luftziegeln erbaute „Rancho“, der auf der spanischen Westseite Nordamerikas den Keim größerer Siedelungen bildet. Im Einzelnen des Aufbaues, der Einteilung und des Schmuckes sind auch innerhalb ähnlicher Dorfanlagen, das niedersächsische, das alemannische, das fränkische Haus wohl auseinanderzuhalten. Das slavische ist fast überall schlechter in der Bauart und kleiner, in Polen vielfach bloß noch Lehmhütte, aber seine Anlage in Parallelreihen längs der Straße oder im Kreis um Kirche und Markt sondert das slavische Dorf schärfer vom deutschen, da im Hausbau deutsches Muster vielfach von den angrenzenden Slaven nachgeahmt wurde. Die hölzerne Eintrittshalle, welche zur Thüre des südslavischen und teilweise auch des magyarischen Hauses führt, ist ein ebenso eigentümliches Motiv wie die holzgeschnitzten Galerien des alemannisch-bayerischen Hauses. Als Zeugnisse einer Entfaltung, die nach außen gewendet ist, stehen aber beide

den schmucklosen, weiß getünchten Steinwänden des französischen, des walachischen Hauses gegenüber.

Verarmende Völker bauen schlechter, kleiner, schmuckloser. Was in Deutschland vor und nach den Verwüstungen des 30jährigen, in Deutschland besonders auch des Orleansschen Krieges gebaut ist, ist durch eine Kluft getrennt. Selbst die Bauernhäuser aus jener Zeit zeigen in Formen- und Farbentrieb Behagen an der Heimstätte. während seitdem die nüchternste, wie ein schwäbischer Beobachter sich ausdrückt „hungrigste“ Form- und Farblosigkeit sich auf alle Privatarchitektur gesenkt hat! Das Kapitel Ruinen wird über dieses Herabsteigen in der Stufenreihe der Wohnungen näheren Aufschluß geben. Auch in demselben Volke finden wir die Häuser der ärmeren Gegenden einfacher und kleiner als die der wohlhabenderen. Auf der kleinen Fläche der Alb zeigt sich ein großer Unterschied zwischen den ärmlichen, einstöckigen Häusern des westlichen Teiles, die mehr als sonst im Lande Brauch noch mit Stroh gedeckt sind, und den stattlicheren Behausungen nach der Donau zu, auf der Ulmer Alb.

Städtephysiognomien. Der äußere Eindruck der Städteanlage und des Städtebaues gehört zur Physiognomie eines Landes. Es gibt eine Physiognomie der Städte, in welcher wichtige Charakterzüge des Volkes zum Ausdruck gelangen und deren Verwandtschaften mit Nutzen verfolgt werden können. Gregorovius spricht in seiner Geschichte von Athen den historischen Städten die Bedeutung „wesenhafter Porträts der Völker, die sie geschaffen haben“ zu. Die deutsche Stadt mit ihren steinernen Häusern und Mauern, Kirchen, Türmen und Rathaus ist ein ganz anderes Ding als die magyarische Bevölkerungsansammlung, welche Stadt genannt wird. Bei den Magyaren ist das Zusammenwohnen in großen Städten eine Nationaleigentümlichkeit; die 5 Heiduckenstädte, die 22 Städte in Jazygien und Cumanien (Felegyhaza 24000, Jasz Bereny 21000) übertreffen weit die Städte der Siebenbürger Sachsen und der Zips und im magyarischen Kernland zwischen Do-

nau und Theiß wohnen 49 % in Städten. Aber diese Städte sind mehr im statistischen als im geographischen und geschichtlichen Sinne Städte zu nennen. Aehnlich verhält es sich mit den polnischen. Im alten Polen gab es nur 5 gemauerte Städte (Krakau, Danzig, Warschau, Lemberg, Thorn) und 5 Städte mit steinernen Palästen und hölzernen Häuschen (Posen, Lublin, Grodno, Wilna, Kowno); die übrigen „Städte" waren Dörfer. Die spanischen Städte mit ihren maurischen, einwärts gekehrten Häusern, die englische Stadt mit ihren kleinen fabrikmäßig gleichen Häuschen, den Wohnungen der Einzelfamilien, die nordamerikanische Veredelung dieser Anlagen im Einzelnen in den Brownstonefronts Bostons und den Marmorstraßen Philadelphias, ihre Entnüchterung im Ganzen durch die Schachbrettanlage, die deutsche Mietskasernenstadt in der philiströs-gemütlichen Form Alt-Karlsruhes oder -Stuttgarts und in der prahlerischen der neuen Großstädte: jede spricht ein Stück vom Leben ihres Volkes aus. Zugleich erinnern manche Züge an geschichtliche Beziehungen, deren Erinnerung oft nur in diesen Versteinerungen noch erhalten ist. Die Anklänge an die Lübecker Marienkirche reichen in den alten Hansestädten weit nach Osten und binnenwärts. So macht unmittelbare Nachahmung die Städte eines Kulturkreises einander ähnlich. Die Straßen von Enkhuizen oder Hoorn zeigen auffallende Aehnlichkeiten mit den flandrischen Ansiedelungen im östlichen England, z. B. von Harwich. So tragen Algeriens modernisierte Hafenstädte die Erinnerung an Marseille, doch mit Ausnahme von Oran, dessen wiederholte Besetzung durch die Spanier eine nicht geringe Aehnlichkeit mit Cartagena herausgebildet hat. Aegyptens Städte, welche in den letzten Jahrzehnten erneuert wurden, selbst Berber, zeigen in luftigen Straßen, die ein Gewirr orientalisch enger, schmutziger Gassen einschließen, den europäischen Einfluß. Die Europäerquartiere in Indien sind ganz englisch und gleichen einander genau, hauptsächlich weil alles Indische aus ihnen verbannt ist.

Die Städte der wärmeren Länder suchen in dicken Mauern und engen Straßen Schatten und Kühlung, wäh-

rend unter dem trüben Himmel der gemäßigten Zone sie dem Lichte sich zuwenden. Der Trieb nach Westen, der seit der Entdeckung der Neuen Welt eine mächtige Bewegung in der Alten, vorzüglich in Europa, hervorbrachte, und in der Besiedelungsgeschichte der Nordhälfte dieser Neuen Welt sich wiederum kräftig bis heute äußert, ist auch in der Anlage unserer Städte zu erkennen, deren schönste, gesuchteste Teile nach Westen oder Südwesten gelegen sind. Auch die Schlösser der Herrscher, die öffentlichen Gärten und Parke liegen gerne nach dieser Seite und prägen unseren Städten eine besondere geographische Gruppierung auf. London, Paris, Berlin, Wien, Petersburg, Hamburg, Kopenhagen, Prag, Leipzig, Frankfurt sind in dieser Beziehung ganz gleich. Wo das Entgegengesetzte sich zeigt, wie in Kopenhagen, Dresden, Brüssel, sind bestimmte örtliche Verhältnisse daran schuld[21]).

Die Kolonialstädte haben gemeinsame Züge in der bewußt regelmäßigen und breiten Anlage. Alle neueren nordamerikanischen und australischen Städte sind weiter angelegt als das heutige und das nächste Bedürfnis will. Man baut sie für 50000, wenn erst 1000 Einwohner sich sammeln[22]). Und doch zeigt sich selbst darin ein Altersunterschied. Sydney ist kaum 100 Jahre alt und Melbourne kaum 50 (jenes 1788, dieses 1837 gegründet) und doch trägt jenes die Spuren des höheren Alters: es ist mehr die englische, dieses mehr die amerikanische Stadt. In jungen rasch aufstrebenden Städten wird großartig, oft prächtig, aber flüchtig gebaut. Man läßt sich nicht die Zeit, gründlich zu sein, gerade wie in anderen Dingen. Geringe Dauerbarkeit wird den amerikanischen Häusern von den Architekten allgemein vorgeworfen. Braunstein gilt für ein sehr unsolides Material, dem grauen Granit wirft man vor, daß er im Feuer springe, die Fundamente sollen oft ungleich, unter der Front stärker als unter dem Hintergebäude gelegt, und dafür die Rückwand oft um ein paar Zoll erhöht sein, damit sie sich ungestört setzen könne. Für die Dauer eines Braunsteinhauses setzt man 40—50 Jahre an. Dazu kommt die große Zahl der Feuersbrünste, deren Schaden

1870 allein in New York 30 Millionen Dollars betrug. Alles was dazu dient, um rasch bauen zu können, wird in Nordamerika mit Vorliebe angewandt. Am echtesten amerikanisch ist der „stringy“ (strickartige) Stil der Eisenkonstruktionen. Die Spanier haben ihre neuen Städte in Amerika alle sehr regelmäßig angelegt, aber sie haben doch nicht gewagt, den Schachbrettstil so konsequent durchzuführen wie ihre nördlichen Nachbarn, die Nordamerikaner. In New York, Chicago, Philadelphia, selbst in dem langweiligen Washington, das den zweifelhaften Ehrennamen der „Stadt der großartigen Entfernungen“ führt, sieht man in der Breite der Straßen und ihrer Unterbrechung durch die wohlthätigen Ruhepunkte der grünen Viereckplätze, der Squares, sofort den Zweck der großen Regelmäßigkeit der Anlage ein: die Luftigkeit, die Lichtfülle, die Gesundheit. Aber in Havana hat man nur die Langweile von diesem System, denn die Straßen sind zwar gerad, aber sehr schmal, fast ohne Fußsteig und elend gepflastert. Dabei möglichst wenig Grünes zwischen den finsteren Häuserfronten. In neueren boulevardartigen Straßen von Havana gibt es mehr Licht und Luft und sogar ein paar Palmenalleen, aber ihnen fehlt ebenso wie den Paseos oder Spazierplätzen das rechte, großstädtische Leben. Den amerikanischen Städten fehlt fast durchaus das historisch Bedeutsame, das Sehenswürdige im höheren Sinn, welches Erzeugnis einer langen und großen Geschichte ist. In ganz Nordamerika hat nur Boston mehreres davon aufzuweisen. Selbst Mexiko bewahrt nur ein paar Raritäten von Tenochtitlan, aus dessen Ruinen es emporstieg. In der eigenartigen Gruppe von großen Städten an der Westküste Südamerikas kommt der durch Erdbeben bedingte Mangel hoher Bauten und der unfeste Charakter der Wohnstätten der niederen Klasse zu diesem Fehlen des Geschichtlich-Monumentalen hinzu. Pöppig widmet den daraus sich ergebenden Städtephysiognomien einige der anziehendsten Seiten seiner Reisebeschreibung[23]). Es gibt auch Züge in diesen Städtephysiognomien, welche tiefer eingegraben sind. Es gibt Städte mit mehr geistigem Ausdruck, der liebenswürdig

sein kann, wie in Cambridge bei Boston, es gibt andere, die nur im höchsten Grade zweckmäßig angelegt sind, wie so viele Städte des platten, einförmigen Westens.

So wie eine hohe Blüte materieller Kultur unabhängig ist von den höchsten geistigen Motiven der Kultur, so kann auch der Städtereichtum Chinas, Hinterindiens oder der islamitischen Länder alle wirtschaftlichen und politischen Motive der Städtegründung ohne die geistigen in voller Thätigkeit erkennen zu lassen. Zugleich aber zeigt ein Blick über die Tausende chinesischer, japanischer, indischer, persischer, maurischer Städte den Unterschied im Aufragen in die reineren Sphären geistiger Beziehungen. Rein praktisch angesehen, sind alle Städte chinesischen Ursprunges oder Musters, auch in Hinterindien und Japan, durch die zähe Festhaltung der quadratischen oder rechteckigen Anlage unzweckmäßig. Der Kreis ist die ideal fast notwendige Umrißform einer Stadt. Der Baustoff dieser Städte ist großenteils Holz, die Bauweise hat etwas Unfestes, die Gleichart der immer wiederkehrenden Formen und Größen etwas Hordenhaftes.

Das Mannigfaltige ersetzt im japanischen Städtebild, welches malerischer als das chinesische, das Monumentale. In der Vogelschau von Tokio zeigt uns selbst Miss Isabella Birds plastische Beschreibung immer nur einzelne Teile: verstreute dichtgebaute Massen grauer Häuser, zahlreiche waldartige Baumpartien, Gruppen von kleinen Tempeln mit geschweiften Dächern, dann wieder zwischen Gärten sich hinziehend eine Reihe ehemaliger Landhäuser, die jetzt inmitten der Stadt liegen; die Anhöhe, auf der das von hohen Tannen und Cryptomerien überragte gewaltige Mauerwerk der Burg steht; ausgedehnte Gartenanlagen mit Theehäusern darinnen; die großen Tempel von Schiba, Asakusa und Ujeno; einzelne Blicke von Kanälen und breiten Gräben mit steilen Böschungen, europäische Gebäude, die durch ihre Farbe und ihre vielfenstrigen Fronten das Auge auf sich ziehen. „Das Einzige, was dem Beschauer in diesem Bilde imponieren kann, das sind eben die ungeheuren Entfernungen zwischen den einzelnen Punkten und das dichte Menschengewimmel in einigen Stadtteilen."

Eine andere Breite der Anlage tritt uns in den Städten des näheren und ferneren Orients entgegen, auch Ostasiens; sie beruht auf der Zufälligkeit der Entstehung und auf der Nichtachtung der Zeitverluste. Sie ist ebenso ein Ausdruck der Unzweckmäßig-

keit wie die Thatsache, daß die orientalischen Städte nur ein Netz der Hauptstraßen haben, während die große Mehrzahl der Nebenstraßen Sackgassen sind, die bis zu einer gewissen Tiefe bis in die Quartiere hineinführen. Städte wie Babylon und Niniveh waren kleine Staaten, besonders wenn man sie mit dem Maßstabe des Altertumes mißt. Das Areal alter Städte stand überhaupt außer Verhältnis zu Volkszahl und Verkehr des Landes; sie sind gleichsam selbständige kleine Staaten im Staat, sogar selbst sich erhaltend durch Ackerbau in ihren Mauern. Teheran, verhältnismäßig eng angelegt (Fig. 17), zählte bis zur Erweiterung in den letzten Jahren auf 83750 Quadratmeter eine geschätzte Bevölkerung von 100000 Einwohnen[24]). Noch heute gibt die große Ausdehnung des umwallten Raumes den Städten des ferneren Orientes und des mohammedanischen Afrika oft den Charakter befestigter Lager. Die ummauerten Städte Mittelasiens umschließen in ihren Lehmwällen viel größere Räume als für die Stadt allein notwendig sind. In Buchara, Chiwa u. a. nehmen weit mehr als die Hälfte der Bodenfläche Acker- und Gartenland, öde Plätze, Teiche und Sümpfe, Haine von Ulmen und Pappeln, ausgedehnte Kirchhöfe ein. Der Umfang der Mauer von Chiwa beträgt 6 Werst, die Stadt nimmt innerhalb derselben nur etwas über 2 Quadratwerst ein[25]). Man rechnet bei diesen Anlagen mit der Notwendigkeit der selbständigen inneren Erhaltung bei Belagerungen: so bedecken die Städte des Sudan immer größeren Raum als nötig ist. Die ostturkestanischen Städte, auch wenn Tausende von Häusern zählend, machen mit ihren freien Plätzen, ihren Lehmwällen, bei dem absoluten Mangel aller Türme — denn die Moscheen sind hier ohne Minarets — einen wahrhaft dörflichen Eindruck. Und von den älteren indischen Städten wird versichert, daß sie oft nichts als Gruppen von Dörfern seien, die „in der Stadt" ihre Herden zur gemeinsamen Weide treiben. Calcutta sogar soll aus einer derartigen Gruppe entstanden sein[26]).

In der Anlage der Städte des Sudans und deren Bau liegt bei aller Breite der Ausdehnung mehr Afri-

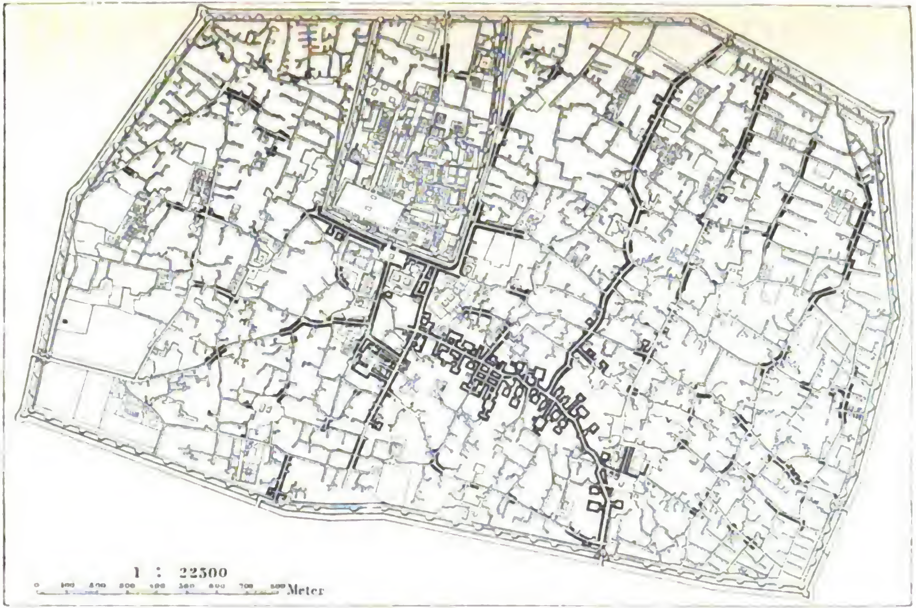


Fig. 17. Plan von Teheran.

kanisches als Arabisch-Maurisches. Das Monumentale fehlt so ganz, daß bei der Annäherung auf dem vielbeschrittenen Wege von Norden her wohl Baumkronen den Hain der schattenspendenden Bäume andeuten, unter welchen die Lehmhäuser Kukas sich hinziehen, von Türmen oder Palästen aber nichts zu sehen ist. Die grauen Lehmmauern der beiden Kuka, desjenigen des Königs und der gemeinen Stadt, zwischen welchen ein breiter, großenteils leerer Raum klafft, sind kaum von dem Boden zu unterscheiden. Ueber alle Beschreibung tot und monoton nennt Nachtigal den Eindruck Kukas aus der Entfernung. Abesche, Wadaïs 10—15000 Einwohner zählende Hauptstadt, bietet sich in breitem Thale auf sanfter Anhöhe dem Blick in gefälligerer Gestalt, aber seine innere Anlage ist höchst regellos; dieselbe entspricht der Entstehung des Ganzen durch Anlagerung eines Gehöftes nach dem anderen um die Königswohnung. Weder Kuka noch Abesche haben ein eigentliches Straßennetz, sondern es gibt nur Fußwege, die krumm und winkelig zwischen den Hütten durchführen und höchstens eine vielgewundene Straße, die zum Haus des Königs führt, vor welchem ein weiter freier Platz sich aufthut.

Nicht jedes Volk, nicht jede geschichtliche Altersstufe ist gleich geschickt in der Ausnutzung der natürlichen Vorteile der Städteanlagen. Wo die alten Griechen in der Höhe über den Flußläufen, oder rund um die Ebenen auf den Bergvorsprüngen, jene gleichsam einfassend, in geschützter und gesunder Lage ihre Städte bauten und gleichzeitig das fruchtbare Land der Ebene dem Ackerbau einer dichten Bevölkerung vorbehielten, steigen die Neueren ohne Sinn und Verstand in die eingeschlossene Hitze und Fieberluft tiefgelegener Strecken hinab, verschwenden den Ackerboden, indem sie ihre elenden Siedelungen auf demselben erbauen, auf welche die Trümmer besserer Zeiten stolz von ihren lichteren, luftigeren Höhen herabschauen. Im allgemeinen, meint Gustav Hirschfeld, seien „neben den klaren, scharfen, man kann sagen packenden Ortslagen des Altertums die Züge der griechischen Welt durch die heutige Besiedelung vielfach stumpf, schwächlich, nichtssagend, die edle einfache frühere Physiognomie entstellt, mindestens unklar geworden“ [27]), viele Ansiedelungen seien aus „Treffpunkten“ in willkürliche, unbezeichnende Lagen verschoben.

Städtische und ländliche Siedelungen. Der Begriff Stadt wird je nach den verschiedenen Kultur- und Wirt-

schaftsverhältnissen sehr verschieden aufgefaßt. Wenn wir von einer größeren konzentrierten oder verdichteten Anhäufung von menschlichen Wohnstätten sprechen, welche ihre Nahrung nicht zumeist unmittelbar aus dem umgebenden Boden durch landwirtschaftliche Thätigkeit gewinnt, sondern teilweise auch auf Verkehr, Handel, Industrie, auf Beamte und Garnison angewiesen ist, so bezeichnen wir wesentliche Eigenschaften vieler Städte, ohne indessen den Gegenstand zu erschöpfen. Von vielen Städten ist unzweifelhaft richtig, was Kohl sagt, daß sie meistens auch als Städte geboren werden, also ihre Legitimation gleichsam im Taufschein besitzen, nur greift er zu weit aus, wenn er dann gleich hinzusetzt: in der Regel sei kein Uebergang vom Dorf zur Stadt zu finden, weil die Städte ganz andere Bedürfnisse haben, und ganz andere Situationen suchen[28]). Die Geschichte lehrt das Gegenteil. Doch gibt es allerdings Städte, die vom ersten Anfang an Anhäufungen von Wohnplätzen für einen städtischen Zweck gewesen, dafür angelegt worden sind, wie Gibraltar an seinem Felsen, Wilhelmshaven in sumpfigem Küstenstrich, wie planvoll angelegte und von Anfang künstlich herangepflegte Haupt- oder Residenzstädte: St. Petersburg, Washington oder Karlsruhe, Kolonialstädte wie Singapur oder Hongkong. Dahin gehören auch Städte, die in völlig unfruchtbarer Gegend bloß das Bedürfnis der Industrie, besonders des Bergbaues hervorgerufen hat, Badestädte u. dgl. Sogar Städte, die aus kleinem Keim sich entwickeln, lassen in diesem Keim ihre künftige Bestimmung ahnen, wie New York, das zuerst eine Faktorei der Niederländer für Pelzhandel, dann als Nieuw Amsterdam ein Dorf, aber ein Handelsdorf war und ein Städtchen wurde, um endlich mit unwiderstehlicher Gewalt sich zu einer der großartigsten Ansammlungen von „Faktoreien", zu einer Welthandelsstadt zu entwickeln.

Aber die Mehrzahl der Städte ist keineswegs in diese Kategorie der planvoll angelegten oder zu Städten und als Städte geborenen zu rechnen. Die meisten Städte sind aus Dörfern hervorgegangen, denen im Laufe der

Jahrhunderte eine Bedeutung zufiel oder beigelegt wurde, welche sie an Volkszahl oder allgemeiner Wichtigkeit wachsen ließ. Das Bevölkerungswachstum vollzieht sich in der Regel viel mehr durch Vergrößerung der bestehenden Wohnplätze als durch Neuschaffung. Gehen wir in die Vergangenheit irgend einer zivilisierten Bevölkerung zurück, so finden wir großenteils dieselben Wohnplätze wie heute, aber sie sind, Schwankungen abgerechnet, wie sie in Deutschland der Dreißigjährige Krieg bewirkte, in der Regel um so kleiner, je tiefer unser Weg in die Vorzeit hineinführt. Sie sind gewachsen, verschmolzen und wo kein Boden zu allseitiger Ausbreitung sich fand, nahmen sie so seltsame Formen an wie jene 30 Kilometer lange Kette von Dörfern und einzelnen Wohnstätten, die „Lange Gasse“ vom Probsthainer Spitzberg bis Hainau, die zwar in der Verwaltung getrennt, topographisch aber und wirtschaftlich eins sind, und sicherlich zu einer Stadt zusammengeschmolzen wären, wenn sie nicht durch die beschränkende, einengende Bodengestalt abgehalten worden wären. Bei zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung streben immer mehr Wohnsitze bei der notwendigen wirtschaftlichen Arbeitsteilung größer als die in demselben Gebiete mit ihnen liegenden zu werden, während eine Mannigfaltigkeit von Abstufungen sich entwickelt, denen teilweise natürliche Ursachen zu Grunde liegen, die aber großenteils auf Unterschiede politischer und wirtschaftlicher Natur zurückführen. Wenn aber nur die Zunahme der Bevölkerungsdichtigkeit wäre ohne inneren Fortschritt im Verkehr und Handel, ohne gesteigerte Beweglichkeit der Menschen, ohne zunehmende Teilung der wirtschaftlichen Arbeit, so würden doch nur große Dörfer, aber keine Städte entstehen. Denn Städte setzen zur Entstehung oder mindestens zur Erhaltung zunächst wirtschaftliche Sondereigenschaften, die innerhalb ihrer Mauern sich konzentrieren, voraus. Man findet wohl Siedelungen, welche das Aeußere der Städte nachahmen, wo dichte Menschenmengen sich auf beschränktem Raume zusammendrängen. Sie können den Städten nahekommen, er-

mangeln aber ihrer Kulturmerkmale und meist auch ihrer Dauer. Einen Unterschied zwischen Dorf und Stadt gibt es im Inneren von Morea nicht. Die größeren Orte, die man als Städte noch bezeichnen könnte, sind nichts anderes als große Dörfer. Der Verkehr geht an den Küsten hin und dort sind alte und neue Städte zu finden. Mit Unrecht sprechen die Afrikareisenden von einer Stadt nach der anderen und hat sogar, allerdings von ferne beobachtend, Cooley zu den Merkmalen höherer Zivilisation bei den Betschuanen gerechnet, daß sie große Städte und trefflich gebaute Häuser bewohnen [29]). In Wirklichkeit ist die größte Stadt eines Negerstaates gerade so angelegt und gebaut wie die kleinste; höchstens das Häuptlingshaus oder die Palaverhalle ragt hervor. Gerade der Verkehr, der bei uns Städte schafft, ist vor die Stadt hinaus und vielleicht sogar in einen sonst unbewohnten, neutralen Grenzstreif zwischen zwei Ländern verlegt. Der Verkehr bewährt hier noch nicht seine städtezeugende Kraft, die in stabileren Verhältnissen die größten Weltstädte hauptsächlich sein Werk sein läßt. Wo die Karawanen auf Saumpfaden gehen und auf Lianenbrücken oder umgefallenen Bäumen die Flüsse überschreiten, da gibt es keine Städte. Diese hängen eng mit jener höheren Entwickelung des Verkehres zusammen, welche Straßen und Brücken baut. Jene Plätze stellen einige Stunden lang ein Gewühl von Menschen, Tieren und Waren dar, bis gegen die Mittagszeit die zahlreichen Tauschgeschäfte geschlossen sind und unter der hochstehenden Sonne der Platz wieder still und menschenleer daliegt. So flottieren aber auch die Bevölkerungen größerer Handelsorte. Dobbo im Aru-Archipel, von dessen Handelstreiben A. R. Wallace eine so lebendige Schilderung entworfen [30]), sieht seine Chinesen, Bugis, Ceramesen und javanischen Mischlinge, welche vier hier die Haupthändler sind, mit dem Ostmonsun verschwinden. Bisher war jedes Haus ein Stapelplatz, nun veröden Häuser und Gassen. Bender-Meraya, der Hauptort der Medschertin-Somali hat in der toten Zeit in 200 Häusern 6—700 Einwohner, die sich in der Handelszeit verdoppeln, wenn die mit Gummi

u. a. Produkten beladenen Kylas aus dem Inneren und die arabischen Händler von der jenseitigen Küste hier zusammentreffen.

Das Afrika der Neger, das Amerika der unstäten Indianer, Australien, Nordasien, Polynesien hatten große und kleine Dörfer, Dörfer von politischer oder wirtschaftlicher Bedeutung, aber keine Städte. Die nicht unbedeutenden Unterschiede der Wohnweise bewegen sich nur im Rahmen der Dorfschaft. Die Wohnweise der unterworfenen Jägerstämme der Watwa oder Akka ist niedriger, flüchtiger als diejenige ihrer Herren, der Monbuttu oder Manyema, ebenso sticht die der rinderhütenden Wahuma von der festeren, größeren der ackerbauenden Waganda, die mit jenen im gleichen Staate leben, beträchtlich ab; aber es sind hüben und drüben immer nur Dörfer zu sehen. Wachsen diese Dörfer an, so gehen sie in die Breite, verschmelzen mit Nachbardörfern, aber sie erlangen nicht das Städtische, das auf einer Zuteilung ganz besonderer wirtschaftlicher Funktionen, auf Zusammendrängung, Dauer, Geschichte beruht und vor allem den Verkehr voraussetzt.

Das Wachstum der Städte. Ueberall sind die größeren freiwilligen Ansammlungen von Menschen, welche zur Bildung von Städten führen, eine Folge der Zusammendrängungstendenz des Verkehres, des Handels und der mit beiden zusammenhängenden Industrie. Der Ackerbau bedarf im Gegensatze zu diesen der weiten Räume und zerstreut sich viel lieber. Hat daher der Aufschwung jener Thätigkeiten überall und besonders auch in Deutschland ein ungemein rasches Wachstum der Städte hervorgebracht, welches die soziale Physiognomie der Völker auf das tiefste beeinflußte, so hat er zugleich eine Schwächung der ländlichen Bevölkerung zur Folge gehabt, welche im entgegengesetzten Sinne ebenso folgenreich war und ist. Es wächst unter dem Einfluß der Industrie überhaupt die Bevölkerung rascher an und dazu kommt dann der Zuzug von außen. Schon in den Dörfern, in welchen Industrie heimisch ist, wächst durch die

größere Zahl der Geburten die Bevölkerung durchschnittlich um die Hälfte rascher und vergrößert sie zu stadtähnlichen Orten. Nun kommt aber der starke, manchmal wie eine Woge mächtig herandrängende Zuzug, welcher aus unseren Städten Karawanserais gemacht hat, in welchen viel mehr Fremde als Einheimische Aufenthalt finden. 1875 waren von den 127387 Bewohnern der Stadt Leipzig nur 36,4 % in Leipzig selbst geboren. Der

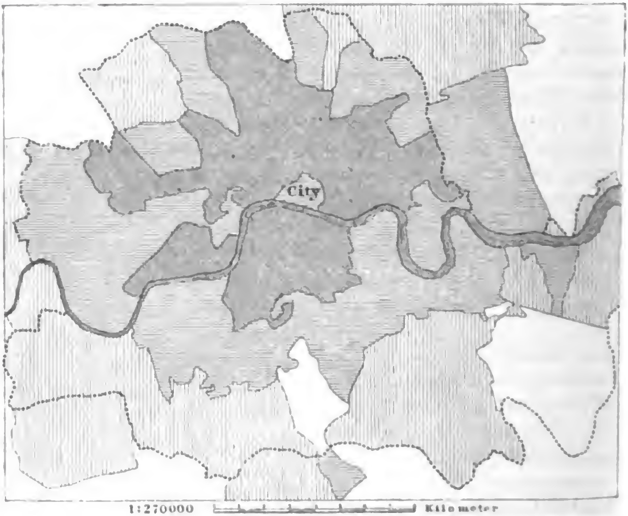


Fig. 18. Dichtigkeit der Bevölkerung von London 1881. Die Schraffuren bezeichnen die von aussen nach innen zunehmenden Dichtigkeiten bis zu 10, von 11—80 und von 81—320 auf dem Acre. Die City gehört der mittleren Stufe an.

Rest stammte zu 65 % aus Sachsen, 23 % aus Preußen, 9 % aus dem übrigen Deutschland. Aus der Vergleichung der Zählungsergebnisse von 1864, 67, 71 und 75 in Leipzig, Halle, Weißenfels und dem diese Städte umgebenden Lande hat damals Otto Delitzsch folgende Schlüsse auf die Beziehungen zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung gezogen: Die Bevölkerung drängt

sich nach den großen Städten zusammen und am meisten nach den volkreichsten, in welchen die Vororte wieder am raschesten wachsen, ebenso wie die Vorstädte rascher wachsen als ihre Städte. Umgekehrt verliert das flache Land an Bevölkerung jenseits eines Kreises, der in wechselnder Entfernung um die Stadt sich herzieht. Für alle Gebiete, welche sich in wirtschaftlichem Fortschritte befinden, haben diese Regeln Geltung.

Württemberg, in so vielen anderen Beziehungen von Sachsen verschieden, bietet das gleiche Bild. Stuttgart und Cannstatt wuchsen in den zwei Jahrzehnten 1861—80 um 91 und 118 %, nämlich von 69000 auf 134000, noch stärker einige Vororte, wie Gaisburg um 151 %; zugleich aber sank in sechs von den ländlichen Oberämtern des Neckarkreises die Bevölkerung von 1849 bis 1880 von 161000 auf 157881. In derselben Zeit, in welcher die Orte über 5000 sich um 137000 vermehrten, wuchs die ganze übrige Bevölkerung um 110000. Die Bevölkerungszunahme von 30585 (1,9%), welche Baden von 1880—85 erfuhr, fällt vorwiegend auf Rechnung der größeren Städte, dann der gewerbreichen Bezirke; fast alle Bezirke ohne gewerbliche Bedeutung haben abgenommen. Von 1875—80 gingen 17 Städte zurück, wovon eine einzige mehr als 3000 Einwohner zählte. Ganz ähnlich die Bevölkerungszunahme von 2,5 %, welche in demselben Zeitraum in Bayern stattfand und an welcher die unmittelbaren Städte sich mit 54, die Bezirksämter mit 64 % beteiligten. Auch hier Rückgang in 56 ländlichen Bezirken und kleineren Städten. In allen diesen Gebieten hat das Wachstum der ländlichen und städtischen Wohnplätze ungefähr bis 1850 sich die Wage gehalten, das Uebergewicht der letzteren datiert von den wirtschaftlichen Veränderungen, besonders im Verkehrswesen, der letzten 40er Jahre. Die Bevölkerung Frankreichs zeigt von 1846—86 folgende starke Aenderung des Verhältnisses zwischen ländlicher und städtischer[31]).

	1846.	1851.	1856.	1861.	1866.	1872.	1876.	1881.	1886.
St.	24,42.	25,52.	27,31.	28,86.	30,46.	31,06.	32,44.	34,76.	35,95.
L.	75,58.	74,48.	72,69.	71,14.	69,54.	68,94.	67,56.	65,24.	64,05.

Die städtische Bevölkerung ist in den 40 Jahren von 8546743 auf 13766508 gestiegen, die ländliche von 26753743 auf 24452395 zurückgegangen. Wenn man erwägt, daß die natürliche Vermehrung viel stärker in den ländlichen Bezirken ist, liegt der Zusammenhang der Zunahme dort und des Rückganges hier offen. Ein gutes Beispiel dieses absorbierenden Wachstums bietet an einem ganz anderen Ende Europas Pola, das auf Kosten von Rovigno, Montona[32]), Promontore u. s. w. gewachsen ist, indem es von 1000 im Jahr 1851 auf 25000 im Jahr 1881 stieg. Die alte Hauptstadt der Halbinsel Capo d'Istria ist jetzt dreifach überflügelt, während jene 3 Nachbarorte von 1869 bis 1881 481 Einwohner verloren haben.

Es macht einen ganz unorganischen Eindruck, wenn uns eine alte Stadt rekonstruiert wird, als sei sie ein vereinzeltes, in sich geschlossenes Denkmal der Vorzeit. Und doch ist sie nur verständlich als ein Behälter von Menschen, die nach allen Seiten ihren Verkehr pflegten, als Mittelpunkt belebter Wege und als Zentralstern zahlreicher Trabanten, die in engeren und weiteren Kreisen sie umgaben. Rasche Entwickelung des Gewerbes hat Dörfer zu städtischer Größe anwachsen lassen, während in wirtschaftlicher Ruhe Städte zu Dörfern verkümmert sind. Vergleicht man in Preußen die statistische Sonderung in Gemeinden von mehr oder weniger als 2000 Einwohnern mit der üblichen Einteilung in Städte und Dörfer, so fällt in der Provinz Preußen die Grenze ziemlich gleich, während in Posen mehr Einwohner in Städten als in Orten über 2000 Einwohner sich befinden und im Rheinland 60 % in Gemeinden von mehr als 2000, aber nur 39 % davon in Städten wohnen; mit anderen Worten gibt es in den wirtschaftlich zurückgebliebenen polnischen Landesteilen viele Städte, die eigentlich Dörfer, und im Rheinland noch viel mehr Dörfer, die eigentlich Städte sind. Trotzdem viele Städte wachsen, verwischen sich also doch die Unterschiede der Wohnstätten, denn die Städte verlieren ihre Geschlossenheit, während die Dörfer sich städtisch vergrößern und verdichten. In erster Linie wird von dieser Umgestaltung der schärfst individualisierte von jenen Begriffen, derjenige der „Stadt" berührt. So wie die alten malerischen Städtezeichen von den Karten verschwunden und durch schematische Symbole ersetzt worden sind, hat auch der Begriff „Stadt" den Schutz von Wall und Graben verloren und verliert sich in die „Bevölkerungsanhäufung". Für den Geographen wird wie für den Politiker, den Beamten, den Statistiker die Stadt immer unfaßbarer. Die rascher beweglichen Romanen sind mit ihren städtischen Dörfern und ihren uralten verfallenen Städten vorangeschritten, sie kennen nur noch die Kommune als politische Einheit, wobei es kommen kann, daß die Gemeinde Lucca 68204, die Stadt Lucca 21286, die Gemeinde Ravenna 58904, die Stadt Ravenna 11935 Einwohner zählt.

Einst war umgekehrt der ländliche Charakter der vorwiegende auch in den jetzt städtereichsten Gegenden Europas. Der Unterschied zwischen Stadt und Land war zu Gunsten des Landes geringer als er heute in vielen Ländern ist. Er ist auch nicht berufen, dieselbe Schärfe zu bewahren. Die deutschen Städte hatten einst große Gemarkungen und umschlossen zahlreiche Familien, welche von Ackerbau und Viehzucht lebten. Viele von diesen Städten bauten ihren Lebensbedarf auf eigenen Feldern. Noch heute ist es nicht anders in unseren kleineren Städten. In einigen Gegenden Süddeutschlands ist auch in den mittleren Städten die Landwirtschaft noch immer ein wichtiger Erwerbszweig, während der Unterschied zwischen den kleineren Städten und den Dörfern verschwindend gering ist. Stuttgart umschließt eine beträchtliche Bevölkerung von Winzern. Andererseits sind Dörfer von mehr als 2000 Einwohner, welche in mitteleuropäischen Verhältnissen immer schon kleine Städte sind, in den blühendsten Teilen Deutschlands am häufigsten. Dieser Zuwachs durchdringt nicht das Ganze einer Stadt, sondern legt sich großenteils in der rasch sich verbreiternden Peripherie gleichsam in Schichten oder Wachstumsringen an, die vom Kerne angefangen immer weniger städtisch sind. Bis vor kurzem trat selbst bis in die Nähe der inneren Stadt, z. B. in München das Bauernhaus des Hochlandes heran, der Ackerbau wird noch von Bewohnern von Vororten betrieben, die großenteils bereits Stätten der Industrie geworden sind. Das eigentlich Städtische in der Bauweise, in Monumenten, in der Kultur und im Wohlstande bleibt doch dem Kerne, der alten Stadt, der Cité oder City zu eigen. Diese aber zeigt die Neigung immer mehr, unter dem Einfluß dieser Um- und Anlagerungen ein großes Organ des Verkehrs zu werden; sie erfüllt sich mit Lagern, Gewölben, öffentlichen Gebäuden u. dgl. und verliert immer mehr den Charakter einer Wohnstadt. Von 958863 Bewohnern Londons wohnten 1801 128633, von 2362236 1851 129128 in der City, die also durch das riesige Wachstum nur im negativen Sinne, was ihre

Volkszahl anbelangt, beeinflußt wurde (Fig. 18). Aehnlich ist in Prag 1869—80 die Altstadt um 1,2 % zurück-, der Vorort Weinberge um 834 % vorgeschritten. In einem noch weiteren Umkreise um eine große Stadt bilden sich sekundäre Mittelpunkte, Satelliten, die von der Stadt abhängen, oft auch räumlich durch einen Streifen dichter Bevölkerung mit ihr verbunden sind und an ihrem Wachstum teilnehmen; geht man über diesen Kreis hinaus, so kommt man in die Gebiete der Abnahme, welche von dem Städtesystem drainiert werden.

Einige Merkmale städtischer Bevölkerungen. Die Städteentwickelung bedeutet die Loslösung der Bevölkerung von ihren einfachen, natürlichen Lebensbedingungen. Die Städte müssen von außen her ihre Nahrung zugeführt erhalten, ihre Bewohner sind abhängig von den Schwankungen des Handels und des Verkehres, ihre Existenz ist eine künstliche im Vergleich zu derjenigen der Landbewohner. Großbritannien, das städtereichste aller Länder, ist im gefährlichsten Maße für seine Ernährung abhängig vom fernen Ausland. Das Städtewachstum ist in diesem Lichte nicht bloß eine volkswirtschaftliche, sondern auch eine politische Thatsache von größter Bedeutung. Es eilt dem Bevölkerungswachstum des Landes voran, läßt die städtische Bevölkerung früher reifen. Daher auch alle Merkmale der Uebervölkerung in den Städten: Armut, Entsittlichung, Seuchen, geringe eigene Vermehrung. Die Hunderte an Hunger alljährlich in den Großstädten Hinsterbenden wiederholen sich nicht in den ländlichen Bezirken derselben Länder, sondern in Bengalen, Nordchina, Irland, den klassischen Gebieten der Uebervölkerung. Wir sprachen von den großen Schwankungen der Volkszahl in Städten, deren Klima oder Lage pausierenden Verkehr bedingt, von Hafenstädten des Roten Meeres, die bald öd liegen, bald übervölkert sind, und ähnlichen. Aber alle wirtschaftlichen Siedelungen nehmen etwas von der Veränderlichkeit des Verkehres in sich auf. Es gilt das ganz besonders von den nur dem Verkehre dienenden Ansiedelungen. Auf den nordfriesischen Inseln war in

der Zeit der höchsten Blüte der Schiffahrt trotz der zahlreichen Verluste durch Schiffbruch der Bevölkerungsstand bedeutend größer als jetzt, auf Föhr 6146 im Jahr 1769 gegen 4536 im Jahr 1889. Ueber größere Zeiträume dehnen sich Schwankungen aus, welche mit den Perioden des aufblühenden und gedrückten Zustandes der Volkswirtschaft zusammenhängen. Der Zuzug vom Lande nach den größeren Städten läßt bei jeder Handelsstockung nach. In Zeiten wirtschaftlichen Verfalles haben gerade die Städte die raschesten und größten Schwankungen zu erfahren. Die gesamte Volkszahl Norwegens stieg von 1800 bis 1814 von 883000 auf 916000, während die Zahl der Städte gleich blieb und ihre Gesamtbevölkerung von 79200 auf 77714 herabsank; Kongsberg verlor damals 43 %.

Die sozialen Gegensätze zwischen Stadt und Land liegen einer langen Reihe von geschichtlichen Prozessen zu Grunde. Wir kennen die Städtebünde und -kriege, die städtischen und ländlichen Wahlen u. dgl. Gegensätze, die sich zu weltgeschichtlicher Größe auftürmten, fanden ihre Träger in den Bewohnern der Städte und des Landes. Der Konflikt zwischen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten war von den ersten Anfängen an und früher noch mehr als später der Widerstreit der dichtwohnenden, städtischen, gewerb- und handeltreibenden Bewohner der nordöstlichen und der dünngesäten ländlichen, vom Ertrag der Pflanzungen lebenden Bewohner der südlichen Staaten der Union. Der überall wiederkehrende Gegensatz zwischen Agrariern und Handelsfreunden hatte hier einen auch geographisch großen und scharf abgegrenzten Ausdruck gefunden. Selbst England, das äußerlich ein Ganzes zu bilden scheint, hat auf gleichen Grundlagen den Südosten und den Norden sich befehden sehen. Ein Land wie Bayern, von dessen Bevölkerung 14 % in großen und mittleren Städten wohnen, wird politisch andere Wege gehen als die Rheinprovinz. Derselbe Gegensatz ist in Europa nirgends so scharf zur Entwickelung gekommen, wie in den skandinavischen Königreichen, wo die verhältnismäßig starke

Entwickelung der wenigen größeren Städte, die hauptsächlich Handel treiben, im Vergleich zur ländlichen Bevölkerung zuerst, dann aber auch der ausgesprochen bauernhafte Charakter der letzteren hervortritt. Es sind dünnbevölkerte Länder, die hier sich in rasch unwirtschaftlicher werdendem Klima und auf großenteils armem Boden ausbreiten und deren Städte in demselben Maße mehr vom Außenverkehr abhängen, dem eigenen Lande fremder gegenüberstehen. Uebrigens wohnen in Norwegen nur 291 242, also 16 % der Bevölkerung in Städten von mehr als 10000 Einwohnern.

Beziehungen zwischen Städten und Bevölkerungsdichtigkeit. Das Verhältnis der Städtebevölkerung zur Dichtigkeit der gesamten Bevölkerung zeigen klar die Ergebnisse der deutschen Zählung von 1885.

	Menschen auf 1 Quadrat-kilom.	Proz. in Orten von 2000 Einw. und mehr.
Rheinland	161	65
Westfalen	109	60
Schlesien	102	37
Hessen-Nasau	101	—
Sachsen	96	47
Schleswig-Holstein	61	42
Posen	59	25
Brandenburg	59	43
Hannover	56	31
Westpreußen	55	30
Ostpreußen	52	23
Pommern	50	35
Preußen	81	45
Bayern [33])	71	29
Sachsen	212	59

In Deutschland nahm die städtische Bevölkerung 1822 27,16 % der Gesamtbevölkerung, 1848 28,11, 1867 32,11, 1875 34,50 in Anspruch; aber im Königreich Sachsen bildeten die Städte und Vorortbevölkerungen 1875

bereits 44,8 % der Gesamtbevölkerung. Das Verhältnis der Bevölkerung der Hauptstadt zu der des Landes hat in Sachsen seit 1815 sich verdoppelt, in Preußen nahezu verdreifacht. Paris nahm 1801 2,9 und 1876 5,4 der Gesamtbevölkerung Frankreichs in Anspruch. In Holland, Belgien und Sachsen lebt der größere Teil der Bevölkerung in Städten; in Rußland betrug 1870 diese Zahl nur 10,6, in Holland 79,8 % der Bevölkerung. Von der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten lebten in Städten von 8000 und darüber 1840 8,5, 1850 12,5, 1860 16,1, 1870 20,7, 1880 22,5.

Der Zusammenhang zwischen Dichtigkeit der Bevölkerung und Größe der Städtebevölkerung ist also klar, wenn auch angesichts der geschichtlichen Ursachen der früheren Städteentwickelung derselbe kein regelmäßig wachsender sein kann. In den dichtest bewohnten Ländern ist die Städtebevölkerung am stärksten und überall, wo die Dichtigkeit zunimmt, ist sie es, die am stärksten wächst. Selbstverständlich ist sie groß in den gewerbreichen und für den Verkehr günstig gelegenen Gegenden. Oesterreich zeigt dasselbe, wenn wir von der Bevölkerung Niederösterreichs 47, von der Kärntens 5 % in Städten von über 10000 Einwohner wohnen sehen. Die Dichtigkeiten verhalten sich in den beiden Kronländern wie 117 und 34. Der Anteil Böhmens an der Bevölkerung der Städte über 10000 verhält sich zu dem Kärntens wie 3:1, die Dichtigkeit wie 3,2:1. Ein ganz anderes Bild geben aber die mittelmeerischen Länder Dalmatien und Istrien. Jenes gleicht mit 47 % Niederösterreich, ohne eine einzige große Stadt zu besitzen, dieses steht mit 37 % wenig nach. Und die Dichtigkeit Dalmatiens ist mit 37 derjenigen des städtearmen Kärntens ähnlich, während Istrien mit 59 noch weit hinter Böhmen zurückbleibt. Die in Natur und Geschichte begründete Neigung der südeuropäischen Völker zum städtischen Wohnen macht sich hier geltend.

Wie der Zusammenhang zwischen Dichtigkeit und Verkehr in jungen Ländern durch das Uebergewicht des letzteren verhindert wird, sich in der Städtebevölkerung zum vollen Ausdruck zu bringen, wird das folgende

Kapitel zeigen. Immerhin hat Rußland auf dem dünnst bevölkerten Boden Europas in St. Petersburg (861000) und Moskau (753000) auch nur Großstädte erzeugt, welche hinter London, Paris, Berlin und Wien zurückbleiben und Amerikas Millionenstadt gehört dem dichtest bevölkerten, für den Verkehr mit Alteuropa günstigst gelegenen atlantischen Küstenstrich an, ebenso wie Afrikas größte Städte am äußersten Nordrand des Erdteiles liegen.

---

[1]) Die Agglomeration wird wohl auch als Sondermerkmal der Städtebevölkerung hingestellt, indem die ländliche als „disseminée" bezeichnet wird. Nur für den auf Höfen wohnenden Teil der letzteren kann diese Bezeichnung Anwendung finden. Für den Geographen wenigstens ist auch für die ländliche Bevölkerung bezüglich ihrer Verbreitung das „Gruppenwohnen" (wenn der Begriff Anhäufung vermieden werden sollte) charakteristisch.

[2]) Die badische Statistik hat einen besonderen Namen, Zinken, für die zerstreuten Häusergruppen eines Weilers. Zinken bedeutet Ausläufer, Anhang und bezeichnet einen Weiler, dessen Häuser zerstreut oder in lockerer Reihe, z. B. längs eines Thalgrundes gelegen sind.

[3]) Wir schließen uns darin der überzeugenden Begründung der „Statistik des Deutschen Reiches" in der Einleitung zu den Ergebnissen der Volkszählung von 1885 (S. 29*) an.

[4]) Ueber relative Bevölkerung und ihre Darstellung auf Karten. Deutsche Rundschau für Geographie. IX. (1887) S. 101.

[5]) Geschichte der Erdkunde. 2. Aufl. 1877. S. 448.

[6]) Auf der Karte Rußlands in 1 : 4200000, z. B. im Samojedengebiet, wobei aber leider vorübergehende bewohnte Plätze dieselbe Signatur tragen wie dauernde Wohnstätten.

[7]) Osnabrückische Geschichte. I. 11.

[8]) Die in den amtlichen Ortsverzeichnissen befolgte Festlegung der Gemeinde auf die Stelle der Kirche oder des Rathauses kann bei so zerstreuten Gemeinden sehr irreführend wirken. Die Kirche von Vent oder zu St. Jakob in Tirol liegt bei 1892, aber die höchste Dauerwohnstätte liegt in den Rofenhöfen 112 m höher.

[9]) Fedschenko, Reise in Kokan. Geographische Mitteilungen. 1872. S. 163.

[10]) Radde und Sievers, Reise in Hocharmenien. Geographische Mitteilungen. 1875. S. 63.

[11]) Reise in die Republik Guatemala 1870. Geographische Mitteilungen. 1873. S. 374.

[12]) Stanley, Durch den dunklen Weltteil. D. A. II. S. 200.

[13]) Privatmitteilung vom 25. Juni 1890.
[14]) Im Inneren Afrikas. 1888. S. 147.
[15]) Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. 1889. S. 141.
[16]) Im Herzen von Afrika. D. A. S. 103.
[17]) Durch den dunkeln Weltteil. I. S. 530.
[18]) Rüppell, Reise in Abyssinien. 1838. I. 421.
[19]) Länderkunde des Erdteils Europa. I. 1. S. 174.
[20]) Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. II. H. 6.
[21]) Bemerkungen von Brorsen in der Oesterr. Z. f. Meteorologie. 1867. S. 262.
[22]) Emil Jung, Australische Städte. In den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle. 1879.
[23]) Reise. I. S. 69—72.
[24]) Polaks Topographische Bemerkungen zur Karte von Teheran in den Mitteilungen k. k. Geographischen Gesellschaft. 1877. S. 224.
[25]) Kostenko, Die Stadt Chiwa im Jahre 1873. Geographische Mitteilungen. 1874. S. 121.
[26]) Hunter, The Indian Empire. 1886. S. 46.
[27]) Zur Typologie griechischer Ansiedelungen im Altertum in Historische u. philologische Aufsätze, Festgabe an Ernst Curtius zum 2. September 1884.
[28]) Der Verkehr und die Ansiedelungen. 1841. S. 168.
[29]) Journal R. Geographical Society. London. III. S. 311.
[30]) Malayischer Archipel. D. A. II. 197 u. 259.
[31]) Alle Gemeinden mit mehr als 2000 „habitants agglomérés" werden als städtisch betrachtet.
[32]) 1851 hatte Montona noch 10209, 1881 9522 Einwohner.
[33]) Oberpfalz und Niederbayern sind am dünnsten bevölkert und haben die kleinste Städtebevölkerung, 56 und 21, 60 und 13.

13. Die Lage der Städte und der Verkehr.

Der Verkehr wirkt städtebildend. Abhängigkeit des Verkehres und der Städtebildung vom Boden. Der Verkehr bewegt sich nicht in Linien, sondern in Bändern. Verkehrsströme und Städtegruppen. Selbständige Handelsstädte. Die Beziehungen zwischen wirtschaftlichen und politischen Hauptstädten. Internationale Städte. Hauptstadt und zweite Stadt. Fluß- und Seestädte. Flußinseln und -schlingen. Seen. Der Fluß als Thalbildner. Flüsse und Pässe. Mündungsstädte. Die Seestädte. Nahrungsreichtum des Wassers. Städte in Thälern und auf Bergen. Paßstädte. Höhenlage. Das Schutzmotiv.

Der Verkehr wirkt städtebildend. Da die Menschen aufeinander angewiesen sind, stehen auch ihre Ansiedelungen miteinander in Verbindung. Im Wald vergrabene Hütten ohne Weg und Steg gehören der Poesie der Weltflucht und dem Märchen an. Jede Siedelung setzt Wege voraus, die sie mit den Nachbarsiedelungen verbinden. Die städtelosen Länder entbehren der Straßen und Brücken. Die Wege würden nicht ohne die Ortschaften sein, aber wir wissen auch alle, wie die Siedelungen den Wegen nachgehen, wie in unserem Zeitalter in neuen Ländern Eisenbahnen Städte schaffen, ebenso wie in alten, städtereichen Ländern es die Städte sind, welche Eisenbahnen hervorrufen. Beide beeinflussen und bedingen sich wechselseitig. Beständiger Verkehr, ständige Städte. Die Verkehrswege bilden feste Netze, in deren Knoten die Städte in gleicher Lage festgehalten werden; eine außerhalb dieses Netzes liegende Ortschaft kann ohne weiteres nach einer anderen Stelle

verlegt werden, ein „Knotenpunkt“ rückt nur mit den Linien, die sich in ihm kreuzen. Ist Kimbundu an der Kreuzung der bedeutendsten Handelswege des äquatorialen Südwestafrika: von Lunda, von Bihé, von Angola, vom Kongo gelegen, so fassen unsere großen Handelsstädte Dutzende von Eisenbahn- und Kanallinien wie die Spinne zum Netz zusammen. Die Verkehrslinien sind nun in viel größerem Maße von der Natur des Bodens abhängig als die geistigen Linienzüge politischer Herrschaft. Die politische Stadt sucht den Mittelpunkt ihres Gebietes oder die Stelle größten Einflusses oder den Schutz einer schwer angreifbaren Erdstelle. Die Verkehrsstädte dagegen sind zuerst unmittelbar von der Natur abhängig. Denn insoweit der Verkehr sich an die Natur anlehnt, fallen seine Wirkungen mit denen der Natur in der Städtegründung zusammen. Die naturgewiesenen Verkehrswege erzeugen am frühesten größere Wohnstätten an ihren Rändern oder in ihrer nächsten Nähe. Die Meeresküsten, die Ströme, die Ränder und Uebergänge der Gebirge, der Sümpfe, der Wüsten sind immer bevorzugt. Wo die Ströme des Wassers fließen, da gehen unfehlbar auch die Ströme des Verkehres. Aber die menschliche Freiheit von zwingenden Naturgesetzen läßt auch immer einen Spielraum zwischen dem Bedingenden und Bedingten, der Ursache und der Wirkung. Und außerdem tritt die Wechselwirkung von Mensch auf Mensch, die unter anderem sich in ethnographischen und politischen Eigentümlichkeiten ausspricht, mit in Thätigkeit und warnt uns, nicht alles aus Einem Grunde erklären zu wollen. Die größte Thatsache, die wir hier erblicken, ist die vollkommene Städtelosigkeit weiter Gebiete. Welche Städtelagen sind am Mississippi, am Kongo oder Zambesi unausgenutzt geblieben! Aber auch warum in Norddeutschland sich die von Polen bewohnten Landstriche stets durch eine große Zahl kleiner, eine geringe Zahl großer Städte auszeichnen, oder warum das in manchen Beziehungen über dem übrigen Afrika an Kultur stehende Abessinien, wenn man von dem inter-

nationalen Massaua und etwa Gondar absieht, ohne Städte ist, erklärt die Völkerkunde oder die Geschichte.

Die Siedelungslehre findet nicht alle jene Punkte der Erde, die günstig für Ansiedelungen sind, besetzt und benutzt, höchstens in den dichtest bevölkerten Strichen von China oder Indien ist solches zu erwarten; sie muß also, wenn sie alle Fälle in Betracht ziehen will, auch die nur möglichen, aber nicht verwirklichten berücksichtigen. Sie kann, mit anderen Worten, nicht immer induktiv vorgehen, sondern muß die Lücken der thatsächlichen Beobachtung auf deduktivem Wege auszufüllen suchen. Darin liegt die Berechtigung der Kohlschen Methode in „Verkehr und Ansiedelungen der Menschen", die Ansiedelungen auf feste Punkte geometrischer Figuren zurückzuführen, in welche er die Umriß- und Bodenformen der Erde einzwängt. Doch darf allerdings auch nicht vergessen werden, daß eine Abstraktion, welche in den Wohnplätzen der Menschen Punkte und in ihren Verkehrswegen Linien sieht, sich, ob sie auch Maß halten möchte, an vielen Stellen zu weit von der Wahrheit entfernen wird, um noch wissenschaftlichen Nutzen bringen zu können. Denn die Anthropogeographie hat es so wenig wie die Klimatologie oder Ozeanographie mit Punkten und Linien, sondern mit Räumen, mag man sie Erdstellen, Orte oder wie immer nennen, und Strömen oder Bändern zu thun. Nicht auf einen geometrischen Punkt zielt der Verkehr, sondern auf einen Raum, in welchem verschiedene Stellen ihm Ziel- und Endpunkt werden können.

Verkehrsströme und Städtegruppen. Wäre die Naturbedingtheit der Städteanlage eine durchaus zwingende, dann würden überall, wo alte Städte standen, auch neue sich erheben müssen und der Verkehr bliebe fest an die alten Verbindungslinien angeschlossen. Legen wir aber eine Straßenkarte des römischen Reiches einer modernen Verkehrskarte unter, dann zeigt sich zwar ein sehr häufiges Festhalten an den Hauptmittelpunkten oder deren nächster Umgebung, aber die dazwischenliegenden Orte

haben ihre Bedeutung wesentlich geändert und die ganze Richtung des Weges ist eine andere geworden. Im Unterinnthale sind heute, wie zur Römerzeit die in ihrer Nähe liegenden Veldidena und Pons Aeni es waren, Innsbruck und Rosenheim die Verkehrsmittelpunkte, aber die Hauptverkehrsstraße hat samt Eisenbahn auf das linke Ufer sich verlegt und die Albianum und Maciacum der Peutingerschen Tafel sind vergessene Orte geworden. Die Sill- und Mangfallmündung, der Austritt aus dem Brennerpaß und aus dem gebirgigen Teile des Innthales haben ihre städtezeugende, verkehrssammelnde Wirkung bewahrt, wenn auch nicht genau an denselben Punkten; der sie verbindende Verkehrsstrang durfte etwas mehr schwanken. So durfte die nördlichste Adria nie ohne große Handelsstadt bleiben, aber die Lage konnte von Venedig durch Aquileja und Triest bis Fiume schwanken. Selten sind Vorzüge der Lage auf eng begrenztem Raume so gehäuft, wie bei Konstantinopel, wo die Lage an der Meeresstraße nur an diesem einzigen unvergleichlichen Goldenen Horn mit dem trefflichsten Hafen weit und breit zusammentrifft.

Wenn die Verkehrswege keine mathematischen Linien, sondern breite Bänder sind, kommen auch als End- und Kreuzungspunkte nicht engbegrenzte Erdstellen, sondern ganze Ländergebiete in Frage, in denen aus secundären Gründen jene Städte dann erst sich entwickeln. Daß der südliche Michigansee das Mündungsgebiet der zwei großen Verkehrsströme werden müsse, die vom S. Lorenz und Hudson am atlantischen Rande ausgehen, um bei Buffalo in der großen Straße des 42.° sich zu vereinigen, war lange schon klar, ehe entschieden war, ob City West, das zuerst ins Auge gefaßte am Südende, Michigan City am Südostende oder das durch den nahen Illinoisfluß für den Mississippiverkehr begünstigte Chicago am Südwestende die große Stadt sein solle, die hier notwendig entstehen mußte. Die Natur des hier hafenarmen Michigansees ließ eine breite Wahl, während freilich am atlantischen Ende die Zusammendrängung des Verkehrs in die Alleghanysenke zwischen

Buffalo und Albany und dem von Albany an schiffbaren Hudson nicht zweifelhaft sein konnte. Hier konnte selbst die Wahl des Endpunktes zwischen den schon vorhandenen Siedelungen an der Hudsonmündung nicht mehr im Ungewissen bleiben, da New York alle Erfordernisse einer großen Seestadt von Anfang an und für jeden Blick vereinigte, New York, das in Einzigkeit der Lage wie in seiner Anlage an Konstantinopel erinnert.

Sehr interessant ist ein Parallelismus der Städtelage, wie Buffalo und Chicago ihn aufweisen, indem sie an entgegengesetzten

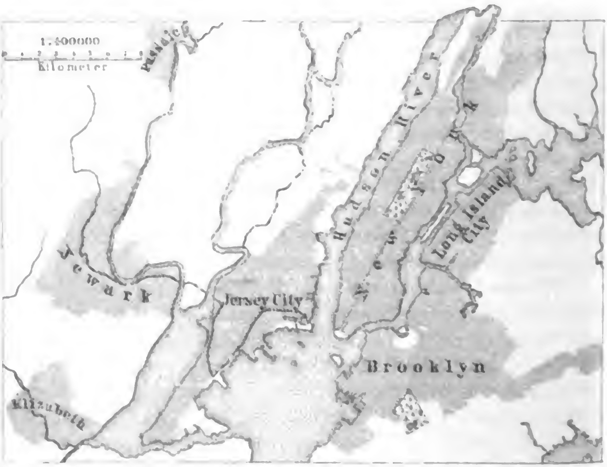


Fig. 19. Die Mündungsbucht des Hudson mit ihren Städten.

Enden des Südwalles liegen, der die Wasserscheide zwischen den Großen Seen und dem Mississippi bildet, beide in Einsenkungen, so daß ein Durchstich dieser 12 Fuß hohen Wasserscheide die Lage Chicagos und Buffalos verwechseln würde.

Aber auch bei der günstigsten Naturlage ist die Concentration des Verkehres auf einen Punkt nicht das einzige Ziel, denn der Verkehr strebt zwar zusammen, aber doch nur um wieder auszustrahlen. Liegt erst nur ein Teil der Interessen des Mittelpunktes an der Peripherie, so kann die Verschiebung weiter gehen und den

Mittelpunkt selbst in die Peripherie rücken. Da der Verkehr nur einnimmt, um auszugeben, da er auf Ein- und Ausfuhr beruht, strebt er ein Mittelpunkt von Radien zu werden, die nach und von den verschiedensten Teilen einer gemeinsamen Peripherie strahlen. Doch indem die Ströme des Verkehres immer weiter zielen, wird kein Arteriensystem erzeugt, dessen Mittelpunkt Ein Herz ist, sondern ein Netz, in welchem jede Kreuzung zur Herausbildung eines örtlichen Herzens, das anziehend und fortstoßend wirkt, Anlaß gibt. Die zahllosen Herzen ordnen sich nach der Größe der Strombahnen, welche in ihnen sich vereinigen. Die Klappen aber in diesem Arteriennetz, die Hemmungsvorrichtungen, schließen sich immer, von den Schlagbäumen bis zu den befestigten Zollstätten an Sunden und Meerengen, an die natürlichen Hindernisse der Verkehrsströme an.

In unserem Jahrhundert sind die natürlichen Strömungen mehr vermehrt als ersetzt worden durch jene der Eisenbahnen, welche durch planmäßige Anlage und ununterbrochene Leistung jenen vielgewundenen, bald seichten, bald reißenden, bald in Eisfesseln liegenden Wasserwegen vielfach noch überlegen sind. Demgemäß waren sie nicht selten im stande, die Lage einer Stadt zu verbessern, ja sogar Städte ganz neu ins Leben zu rufen und ihre Gesamtzahl zu vermehren. Durch eine Eisenbahn wie durch eine Ader mit dem großen Gefäßnetze des Welthandels verbunden (1867 hatten 34, 1877 54 Prozent der Städte Deutschlands Eisenbahnen, darunter schon 1867 natürlich alle Groß-, aber auch schon alle Mittelstädte)[1], wird jeder Keimpunkt menschlicher Produktion, der über den Bedarf Werte erzeugt, Hunderte von Meilen von großen Flüssen, Seen, Meeren entfernt, befähigt zu wachsen und zu gedeihen, je nach der Ausdehnung seiner Hervorbringung und dem Maße der Arbeitsteilung ein Markt, ein Handelsplatz, eine Fabrikstadt zu werden, auch wenn die Keimzelle einer solchen Stadt nur ein einziges Haus wäre. Verkehrsmittel erleichtern die Ernährung und die Wanderung, also das innere Wachstum der Bevölkerung und die äußere Bewegung,

welche an vielen Stellen zu Anwachs führt. Aber gerade diese Vermehrung der Wege hat auch die Ausnutzung günstiger Städtelagen vermehrt. Kohl konnte noch von einer großen Weststraße in der Gegend des 42. Breitegrades „der Straße der Einwanderer und der neuengländischen Oesterlinge“ sprechen [2]). Die Entwickelung der Eisenbahnen hatte jedoch damals schon dieses Monopol gebrochen und nach zwanzig Jahren gibt es statt des einen Schienenweges durch das Steppenland des Westens zum Stillen Ozean jetzt drei pazifische Eisenbahnen, welche ohne Unterbrechung das atlantische mit dem pazifischen Ufer verbinden, und außer ihnen eine ganze Anzahl selbständiger Zufahrtslinien vom atlantischen Ufer bis zu der Gebirgsschranke im Westen. Von Portland bis Savannah hat der wachsende Verkehr die Plätze am atlantischen Ufer gehoben, ihre Handelsbedeutung vermehrt, indem er die Linien vervielfältigte, die von diesem Rande binnenwärts ziehen.

Am frühesten äußert sich die Verteilung des Verkehres auf eine größere Zahl von Städten naturgemäß bei diesem Ausstrahlen nach einer Küste, deren verschiedene Häfen mehr oder weniger günstig für verschiedene Richtungen gelegen sind. An einem Sammelpunkte, vielleicht auch Hindernis des Verkehrs aus dem Innern nach der Küste teilt sich der Verkehrsstrom und es entsteht aus den nach verschiedenen Hafenplätzen auseinanderstrahlenden Linien das, was Stanley mit treffendem Vergleich auf der Berliner Kongokonferenz ein kommerzielles Delta nannte, d. h. in seinem Falle ein Dreieck von 600 Kilometer Basis, an welcher die Kongohäfen von Ambriz bis Loanda liegen, und dessen Spitze durch den Eintritt des Kongo in die Gebirgsenge unterhalb Stanley Pool bezw. Leopoldville gebildet wird. Man kann auch die Küstenlinie von New York bis S. Johns (Neufundland) als die Basis eines Verkehrsdreieckes betrachten, dessen Spitze in Buffalo liegt, wo der Niagara der Schiffahrt sein mächtiges „Halt!“ zuruft. Boston, Portland, S. Johns (Neu-Braunschweig), Halifax, Quebec sind als weitere Ausmündungen einzelner Deltaarme dieses Verkehrsstromes zu fassen.

Städtesysteme. Die Städte eines und desselben natürlichen Gebietes teilen sich gleichsam in die Bewältigung der Funktionen, denen zu genügen sie berufen sind, und die geographische Lage spielt dabei eine hervorragende Rolle. An der atlantischen Seite Nordamerikas liegen sechs große Seestädte an der stufenweise nach Süden und Westen abfallenden Küste, jede südlicher gelegene ist damit auch weiter nach Westen und von dem europäischen Verkehr ab-, dem Binnenland zugerückt. Halifax, Quebec, Boston, New York, Philadelphia, Baltimore sind die Hauptplätze auf dieser Linie. Solange Nordamerika in seinem Handel und Verkehr abhängiger von Europa war als heute, war Boston als die Europa nächstgelegene Hauptstadt der besiedelteren Bezirke das Emporium der jungen Kolonien. New York rückte an diese Stelle erst von dem Augenblicke, als die eigenen, inneren Produktionsverhältnisse der Union ausschlaggebend in dem Verkehrsleben derselben wurden. Der telegraphische und Postverkehr hat jedoch lange den Vorsprung der nördlicheren Häfen benutzt. Bei dieser Arbeitsteilung fällt jeder großen Stadt ein gewisser Raum zu, innerhalb dessen diese allein die Aufgabe zu bewältigen strebt, welche ihrer Natur nach ihr zugehört. Es wird eine zweite ähnliche Stadt in diesem Gebiete nicht oder nur auf Kosten der ersten aufzukommen vermögen. Hat der Unterschied eine gewisse Größe erreicht, so wächst er immer rascher an und der Abstand zwischen der ersten und zweiten Stadt wird immer größer. Von $^1/_2$ Million im Anfang dieses Jahrhunderts ist Paris auf über 2 Millionen gestiegen. Es hatte 1819 714000, 1886 2345000 Einwohner. Die zweitgrößte Stadt des Landes, Lyon, bleibt um das Sechsfache dahinter zurück, und ist in diesen 67 Jahren von 129000 auf 402000 gestiegen.

Vielleicht noch interessanter ist das Aufstreben New Yorks, weil diese Stadt erst spät den Vorsprung der Bevölkerungszahl ohne jede Hilfe politischen Motives erlangte und denselben aber dann höchst ausgiebig verwertete. 1609 wurde der Hudsonfluß entdeckt und bald nachher trieben die Holländer auf der in seiner Mündung gelegenen Insel Manhattan Tauschhandel. 1623 fand eine Ansiedelung von 30 Familien hier statt. 1653 betrug die Be-

völkerung des Nieuw Amsterdam genannten Ortes über 1000, 1664 wurde derselbe von den Engländern genommen und New York getauft, die Stadt war am Ende des 17. Jahrhunderts auf 5000, um die Mitte des 18. auf 10000, 1776 auf 20000 gestiegen. Sie wuchs von 1790—1820 jedes Jahrzehnt um 30000 und hatte im letztgenannten Jahr Boston und Philadelphia fast eingeholt. Den entscheidenden Zug aber that sie mit der Erbauung des Eriekanals, der, 1825 eröffnet, New York zum Haupthafen für das damals in der energischsten Besiedelung und Ausbeutung befindliche Land südlich von den Großen Seen machte. Wenn New York in den Jahrzehnten, die 1830, 1840, 1850 folgten, seine Bevölkerungszahl um 110000, 203000, 298000 steigen sah, erblickte es darin großenteils nur einen Reflex seiner in Jahrzehnten ihre Bevölkerung verdoppelnden Hinterländer Ohio und Indiana. Philadelphia, das sich den Weg ins Innere durch die Gebirgsmauer verbaut sieht, Boston, das jedes natürlichen Weges ins Innere entbehrt, blieben weit zurück. Andere Motive halfen das Wachstum beschleunigen, so der den neuen Bedürfnissen des internationalen Verkehrs besser angepaßte kosmopolitische Charakter der Stadt im Gegensatz zu demjenigen der weniger beweglichen Puritaner von Boston und Quäker von Philadelphia.

Eine Zusammengehörigkeit der Städte zu Städtesystemen ergibt sich aus ihren Verkehrsbeziehungen. So wie die politischen Städte eines Reiches um den politischen Mittelpunkt gruppiert werden, gruppieren die Verkehrsstädte sich von selbst nach ihren Verbindungslinien. Es gibt Städte, die so eng durch ihre Verkehrsbeziehungen verbunden sind, daß sie schwer voneinander getrennt gedacht werden können. Die Wüstenstädte sind z. B. schwer in politischer Vereinzelung zu denken, Mursuk war von Tripolis thatsächlich abhängig, ehe es die Türken diesem zufügten, und so sind die Beziehungen zwischen Marokko und Timbuctu naturgegebene. Die Unterwerfung Chiwas war eine notwendige Folge der im November 1869 endlich nach langen Vorbereitungen auf Vorstellung der Gesellschaft zur Hebung des russischen Handels geschehenen Festsetzung der Russen und Schaffung eines Hafens in Krasnowodsk, dem einzigen zu diesem Zwecke geeigneten Punkt an der kaspischen Ostküste. Die Umwege über Samara-Orenburg oder Kama-Troizk nach Taschkent und Buchara, 360 und 400 deutsche Meilen lang, wurden von diesen Plätzen bis zum Kaspisee auf 1/4 verringert, was man besonders für den Bezug der zentralasiatischen

Baumwolle geltend machte. Noch inniger ist der Zusammenhang der Städte, welchen bei der Teilung der demselben Ziele zustrebenden Arbeit verschiedene, einander ergänzende Funktionen zugewiesen worden sind. Bremen und Bremerhaven, Rostock und Warnemünde, Nantes und S. Nazaire sind Beispiele einer sehr offenliegenden Zusammengehörigkeit. Aber es gehören des Weiteren alle Handelsstädte eines und desselben Stromes, z. B. Mannheim, Mainz, Köln, Rotterdam und alle dazwischen liegenden zusammen, und die Größe ihres Verkehres gibt das Maß für die Innigkeit ihres Zusammenhanges.

In jahreszeitlichem Wechsel der Funktion bilden ein ganz eigentümliches Städtepaar die kleinen Häfen Bîr Ali und Megdaha, die an einer 2 Meilen weiten Bucht der Südküste Arabiens einander gegenüberliegen, jener nur bei West, dieser nur bei Ost Schutz gewährend, jener daher nur im Sommer, dieser nur im Winter je nach den vorherrschenden Winden der Schiffahrt zugänglich. So ergänzen sich beide und bilden im Grunde eine Stadt, die Sultan, Beamte und selbst viele Bewohner mit dem jahreszeitlichen Wind hier- und dorthin zweimal im Jahre wandern sieht [3]).

Städtegebiete. So wie Verkehrsgebiete gibt es auch Städtegebiete und -zonen. Wo der Verkehr am größten, da liegen auch die größten Städte. Das zeigt sich vielleicht am deutlichsten dort, wo der innere Verkehr eines Landes gering, größer aber der äußere, welcher die Produkte des Landes gegen Erzeugnisse anderer Gebiete umsetzt. So wie die Produktionsgebiete in der Regel nicht dicht bevölkert sind, zeugen die Großackerbauländer und die Bergbaugebiete auch nicht an und für sich große Städte. Erst der Verkehr mit diesen Erzeugnissen und die industrielle Verwertung derselben schaffen die vielartigen Erwerbsgelegenheiten einer großen Stadt. Noch in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts wollten Amerikaner die große Eigentümlichkeit, die ihr Land von den alten Ländern unterscheide, in dem Mangel der inneren Märkte erblicken. Damals hatten allerdings einige der größten Staaten, wie Tennessee und Kentucky, noch keine Städte von mehr als 10 000 Einwohnern; doch war Cincinnati damals bereits auf dem Wege ein großer

Binnenhandelsplatz zu werden; 1850 hatte Tennessees größte Stadt Nashville 10487, 1880 43350, die Hauptstadt Knoxville hatte damals 2076. Die Somali teilen ihr eigenes Land in drei Teile, deren einer die Küstenregion mit den Städten umschließt, während die beiden anderen Gebirge und Hochplateaux des Inneren sind, die keine Städte und überhaupt wenig Siedelungen haben. In vielen Ländern, besonders außereuropäischen, wäre diese Sonderung durchzuführen, vorzüglich in Afrika. Daher sind die größten Städte der Erde, London und New York, Seestädte, Paris und Berlin streben es zu werden. Rom ist in historischem Sinne und als Hauptstadt Italiens großartiger als Neapel, aber diese herrliche Seestadt ist mit ½ Million größer als Rom, dessen 300000 Einwohner in der Zählung vom 31. Dezember 1881 sogar hinter den 320000 Mailands, des Mittelpunktes des verkehrsreichen Norditalien, zurückblieben. Aehnlich gibt die Zählung vom 31. Dezember 1886 Antwerpen 204000, Brüssel 175000 und in derselben Zeit wurde Amsterdam auf 380000, Rotterdam auf 190000, Haag nur auf 144000 Einwohner veranschlagt.

Die Eisenbahnen befördern die Städteentwickelung, sie kommen viel mehr den Städten als dem Lande zu gute und zeigen darin, wie eng Verkehr und Städte zusammenhängen. Je beweglicher durch sie die Bevölkerung gemacht wird, desto rascher strömt diese den Mittelpunkten zu. Das Wachstum der großen deutschen Städte in unserem Jahrhundert datiert von der Einführung der Freizügigkeit, der Gewerbefreiheit und der Eisenbahnen. Dem Lande nützen die Eisenbahnen am meisten nach der Ernte, in den Städten aber, wo die Erzeugnisse des Ackerbaues in den Verkehr übergehen, sind sie das ganze Jahr hindurch von gleichem Wert. Sie haben den Handel freier von den Hindernissen der Jahreszeiten gemacht, als Landbau und Viehzucht jemals werden können, und wenn Weltstädte im Sinne der Erdumfassung entstehen konnten, mußten es immer Verkehrsstädte sein. Denn der Verkehr überschreitet frühe die Schranken, innerhalb deren die politische Stadt ihren Einfluß ausbreitet, und Völker

sind handelsthätig in Gebieten, wo sie politisch nichts sind. Fällt in manchen Städten politische und wirtschaftliche Bedeutung zusammen, so ist doch nicht zu leugnen, daß beide auch im Wettstreit neben- und gegeneinander gehen.

Verkehrsstädte und Hauptstädte. Der Trieb des Verkehres, sich von den politischen Rücksichten abzulösen, führte stets zur Entwickelung eigener Verkehrs- oder Handelsstädte, die dann, politisch selbständig geworden, an sich selbst immer zu Grunde gingen, wenn sie, ihres Ursprunges uneingedenk, zu Staaten geworden waren (Karthago und Venedig!). Der Handel kann einen Staat bilden, aber nicht auf die Dauer erhalten, denn der Staat ist seinem Wesen nach auf allseitige, nicht einseitige Bethätigung der Kräfte des Menschen gerichtet. Es ist ganz sachgemäß von den Negern gedacht, daß sie ihre Märkte vor die Städte auf freie Plätze, Kitamba, die von Dickicht und Gras gesäubert und mit Laubhütten besetzt sind, verlegen, daß Orte von weitreichendem Verkehr geradezu im neutralen Strich zwischen zwei Staaten liegen, oder daß wenigstens die dem fremden Handel offene Stadt, wie Nimro in Wadaï, von der politischen Hauptstadt durch Lage und Verfassung getrennt sei. Ein ähnlicher Gedanke lag der freiwilligen Absonderung der dem Fremdenverkehr bestimmten „offenen Häfen“ Canton, Amoy, Nagasaki in ostasiatischen Reichen zu Grunde. Die Geschichte der Städte hat sich häufig vollkommen von derjenigen der Nation gesondert, in deren Gebiet sie liegen und welcher ihre Bewohner angehören. Auch wo der sozialen Sonderung nicht die entsprechend scharfe politische Abgliederung folgte, vermag die Geschichte einer Stadt insofern eine andere als die ihres Landes zu sein, als diese ohne jene nicht zu denken ist, das Umgekehrte aber nicht der Fall zu sein braucht. Der wachsende Verkehr zwingt Politik und Wirtschaft zusammen. Die Geschichte Roms beherrschte diejenige des römischen Reiches in dessen letzten Jahrhunderten und dieses Reich bestand, solange Rom bestand. Wenn politische Zentren

gleichzeitig Mittelpunkte des Verkehres sind, wachsen sie weit über ihre politische Bedeutung hinaus und die Gefahr liegt nahe, daß nach ihnen die Macht und Größe des Volkes überschätzt werde, in dessen Mitte sie liegen, weil man nicht auseinanderhalten kann, was dem Staate und was dem staatsfremden Verkehre gehört. Wir erinnern an des Thukydides Wort: Würde die Stadt der Lakedämonier veröden und nur die Fundamente des Baues übrig bleiben, so würde, glaub' ich, die Nachwelt sehr ungläubig sein hinsichtlich der Macht der Lakedämonier, zu ihrem Ruhme; wenn dagegen den Athenern dasselbe begegnete, so würde man nach dem äußeren Anblick der Stadt ihre Macht doppelt so groß schätzen als sie ist. Deshalb muß man nicht das Aussehen der Städte mehr ins Auge fassen als ihre Macht. Mehr als im Altertum liegen in unserer verkehrsreichen Zeit die Quellen, aus welchen die Seestädte ihr Wachstum schöpfen, oft räumlich weit entfernt von ihrer wirklichen Lage: es gibt unter ihnen solche, die ihre Schiffe fast nur an fremden Küsten laufen oder im fernen Eismeer Waljagd treiben lassen. Die Bedeutung Dundees, New Bedfords, Barnstables ist unabhängiger von derjenigen Schottlands oder Massachusetts, als von den Jagd- und Herrschaftsverhältnissen im Behringsmeer.

Die Geschichte der Erdkunde trägt die Spuren dieses Verhältnisses. Von einer Küstenstadt, in welcher zahlreiche Fäden aus dem Inneren zusammenlaufen, dringt der Blick, den Wegen des Verkehres folgend, eine Strecke weit ins Innere und hält die Richtungen im Anfang ziemlich gut bei, bis die Zielpunkte sich verirren und verschieben. Das ist der Charakter des griechischen Wissens von den Ländern, an deren ausgewählten Küstenpunkten, z. B. im Schwarzen Meere, die Kolonien der Griechen lagen. Man kann sagen, daß die Einseitigkeit des Seeverkehres eine entsprechende Einseitigkeit des geographischen Wissens großzog, das gleich dem Handel die Küsten bevorzugte.

In politisch höher entwickelten Gemeinwesen ist eine solche Sonderung nicht durchzuführen. Die politischen und wirtschaftlichen Interessen verflechten sich zu innig. Die Hauptstädte werden ganz von selbst zu Verkehrsmittelpunkten und die Verkehrsstädte rücken in die erste Reihe der politisch wichtigen Besitztümer des Landes.

Diese Kombinationen können freilich nicht ganz ohne Schwierigkeiten vor sich gehen. An der Größe der Hauptstadt eines Landes beteiligt sich notwendig der Verkehr, denn die Politik allein kann keine großen Städte erzeugen. Ein gewisser Betrag von internationalem Austausch geht in diesen Verkehr mit ein und das wenigst Nationale an nationalen Staaten sind ihre Hauptstädte: Paris, Petersburg, Rom. Die politischen Rücksichten mögen eine Hauptstadt auch im statistischen Sinne über alle anderen hinauswachsen lassen, der Verkehr macht sich dann als städteerzeugender Faktor auf der nächst tieferen Größenstufe doch geltend, indem die zweitgrößte Stadt eines Landes regelmäßig eine Handels- oder Industriestadt ist. Hamburg, Marseille, Liverpool zeigen diese Thatsache deutlich genug. Und ebenso häufig ist dort, wo nicht die Hauptstadt selbst Seestadt und damit zugleich Hauptverkehrsstadt ist, wie St. Petersburg, Stockholm, Kopenhagen, Lissabon, Konstantinopel, Athen, die zweite Stadt eines Reiches an der Küste gelegen. So folgt hinter Berlin Hamburg, hinter Madrid Barcelona, hinter Kairo Alexandrien. Natürlich werden aber die politischen Hauptstädte auch immer große Verkehrsstädte sein und so stehen denn die wirtschaftlich hervorragendsten Länder nach ihrer Teilnahme am Weltverkehr in derselben Reihe, in welcher sie auch hinsichtlich der Größe ihrer Großstädte stehen.

Fluss- und Seestädte. Küstenverlauf und Stromrichtung sind jene natürlichen Linien, an welche zunächst die Verbreitung und Richtung des Verkehres sich anschließen. Einst bestimmten sie fast allein die Städtelagen. Keine große Stadt des Altertums ist denkbar ohne die Zufuhr der Nahrungsmittel erleichternden Wasserweg. Die Eroberung dieser Städte geschah immer durch die Unterbindung ihrer Wasserwege. Ein Blick auf eine stumme Karte läßt voraussehen, wo die Verkehrsströme fließen, wo sie sich stauen, wo große Städte entstehen werden. So lassen in China sich drei Reihen von Städten voraussehen, eine mittlere starke,

an deren Endpunkten die Metropolen liegen, und zwei schwächere seitliche. Jene ist bedingt und erhalten durch die alte nordsüdliche Verkehrsader; eine liegt an der See, die andere gegen das Innere zu, meist am Ende der Schiffbarkeit der Ströme, an Zusammenflüssen bedeutender Gewässer. Sie leiten den Verkehr in die große Ader und aus ihr fließt er teils wieder binnenwärts zurück in einiger Entfernung, teils der See zu. Der Kaiserkanal, welcher Peking und Nanking, die Hauptstädte und das Becken des Peiho und des Jangtsze verband, lief in der mittleren Linie, in deren Verlängerung das Emporium des Südens, Canton, gelegen ist. Der Seeküste gehören Plätze wie Tientsin, Schanghai, Futschau, Amoy, der Binnenlinie die großen Verkehrs- und Umschlagsplätze auf der chinesisch-innerasiatischen Grenze an: Kalgan, Tai Yen, Singanfu, Tschingtufu, Jünnanfu. Auch in unserem Lande hängt die Anordnung der großen Städte in parallele Reihen, welche an Rhein, Weser, Elbe, Oder sich anlehnen, von der entsprechenden Gliederung des Landes in westöstlich aufeinanderfolgende Verkehrsstreifen ab. Daß Gunst des Verkehres mit Sicherheit so oft in Flußthälern gepaart werden kann, gibt den Anlagen in letzteren einen besonderen Vorzug schon im Entstehen. Die Alten, die erst Sicherheit, dann aber sofort verkehrsgünstige Lage und womöglich beide zusammen verlangten, wählten mit besonderer Vorliebe Flußgabelungen (Delphi, Theben, Sparta, Larissa, Sardes), Flußschlingen, wo es möglich war, mit einer Mauer den natürlichen Schutz zu vervollständigen; solchen Anlagen begegnen wir in Orchomenos, in Bunarbschi der trojanischen Ebene, Magnesia am Mäander. Der Anlage in Flußgabelungen steht diejenige zwischen der Ausmündung zweier Parallelthäler in Ebene oder Meer nahe; Trapezunt, Herakleia Pontica, Selinus sind Seestädte, Pergamon, Sikyon, Ilion Landstädte dieser Art. Mykenae und Akrokorinth liegen an der schmalsten Stelle zwischen zwei divergierenden Schluchten. Das sind aber wesentlich dieselben Stellen, an welchen auch in Alt-Nordamerika die indianischen Dörfer hinter Hecken und Gräben lagen. Betrachtet man

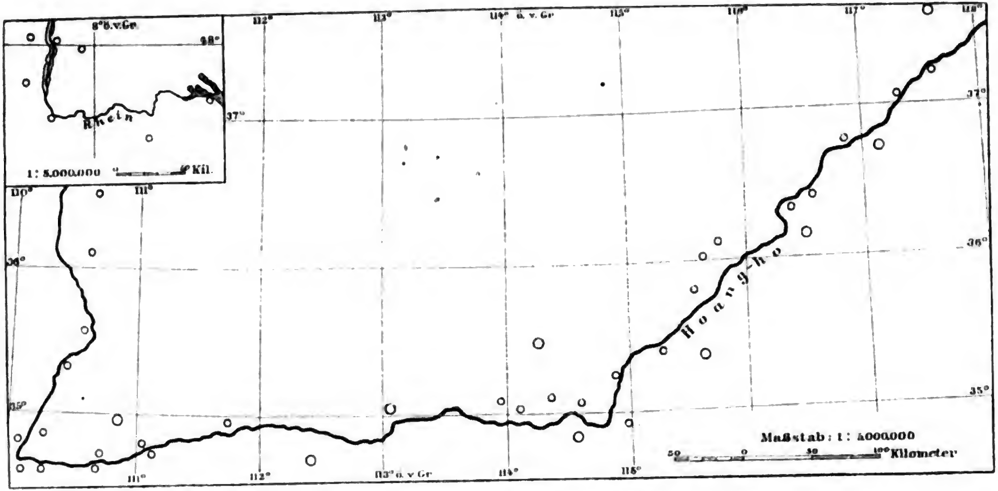


Fig. 20 u. 21. Hoang-ho und Rhein mit ihren grösseren Siedelungen.

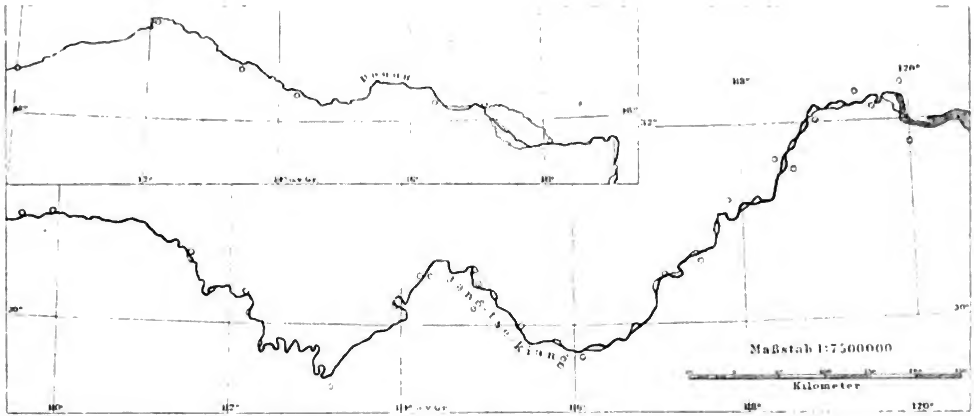


Fig. 22 u. 23. Städte am Jang-tse-kiang und an der Donau.

alte Karten von Amerika, z. B. bei Ortelius, so ist man über die große Zahl wasserumflossener Städte erstaunt. Die Indianer hatten besonders den Vorteil der Lage auf Flußinseln und in Flußschlingen erkannt, welche durch Graben oder Damm abgeschnitten werden konnten. Livingstone beobachtete die gleiche Neigung bei den Magandscha, die an den Westzuflüssen des Nyassa da wohnten, „wo das Wasser mehr als einen Halbkreis bildete".

Mehr noch begünstigen wohlgelegene Flußinseln das Streben nach geschützten, vom festen Lande nicht zu weit entrückten Lagen. In Hauptstädten wie Ava, das ganz vom Irawaddy umflossen war, erkannte man die für Schutz und Verkehr gleich günstige Wasserlage vortrefflich. Bastian hörte, als sie ein Vierteljahrhundert verlassen war, noch über ihre Verlegung klagen. Festungen ziehen natürlich den ungemischtesten Vorteil aus der Möglichkeit, durch Wasser von den Angreifern gesondert zu sein. Wie Kadesia, in seiner Flußumgürtung Porta Persiae, als eine der stärksten Festen ihrer Zeit galt, deren Fall (637) Ranke als eines der großen Ereignisse betrachtet, die das Schicksal ganzer Epochen bestimmen, so hat Stralsund die Stärke zum Widerstande aus seinem Wasserring gezogen und Straßburgs starke Seite waren die Einrichtungen zur Unterwassersetzung seiner Umgebungen. Eine der charakteristischsten Lagen hat die Festung Posen (Fig. 24), die auf einer natürlichen Insel liegt, welche der Warthebogen mit einer Reihe von Flüssen und Seen bildet, die eine Sehne seiner Konvexität abschneiden. Dazu zerlegen noch die von Osten kommende Cybina und Glowna das Gelände, so daß die an beiden Wartheufern liegende Stadt gewissermaßen in einem Netz von Wasserfäden liegt. Eine Menge Städte im norddeutschen

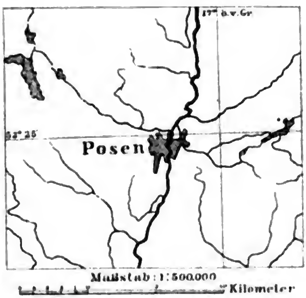
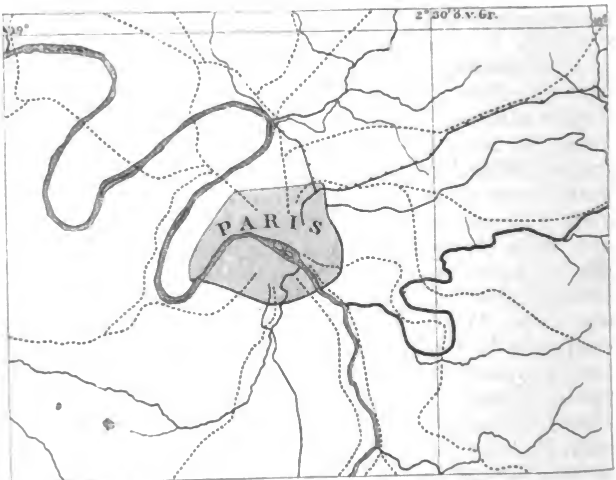


Fig. 24.

Tiefland liegt in ähnlichen Flußgeflechten. Je breiter der Uebergang, je sumpfiger das Thal, je unregelmäßiger der Stromlauf, desto deutlicher hervortretend die Begünstigung der Uebergangsstellen. Hahn hat an der Lage der Spreestädte Lübben, Fürstenwalde, Köpenik und Berlin-Köln sehr gut nachgewiesen[4]), wie diejenigen am meisten bevorzugt waren, bei denen durch einander gegenübertretende Uferhöhen, vielleicht in Verbindung mit Inseln, denn mehrere von diesen Städten sind Inselstädte, der



Maßstab: 1:500000 Kilometer

Fig. 25.

Uebergang des sumpfigen Flußnetzes erleichtert ward, und wie unter ihnen dann Berlin, das über die lokalen Bedürfnisse hinaus dem von Süden und Südwesten nach Norden und Nordosten durchgehenden Verkehr als günstigste Kreuzungsstelle der Spree-Havellinie Vorteile bot, die bevorzugte ward. Noch wichtiger werden Uebergänge im Moorland, wo viel weitere Strecken unwegsam, und oft selbst für die Anlage der Städte nur schmale Land-

streifen längs der Flüsse verfügbar sind. Hier kommen die das Moor durchziehenden festeren Geeststreifen zur Geltung, die z. B. Bremen zur Grundlage dienen.

So können wir auch die Entstehung einer Weltstadt wie Paris (Fig. 25) aus dem „Zellkern der befestigten Schiffer- und Fischerinsel Lutetia Parisiorum“, der heutigen Isle de la cité, ziemlich genau verfolgen. Die Thäler der Seine, Marne und Oise beherrschend und entfernter als Trier von der gefährdeten Ostgrenze, wurde diese Inselstadt der Mittelpunkt römischer Herrschaft in Nordgallien. Auch unter den Franken blieb die Insel immer der Kern der Stadt. Wie viele moderne Städtepläne zeigen diesen Anschluß an eine Flußinsel; über wie viele Stadtthore wäre der Spruch über dem Burgthore Leidens „arx bifido circumflua Rheno“ zu setzen!

Flussschlingen. In der Berührung von Wasser und Land entsteht im Flußthal außer den Inseln noch manche andere an die Küste erinnernde Städtelage, die auch nicht selten ähnliche Ausnutzung fand. Das Land springt gegen das Wasser vor oder tritt in einer Einbiegung zurück. Schon im kleinen laden die vorgebirgsartigen Einsprünge an den konvexen Windungen der Flußschlange zu Siedelungen ein, welche nach einer Seite geschützt sind und nach der anderen einen weiten Ausblick gewähren. François fand am Lulongo alle größeren Ortschaften oberhalb der Landvorsprünge angelegt; an flußaufwärtsfahrende Dampfer hatten ihre Erbauer nicht gedacht! Aber größere Bogen und Winkel werden vom großen Verkehre mit Vorliebe aufgesucht, der hier den Fluß gleichsam am vorgeschobensten Punkte leichter erreichen oder auf der anderen Seite am längsten einer Einbiegung folgend ihn begleiten kann. Die Häufigkeit der Einmündung von Nebenflüssen an diesen ein- und ausspringenden Winkeln vermehrt die Vorliebe, mit welcher sie von den Städten aufgesucht werden. Die Donau macht im oberen Lauf bis Pest vier Winkel, welche durch die Lage wichtiger Donaustädte bezeichnet sind: Regensburg, Linz, Wien, Pest. An den Scheiteln der drei Loirebogen liegen Angers, Saumur, Orleans. An den zwei Südwinkeln des Hoanghorechteckes liegen Singanfu und Kaifongfu. An den Scheiteln der Windungen des unteren Jangtsze liegen Hankau, Kiukiang

und Nanking. Wir erinnern weiter an die Lage von Basel und Mainz, Schweinfurt und Bamberg, Magdeburg, Frankfurt a. O., Bromberg, Thorn. Immer geht in der Richtung dieser Winkel der Verkehr mit dem Flusse, beziehungsweise dem Thale, so weit als möglich und löst erst am äußersten Punkte von demselben sich los.

Die Seen, welche der Mehrzahl nach nur Erweiterungen in Flußläufen darstellen, wirken wie kleine Meere, welche den Landverkehr zum Uebergang aufs Wasser veranlassen, daher eine große Zahl von Umschlagsplätzen an ihren Gestaden ins Leben rufen und durch die Erleichterung des Verkehres eine Bewegung von Ufer zu Ufer hervorbringen, welche dem Charakter der Seeanwohner besondere Züge aufprägt. Boden- und Genfersee, die oberitalienischen Seen mit ihrer großen Zahl von verhältnismäßig bedeutenden Plätzen und ihrer regen thätigen Bevölkerung, in größerem Maße der Ontario, der fast meerartig wirkende Michigansee mögen genannt sein. Zu den Plätzen, welche Vorzüge verschiedener Lagen miteinander verbinden, gehören die am Eintritt von Flüssen in Seen oder am Austritte gelegenen. Die letztere, vor Ueberschwemmungen sicherere Lage erscheint dabei als die bevorzugte. Konstanz liegt am Bodensee gerade so wie Genf am Genfer-, Luzern am Vierwaldstätter-, Thun am Thunersee.

Mündungsstädte. An der Mündung des Flusses in das Meer erreicht die Begünstigung des Verkehres ihren Höhepunkt, so wie der Fluß selbst hier das Maximum seiner Wasserführung erreicht. Der Flußverkehr trifft mit dem Seeverkehr zusammen, der in der Flußmündung nicht bloß geschützte Ankerstellen, sondern häufig auch die Möglichkeit des Vordringens in das Binnenland findet. Eigentlich liegt jede Seestadt an einer Kreuzung, da der Küstenhandel parallel der Uferlinie verläuft und von den rechtwinklig darauf stoßenden Verkehrslinien gekreuzt wird. Saloniki liegt so an der Kreuzung der alten Straße Dyrrhachium-Bitolia-Byzanz und der jüngeren Belgrad-Uesküb-Saloniki. Fruchtbare Erde, die der Fluß in Berührung mit dem Meere absetzt, bildet

Schwemmländer, die in den verschiedensten Teilen der Erde (Po-Delta, Unterägypten, Bengalen, Louisiana) fruchtbares Ackerland und dichte Bevölkerung schaffen. Sehr oft bieten Flußinseln im Mündungsgebiet günstige Städtelage (New York, St. Petersburg). Man findet nur bei den Flüssen, die in das verkehrslose Eismeer münden, nichts von den günstigen Wirkungen, die an so bevorzugten Stellen nicht ausbleiben können. Ihre Städte Jakutsk, Jenisseisk, Irkutsk, Krasnojarsk liegen am Mittellauf und der Küsteneinschnitt von Nischnj Kolymsk ist nicht der eisbedeckten See, sondern dem Flusse, dem Hinterland zu liebe gewählt. Am Amur aber bleibt Nikolajewsk trotz der großen Hindernisse, welche vor allem der lange Winter dem Verkehre auf dem Amur, und ganz besonders bei Nikolajewsk, bereitet — von Ende September bis Ende Mai macht das Eis die Schiffahrt hier unmöglich und oft ist der Amur bei Nikolajewsk schon gefroren, wenn er anderwärts noch offen liegt — durch seine Lage an der großen Strommündung die wichtigste Stadt Ostsibiriens.

Der Verkehr scheut sich, wo es nicht unbedingt notwendig, zu nahe an die Naturgewalten, die verderblich werden könnten, seine Zentren hinzubringen. Er zieht sich auf überschwemmungssichere Hügel oder Uferterrassen zurück und sendet gerne Vorposten aus oder errichtet vorgeschobene Werke. Konvergierende Wasseradern bilden Stauungsplätze des Verkehres, wo sie zusammentreffen; aber die Orte, denen sie Entstehung geben, liegen oft, wie Chartum, St. Louis nicht unmittelbar an der Mündung, die durch Ueberschwemmungen u. s. w. gefährdet ist, oder bevorzugen die Küste zu Ungunsten des Landes, wie Marseille und Saloniki, die beide in einiger Entfernung von großen Flußmündungen liegen. Große Seestädte kommen gerne dem Seeverkehr möglichst entgegen, daher bei New York wie Konstantinopel der Kern der Anlage eine seewärts auf die äußerste Spitze vorgeschobene Niederlassung, aber nicht ohne die Erwägung, daß sie auch Interessen am festen Lande haben. Sie suchen also eine mittlere Stellung, wo sie den einen

wie den anderen gerecht werden können, weshalb Suakin in seinem tiefen Einschnitt bei nur teilweise insularer Lage für besser gilt als das rein insulare Massaua oder als Akik. Man könnte insofern von Städten von rein maritimer Bedeutung und solchen von gemischter sprechen. Bremerhaven und Bremen. Cuxhaven und Hamburg verdeutlichen diesen Unterschied. mehr noch die zwei Haupthäfen Belgiens: Antwerpen und Ostende. Um aber den Seeverkehr möglichst tief ins Land hineinzuziehen, sind vorzüglich die tiefen Flußmündungen geeignet, wo die Städte besonders gern am äußersten Ende der Flutbewegung angelegt werden. Wenn man Stettin im Hintergrunde seines Haffes, dessen Zugänge vom Meere gewunden und von sehr verschiedener Tiefe sind, an einer der geschütztesten Stellen, die für eine Seestadt denkbar sind, liegen sieht, erkennt man in diesen zurückgezogenen Lagen auch das Schutzmotiv, welches übrigens für Städteverlegung nach derartigen Plätzen geschichtlich nachweisbar ist. Die Furcht vor räuberischen Angriffen drängt vom Verkehrswege ab, der sonst naturgemäß aufgesucht wird. So lagen am oberen Huallaga alle Missionsdörfer ½—2 Leguas vom Flusse entfernt, da man

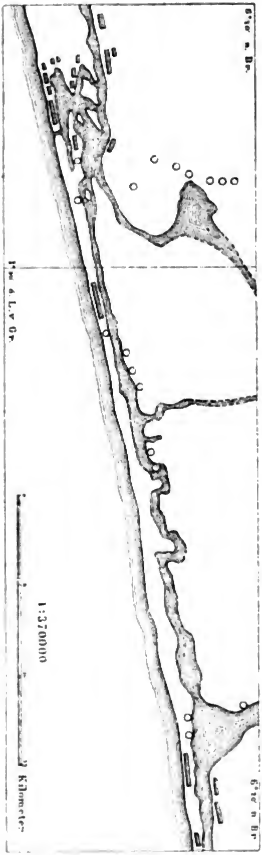
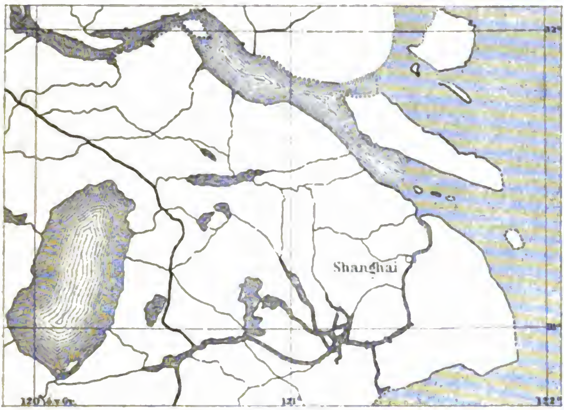


Fig. 26. Sklavenküste bei Togo mit Faktoreien und Dörfern.

sie so sicherer vor den Ueberfällen der am rechten Ufer schweifenden Chunchos hielt [5]).

Seestädte. Die Festländer können untereinander und mit den Inseln nur zur See verkehren, außerdem wird auch für ihre Küstenplätze der Verkehr zur See in allen Fällen vorgezogen, wo große Frachtenmassen zu bewegen sind. Es muß daher an geeigneten Küstenpunkten ein sehr bedeutender Umschlag stattfinden, welcher Städte ins Leben ruft. Dieser Punkte sind es wenige im Ver-



1:2500000 Kilometer

Fig. 27. Shanghai mit dem Delta des Jang-tse-kiang.

hältnis zur weiten Ausdehnung des Meeres, über welche der Verkehr zu ihnen herankommt. Daher wachsen sie bald rasch zu bedeutender Größe heran und nehmen um so leichter stadtartigen Charakter an, als sie nur vom Verkehre großgezogen und von ihrer näheren Umgebung ganz unabhängig sind. Ein Uebergewicht der Seestädte bedeutet immer ein entsprechendes Uebergewicht des Verkehres in der Geschichte des Volkes oder in der Natur des Landes. Wir beobachten es in allen Küsten- und Seestaaten (London, Amsterdam, Kopenhagen, Stock-

holm, Christiania), in allen Kolonien, die vom Meere her landeinwärts wachsen (New York, Rio de Janeiro, Capstadt, Sydney) und bei reinen Handelsvölkern (Tyrus und Sidon, Karthago, Algier, Sansibar). Der Einfluß des Seeverkehres für sich wird sehr klar, wenn in Ländern, wo andere Ursachen der Städtebildung schwächer vertreten sind, Binnen- und Küstenland leicht abgeteilt werden können. Die cimbrische Halbinsel hat in den drei politischen Abschnitten Jütland, Schleswig und Holstein 72 Städte und stadtartige Orte, von denen nur 16 nicht am Meere und auch nicht im Bereiche desselben liegen. Schleswig hat überhaupt keine Binnenstadt. Von den 56 Städten, welche am Meer oder im Bereiche desselben liegen, kommen 34 auf die Ost-, 22 auf die Westküste. Norwegen, Finnland, Schottland, Irland haben keine namhaften Binnenstädte.

In der Thatsache, daß, je weiter wir nach Norden kommen. um so mehr das Land als Städtezeuger zurück- und das Meer an seine Stelle tritt, liegt nur ein Symptom der tieferen Erscheinung, daß die abnehmende Gunst des Klimas sich immer früher im Lande als an der Küste bemerkbar macht. Es prägt sich nur schwächer das Verhältnis des Grönländers zu den beiden Elementen aus, dem sein Land nur die Wohnung, das Meer aber fast das volle Maß seiner Nahrung beut. Ebendarum ist aber die Superiorität des Nordens im Schiffswesen so festgewurzelt, und daß Norwegens Handelsflotte an Tonnenzahl diejenige Deutschlands übertrifft, wurzelt tiefer, als Volksart und Küstengestalt reichen.

Wo die Lage eine im großen vorteilhafte, kann die Stadt, welche diese Lage auszunutzen sucht, unter den ungünstigsten topographischen Verhältnissen erwachsen sein. Der Seeverkehr sucht seine Stapelplätze zunächst in guten Häfen, wenn dieselben auch, wie das großartige Becken von Rio, wie Triest, die Tafelbai, von ansteigenden Höhen umgeben sind, die der Verkehr nach dem Innern bewältigen muß. Weder Triest noch Genua sind auf ihrem schmalen Bodenstreif zwischen Meer und Berg im engeren Sinne gut gelegen. Venedig und Amsterdam müssen den Grund erst befestigen, auf dem sie stehen. Wie schlecht ist das Sumpfklima von New Orleans, Vera Cruz, Calcutta, Nun-Akassa. In der Kongomündung ist die kleine morastige Flußhalbinsel von Banana durch

günstige Lage und mäßig guten Hafen in einem hafenarmen Gebiete zu einer Bedeutung emporgewachsen, welche nur verhältnismäßig gut begründet ist. Man kann es als eine allgemeine Regel bezeichnen, daß die Seestädte unter allen großen Städten am häufigsten ungünstige Ortslagen aufweisen, welche sich im Gegensatze befinden zur Vorzüglichkeit ihrer Weltlage.

Der Hafenreichtum. Die Küstengestalt begünstigt oder hemmt, beziehungsweise erschwert die Städteentwickelung. Die Westküste der cimbrischen Halbinsel zählt 22 Städte, die Ostküste 34. Nehmen wir dort Hamburg und Altona, hier Lübeck und Ratzeburg weg, so stehen die Städte des Ostens mit 101 000 denen des Westens mit 58 000 überlegen gegenüber. Flensburg und Kiel finden ihresgleichen nicht an der Westküste. Die auffallende Begünstigung der englischen Süd- und Westküste gegenüber der Ostküste prägt sich in der Thatsache aus, daß Englands meerbeherrschende Stellung sich erst auf Bristol, dann auf Liverpool stützte. Der belebteste Hafen der Ostküste, Hull, steht an Verkehr hinter beiden zurück und Hull ist der Größe nach erst die fünfzehnte Stadt im Vereinigten Königreich. Die buchten-, insel- und halbinselreichen Küsten der nördlichen gemäßigten Zone bieten Vorteile, die so in Tausenden von Meilen Küstenlänge nicht wiederkehren. Eine Städtelage wie Petersburg kann in Afrika oder Australien nicht vorkommen, noch weniger eine wie in New York. Ueber manche Küsten hat die Natur die Segnung der Verkehrsbegünstigungen so reichlich ausgegossen, daß viel mehr Häfen vorhanden sind, als man benutzen kann. Selbst im verkehrsreichen England ist der ausgezeichnete Hafen von Milford in Süd-Wales erst in jüngster Zeit dem großen Verkehr erschlossen worden. Fast jede der Hunderte von Fjordbuchten Norwegens könnte einem Bergen oder Drontheim Wasserfläche und Ankergrund für große Flotten bieten. Eine große Gruppe ausgezeichneter Häfen sind diejenigen des Hintergrundes der Peter-des-Großen-Bai, unter denen Wladiwostok, Possiet, Nachodka schon

besiedelt sind, zahlreiche andere, wie Slawjanska, Strelka, Petschanaja nur gelegentlich benutzt werden. Auch Dalmatien kann als Beispiel einer hafenreichen Küste gelten, zeigt aber zu gleicher Zeit, daß an einer Küste, an welcher wenig Handelswege ausmünden, die ein weites Gebiet durchziehen, auch nur wenige Städte entstehen werden, von denen dann leicht eine die leitende Stelle erhält.

Norwegen hat keine Binnen-, sondern nur Küstenstädte. Und diese Städte liegen im Hintergrund oder an der Mündung der Fjorde, welche wie verzweigte Systeme breiter Flüsse ins Land eingreifen und natürliche Landschaften erzeugen. So liegen Christiania und Drontheim, Stavanger und Christiansand, Namsö und Tromsö. Nur Bergen, die alte Metropole Norwegens, liegt mitten zwischen zwei großen Fjorden an fjordloser Küste, dem Hardanger und Sognefjord, aber gerade dies gab ihm zunächst seine überragende Bedeutung, daß es Mittelpunkt zweier so großer Fjordlandschaften war. Dazu kommt die im allgemeinen günstige Lage mitten zwischen Lindesnäs und Statt, zwischen Bukefjord und Nordfjord. Man gelangt von hier in gleicher Zeit nach Christiansand und Christiansund, nach Drontheim und Christiania. Zur Zeit als Bergen der größte Handelsplatz des Nordens war, stand auf dem dänisch-norwegischen Pfeiler der Amsterdamer Börse: „Bergen und andere Plätze in Dänemark und Norwegen". Bergens Besitz entschied einst über den Norwegens. Früher hatte Drontheim diese Bedeutung gehabt, heute ist sie Christiania zugefallen und diese Entwickelung entspricht dem allmählichen Heraustreten Norwegens aus nordisch-ozeanischer Isolierung und der Annäherung an gesamteuropäische Verhältnisse und Interessen. Nur Christiania konnte von allen Hafenplätzen Norwegens so wichtige Wege wie Stockholm-Bergen und Kopenhagen-Drontheim vereinigen und mit der südlichen Lage am Kattegat und Skagerrak die Nähe der an Erz und Wald reichen Gegenden verbinden.

Küstenvorsprünge schützen wenigstens nach einer Seite die ankernden Schiffe und bieten außerdem manchmal den Vorteil, gegen das Festland hin fast wie Inseln abgeschlossen werden zu können. So war Utica in einer Lage gegründet, wie sie nach Thukydides von den Phöniciern mit Vorliebe gesucht wurde: Ein leicht zu verteidigendes Vorgebirge, das einen nahen Hafen beherrscht. Derselbe Geschichtschreiber sagt von den phönicisch-hellenischen Städtegründern: Sie schnitten die Landzungen ab, sowohl wegen des Handels, als auch um den Anwohnern widerstehen zu können. Auch Gibraltar ist auf seiner Felsenhalbinsel als Festung und durch seinen Hafen

für Schutz, Handel und — Schmuggel wertvoll. Mit Vorliebe sucht sich der Handel auf Inseln seine Stätten, die sicher und zugleich dem Verkehre offen, wie die Geschichte von Tyrus und Sidon bis auf New York, Singapur, Bombay, Massaua, Sansibar und eine große Zahl anderer lehrt. Daß diese Insellagen ungemein verschieden und verschiedenartig sein können, liegt auf der Hand. New York in breiter Strommündung auf felsiger Insel ist anders als Massaua auf seinem kahlen, frei vor der heißesten Küste liegenden Koralleneiland. Einen Grad besser als dieses ist Suakin, am Ende eines tief einschneidenden Meeresarmes teils am Lande, teils auf kleiner Koralleninsel erbaut. Ganz anderen Charakter hat dagegen wieder die Lage des vom Festland durch einen breiten Kanal geschiedenen Sansibar.

Nahrungsreichtum. Wenn man bei Betrachtung der Karte eines Gebietes primitiver Besiedelung den Eindruck gewinnt, daß ein doppelter Faden menschlichen Verkehres neben dem Strom, mit oder gegen ihn fließe, so ist dabei auch an die Vorteile zu denken, welche aus dem Tierreichtum des Stromes sich ergeben. Sichere Fischereigründe gehören zu den Förderern der Ansässigkeit. Wir finden, daß im Nordwesten Nordamerikas die Stämme an Flüssen und Küsten seßhafter sind, als im trockeneren Inneren. Fragen wir, wie liegen ihre Ansiedelungen? „An dem flachen sandigen Strand einer gegen den Seegang geschützten Bucht, an stillen Meeresarmen zwischen den Inseln, an der Mündung oder dem unteren Lauf der Flüsse“, bei den Thlinkit (Aurel Krause). Ebenso liegen die Kamerundörfer [6]), die, wenn sie sich auch 2 Kilometer ins Innere ziehen, doch einen Fuß am Flusse haben (Fig. 10 u. 26), so die Dörfer der Vey, der Kongo- und Nilanwohner so dicht und mit so großer Vorliebe an den Strom gedrängt, daß man an eine vielfach dichtere Bevölkerung zu glauben verführt wird, als im leeren Binnenlande thatsächlich zu finden ist. Der Wert des Wassers selbst für die Lebenserhaltung des Menschen, seiner Tiere, seiner Kulturpflanzen ist endlich am aller-

wenigsten zu übersehen. In Steppen und Wüsten sind Siedelungen nur in der Nähe des Wassers möglich. Der Uebergang zu den Flußsiedelungen ist dort gegeben, wo die Quellen in einem trockenen Flußbett reihenweise liegen, wie in den Oasengruppen von Tafilelt und Tidikelt.

Hier tritt nun eine der Willkürlichkeiten ein, von denen uns das Studium der Städtelagen so viele zeigt. Es ist keineswegs die Regel, daß die Niederlassungen an die Brunnen sich enge anschließen; in Kordofan hebt Dr. Pfund[7]) im Gegenteil hervor, daß sie soweit wie möglich von denselben entfernt liegen. Sogar der frühere Hauptort Takkas, Hauati, lag $^3/_4$ Stunden von Chor Gasch entfernt, in welchem man das Wasser holen mußte; erst die Türken haben dann Kassala ans Ufer dieses Bergflüßchens verlegt. Und so erzählt Büttner: Entgegen der Art der Hottentotten haben die Herero die Praxis, möglichst weit ab vom Wasser zu wohnen, um die bessere, noch nicht abgenutzte Weide möglichst in der Nähe zu haben. Wo die Herero noch ganz ihre alten Sitten bewahrt haben, habe ich sie bis 3, auch 4 Stunden vom Wasser wohnend getroffen[8]).

Städte auf Bergen und in Thälern. Schon Kohl spricht es aus, daß von allen verschiedenen Ursachen der Kondensierung der Bevölkerung die Bodengestaltung die allerwichtigste ist[9]) und damit ist die Abhängigkeit der Städte von der Bodengestaltung ebenfalls gegeben. In der Regel nimmt die Bevölkerung mit der Erhebung des Bodens über eine gewisse Höhe ab und die größeren Siedelungen gehen außerdem noch den örtlichen Vertiefungen der Thäler nach. Von den deutschen Städten mit mehr als 100000 Einwohnern liegt nur München etwas höher als 500 Meter, die meisten anderen liegen unterhalb 100 Meter, und die Lage der größeren Hälfte von diesen erhebt sich nur um ein paar Meter über den Meeresspiegel. Daher liegen auch in Ländern, wo Tiefland und Gebirge wechseln, die Städte gerne am Rande des Gebirges, auch wo sie Beziehungen innigerer Art mit dem Gebirge unterhalten. München und Augsburg sind als die Hauptstädte der bayerischen und schwäbischen Alpen anerkannt, sie liegen aber einen Tagemarsch vom Fuß des Gebirges entfernt. Die Hauptstädte der Gebirge liegen in den Ebenen. An der Isar liegt oberhalb Münchens überhaupt keine Stadt mehr, sondern nur

noch der Marktflecken Tölz, an der Iller ist Immenstadt die letzte Stadt, am Rhein nimmt Chur diese Stelle ein. Eine Linie Lindau-Kempten-Kaufbeuren-Rosenheim-Innsbruck-Bregenz umschließt den städtelosen, zugleich dünnst bevölkerten und verkehrsärmsten Teil der deutschen Alpen.

Das Verhältnis der Siedelung zur Bodengestalt zeigt einen gewissen Parallelismus zu dem zwischen Bewässerung und Bodengestalt. Wir haben die Vorliebe der Siedelungen für die Nachbarschaft des Wassers kennen gelernt. In klein gegliederten Gebieten, wie der sächsischen Schweiz sind wie die Bäche die Siedelungen klein und zahlreich, in groß gegliederten wie den Alpen groß und an Zahl gering. Der Fluß ist nicht bloß als Wasserader, welche Waren trägt, von Bedeutung, sondern als Thalbildner, der ebenen Boden für Straßen schafft, die neben ihm hergehen, der Breschen in die Gebirge bricht und die natürlichen Falten des Gebirgsbaues vertieft und ausebnet. Es gibt Gebirgsländer, welche Wege von Bedeutung außerhalb der Flußthäler nicht kennen, wo das Wegnetz ein treues Bild des Flußnetzes ist. Das Innthal oberhalb Innsbruck ist ein gutes Beispiel; von der thalreichen Südseite führen um so mehr Straßen und Sträßlein ihm zu als hier mehr Wege von den Wassern der Oetzthaler. Ferner aufgeschlossen sind als auf der Nordseite, wo von den breiter, weniger durchbrochenen Massen der Kalkalpen nur einige schwierige, kurze Bäche und Wege herabführen. Besonders günstig wird es aber immer sein, wenn ein großes Längsthal beiderseits zahlreiche Wege aus dem Gebirge gleichsam sammelt, ihren Verkehr konzentriert und weiterführt, wie das Rhonethal oberhalb des Genfersees.

In diesem Falle liegen die Ortschaften dann natürlich immer gegenüber den Einmündungen der Querthäler, wie man besonders am oberen Inn- oder Rhonethal gut beobachten kann. Daß unter diesen Querthälern einige tiefer als andere ins Gebirge hineinreichen, daß einige Zugänge zu Pässen bilden, während andere am Fuße der Steilwände eines Thalcirkus aufhören, bedingt erhebliche

Unterschiede ihres verkehrsgeographischen Wertes, ebenso wie Pässe mit so breiten Zugängen, wie durch seine Thalverbindungen der Brenner im Inn- und Etschthale sie besitzt, an Wert gewinnen. An den Rändern der Gebirge liegen die Städte soviel wie möglich den Pässen gegenüber und zwar die kleineren unmittelbar am Fuße, die größeren mehr rückwärts, jene auf je Einen Paß angewiesen, diese mehrere Verkehrsströmungen zusammenfassend. Innsbruck gehört zum Brennerpaß, Bormio zum Stilfser Joch, Chur zum Lukmanier, Aosta zum St. Bernhard, Oléron zum Canfranc; aber Augsburg und später München faßten vom Brenner bis zum Stilfser Joch die Pässe zusammen und in großartigerem Maße sind Mailand, Turin, Toulouse derartige Sammelstädte. Turins Lage im Winkel der Alpen ist eine wundervolle, geeigneter als jede andere, die Wege der Westalpen in ein Bündel zu fassen. Während Alpen- und Pyrenäenstraßen gleichartige Länder verbinden, sondert jener Ast des großen mittelasiatischen Quergebirges, dessen Hauptpasse Singanfu gegenüberliegt, zwei Welten, das Kulturland und die Steppe, das dichtbevölkerte Reich China und das arme Nomadenland der Mongolei. Das ist eine weltgeschichtliche Lage. Als solche hat v. Richthofen[10]) sie geschildert, der die Wichtigkeit der Lage gegenüber dem Paß nach Hupé, dem mittelasiatischen Land der Eingänge, der Ausmündung der wichtigsten Straße zwischen Nordchina und Szetschuen im Sinne Karl Ritters gebührend gewürdigt hat. Wir wollen noch an die Lage Cuzcos erinnern, welche schon den ersten Spaniern, welche es betraten, als eine vortreffliche erschien mit ihrem gemäßigten Klima, den nicht zu hohen Bergen, mit leicht zu begehenden und zu verteidigenden Pässen in Nachbarthäler, nach der Tierra Caliente und der Küste.

Bergstädte. Wenn Siedelungen auf Höhen steigen, geschieht es zum Schutz gegen Feinde oder gegen Ueberschwemmungen und um freien Blick zu gewinnen. Was man von den Indianern Nordamerikas gesagt hat, daß der Schutz das Hauptmotiv bei der Wahl der Lage

einer Ansiedelung, und daß die Nähe von Wasser in zweiter Linie komme, gilt von allen Naturvölkern. Fast mit denselben Worten erwähnt Junghuhn die Lagen der Dörfer der Batta auf Sumatra. Wo in Afrika Berge sind, da tragen sie Dörfer oder Trümmer derselben. Schutzwerke auf Hügeln nennt Cecchi die befestigten Galladörfer. Die Menschenleere der fruchtbaren Thäler, die Menge befestigter Ansiedelungen auf den Höhen des Betschuanenlandes haben viele Beobachter hervorgehoben [11]). Selbst wenn das Wasser mit Mühe durch die Weiber des Stammes herbeigeschleppt werden muß, werden Höhen vorgezogen, wie die Pai Ute sie in den wasserarmen Oeden Nevadas angeblich erst seit der Ankunft der Weißen bewohnen. Schutzbedürftig zog sich das Leben in die Höhen zurück. Die Geschichte Europas zeigt umgekehrt, wie in ruhigeren Zeiten die Bewohner der Burgen und Berge in die Ebenen herabstiegen und sich anbauten. Viele Städte haben aber die Hügel überwachsen, auf deren Gipfel die sie einst schützenden und ihre Zölle sichernden Burgen sich erhoben.

Das Bild der auf flacher Höhe langsam ansteigenden Stadt ist dem Wanderer in den Ebenen vertraut, wenn er auch vielleicht sich gar keine Rechnung davon gibt, daß die Ursache der leichten Sichtbarkeit der Stadt aus der Ferne in einer unmerklichen Anschwellung ihres Bodens liege. Die Lage auf Geestinseln im Marschland, auf Sand- und Kiesrücken in den Diluvialebenen gehört hierher. Das scheinbar Widersinnige, daß Städte in flacher Umgebung wie Leipzig oder Merseburg, Stettin oder Rostock steigende und fallende Straßen haben, außen flach, innen hügelig sind, liegt in dem alten Zug zur schützenden Höhe. Delhi und Agra liegen beide auf Schwellen, welche über das Niveau der Ganges-Tiefebene hervorragen; auf ihnen sind sie so weit in letztere vorgeschoben, als mit sicherer Lage vereinbar [12]). Im Gebirgsland nimmt unter Verwertung kühnerer Bodengestalten diese Lage einen großartigeren und landschaftlich eindrucksvolleren Charakter an: Königstein, Ehrenbreitstein, Feste Kufstein. Von den Städten Altgriechenlands sagt Karl Ritter: „Ihre Architektur, welche ihrer Skulptur vorausging, ward bedingt durch den amphitheatralisch sich erhebenden Boden, der allen ihren Bauten, den Tempeln, wie der Städtegruppierung zur Basis dienen mußte: wohl der merkwürdigste Einfluß, den die Naturplastik eines Bodens als Völkerheimat auszuüben im stande war [13])“. Auch in die altitalienische Landschaft gehören die hoch auf Bergen thronenden

Städte und fast jede der älteren ostrussischen Städte hat ihren Kreml in beherrschender Lage.

Die Motive für die Wahl von Höhenlagen sind damit nicht erschöpft. In Fiebergegenden kam die Gesundheit. in nebelreichen Thälern die sonnige Lage mit in Betracht. Sogar Ersparnisgründe konnten endlich wirksam werden. Wo das tiefer gelegene Land in ackerbarem Zustande so spärlich war wie in Peru, da fand die Anlage der Wohnstätten auf Bergen und Felsen auch ein wirtschaftliches Motiv von nicht geringem Gewicht, denn es wurde Boden gespart. Aus demselben Grunde erklärt sich die Aufspeicherung der Leichen in Felsspalten; sogar in den Dämmen, welche um die Felder aus herausgeworfenen Steinen aufgeschüttet wurden, begrub man dort.

---

[1]) Zur Eisenbahn- und Bevölkerungsstatistik der deutschen Städte 1867—75. Monatshefte z. Statistik des Deutschen Reiches. Oktober 1878.

[2]) Die Lage von Chicago. Ausland 1871. S. 748.

[3]) Vgl. H. v. Maltzan, Geographische Forschungen in Südarabien. Geographische Mitteilungen. 1872. S. 170.

[4]) Die Städte der norddeutschen Tiefebene. 1885. S. 10 f.

[5]) Pöppig, Reisen in Chile etc. II. 371.

[6]) Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft. Berlin. 1883. S. 205.

[7]) In den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, Hamburg 1876—77, S. 222.

[8]) Ausland. 1883. S. 530.

[9]) Der Verkehr und die Ansiedelungen. 1841. S. 3.

[10]) v. Richthofen, Die geographische Lage von Si-ngan-fu. Geographische Mitteilungen. 1873. S. 38.

[11]) Vgl. Arbousset, Relation. 1842. S. 99.

[12]) Campbell, On the Geography and Climate of India. Proc. R. Geographical Society. London. XI. 2.

[13]) Ritter, Europa. 1863. S. 285.

14. Die Städte als geschichtliche Mittelpunkte.

Die Dauer. Vergängliche Städte. Städtevölker. Der geschichtliche Zug. Hauptstädte.

Die Dauer. Die Gründung und der Besitz von Städten gehört zu den Merkmalen der Kultur, deren höchste Blüte in den Städten entsprießt. „Es ist ein Ungeheuer, eine große Stadt! Eine Weltstadt ist das künstlichste Produkt der Geschichte, es ist die allerkünstlichste Frucht, welche die Erde trägt, das verwickeltste Gebilde der Zivilisation eines Volkes" (Karl Ritter)[1]. Der Zusammenhang zwischen Städten und Kultur liegt in der Dichtigkeit der Bevölkerung und der Stärke des Verkehres. Aber auch die Beständigkeit und Dauer der Kultur und die Größe und Sicherheit ihrer politischen Entwickelungen gehört dazu. Andererseits bedarf nichts so sehr gemeinsamer, zusammenwirkender Arbeit als die höchste Kultur, weshalb die Städte als Herde der Bildung und großer, auf Arbeitsteilung beruhender Gütererzeugung über alle anderen Wohnplätze der Menschen hervorragen. In der allgemeinen Kulturgeschichte wie in der politischen Geschichte einzelner Völker begegnet uns die Vorstellung von der Städtegründung, in welcher sich die Spitze der friedlichen Kulturarbeit verkörpert. Die Städtegründer sind als Kulturheroen nachfolgenden Geschlechtern zur Verehrung aufgestellt. Diese Arbeit mildert das Gewaltthätige in der Physiognomie großer geschichtlicher Erscheinungen. Wenn in der Eroberung eine verheerende

Macht liegt, sprießt es nach dem Gewitter mit frischer Kraft hervor. Die Gründung Alexandrias, Bassoras, Petersburgs auf frisch eroberten Küstenstreifen zeigt diese Aufeinanderfolge zerstörender und aufbauender Kräfte. Die Städte hängen nicht nur mit der Kultur zusammen, indem sie Erzeugnis und Folge derselben sind, sondern sie gehören zu den Werkzeugen der Tradition und Weiterbildung dieses vielartigen Besitzes. Sie setzen mehr voraus und bewirken mehr. Zwar erscheinen die Wohnungen der Menschen, auch wo sie aus Marmor und Eisen sind, nur wie Herbergen für Pilger; wo aber ein Geschlecht nach dem anderen durch dieselben Straßen und Häuser wandelt, da wirken diese als das Beständigere befestigend auf jene und die Städte heben über ihren praktischen Zweck sich hinaus und werden zu Denkmälern, welche Reiche und Nationen überdauern, in deren Forterhaltung und Fortbau die Geschichte plastisch und monumental wird. So lange es einen Zusammenhang der Geschichte gibt, werden Athen und Rom heilige Städte bleiben, um so länger, je fester und großartiger ihr Bau. Und nicht bloß diese. Georg Schweinfurth, indem er von einem Teile der Dinkasteppe am Bahr el Ghasal, dem Bezirke der Rek spricht, nennt dieselbe ein steinloses Land, in dem kein steinernes Gebäude errichtet werden konnte: „infolgedessen hat es auch ein Volk erzeugt, das ohne Häuptlinge, ohne Traditionen, ohne Geschichte blieb“ [2]). Sicherlich gibt es eine Rückwirkung der Bauten auf den Menschen, der dieselben sich errichtet: sie beschränken ihn, belasten ihn und geben ihm Piedestal und Rückhalt in dem Maße, in dem sie selbst mehr oder weniger fest, schwer zu bewegen, dauerhaft sind. Ihre breitere Anlage erfordert nicht bloß mehr Masse, sondern auch festeren dauerhaften Aufbau der einzelnen Gebäulichkeiten. Nicht in der Größe liegt der Unterschied der großen Städte des Altertums, von denen die größten, wie Athen, Korinth, Sparta, Theben vor den Perserkriegen weit unter 100000 hatten, ja wohl kaum die Zahl von 50000 erheblich überschritten, von den Dörfern ihrer Nachbargebiete und von den modernen Städten so sehr, als in

der Dauer. Eine große Volksmenge fließt leicht für einige Zeit an einer günstigen Stelle zusammen, aber sie von Geschlecht zu Geschlecht zusammenzuhalten ist schwer. Die Bildung dauernd großer Städte gelingt nur auf höherer Kulturstufe. Und was dann endlich Generationen zusammengetragen an Baustoffen einer Stadt, das ist selbst rein stofflich nicht verloren, sondern kann dem gleichen Zwecke immer wieder dienstbar gemacht werden. Die neue Stadt gebärt sich aus der alten heraus, indem sie deren stoffliche Reste gleichsam assimiliert. Nicht die Zerstörungslust der rohen Barbaren, sondern die Neuerungslust der gebildeten Römer des Mittelalters und der Renaissance hat vom alten Rom das meiste vernichtet. Man brauchte Bausteine und Kalk und die Paläste wanderten in Kalköfen, wenn sie nicht Steinbrüche für die Neustadt wurden.

Wenn man annimmt, daß ein Ort unter sehr verschiedenen Bedingungen und auf verschiedene Weise, langsam sich ändernd, sein Leben fortzusetzen vermag, daß die Vorteile der Lage oft schon von Anfang so gut erkannt wurden, wie spätere Zeiten besser sie nicht finden konnten — wie manche Stadt Nordamerikas liegt an der Stelle eines Indianerdorfes oder einer Befestigung, von der nicht nur die Spuren, sondern selbst die Beschreibung der Augenzeugen übrig sind [3]) — so wird man in zivilisierten Verhältnissen das gänzliche und spurlose Verschwinden größerer menschlicher Ansiedelungen für selten erachten. Ein moralischer Faktor ist dabei auch nicht zu übersehen, die Liebe zum Heimatsort. Die Anhänglichkeit an die Lage einer Stadt besiegt viele Bedenken. 1861 wurde Mendoza samt fast allen Bewohnern zerstört, nach einigem Zögern baute man es nur 2 Kilometer von der alten Stelle wieder auf und 1876 fand Charnay bereits 10000 Einwohner statt der 12000 der früheren Stadt, an deren Vorstädte die der neuen Stadt anstoßen. Das mehrmals zerstörte San Salvador erhebt sich an der alten Stelle und neben den Grabstädten Campaniens blüht Neapel.

Die Stelle, wo eine große Stadt einmal stand, übt eine fortzeugende Wirkung, die nicht immer aus der

Gunst der natürlichen Lage herzuleiten ist. Rom und Byzanz waren einmal Weltstädte und haben nie aufgehört es zu sein, wenn auch in wechselnden Formen. Rom ist der Mittelpunkt des Katholizismus und dieser ist aus dem Schutte des Weltreichs zu einer Macht emporgewachsen, welche auf dem geistigen Gebiete mit derjenigen den Vergleich aushält, die einst von hier auf weltlichem geübt ward; Byzanz ist die Sehnsucht derer, die nach Weltmachtstellung ringen.

Vergängliche Städte. Unter diesem geschichtlich folgenreichen Grade von Festigkeit liegt eine lange Reihe von Abstufungen bis zu der Flüchtigkeit des Baues, welche dem Leben der Völker einen erinnerungsarmen niedrigen Charakter aufprägt. Allein schon wegen der Verlegung durch Todesfälle hervorragender Einwohner bleibt ein Negerdorf wohl selten länger als eine Generation genau auf derselben Stelle. Krieg, Seuchen, Unfruchtbarkeit kürzen diese Frist häufig ab. Die Raubwirtschaft hat ringsum das Holz vernichtet, den Boden ausgesogen. Vollständige Verheerung eines Landstriches läßt jede Spur älterer Wohnstätten verschwinden. Speke fand schon zwischen seiner ersten und zweiten Reise (1857 und 1859) die Lage der Dörfer in Ugogo, das 1858 Trocknis und Mißwachs gehabt hatte, so vielfach verändert, daß er glaubt, Notzeiten, Krieg und Sklavenjagden verschöben viele derselben alljährlich. Größere Orte, wie Faloro, dessen Lage er bestimmt, haben den Ort gewechselt, ebenso Fabbo. Orte, welche Weiße bewohnt hatten, wurden von den Eingeborenen gemieden, so verfiel das von den Aegyptern gegründete Londú [4]). Bäume wachsen rasch im tropischen Afrika und doch, darin liegt ein Maßstab, verleihen sie den Dörfern Ehrwürdigkeit. „Die Stadt muß sehr alt sein, denn hie und da ragt ein mächtiger Schattenbaum über die Kronen der Palmen empor,“ sagt Wißmann von der Stadt der Bene-Ki. Von Negerdörfern, die wegen Erschöpfung des Bodens durch anspruchsvolle Sorghum- und Phaseoluskultur alle 3—4 Jahre den Ort wechseln, hören wir oft

berichten. Von den Seriben, die Schweinfurth auf seiner Karte angegeben, fand Junker keine mehr [5]). Die Matabelehauptstadt Gubuluwäyo, welche 1870 begründet worden war, mußte 1881 auf Befehl des Königs durch Feuer zerstört werden. Alles wurde systematisch eingeäschert, beginnend am Haus des Königs und bei den letzten Hütten aufhörend.

Neben dem Verfall im Einzelnen Verschiebungen im Großen. Die Folge der ägyptischen Invasion in Dar For war die Verödung derselben Niederlassungen in der Ebene, welche erst vor einigen Jahrzehnten von vor den Aegyptern westwärts sich zurückziehenden Kordofanern gegründet worden waren. Jetzt stiegen sie die schützenden Hänge des Marragebirges hinan, die schon dicht bewohnten Thäler desselben zum Uebermaß erfüllend [6]). So geschieht es denn, daß die Ortssignaturen einer afrikanischen Spezialkarte nach einer kurzen Reihe von Jahren wertlos geworden sind. Und darum ist es auch so schwer, die Wege früherer Reisenden in Afrika wiederherzustellen. Es ist kein Grund, an den Angaben von Silva Portos eingeborenem Diener Tschacahanga über seinen Weg von Kutonga, wo er Silva Porto verließ, bis zum Indischen Ozean bei Ibo zu zweifeln; aber die Orte, die er erwähnt, sind alle verschollen [7]). Die beiden einzigen beträchtlicheren Städte in der nordwestlichen Mongolei, Kobdo und Uliassutai, geben sehr interessante Belege für das Schwanken der Lebensbedingungen und Lebensfähigkeit der Städte in diesen Regionen. Beide liegen, wenn auch in Oasen, doch in unwirtlichen Gegenden, in Höhe von circa 1700 Meter, in Umgebungen, die weder an Holz noch Gras die nötigen Hilfsmittel bieten. Sie sind daher, wie alle mongolischen Städte, kurzlebig und schon hatte man begonnen, als Ney Elias Anfang der 70er Jahre sie besuchte, Kobdo, d. h. die Handelsniederlassung, nach einer besseren Lage, 5 Tagreisen südwärts an der Urumtsistraße, zu verlegen, wo ein Lamakloster und ein wohlbewässerter und bevölkerter Distrikt besseres Gedeihen zu versprechen scheinen. Mit zahlreichen Städten ist es ähnlich ergangen: Sie wurden

verlassen, wenn die Holzvorräte der Wälder im Umkreis etwa einer Tagereise erschöpft waren. Die Geringfügigkeit dieser so leicht erschöpflichen Hilfsquellen erklärt zusammen mit der bewegten Geschichte die große Zahl der Städteruinen in der Mongolei. Auch in der Sahara sind die heute vorhandenen Wüstenstädte jung. Ghat, die zu den ältesten gehört, dürfte wenig über 200 Jahre zählen. Viele andere aber sind versunken und vergessen.

Der Sudan hat große und reiche Städte; aber die Würde des Alters kann auch ihnen nicht zu teil werden, dazu sind sie zu vergänglich. Hinfällig wie ihre Lehmbauten sind die Gedanken derer, welche über ihr Schicksal zu bestimmen haben. Kuka, Bornus Hauptstadt, ist um 1814 gegründet [8]), aber schon am Ende der 40er Jahre im Kriege mit Wadaï zerstört worden. Scheich Omar baute es als Doppelstadt wieder auf. Aber schon 1873 legte er sich eine neue Residenz in der Nähe Kukas an und nannte sie Chèrua, die Reiche oder Glückliche. Aus den Strohhütten der ersten Gründung werden bald Lehmhütten und so wird die neue Stadt in Kürze fertig, während die Lehmbauten der alten, wenn sie nach der Regenzeit nicht ausgebessert werden, in wenigen Jahren ein grünes Feld geworden sind. Man erinnert sich an Bastians Wort über Pattaniapura oder Mandalay, die zwar „eine Residenz mit Purpur und Gold verziert, aber trotz ihres Glanzes nur das Ansehen einer Kollektion von Zelten trägt, die morgen wieder abgebrochen und neu versetzt werden mögen [9])“. Die schwankende Geschichte der Kolonien hat schwankende, wandernde Städte. Die Städte Sibiriens haben 3—4mal ihre Stelle gewechselt. Ueber die Orte, wo Jakutsk, Ochotsk, Semipalatinsk u. s. w. standen, flossen später die Ströme, an deren Ufer sie erbaut worden, und heute haben diese sich wieder neue Betten gesucht und die alten Städtelagen mit Schutt zugedeckt. Auch die Chinesen haben in Zentralasien Städte, die, wie Schicho, „weniger Stadt als eine Reihe vereinzelter Ansiedelungen, Niederlagen, Bazare, Forts“ (Regel) sind und in wenigen Jahren ihre Bewohner um das 4—5fache schwanken sahen.

Die Natur wärmerer Länder läßt nichts bestehen, was nicht

auf das festeste gefügt ist. Termiten, Bohrkäfer, tropische Gewitter, Luftfeuchtigkeit sind die Hauptzerstörer. Aber selbst im trockenen Aegypten verfallen rasch die Bauten, zu denen nicht Granit und Basalt benutzt wurden, sobald der Mensch ihnen seine Sorgfalt entzieht. Das von Mehemed Ali erbaute Riesenwerk der Barrage, zum Stauen des Nilwassers unterhalb Kairo bestimmt, war schon nach 30 Jahren, da es vernachlässigt ward, eine Ruine. Das rasche und starke Anschwellen tropischer Gewässer durch Regengüsse bringt in den leichtgebauten Wohnstätten der Menschen Zerstörungen hervor, welche zur vollständigen Vernichtung ganzer Städte führen können. Nicht unwahrscheinlich ist Bernouillis Vermutung, daß die Zerstörung des alten Guatemala am 11. September 1541 nichts mit Vulkanismus zu thun habe, sondern eine Folge plötzlich auftretender Fluten gewesen sei [10]. 1869 wurde ein Vierteil der Stadt Quetzaltenango in Guatemala durch eine unvermutet hereinbrechende Ueberschwemmung von Grund aus zerstört.

Städtevölker. Ganze Völker neigen zum Städtewohnen, sowie Einzelne nur in großen Städten sich entfalten mögen und ein Bruchteil jedes Kulturvolkes wohl oder übel Stadtvolk ist; dieselben entwickeln die Kunst des Städteplanens und -bauens und durchdringen ihre sozialen und politischen Einrichtungen mit städtischen Anschauungen. Ganz natürlich sind dies vor allem die Völker, welche in ihrer Gesamtheit sich zum Organ des Handels und Verkehres gemacht haben: Phönizier, Griechen, Venetianer, die Hansa, Städtevölker und Städtemächte, deren Kolonien immer in günstiger Verkehrslage angepflanzt und städtisch ausgebaut wurden. Aehnliches erzeugt sich natürlich, wo das städtegewohnte Bürgertum aus einem Volke heraus selbständig an die koloniale Arbeit tritt, wie die Deutschen in Osteuropa. Endlich kommen undefinierbare Neigungen und Abneigungen hinzu. Der Deutschamerikaner bleibt Farmer, wenn es den Angloamerikaner längst zur Stadt gezogen, der Bur meidet in Südafrika die Stadt, die der Engländer aufsucht. Das schafft in einem und demselben Lande den Gegensatz des städtebauenden, städtebewohnenden und des städtemeidenden Volkes. Die Sachsen Siebenbürgens, die Deutschen der Ostseeprovinzen standen als Stadtbürger den Bewohnern des flachen Landes gegenüber. Ganz besonders erfreute sich überall in Neuländern jen-

seits des Ozeans das kolonisierende Europäervolk der Städteentwickelung. Die Stadt war auf diesem Boden etwas völlig Neues und erschien gleichzeitig als Verkörperung des Höchsten, was die junge Kultur mit Hilfe des für solche Gebiete so wichtigen Verkehres hervorzubringen vermochte. Daher der Stolz Amerikas auf sein Boston und New York und Australiens auf sein Sydney und noch mehr sein Melbourne. Je dünner, lückenreicher das Gewand, an dem die Kultur über einem Lande webt, desto wertvoller die örtlichen Verdichtungen der Städte. Im dünnbevölkerten Lande treten kleinere Städte an die Stelle der Großstädte. Das elende Virginia City ist das San Francisco Nevadas und San Francisco das pazifische New York. Jakutsk spielt bei den Bewohnern Ostsibiriens mindestens dieselbe Rolle wie im europäischen Rußland St. Petersburg oder Moskau. Es ist das Ideal der höchsten möglichen Kultur und der Mode [11]).

Der geschichtliche Zug. Die Hauptstädte teilen am innigsten und nächsten die Geschicke ihrer Länder. Daher der geschichtliche Zug in ihrer Physiognomie. Sie fielen in Trümmer, wo ihre Reiche zerfielen, sie schrumpften ein, wenn die Macht zurückging, deren Vertreter sie mit Glanz erfüllt hatten. Selbst Athen hatte geschichtlose Jahrhunderte. Die Ruinen Trojas, die Trümmer Babylons und Ninives reden mit nicht minder deutlicher Sprache vom Verfall und Untergang ihrer Länder, als die Thatsache, daß Kijoto, die alte Hauptstadt Japans, von 400000 auf 200000 zurückging, als die Residenz nach Tokio verlegt wurde, oder daß Turin eine Provinzstadt wurde, als es die Jahrhunderte beherbergte Residenz verlor. In Wiederholungen derselben Stadt in nachbarlicher Nähe haben geschichtliche Ströme ihre Ablagerungen hinterlassen: die verschiedenen Trojas, das alte Turfan, das chinesische, das tarantschische Turfan. Peking, „das große befestigte Lager in der Steppe“ (Freiherr von Hübner), symbolisiert in der Zusammensetzung aus einer mandschurischen und chinesischen Stadt die gewaltsame Einlagerung der Nomaden in das Städtevolk

der Chinesen. In den Fulbereichen des Westsudan sind die Städte die Sammel- und Stützpunkte des herrschenden Volkes, zugleich auch des herrschenden Glaubens; in dem zu $^1/_3$ mohammedanischen Reiche Bautschi ist nur die Hauptstadt fast rein mohammedanisch. London, Paris, Moskau, Berlin sind Städte, welche nicht bloß einen entschieden nationalen Charakter ausprägen, sondern auch durch die innige Verbindung mit der Geschichte ihrer Völker von wesentlicher Bedeutung für deren Nationalgefühl sind. Dieses saugt Nahrung für seinen Stolz aus ihnen und zählt sie zu seinen idealen Besitztümern. Selbst die Türkei konnte 1867 in den Verhandlungen über die Räumung Belgrads und der drei übrigen türkischen Festungen in Serbien aussprechen: Diese Festungen sind wie Pyramiden, welche die äußersten Grenzen des Reiches bezeichnen, keine Bedrohungen, sondern Denksteine [12]). Die räumliche Zusammendrängung ist eine wesentliche Bedingung der Verwirklichung gemeinsamer Gedanken, der Entfaltung zusammengefaßter Kraft. Und diese Verdichtung des Geschichtsverlaufes ist es, die den Einzelheiten des Bodenbaues der Städte eine erhöhte Wichtigkeit verleiht. Jerusalem, Athen, Korinth, Rom — wie beeinflußte ihre Topographie nicht die Geschichte der Stadt und ihrer Welt! Golgatha, Akropolis, Capitolinischer Hügel gehören zu den Erscheinungen, in deren Darstellung die Geographie zur Topographie wird.

Hauptstädte. Naturgemäß ist die Ansammlung der Wohnstätten um diejenige des Häuptlings. So viel das Volk, das Geschlecht sich selbst näher steht als den näheren und ferneren Nachbarn, mit denen der Verkehr es verbindet, um so viel sind politische Hauptorte älter als Handelsstädte. Zuerst ist das Dorf der Stamm, das Volk, und indem die Wohnplätze sich mehren, tritt das Dorf des Aeltesten, des Führers an die Spitze. Selbst die Zahl der Familienglieder der Häuptlinge pflegt größer zu sein, als die der Unterthanen und zwar auch ohne die unvermeidliche Polygamie. Von den Miranhas erzählt Martius, daß ihre Häuptlinge mehr eigene Kinder

und Sklaven zum Anbau der für die Gastereien unentbehrlichen Früchte brauchen und daher einen größeren Hausstand haben als die nicht mit einer Würde ausgestatteten. Daher ist die Häuptlingswohnung eine kleine Stadt für sich. Und um die Abhängigkeit dieses Gebildes von der Person eindringlich zu dokumentieren, verlegt sich eine solche Residenzstadt, sobald ein neuer Herrscher erscheint, um ein paar Kilometer von der alten. Die Geographie trägt die Last dieses Gebrauches in der Notwendigkeit, gegenwärtige und vergangene Residenzen mit mehreren Namen in die Karten einzeichnen zu müssen, oder ganze Areale in den Lundareichen Zentralafrikas als die Stätten heutiger und einstiger Residenzen eines Muata Jamvo oder Kasembe zu zeichnen. Die Lage der Hauptstadt eines Landes ist auch in viel größeren Verhältnissen naturgemäß soweit wie möglich im Inneren. Der theoretisch beste Platz für die Hauptstadt ist das Zentrum des Reiches. Als General Gordon 1880 China verließ, schrieb er für den Generalgouverneur Li Hung Tschang eine Anzahl von Ratschlägen und Vorschlägen nieder, welche die Abwehr eines fremden Angriffes auf China im Auge haben. Er sagt dort in einer Nachschrift: „Solange Peking der Sitz der Regierung ist, kann sich China niemals in einen Krieg mit einer Großmacht einlassen. Es liegt zu nahe an der Küste. Der Herrscher muß in der Mitte des Schwarmes seinen Sitz haben — Bienenkönigin.“ Ebenso wie die Russen ihr zentral gelegenes Moskau neben Petersburg als Hauptstadt festhalten, was im Kriege von 1812 sich glänzend bewährte, sollten die Chinesen mehr als nur formell neben Peking Nanking als Hauptstadt sich erhalten. Eine so glücklich fast geometrisch zentrale Lage wie diejenige Madrids kommt selten vor. Paris hat nur dem Lande nördlich der Loire gegenüber eine ziemlich zentrale Lage. Rom liegt, soweit die gestreckte Gestalt Italiens es zuläßt, zentral, nämlich fast gleichweit von Sondrio und Girgenti. Turin, die Hauptstadt, welche Italiens neuere Geschichte auserlesen hatte, lag zu Italien wie Berlin zu Deutschland, denn die Einheit beider Länder ist vom

Norden her gebracht und gemacht worden. Die Hauptstädte der Seemächte sind selbstverständlich reine Seestädte, wie London, Kopenhagen, Christiania, Amsterdam, Tokio, die nordafrikanischen Barbareskenstädte Algier, Tunis, Tripolis. Wenn ein vorher in sich gekehrter Staat sich der Außenwelt zuwendet, so verlegt er gern seinen Mittelpunkt an die Peripherie. So entstand 1703 St. Petersburg, so trat 1868 Tokio an die Stelle der südlicheren Binnenstadt Kijoto. Umgekehrt beginnt die Gründung von Kolonialstaaten mit der Anlegung eines Hafenplatzes, von welchem aus oft später erst die Hauptstadt binnenwärts verlegt wird, wenn das Kolonialgebiet nach innen zu weiter gewachsen ist. Capstadt—Pretoria, Valparaiso—S. Jago. Die Folge solcher Verlegungen sind Schwankungen, wie sie in Kanada hervortraten, wo bis 1840 Quebec den seiner historischen Vergangenheit angemessenen ersten Rang einnahm; seitdem sind Kingston, Montreal, Toronto, wieder Quebec, und endlich Ottawa die politischen Brennpunkte oder, wenn man will, die Hauptstädte gewesen.

Je städteärmer ein Gebiet, desto leichter vollzieht sich die Herausbildung einer neuen, besser gelegenen Hauptstadt. München, in der Mitte zwischen Lindau und Passau, Innsbruck und Ingolstadt gelegen, hatte in dem Streben, der politische Mittelpunkt des vergrößerten bayerisch-schwäbischen Landes zwischen Alpen und Donau zu werden, nur mit dem viel älteren Augsburg in Wettbewerb zu treten. Alle anderen südbayerischen Städte standen schon seit 100 Jahren weit hinter ihm zurück. Die Gestalt eines Landes übt unzweifelhaft einen tiefgehenden Einfluß auf die Herausbildung größerer Städte, wirtschaftlicher und politischer Mittelpunkte. Langgestreckten Gebieten wird es am schwersten, solche zu entwickeln. Mittelamerika hat nie einig werden können, weil keine seiner Hauptstädte auch nur an Zahl entschieden dominiert. Dafür hatte es vor der Zeit der Panamaeisenbahn und der Dampferlinien seinen Hauptmarkt in Esquipulas (Guatemala), wo Guatemala, Honduras und San Salvador tauschten und kauften. Italien zeigt im großen, Baden und das Reichsland im kleinen, wie schwer

es so gestreckten Gebieten wird, einen einheitlichen Mittelpunkt, nicht nur im politischen, sondern auch im populationistischen Sinne zu finden. Wie dort Neapel, so überwiegen hier an Volkszahl Mannheim und Mühlhausen die politischen Mittelpunkte. Württemberg ist dagegen das Muster eines gerundeten Staates mit einer einzigen echten Hauptstadt. Je mächtiger allein durch ihr Zahlengewicht die Hauptstadt im Staate ist und je größer die Kluft zwischen ihr und den nächsten Provinzhauptstädten, desto mehr faßt sie in sich selbst die Macht und das Wesen des Landes zusammen. Der schärfste Gegensatz liegt hier wohl in Paris und Washington, aber auch Deutschland ist von Frankreich hinsichtlich der Städteentwickelung zu seinem Vorteile noch weit verschieden. Die heiligen Städte der großen Religionen sind merkwürdigerweise alle aus den politischen Brennpunkten herausgerückt, was allerdings nicht verhindert, daß die politischen Mächte sie in die Kreise ihres Einflusses einzugrenzen suchen, wie die Türken Mekka, die Chinesen Lhassa, die Russen vorübergehend Urga, verschiedene christliche Großmächte neben der Türkei Jerusalem. In der geographischen Lage dieser Städte sind Schutz- und Verkehrsmotive vereinigt. Trotz ihrer Entlegenheit in Steppen oder Wüsten sind sie Marktplätze. Im Mittelpunkt der kreisförmigen Priesterstadt Lhassa steht der große Tempel mit vergoldeten Götterbildern, aber ringsum sind die Kaufhallen gelegen. Es ist mehr ein seltsamer Zufall, wenn Jerusalem, die heilige Stadt der Christen, Juden und der Muselmänner mitten zwischen Occident und Orient der Alten Welt liegt, sofern man als deren äußerste Punkte Lissabon und Delhi annimmt.

In den Ländern mit geordneter und stabiler Regierung und Verwaltung spiegeln die nach Größe und Bedeutung abgestuften Städte die Gliederung der Staaten, die vom Dorfe bis zur Hauptstadt hinauf zunehmend größere Gebietsteile um entsprechende Mittelpunkte ordnet und damit Städtesysteme schafft. Die kleinen Bezirke haben kleine Mittelpunkte, die Provinzen größere. In den Vorstädten hinterindischer Hauptstädte steht das Viereck der Stadt der Priester, Beamten und Soldaten, in dieser das Viereck der

Palaststadt, und in dessen Mitte zeigt eine Turmspitze den Wohnort des Königs an und bildet gleichsam die Achse des Reiches. In China sind jene unbefestigt, diese dagegen sind mit Wällen und Gräben umgeben, haben eine Citadelle, liegen an einem schiffbaren Fluß oder Kanal oder im Mittelpunkt eines Straßennetzes. Bei der Wahl dieser Städte kann höchstens das geschichtliche Herkommen die Rücksicht auf die Zwecke der Regierung einigermaßen stören; und diese Zwecke verlangen einen möglichst im Mittelpunkte der Provinz, des Bezirkes liegenden Ort. Die politischen Hauptstädte liegen zentraler, sind regelmäßiger verteilt als die Hauptstädte des Verkehres.

---

[1]) Brief aus Paris vom 26. August 1824 bei Kramer, Karl Ritter. II. S. 177.

[2]) Im Herzen Afrikas. I. K. 4.

[3]) Atwater gibt Beispiele in Archaeologia Americana. Worcester 1820. I. S. 145.

[4]) Journal of the Discovery of the Sources of the Nile. 1863. S. 43 f. und Emin Pascha, Briefe. 1888. S. 49.

[5]) Spillmann, Vom Kap zum Zambesi. 1882. S. 275. Es wohnt, soweit Menschen überschauen können, nirgends in Südafrika ein Stamm von Farbigen länger als 150 Jahre auf dem Fleck Erde, den er heute sein eigen nennt, sagt Missionar Wangemann in Südafrika und seine Bewohner. Berlin 1881. S. 7. von den südlicheren Kaffernstämmen.

[6]) Dr. Pfund in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft. Hamburg 1876/77. S. 272.

[7]) S. die Route auf Ravensteins Map of Eastern Equatorial Africa. 1889.

[8]) Der dieser Gründung vorangehende häufige Wechsel der Residenzen — Mohammed el Kanêmi hat in 4 Orten residiert, ehe er Kuka erbaute — hätte die Geschichtschreiber allein schon abhalten sollen, in der Bornuhauptstadt eine uralte, von den Arabern früh erwähnte Stadt Gôgô sehen zu wollen; aber derselbe ist ja nur ein Ausdruck des anthropogeographischen Gesetzes der Unstetigkeit der Städtelagen auf tieferen Stufen, das wir hier zu belegen suchen. Vgl. Barths Reisen. II. S. 353—64 und Nachtigal, Sahara und Sudân. III. S. 17.

[9]) Bastian, Ueber die Flüsse Birmas. Geogr. Mitt. 1863. S. 266.

[10]) Die Zerstörung der ältesten Stadt Guatemala. Geogr. Mitt. 1870. S. 461.

[11]) Ferd. Müller, Unter Tungusen und Jakuten. 1882. S. 232.

[12]) Note Aali Paschas vom 20. Februar 1867.

15. Ruinen.

Die Ruinen ein Gegenstand geographischer Betrachtung. Die Geographie der Ruinen. Ruinenländer. Kulturspuren. Die jungen Ruinen.

Die Ruinen ein Gegenstand geographischer Betrachtung. In den Städten tritt bewegliches Menschentum in Verbindung mit der Starrheit des Steines und erhärteten Thones oder Mörtels. Nun sind diese dauernder als die Geschlechter der Menschen und bleiben bestehen, wenn jene verschwunden sind. Die toten Trümmer fallen der Erde anheim, von deren Oberfläche sie sich als Zeugen der Vergangenheit erheben; und selbst gröberen Sinnen wird diese wichtige Funktion einleuchtend, wenn andere Zeugen nicht vorhanden sind, so daß das Stumme notgedrungen vernommen werden muß. Wie viele Völker ragen nur noch in ihren Trümmern in unser Bewußtsein herein. Wir erinnern an das „altturkestanische Kulturvolk", auf welches Regel mit Rundbogen ausgestattete Stufentürme und -pfeiler zurückführt, und welchem die nomadischen Uiguren oder Chuchoi erst gefolgt sein sollen [1]), an die Khmer Cambodschas, die Maya Yukatans. Wenn die nordamerikanischen „Moundbuilders" auch kein eigenes Volk oder gar eine besondere Rasse waren, wie man lange behaupten wollte, ein merkwürdiger Kulturzustand spricht sich deutlich genug in diesen Werken aus, von denen einige bei 30 Meter Höhe 12 Acres Grundfläche bedecken. Ob glatt, ob terrassiert, ob rein aus Erde bestehend oder mit lufttrockenen Ziegeln belegt, ob be-

stimmt, Befestigungen oder Altäre zu tragen: diese Hügel sprechen von einem Planen und Arbeiten, die beide einen leistungsfähigeren Bevölkerungs- und Kulturzustand zeigen, als man im 18. Jahrhundert bei Indianern fand. Ohne die Mounds, hört man behaupten, wäre Nordamerika großenteils kein historischer Boden. Wir halten die Anschauung zwar für kurzsichtig, daß die Geschichte eines Volkes nur nach ihren Denkmälern zu beurteilen sei, aber auch ein Gelehrter, wie Whitney, ist der Meinung, daß die Mounds beweisen, große Teile Nordamerikas seien nicht immer in demselben wilden Zustande „savage condition“ gewesen, wie die Europäer sie fanden [2]). So sind die Dolmen und die Steinkreise als unerwartete Bereicherungen unserer Vorstellungen von der europäischen Steinzeit aufgenommen worden. Auch ihre Bedeutung hat man wohl überschätzt, solange man nicht die reicheren Schätze aus gleicher Zeit kannte, die der Boden in seiner Tiefe birgt, aber sie behalten immer den Wert großer Zeugen einer sehr wenig bekannten Vergangenheit. Es gilt Aehnliches von den Ringwällen und Steinkreisen der europäischen Vorzeit. Was haben die Ruinen Aegyptens, Babylons und Assyriens, Mexikos, Yukatans und Perus gelehrt! Das Denkmal von Buru Budhur ist ein einziges großes Urkundenbuch von Stein. Zu den geschriebenen Urkunden gehören diese in Stein gehauenen und diese sind in gewissem Sinne beredter als jene. Das Trümmerwerk einer alten Stadt ist immer ein Kunstwerk. Der Hauch der Einsamkeit, der Widerspruch zwischen der Bestimmung dieser Mauern, Straßen, Häuser zu ihrem jetzigen Zustande, zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist poetisch. Es weht uns das Friedhofgefühl an, welches in diesem Gehobensein ins Geschichtliche, Große eine Höhenatmosphäre geschichtlicher Betrachtung ist. Es ist ein ganz anderes Lernen auf dem Tempelfeld von Selinunt als im Vitruv. Nur die herrlichsten Litteraturwerke können mit der Akropolis von Athen verglichen werden. Wie eng hängt unsere klassische Bildung mit den Resten der alten Städte zusammen. Eine lebendige Anschauung des antiken Kulturlebens ist für uns nur

vermittelst des tiefen Einblickes in das Städteleben, selbst die Städteanlagen der Griechen und Römer zu gewinnen. Wir fügen Straßen und Brücken hinzu. Ein wesentliches Element in dem, was in unseren Vorstellungen sich an die Vergangenheit anlehnt, entsprießt also den Ruinen.

Wertvoller ist ein Leben, das Ruinen hinterläßt als ein spurlos verflossenes. Dauerhaftere Bauwerke machen uns nicht einen tieferen Eindruck, weil wir von der Furcht befreit sind, sie könnten über den Köpfen ihrer Bewohner zusammenfallen, sondern weil sie von mehr als nur Einem Geschlecht erzählen. Sie sind Vermächtnis und Ueberlieferung, sie knüpfen die Geschlechter zusammen. Ein Volk, das Zeugen seines Daseins hinterläßt, lebt in seinen Werken fort, alle anderen sind tot, auch wenn etwa eine alte Inschrift ihre Namen überliefert hat. Wir wollen aber nicht den Wert eines Völkerlebens an der Menge von Trümmern messen, die es hinterläßt, denn geschichtliche, kurzlebige Existenzen niederen Ranges lieben viele Trümmer ohne Größe und Dauer zu schaffen. Wenn die birmanischen Könige 6 Hauptstädte am mittleren Irawaddi in wenig mehr als 100 Jahren gebaut und verlassen haben, ist die Sprache dieser Trümmer nicht um so größer. Es ist ebenso falsch als naheliegend, aus der Höhe der nordamerikanischen Mounds auf die Höhe der Kultur der Moundbuilders zu schließen. Die Riesensteinbilder der Osterinsel sind nicht das Werk eines größeren Geschlechtes als dasjenige war, welches die 10mal kleineren steineren Ahnenbilder in anderen Teilen Polynesiens schuf; sie deuten nur auf eine zahlreichere Bevölkerung. So wie nicht jede Geschichte gleiche Werte für die Menschheit geschaffen hat, sind auch nicht alle Ruinen von gleichem Werte. Es gibt ein Leben, das groß im Vernichten, und ein anderes, das groß im Aufbauen und Erhalten ist. Beide sind auch reich an Spuren ihrer Vergangenheit. Die Menge von Ruinen, verlassenen Dörfern, halb in Trümmern liegenden Städten, welche den Boden der Haussaländer bedecken, gibt den zutreffenden geographischen Ausdruck eines beständig von politischen Erschütterungen heimgesuchten Landes, das

eben deswegen nichts dauerhaft Großes zu schaffen im stande ist. Aehnlich sind die Uebergangsgebiete zwischen Kultur und Barbarei den Feldern zu vergleichen, über welche alljährlich Hagelwetter sich entladen. Die zahlreichen Städteruinen auf der Grenze der Nomaden und Chinesen, z. B. am oberen Hoangho, sind dafür ebenso bezeichnend, wie die Menge der versunkenen und vergessenen Wüstenstädte und die Thatsache, daß die lebenden Wüstenstädte alle nur jungen Alters sind. Eine andere Form des Verfalls als dieses Umgerissenwerden von geschichtlichen Stürmen ist das langsame Hinsinken einer krank gewordenen Kultur. Von den Ruinen alter Städte und Paläste im östlichen Ceylon schweift die Frage: Wie konnten große Bevölkerungen im dürren Lande leben? zu den Ruinen der Bewässerungskanäle und -reservoire hinüber, welche die singhalesischen Könige errichteten[3]). Wassermangel war hier die Krankheit, an der die Geschlechter hinsiechten. Wir erinnern an Mesopotamiens Verfall, der mit der Zerstörung der Kanäle und mit Ueberschwemmungen schon vor der Türkenzeit begonnen hatte. Höhere Nilwasserstände, bis 7 Meter über den jetzigen Stand hinausgehend, haben in Oberägypten oberhalb der Stromschnellen von Kalabsche die Kultur in geschichtlicher Zeit höher und tiefer ins Land reichen lassen, jetzt stehen die Reste der Tempel und Dörfer wie eine Kulturterrasse oder eine Strandlinie der Geschichte jenseits des niedrigeren Kulturniveaus des heutigen Tages, das mit dem Stromspiegel gesunken ist. So ist auch im horizontalen Sinne die Kultur zurückgewichen und hat breite Randstreifen der Wüste anheimfallen lassen. Man kann sagen, sie ist von einem breiten Rande von Ruinen umgeben und das Leben im Inneren gehöre mit ihnen zusammen.

Verfall und Auferstehen folgen so häufig aufeinander, daß man den ständigen und allgemeinen Uebergang ins Ruinenhafte als eine Lebensform besonders in den Nomadengebieten ansehen kann. Man möchte Ruinen auf Zeit jene Städte nennen, welche in Gebieten häufiger Kriege und Raubzüge von ihren Bevölkerungen

rasch verlassen wurden, wenn ein Raubzug nahte, um nach einiger Zeit langsam wieder bezogen zu werden. Man lese Heyfelders Schilderung der verlassenen Turkmenenstadt Kara-Kala, der nichts als Menschen fehlten, um lebendig zu sein (s. o. S. 438); 1882 lag sie so verödet; als aber 1888 Komarow vom „Transkaspigebiet in archäologischer Beziehung" sprach [1]), befand sie sich wieder im Besitz der Göklanturkmenen. Es gibt auch ein Kulturleben, welches die Trümmer wegräumt, und ein anderes, welches unter Trümmern sich behagt. Jenem sind Ruinen Vergangenheit, diesem Gegenwart. Keine Stadt in Kleinasien ist denkbar ohne ihren Kranz von Schutt und Trümmern. Die spanischen Städte sind in der Alten und Neuen Welt an ihren Rändern halbzerfallen. Mexiko zeigt wenig Spuren seiner alten ursprünglichen Kultur, aber eine Menge von halbverfallenen Werken aus der spanischen Zeit. In Guatemala stehen zerfallene Kirchen als Spuren früherer Dörfer durch das ganze Land zerstreut sehr häufig und in Colombia zählt man zahlreiche „Wüstungen", Trümmerstätten verlassener und nirgends ersetzter Dörfer, zu den Zeugnissen des Rückganges der Bevölkerung im Küstenland.

Es ist, sagt Ebers, wörtlich zu fassen, daß, als Memphis unterging, aus seinen Trümmern Kairo erwuchs. Nicht nur siedelten die Bürger der alten Pharaonenstadt in den Ort über, den Omars Feldherr Amr am jenseitigen Ufer gegründet, sondern „der alte Ort war ein Steinbruch mit fertigen Werkstücken und man schonte ihn nicht, ja man beutete ihn so rücksichtslos aus, daß heute von der ältesten und größten Stadt in Aegypten nichts und gar nichts übrig geblieben ist, als einige Schutthügel und mehr oder weniger beschädigte Monumentalstücke" [2]). Die großartigen Lustschlösser der Mongolenkaiser Nordindiens sind großenteils aus den Trümmern der Bauten ihrer Vorgänger, besonders aus denjenigen der Hindutempel errichtet. Wie viele Generationen von Ruinen mögen vor allem in steinarmen Gegenden in einer modernen Stadt stecken? Als die Russen die Krim in Besitz nahmen, verbauten sie nicht nur das Material der alten Städte, sondern auch deren Grabmäler.

Die Geographie der Ruinen. Der Boden ist ein anderer, in den die Geschichte ihre Schriftzüge eingezeichnet hat. Er ist nicht nur in topographischem Sinne

verändert, er hat als geschichtlicher Boden einen höheren Wert erlangt. An die Geographie tritt die Forderung entsprechender Würdigung heran. Sie wird historisch, ohne „historische Geographie" im engeren Sinne sein zu wollen, wo sie den Erdboden nicht zeichnen oder beschreiben kann, ohne diese Spuren zu zeichnen oder zu erwähnen, und die einfache Topographie wird zur historischen Topographie, indem sie die Einzelzüge dieser Spuren darstellt und beschreibt; sie wird aber auch Karten zeichnen, auf welchen die ruinenreichen Teile der Erde sich von denjenigen abheben werden, welche kein altes Steinwerk, keine Erdhügel und keine Schuttwälle aufzuweisen haben. Man kann die Länder voraussehen, die auf diesen Karten lebhaft hervortreten werden. Wo in Europa ein Volk von großer Macht und von Sinn für Monumentales, wie das römische, geherrscht hat, drängen sich die Ruinen dichter zusammen als in den deutsch-slawischen Kolonialländern des östlichen Mitteleuropa. Auch aus dem Mittelalter zeigt Deutschland selbständige Entwickelungen großen Stiles auf politischem und künstlerischem Gebiete mehr in den westlichen und nördlichen Randgebieten, wo die monumentalen Spuren sich in dichter Reihe drängen, es ist dagegen am ärmsten in der Mitte. Die Länder der alten mittelmeerischen und westasiatischen Geschichte, besonders soweit des Türken Hand auf ihnen lastet, die Grenzstriche zwischen Ansässigkeit und Nomadismus von Marokko bis Korea, die Länder der Steinbauten in Amerika sind wahre Ruinenländer. Geschichtliche Länder sind immer an Trümmern reich, um so reicher, je näher sie dem Verfall noch stehen. Von Persien sagt Bellew: In diesem Lande trifft man überall auf die Spuren geschwundenen Glückes und Wohlstandes; von Ghasni westlich in den Thälern des Tarnak und Helmand bis hinab zum Seistanbecken ist das ganze Land mit Ruinen früherer Städte, verfallenen Kanälen und verlassenen Feldern bedeckt[6]). Die Ruinen sind mehr als nur Trümmer von Städten, sie sind Symbole des allgemeinen Rückganges des Volkes und selbst seines Bodens. Dornen und Süßholz bedecken den Grund,

auf dem das stolze Pasargadae stand und an die Stelle der Gärten und Aecker und dichtgesäeten Dörfer, die Persepolis umgaben, ist die Steppe getreten [7]).

Es gibt Länder, Ruinenländer, die in ihrer Gesamtheit nur als Trümmerstätten aufzufassen sind, wo kein Schritt und vor allem kein Neuschaffen ohne Rücksicht auf die Spuren des Altertums möglich ist. Wo eine ganze Kultur vernichtet ist, ohne daß neues Leben aus den Ruinen erblühte, trägt das ganze Land den Charakter des Verfallenden, Zurücksinkenden. Von allen südamerikanischen Ländern, aus denen die Missionen sich zurückgezogen haben, gilt, was jüngst wieder von dem Lande im Winkel zwischen Paraguay und Iguassú gesagt ward: Ganz Misiones hat seit der Vertreibung der Jesuiten und der Vernichtung der Indianer ein Trauerkleid angezogen. Die gegenwärtige Bevölkerung lebt in armseligen Ortschaften in Dürftigkeit und Armut, und die einst vielgerühmten Weidegründe nimmt immer mehr der Urwald in Besitz [8]).

Ein Chronist der paraguaytischen Missionen beginnt die Aufzählung der Zerstörungen mit den Worten: „Es würde eine äußerst langwierige und mühsame Arbeit sein, wenn ich von allen indianischen Kolonien (d. h. Missionen), die in Paraguay zerstört worden sind, die Ursachen, Urheber und den Zeitpunkt der Zerstörung angeben sollte.“ An anderer Stelle meint er, diese Aufzählung würde einen dicken Band füllen [9]). Um die zerstörte Stadt Guadalcazar sind über 400 Kolonien eingegangen. „Unzählig“ nennt er die in ihr voriges Nichts zurückgesunkenen Missionen um Cordoba, Rioja, S. Jakob und S. Michael in Tukuman. 73 Missionen sollen im Chacó eingegangen sein. In den Verwüstungen der sogenannten Mamalucos, jener Flußpiraten Brasiliens, ist eine ganze Reihe von spanischen Städten im Paraná- und Paraguaygebiet zu Grunde gegangen, wie Xeres, Guayra, Ciudad Real, Villarica u. a.

Eine so gründliche Verwüstung, wie sie das Euphrat-Tigrisland heimgesucht, wandelte das Antlitz jener Erdstelle in ihr Gegenteil um. Daß ein Land, welches heute harte Wüste oder fieberhauchender Sumpf, Ueberschwemmung oder Dürre ist, dasselbe sei, auf welchem sich Feld an Feld mit berühmter Fruchtbarkeit reihte, welches von zahlreichen schiffbaren und Bewässerungskanälen durchschnitten wurde, eine Menge Städte und Dörfer trug.

Städte, in denen Reichtum, Kunst- und Wissenschaften blühten, und von welchen Kulturströme bis an die damals weit zurückstehenden europäischen Gestade sich ergossen, ist schwer zu glauben. Man möchte zweifeln, daß Babylon gewesen, wenn es so ganz verschwunden, daß kaum die Stätte zu bestimmen, wo es gestanden. Machen nicht diese Gebiete den trostlosen Eindruck eines gelichteten Waldes, in dem das Stolze gefällt, das Niedrige leben gelassen ist?

Die Steppenländer sind alle auch Ruinenländer. Der feste Bau im steinreichen, dürren Lande, der dünne Lebensfaden der Bevölkerungen und langsamer Verfall, die zeitweiligen Sandverschüttungen begünstigen in ungewöhnlicher Weise den Ruinenreichtum. Arabien ist mit Trümmern von Burgen und Mauern übersät und im Süden der Halbinsel wohnt ein nicht geringer Teil der Bevölkerung in den zerstörten Behausungen ihrer Vorfahren. Kaum eine Höhe ist ohne altes Trümmerwerk. Ganze Orte sind aus den Steinen älterer Bauwerke errichtet. Beide Ufer des Murghab sind wie übersät mit Ruinen von teilweise großartigem Charakter. 10 Meilen nördlich von Merw liegt ein verfallener Bewässerungskanal von fast 2 Meilen Länge, 17—19 Meter Breite und 6 Meter Tiefe, mit Staudamm ausgerüstet und zahlreiche Seitenkanäle aussendend. Um Askabad liegen in 2 Meilen Radius 3 Städte in Ruinen: Annau, Altnisa, Neunisa, ein zerfallener Tempel auf einem Berge und ein Kurgan. Im Atrekgebiet liegen die Reste einer befestigten Stadt Mestorjan, welche 1 Quadratwerst bedeckte, und um welche herum Bewässerungskanäle bis zu 60 Werst Entfernung zu verfolgen sind, Reste von Ziegelmauern liegen weit zerstreut und 5 Werst entfernt liegt eine weite Totenstadt, deren Moschee aufrecht steht und von Wallfahrern besucht wird. Die Kurgane, deren Wälle bei 10 Klafter Höhe sich bis zu 50 Klafter erstrecken, die Leuchttürme im Meer der südrussischen Steppen, bald einzeln, bald in Gruppen stehend, sind so häufig, daß man oft ihrer mehrere in einem Blicke zusammenfaßt.

Die ruinenreichsten Länder liegen stets im Grenz-

und Kampfgebiet großer und dauernder natürlicher oder geschichtlicher Gegensätze. Sie bezeichnen die Grenze zwischen Steppe und Fruchtland, zwischen Nomaden und Kulturvölkern, zwischen Islam und Christentum. Wo neues Leben sich an altes lebendig knüpfte, da haben die jungen Geschlechter die Werke der alten überbaut. In den europäischen Ländern, denen in den letzten Jahrhunderten eine große Blüte beschieden war, wie England oder Holland, ist mehr Altes weggeräumt als in Italien oder selbst Deutschland. Sind nicht selbst Chester oder Salisbury moderne Städte im Vergleich mit Nürnberg oder Regensburg? Wo aber ein geschichtlicher Riß entstand, haben sich die Ströme der Zeit neue Betten gesucht und die alten, verlassenen liegen unverändert vor uns. Wo im nördlichen Grenzgebiet Abessiniens ein Ausläufer des Christentums verdorrt ist, erheben sich in der Rora Asgede zahlreiche Ruinen des vor 300 Jahren hier blühenden Lebens: die wasserreichen Ebenen zeigen im düsteren Grün des Wacholder- und Oelbaumstrauchwaldes Inseln von lichterem Grün, wo lebendiges Wasser rieselt, aber noch immer kein neues Leben in den zahlreichen Ruinen [10]). Einst bildeten diese Gebirge einen Ausläufer abessinischen Christentums gegen christliche Oasen wie Hager und Debra Sâle und abessinischen Einflusses bis gegen Suakin. Ganz Abessinien ist voll Spuren des Rückganges. Die ägyptischen, griechischen, südarabischen und portugiesischen Werke überragen eine niedrige Gegenwart. Die Bevölkerungszahl ist zu klein geworden für ihre dörflichen und kaum irgendwo mehr städtischen Hüllen. In vielen Teilen der Erde sind die Ruinen größer und zahlreicher als die bewohnten Orte. Die Ortschaft Ngarbukut hat mehr Steinwege als Korror Oberfläche besitzt und muß einst sehr bevölkert gewesen sein, sagt Kubary von einem Palaudorfe [11]), und die Ausdehnung dieser Gebiete würde noch größer werden, wenn man auch jene zahllosen Städte und Dörfer hinzuzählte, in welchen neue Menschengeschlechter in den Mauern und Häusern ihrer längst vermoderten Vorgänger wohnen, so wie der Einsiedlerkrebs sich alte Muschelgehäuse zur

Wohnung erkiest. Vor den Neugründungen der Spanier, die nur zum kleinsten Teile aufgeblüht sind, hat ein altes Kulturland wie Mittelamerika nur noch Ruinen besessen. Die herrlichsten Werke wurden nicht geachtet. Die 3—4 Meter hohen, mit erhöhten schriftartigen Skulpturen bedeckten Steinsäulen lagen in den Straßen von David, der Hauptstadt Chiriquis, umher, als Seemann dieselbe 1848 besuchte. Zahlreich waren dieselben Steine in der Umgegend [12]). Die Gegenwart hatte alle Fühlung mit der Vergangenheit verloren, von der diese Werke ein Zeugnis ablegen, das nur auf stumpfe Gemüter seine Wirkung verfehlt. Den fernhergekommenen Europäern blieb daher Würdigung und vielfach selbst Entdeckung aufbehalten. Von den herrlichen Denkmälern von Cotzumalguapa sagt Bastian: Man sieht, wieviel hier noch zu entdecken ist, wenn sich ein solches Stück Altertum beiläufig und gleichsam als Nebenabfall am Wege auflesen läßt.

In den Oasen der Libyschen Wüste, welche den großen Verwüstungen weltgeschichtlicher Stürme entzogen sind, deren Lehmmauern weder vom Regen, noch von Ueberschwemmungen angefressen wurden, deren herrenlos gewordenes Baumaterial seit vielen Jahrhunderten nicht zu neuen Bauten Verwendung fand, wo die abnehmende Bevölkerung immer weniger Raum beanspruchte und immer genügsamer baute, kann man die Reste der vergangenen Geschlechter in seltener Vollständigkeit nebeneinander sehen und die Vergangenheit ragt dort viel stärker, eindrucksvoller in die Gegenwart herein. Die Fülle der Denkmäler, die in der einzigen Oase El-Chargeh zusammengedrängt sind, die fünf gewaltigen Römerburgen, die christlichen Kirchen und Klöster aus den ersten Jahrhunderten unseres Glaubens, der zu Darius' Zeit erbaute Tempel von Hibe, zahlreiche 30—50 Meter tief in den Wüstensandstein gemeißelte Brunnenschächte, von denen Schweinfurth 150 blinde, d. h. versandete zählte, während nur noch 70 sich in Thätigkeit fanden, stellen wie eine mächtige Schichtenlage versteinerter Werke älterer Geschlechter dar [13]). Anders im volkreichen Nilthal, wo fast ununterbrochen dichte Bevölkerungen wohnten.

Kulturspuren. Ein niedrigere, von weniger hochstrebender Richtung der Arbeit zeugende und minder dauerhafte Art von Ruinen steht in den Resten verschollenen Acker- und Gartenbaus vor uns. Sie sagen uns nicht mehr als: Auch hier waren einmal Menschen. Darüber hinaus bewegt uns in ihrem Anblick das Bild

des unvermeidlichen Rückfalles der Menschenwerke an die Natur. Uebrigens ist auch jener einfache Hinweis oft von Wert, wiewohl man sich immer hüten muß, zuviel auf ihn bauen zu wollen. Der äußerste Schluß, zu welchem solche Reste führen können, richtet sich auf eine einst dichtere und ackerbauende Bevölkerung in Gebieten, die später dünn bewohnt oder dem Nomadentum verfallen waren. Man hat so die „Hochäcker" des südlichen Deutschland verwertet und so die ihnen ganz ähnlichen weit ausgedehnten Gartenbeete oder eigentümlich behandelten Felder, die man im Südwesten von Michigan und Indiana sieht, die dazu beitragen mögen, uns der Annahme geneigt zu machen, daß eine dichte Ackerbaubevölkerung in vorhistorischer Zeit diese Länder bewohnte. Daß diese Kultur ein Ausläufer der toltekischen in Mexiko war, erschien Waitz als „eine statthafte, aber gewagte Annahme" [14]); im Hinblick auf die große Blüte des Ackerbaues bei manchen nordamerikanischen Stämmen im Zeitalter der Entdeckung erscheint uns die Annahme viel mehr gewagt, als statthaft, jedenfalls unnütz und unbeweisbar. Fonck erzählt von hochäckerähnlichen Erdfurchen auf jetzt bewaldetem Lande am Golf von Reloncavi und auf Chiloe. In den Tropen haben wir ähnliche, jedoch sicherlich stets viel jugendlichere Ruinen der Bodenkultur. In den Wäldern am Togosee standen zahlreiche Oelpalmen so regelmäßig, daß Zöller den Gedanken nicht abzuweisen vermochte, es seien dies Reste einer älteren Kultur. Die ausgedehnten Wälder des nördlichen und östlichen Ceylon können wohl kaum anders, denn als ein Produkt der erneuten Besitzergreifung der Natur von einem ihr einst angehörigen Boden aufgefaßt werden. Sie sind auffallenderweise immergrün im Gegensatz zu den südindischen Wäldern ähnlicher Lage und dieses große Waldland ist kaum 1000 Jahre alt. In den Tropen vollzieht sich dieser Prozeß rasch, doch ist auch in Nordamerika seit dem Eintreffen der Europäer der Charakter der Wälder über Hunderte von Quadratmeilen durch Lichten, besonders Abbrennen, und Nachwuchs ein völlig anderer geworden.

Und von Deutschland hat ein berühmter Forstmann gesagt: Wenn der Mensch heute Deutschland verließe, so wäre es in 100 Jahren fast allerwärts wieder mit Wald bedeckt (K. Gayer). Im Lande der Batta gehen die Spuren des Herabgestiegenseins des Volkes von höherer Kulturstufe zusammen mit den weiten, mit Alanggras bestandenen Oeden, von denen die Ueberlieferung hunderttausend Batta verschwunden sein läßt. Im Monbuttulande marschierte Emin Pascha auf schmalem Pfade zwischen lückenlosen Pflanzenmauern hin, in denen mit den eigentlichen Waldeskindern Kulturpflanzen an Ueppigkeit wetteiferten; verwilderte Bananen und baumhoch aufgeschossener Maniok bezeugten einstigen Anbau. Den Kulturresten niedrigerer Art schließen sich auch die Ueberreste jeder Art an, welche das tägliche Leben ergibt, Abfälle des Alltagslebens, die nicht von großem Arbeiten und Planen Kunde geben, sondern einfach sagen: Auch hier weilten Menschen. Sie sind natürlich sehr mannigfaltig. Die Muschelschalen- und Knochenhaufen, an den südbrasilischen Küsten kleine Kulturgebirge von 25—30 Meter Höhe bildend, und kaum einem Küstenstriche Alter oder Neuer Welt ganz fehlend, die Reste und Spuren von Feuerstätten und Lagerplätzen gehören hierher, während die Pfahlbauten und Terramare bereits zu höheren Stufen, wenigstens in vielen Fällen, hinüberleiten. Die Dörfer Aserbeidschans sind an den Eingängen von Aschenhügeln überragt, die 30—40 Meter Durchmesser und entsprechende Höhen von über 20 Meter zeigen, und im Laufe der Generationen durch Aufschüttung der in den tiefen Herden bei Mistfeuerung sich ansammelnden Aschenmassen entstanden sind. Man könnte, meint O. Blau, das Alter der Dörfer nach der Höhe dieser Hügel schätzen. Wir wissen nicht, ob Versuche gemacht worden sind. Jedenfalls könnten nur sehr allgemeine Schätzungen herauskommen. Dall überschätzte die Zeit, welche die aus Seeigelschalen bestehenden Kjökkenmöddinger der Aleuten brauchten, wenn er glaubt, ein Lager von 2 Fuß Dicke und 1 Acre Fläche habe sich erst in 473 Jahren anhäufen können[15]. Topf-

scherben, Reste von Schmiedeherden, flache Tröge in den Felsflächen, welche Generationen kornreibender Weiber eingetieft hatten [16]), sind in Zentralafrika die häufigsten Reste früherer Wohnstätten. Am Rusugi spricht Stanley von einer Fläche, die in der Ausdehnung einer (e.) Meile mit Topfscherben bedeckt sei.

Die arktischen Gebiete, in welchen im Schutze der Schneedecke die Spuren nur langsam verwittern, sind reicher an Zeugen einstigen Lebens als an heutigem lebendigem Leben. Bei den zentralen Eskimo gibt es keine Bucht, keine Flußmündung ohne Steinkreis, Wegweiser, Vorratsgruben und anderen Resten der zeitweilig hier sich Aufhaltenden oder auch für längere Zeit Zurückgewichenen. Die Steinkreise, die an manchen Stellen, z. B. auf der Shannoninsel an der Küste Ostgrönlands, nicht zu zählen sind und aus verschiedenen Altersstufen ineinander übergreifen, mögen dabei weniger sicher auf dauernde Bewohnung deuten als die Gräberreihen. Auch Sibirien hat seine Trümmerstätten, und selbst aus russischer Zeit. Nordenskiöld gibt eine ganze Anzahl von Belegen für das Vorkommen von Resten älterer Ansiedelungen im nördlichsten Sibirien, welche allmählich aufgegeben worden sind; z. B. standen einst Zelte oder kleine Stationen zwischen Jenissei und Pjäsina, am Dicksonhafen u. a. Auch an der nördlichen Tschuktschenküste gibt es Reste ausgedehnterer Bewohnung. Wir haben auf diese und ähnliche Zeugnisse, daß die Menschengrenze dort zurückgewichen, schon früher (4. Kapitel) aufmerksam gemacht.

Die jungen Ruinen. Auch die Neue Welt hat von Ruinen jüngerer Generationen um so mehr aufzuweisen, je rascher sich über sie die neue Bevölkerung ausgebreitet hat. Im Osten wurden Dörfer verlassen, um im Westen neu aufgebaut zu werden, im Süden ließ die Aufhebung der Sklaverei Pflanzerwohnungen und Negerkasernen verfallen und in den jüngstbesiedelten Gebieten des Westens verfielen die Städte der Eisenbahnbauer, als die Schienen gelegt waren und die Strecken weiterschritten, und es

verödeten die noch größeren Städte der Bergbauer, als die Erzadern erschöpft waren. Bear River City in Wyoming war 1874 verlassen, eine wüste Stelle neben der Bahn, wüster als die Steppe umher mit eingestürzten Lehmmauern, die oft noch die Hüttenumrisse erkennen lassen; Backsteine, Balken, Zaunpfähle und zahllose Blechreste von Konservenbüchsen bedeckten den Boden. Wahsatch war noch später eine wichtige Station und verfiel, als Lokomotivschuppen und Speisehaus nach Evanstown verlegt wurde. Cheyenne war fast Ruine, als die Einmündung der Denverlinie es neu aufleben ließ. Vergänglich wie die an Wert und Mächtigkeit wechselnden Erzadern sind die Bergstädte, deren Existenz an den Bergbau geknüpft ist. Potosi, das 1611 bei der Zählung Bejaranos 160 000 Einwohner zählte, die allerdings zu gutem Teil aus Indianern bestanden, welche man zur Zwangsarbeit aus der ganzen Provinz Charcas zusammentrieb, hat heute kaum $^1/_7$ von dieser Zahl. Vor Potosi war Porco, schon zur Inkazeit ein bedeutender Bergort, der Mittelpunkt der Silbergewinnung, wenn auch nur ein Menschenalter lang; ähnlich sind die Bergwerksstädte der Provinzen Chayanta und Lipez zurückgegangen, besonders Aullagas und San Antonio de Lipez. In Colorado, in Utah, Neumexiko gibt es keinen einzigen Minenbezirk, der nicht seine verlassenen Poch- oder Schmelzwerke aufzuweisen hätte, und in einigen sind sie gewöhnliche Erscheinungen. Auch Afrika hat an seinem von den Europäern früh besuchten Westrande Trümmerstätten, an welchen die Ströme des Verkehres vorüberwallen, nachdem sie früher dieselben befruchtet hatten. Mit der Verlegung von Handelswegen verfallen auch hier Orte, die an den Kreuzungen lagen, oder es gehen ganze Zweige des Handels zurück. Mit dem Sklavenhandel sind an der Loangoküste Städte verschwunden, während im Inneren z. B. in Kimbundu große halbeingestürzte Lehmhäuser an die Blütezeit des Sklavenhandels erinnern. Aus anderen Gründen ist neuerdings Bonny von der Stelle des verkehrsreichsten Ortes am Nigerdelta zurückgegangen und dieselbe ist von Nun (Akassa) eingenommen worden. Alle diese Zeugnisse

einer raschlebenden Kultur sind freilich nicht wie unsere Burgen- und Klosterruinen Grabdenkmäler einer ganz entschwundenen Zeit, historische Denkmäler im höheren Sinn. Mit ihnen sind keine großen Erinnerungen verknüpft. Sie sind mehr nur Abfälle und Auswurf. Groß wird ihr Eindruck nur, wenn sie die Schwäche des Menschen im Kampfe mit der natürlichen Zerstörung vor Augen führen, wo die Natur in ihrer stillen mächtigen Weise schon wieder über kaum verlassenes Menschenwerk wegwuchert.

---

1) Regel, Turfan. Geographische Mitteilungen. 1880. S. 207.

2) Language and the Study of Language. S. 346.

3) Der Kalawewasee in Ceylon, dessen Rest mit durchbrochenem Damme noch heute besteht, hatte einst 40 englische Meilen Umfang. Mehrere Tausende großer und kleiner Seen nützen nur noch dem Krokodil.

4) Uebersetzt in Geographische Mitteilungen. 1889. S. 158—63.

5) Aegypten. I. S. 134.

6) Bellow, From the Indus to the Tigris. 1874.

7) Mac Gregor, Khorassan. I. S. 44.

8) G. Niederlein in den Verh. d. G. f. Erdkunde. Berlin. X. S. 358.

9) Dobrizhoffer, Geschichte d. Abiponer d. A. 1783. I. 201. Folgende Angaben beziehen sich auf die Zeit vor 1780.

10) W. Munzinger, Die nördliche Fortsetzung der abessinischen Hochlande. Geogr. Mitt. 1872. S. 202.

11) Kubary, Palau. S. 15.

12) Pim and Seemann, Dottings on the Roadside in Panama, Nicaragua and Chiriqui. 1869. S. 27.

13) Schweinfurth, Notizen zur Kenntnis der Oase El Chargeh. Geogr. Mitt. 1876. S. 385 f.

14) Anthropologie der Naturvölker. III. S. 76.

15) Tribes of the Northwest. S. 49.

16) Von Stanley z. B. im südlichen Ugogo beschrieben: Durch den dunkeln Weltteil. 1878. II. S. 109 u. 551.

16. Die Wege.

Die Wege in der Geographie. Sie überbrücken die Lücken der Menschheit. Die Wege und die Kultur. Wegreiche und wegarme Länder. Die geographischen Bedingungen der Wege.

Die Wege in der Geographie. Aehnlich wie die Wohnplätze sind die Wege in zwiefachem Sinne Gegenstände der geographischen Darstellung. Sie sind Thatsachen der Erdoberfläche, und sie sind zugleich Symbole der Beziehungen zwischen entlegenen Gruppen von Menschen. Diese Bedeutung wiegt bei den einen und jene bei anderen vor. Einige Wege beeinflussen die Erdoberfläche in hohem Grade, während andere sie gleichsam nur berühren oder streifen. Aber die Pfade durch Wald und Steppe in einem Lande kulturarmer Völker sind ebenso wirkliche Dinge wie die Inkastraßen in Peru, welche über Jahrhunderte hin den Ruhm einer längst gänzlich verfallenen Herrschaft bezeugen, wie die Römerstraßen, über denen der oberdeutsche Bauer pflügt, wie die fest hingelegten Landstraßen, Eisenbahnen, Kanäle. Sie sind vollberechtigte Elemente der topographischen Karte, die ja bekanntlich schon aus rein praktischen Gründen als sehr unvollkommen gelten müßte, wenn sie dieselben nicht genau wiedergäbe. Weniger wirklich sind die Pfade durch die Wüste, die häufig schwanken, sei es, daß sie der Wind verweht oder das Versiegen einer Quelle sie nach anderer Seite drängt oder die Verlegung durch Wüstenräuber sie

ungangbar macht. Aber sie hängen an ihren festen Ausgangs-, Ziel- und Rastpunkten. Der Verkehr macht gezwungen einmal einen Umweg, kehrt aber immer wie mit Naturgewalt auf seine alte Bahn zurück. Der bucharich-indische Weg Peschauer-Kabul-Kalif ist öfter schon, besonders bei unruhigen Zeiten in Afghanistan, mit einem Wege Bender Abassia-Mesched-Herat-Kerki vertauscht worden, zuletzt 1886—88. Er bleibt der Weg. Das viel umstrittene Bilma mag von den Tuareg wieder einmal besetzt und der Verkehr gefährdet oder zum Umweg über Aïr gezwungen sein, der Wüstenweg von Tripolis nach Kuka bleibt ganz richtig auf unseren Karten die feine Linie, welche zwischen diesen Endpunkten über Mursuk gespannt ist. Jene von Eduard Vogel zuerst gemessenen hohen Dünen des Nordrandes von Fessan mögen Gestalt und Lage verändern und mögen die Kamelfutterplätze verschütten, es zeigen die Lagerspuren, die bleichen Gerippe, wo der Weg zieht. Wir haben nicht das Recht, hier unseren Kulturmaßstab anzulegen. Welche Bedeutung gewannen für Australiens inneren Verkehr über die Hunderte von Meilen, die den Süden, Westen und Norden trennten, die ärmlichen Steppenwege, wie Gosse und Warburton sie nachwiesen, indem sie dieselben beschritten? Auch die Weißen haben nur mit ihrer Hilfe das Land queren können.

Die wenigst wirklichen Wege sind die ozeanischen Pfade, auf denen das mächtigste Fahrzeug keine Spur hinterläßt, und die doch so häufig und mit so großen und wichtigen Lasten befahren werden. Wie die unterseeischen Kabel, die auch niemand in ihrer Tiefe sieht, hängen sie zwischen ihren zwei Endpunkten, immer von neuem festgelegt und festgehalten von jedem Schiffe, das sie befährt, durch Kompaß und Sextant des Nautikers. Die Linien, welche diese Wege auf unseren Karten darstellen, sind also keine Bilder der Wirklichkeit, wie die der Straßen und Eisenbahnen, sondern Symbole von Richtungen, welche bei der Fahrt vom einen zum anderen Punkte festgehalten werden. Um so stärker und eindringlicher sind die Zeugnisse ihrer Wirk-

lichkeit in ihren End- und Stützpunkten, für welche diese unsichtbaren Wege wahre Lebensadern sind. Aehnlich sind die Wege der Völker des äußersten Nordens, welche über vergänglichen Schnee und Eis führen. Auch sie hängen fest an den Landmarken, deren gerade diese weitwandernden Völker viele mit Schärfe und Sicherheit unterscheiden. Keineswegs fehlt es denselben an Verkehr. Wir werden von der weiten und verhältnismäßig raschen Verbreitung der Gegenstände des Tauschhandels in diesen Regionen noch zu sprechen haben, so wie wir von dem Verkehre als einer Notwendigkeit des Lebens in diesen Regionen gesprochen haben (s. o. S. 76).

Jene äußersten nach dem Rande der Oekumene zu gelegenen Wege des Verkehres grenzen die vom Verkehre häufig besuchten Gürtel der Erde von den polwärts gelegenen selten besuchten oder unbekannten, schwer zu durchmessenden oder überhaupt unzugänglichen Teilen ab. Diese äußersten Verkehrswege haben eine gewisse Beziehung zu den Grenzen der Oekumene. Der Verkehrsgürtel ist gleich der Oekumene ein im Sinne der Parallelkreise ziehender Gürtel von wechselnder Breite, dessen Grenzen an einigen Stellen mit denen der Oekumene zusammenfallen. Aber es liegt auf der Hand, daß sie an viel mehr Punkten mehr oder weniger beträchtliche Abweichungen zeigen werden. Denn der Verkehr durchmißt häufig unbewohnte Strecken und vernachläßigt bewohnte. Man muß ihm dagegen eine innige Beziehung zu den größeren Ansiedelungen der Menschen beimessen, die mit sein Werk sind und ihn nähren. Deswegen ist dieser Verkehrsgürtel auch der Städtegürtel. Die größeren Ansiedelungen danken ihr Dasein dem Verkehr; es ist oft schwer sagen, ob sie oder die Wege früher waren, so sehr bedingen sie einander. Beide gehören jedenfalls eng zusammen und wachsen miteinander. Breitere Pfade bedeuten schon in Afrika die dichtere Bevölkerung, die größeren Dörfer. So schließt denn auch in der Landschaftskunde die Betrachtung der Verkehrswege an die der Städte sich an. Die kunstlose Straße, eine breite Zone von Räder- und Fußspuren, die durch Löcher und

Lachen unterbrochen werden, macht der persischen Königsstraße, den gemauerten Römerwegen, den Alpenstraßen des Mittelalters, den Kunststraßen der Neuzeit und den Eisenbahnen Platz; und in demselben Maße, als sie fester und ebener wird und raschere Bewegung ermöglicht, wachsen die Städte, welche sie verbindet.

Die Wege können nach ihrer Wichtigkeit klassifiziert und die wichtigsten zu einem Hauptnetze vereinigt werden. Als Netz aufgefaßt, bieten die Verkehrswege eines Landes Grund- und Nebenlinien je nach dem Anteil, den sie an der Herausbildung eines Netzes aus den einzelnen Fäden nehmen, und diesen bestimmt wesentlich die Natur der in Verbindung gesetzten Gebiete. Am wichtigsten sind natürlich zunächst alle rechtwinkelig verlaufenden Fäden. Die Fäden dieses Netzes sind kein totes Gespinst, sondern ein System von Arterien und Venen, in denen das Leben eines Volkes zirkuliert. Die Verkehrswege eines zusammengehörigen Gebietes stehen im Verhältnis von Geben und Nehmen und von wechselseitiger Beeinflussung bei Fortschritt wie Rückgang. Wenn der Verkehr ebbt, sinkt das Kulturniveau der Wege; doch sterben nicht zuerst die kleinen, sondern vielmehr die größten Wege ab. Der örtliche Verkehr geht weiter, weil er nicht in demselben Maße wie jener von den großen politischen und kulturlichen Veränderungen betroffen wird.

Auf die geographische Bevölkerungskarte gehören die Wege aller Art; eine solche Karte sollte auch eine Wegkarte sein oder durch dieselbe ergänzt werden. Von den Pfaden bis zu den ozeanischen Dampferstraßen sei alles, was die getrennten Siedelungen der Menschen verbindet, zur Darstellung gebracht. Nur der Maßstab der Karte kann Ursache der Weglassung unter Auswahl sein. Auf der idealen geographischen Bevölkerungskarte in großem Maßstabe dürfen die Wege um so weniger vernachlässigt sein, als sie allein die Möglichkeit bieten, die ganz gemiedenen unbesiedelten Strecken von jenen zu unterscheiden, welche in den Verbindungslinien menschlicher Siedelungen liegen und Durch- oder Uebergangsgebiete des menschlichen Verkehres bilden. Auf einer

Bevölkerungskarte der Erde bietet die Sahara ein naturtreueres Ansehen, wenn sie in bestimmten Abständen die Wege der Menschen zeigt, welche die Siedelungen verbinden, als wenn sie letztere verloren in den weiten menschenleeren Oeden schwimmen läßt. Die Abhängigkeit der Wege von den Siedelungen wird hier erst recht deutlich. Von den historischen Karten gilt dies ganz besonders. Wie stumm liegt die Signatur für die Ruinenstätten von Susa oder Persepolis ohne das Spinnennetz der Königswege!

Die Wege überbrücken die Lücken der Menschheit. Durch die Unterbrechungen, welche die Ausbreitung der Menschen über die Erde hin durch unbewohnbare oder nur zeitlich unbewohnte Strecken erfährt, sahen wir die Menschheit geographisch in eine Anzahl von getrennten Massen zerfallen. Auf Erdteilen und Inseln verteilt, erscheint sie wie in Fetzen zerrissen, die über die Erdkugel bunt hingestreut sind. Aber diese Ansicht zeigt, wie wenig die Augenblicksbetrachtung zur vollen Erfassung eines Lebendigen und daher auch Beweglichen genügt, wie sehr sie nur zufällige Durchschnitte macht, statt das Ganze der Erscheinung zu bieten. Wir können auf der Karte nicht die Menschen darstellen, die in jedem Augenblick die Meere, Wüsten und Hochgebirge durchqueren und so die Verbindung schaffen zwischen den getrennten Menschheitsparzellen. Unsere Karten fassen die Menschheit als aus einer Anzahl von Teilen bestehend auf, die ruhig in ihrer Gesondertheit verharren. Wir können aber aus unserer Betrachtung die Zeitdistanzen eliminieren und damit die Zeiträume so dicht aneinander rücken, daß sie, einander deckend, ein einziges Bild gewähren. Wer möchte gegen dieses Verfahren Einwand erheben, das dem Wesen der Menschheit als einer Dauererscheinung, in der die Generationen nur Pulsschläge bedeuten, so völlig gemäß ist? Dann dehnen sich die Völker über Meere, Wüsten und schwer wegsame Hochgebirge aus, wir begegnen einem Volke heute an dieser, morgen an jener Seite des Großen Ozeans, und innerhalb

der Dauergrenzen der Menschheit gibt es keine Sonderungen mehr. Dies ist das wahre Bild der Menschheit. Dasselbe hat aber an Wahrheit gewonnen, weil außer den Orten und Ländern der Menschen auch ihre Wege gezeichnet wurden.

Wo also die Wege unsichtbar sind, nur in den Büchern, Karten und im Geiste der Menschen existieren, tritt um so deutlicher ihr Zusammenhang mit den Wohnorten der Menschen hervor, ohne welche die Wege nicht bestünden. Wer Wege verfolgt, kommt immer zu Dörfern oder Städten. Wenn die anthropogeographischen Erscheinungen nach der Festigkeit ihrer Verbindung mit dem Erdboden unterschieden werden, so sind Siedelungen, Wege, Grenzen abzustufen nach der Hingewiesenheit der Menschen auf die von ihnen eingenommenen Erdstellen. Die einen dienen dauernd, die anderen vorübergehend, die dritten gar nicht dem Menschen zum Aufenthalt. Siedelungen und Wege gehören aber insofern zusammen, als diese dem Verkehre dienen, jene zu einem großen Teile von ihm abhängen. Was aus den Rassen, Stämmen, Völkern eine Menschheit hat machen helfen, ist von weltgeschichtlicher Bedeutung. Je mehr Wege, desto mehr Verbindungen getrennter Räume, desto häufigere Ueberbrückung der trennenden Lücken, desto innigere Zusammenschließung alles Bewohnbaren. Was Verbindungen herstellt und erhielt, hat an dem Organismus der Menschheit mitgearbeitet und ist Teil desselben geworden. Daher die hohe Bedeutung, die allem beizumessen ist, was zum Verkehre gehört. Deswegen ist es ganz verfehlt, in der Verkehrsgeographie nur einen Teil der Wirtschaftsgeographie, nur einen rein praktisch aufzufassenden Zweig unserer Wissenschaft sehen zu wollen.

Die Wege und die Kultur. Die Wege geben in ihrem Zustande und ihrer Häufigkeit einen der besten Kulturmaßstäbe ab. Kaum gibt es einen sichereren Beleg für das Herabsteigen Chinas von seiner Höhe unter den ersten Mandschukaisern als den Verfall der Straßen

und Kanäle. Die Stellung der Türken in Europa kann durch keine Thatsache besser illustriert werden als durch die Beschränkung ihres Straßenbaues auf Militärstraßen, die wie Ketten über das Land gespannt sind, die aber noch nicht einmal ihrem Zwecke voll entsprachen, wenn sie, z. B. die von 1862—68 in Bosnien hergestellten Straßen, nur für leichtes Fuhrwerk bestimmt waren. Als Zeugnis für einst dichtere Bevölkerungen stehen die Wege allen anderen Kulturresten voran. Häuser und Gräber mögen die aufeinanderfolgenden Geschlechter zusammenhäufen, so daß sie den täuschenden Schein einer einmaligen dichten Bevölkerung hervorrufen, aber dichte Wegnetze, wie Semper sie von den Palau, Turner von den Louisiaden beschrieben, setzen eine dichtere und weiter verbreitete Bewohnerschaft mit größerem Verkehrsbedürfnis voraus.

In den abgelegenen Teilen Perus und Boliviens sind die Wege heute noch immer die gleichen wie in der Zeit der Inka und noch immer sind die Indianer mit ihrer Instandhaltung beauftragt. Sie sind in ihrer Vereinsamung ein Zeichen des langsamen Sinkens des Kulturniveaus. Im tropischen Südamerika weisen sie auf die Inka[1]), in Mexiko auf die Tolteken, in Yukatan auf die Maya zurück. In diesen Namen verkörpert sich die einstige höhere Kultur, dichtere Bevölkerung, regere Bewegung. Im westlichen Kaukasus und bis ins Wangebiet hinein werden steinerne Brücken auf die Genuesen zurückgeführt, die dem Lande eine vorübergehende Blüte brachten. Vor der russischen Zeit waren ähnlich alle steinernen Brücken in Zentralasien und kunstreiche Wege, wie der in den Fels gehauene Steinweg im Thal von Waschansai, Werke grauen Altertums. Auch die Brücken in Abessinien sind zumeist ruinenhafte Werke einer früheren, kulturkräftigeren und baulustigeren Zeit[2]). Das dichte Netz römischer Straßen auf der Balkanhalbinsel ist in Trümmer gefallen, die Donaubrücke mit ihren Befestigungen bei Turn Severin mit ihnen. In das Mittelalter Europas ragten die ausgedehnten römischen Straßenreste als eines der dauerndst wirksamen Zeugnisse römischer Macht herein, denn sie wurden und werden noch lange von den Barbaren benutzt, welchen die Kunst ihrer Erhaltung und die Freude an ihrer Erbauung verloren gegangen war. In der europäischen Türkei bilden die Reste antiker Steinbrücken, die jetzt kaum von hölzernen ersetzt sind, sogar eine taktisch bedeutsame Thatsache, z. B. am Vardar[3]), die in den militärgeographischen Darstellungen nicht unerwähnt bleibt.

Die Wege sind eines der mächtigsten Mittel der

Kulturentwickelung. Daher ihre überragende Bedeutung bei jüngeren Völkern und bei Völkern, die sich beständig neu verjüngen, indem sie die kolonisierende Kultur in neue Länder tragen. Die Römer in der alten und die Nordamerikaner in der neuen Zeit sind die größten Wegebauer. Es geht ein Zug von Freude an diesen Werken durch jene wie durch diese; sie sind stolz auf diese wichtigen Förderer ihres Gedeihens, diese Zeugen ihrer Blüte. Alles, was Verkehr vermittelt und fördert, gewinnt eine ganz andere Wichtigkeit bei einem Volke, das sich sein Land erst noch von der Natur abzugewinnen hat als bei uns alten Völkern, die mit Eisenbahnen und Dampferlinien nur die Wege erleichtern konnten, die zwischen längst vorhandenen Ansiedelungen bestehen. Dort werden die Verkehrsmittel zu Werkzeug und Waffe, durch die man vordringt und Besitz ergreift, hier befestigen sie nur, was man längst schon besitzt. Kein Wunder, wenn dort ihre Entwickelung eine viel großartigere ist und mit einer an Zärtlichkeit grenzenden Wertschätzung hochgehalten wird.

Wo auf niederen Stufen der politischen Entwickelung die Begriffe Staat und Volk sich mehr decken als auf höheren, wird dadurch die Völkerverbreitung beeinflußt und wir sehen Verkehrsvölker sich herausbilden, welche die lohnenden Funktionen des Verkehres auf ihre Länder zu konzentrieren suchen. Daß die Verbreitung der Griechen und Germanen wesentlich an die Küsten gebunden ist, und daß auch mehr im einzelnen, z. B. das Verbreitungsgebiet der Deutschen in Europa seine größte Breite an den Ufern der Nord- und Ostsee findet, hängt damit zusammen. Afrika sieht Handelsvölker fast auf der ganzen Peripherie die Küsten einnehmen, welche den Rückwärtswohnenden den Weg verlegen oder weite Umwege ihnen aufzwingen. Ehe Okwao unabhängig von Aschanti wurde, hatten seine Bewohner keinen direkten Weg zur nahen Küste, sondern mußten über Kumasi in großem Bogen gehen. Die Thlinkit in dem Bestreben, den Handel nach der Küste des Stillen Meeres zu monopolisieren, verboten den Chilkat den Weg vom Dejäh

zum Lindemansee, jene durften nur vom Ende des Chilkatflusses bis zum Tah-Kina gehen. Die Chilkat ihrerseits hatten wieder den Tah-Kisch verboten, den Perrierpaß zu benutzen[4]. So entsteht der ethnographisch bedeutsame Gegensatz verkehrsreicher und verkehrsarmer, reicher und armer, fortschreitender und stehenbleibender Völker. Wir haben früher einen längeren Abschnitt den Völkern des Randes der Oekumene gewidmet, welchen ihre exponierte Lage Verkehrsarmut und allgemeine Armut aufzwingt. Im Inneren der Länder schafft die Politik solche Völker. Die Badinga des unteren Kassai gehören zu den verkehrsarmen Völkern, „sie schienen sich jedes Verkehres mit ihren Nachbarn zu enthalten und bekundeten dies außer durch die mangelhafte Orientierung über den Kasai und seine Nebenflüsse auch durch ihre ärmliche, von den Nachbarn abweichende Tracht; sie hatten keine Kupferringe, keine Elfenbeinzieraten[5].“

Die geographischen Bedingungen der Wege. Wir sehen die Wege in allen Richtungen ziehen, wie die Fäden eines Netzes und sich an vielen Punkten kreuzen. Doch wiegen in jedem Lande und in jedem Erdteile bestimmte Richtungen vor, welche durch Lage und Gestalt und hauptsächlich durch die dadurch geschaffenen Beziehungen zum Meere gegeben werden. Aber im allgemeinen werden immer die Wege die wichtigsten sein, welche mehr im Sinne der Breite als der Länge gerichtet sind. Darauf weist die Lage der Meere zwischen den Erdteilen, welche vorwiegend meridionale Schranken schafft, die latitudinare Erstreckung der Kulturzonen und hauptsächlich die Form der gürtelförmig zwischen Nord und Süd um die Erde ziehenden Oekumene, kurz die überall hervortretende Neigung zu zonenförmiger Lagerung der Verbreitungsgebiete der Menschen hin. Darum ist der Streifen zwischen 40 und 45° im Nordatlantik der Gürtel des lebhaftesten Seeverkehres, darum sind die Pazifikbahnen so wichtig, darum knüpfen sich mit Recht die großen Erwartungen an eine Linie Tomsk-Wladiwostok. Langsamer wachsen die rechtwinkelig zu diesen das Verkehrs-

netz weiterstrickenden Wege heran, welche die Räume der gemäßigten Zonen mit den tropischen verbinden. Und südlich von diesen erwartet eine größere Zukunft die Wege zwischen Australien, Südafrika und Südamerika, deren erste Fäden nur erst versuchsweise gelegt werden [6]). Die Verkehrswege gewinnen einen großen Zug, wo sie bestimmt sind, weite Gebiete in eine fruchtbringende Verbindung zu setzen. Sie gleichen dann die einseitigen Einflüsse geographischer und klimatischer Unterschiede aus und lassen aus der Vereinigung des von Natur Getrennten eine höhere Einheit hervorgehen. Dann verdienen sie den Namen Lebensadern in vollem Maße. Der Kaiserkanal Chinas, der mit der ausgesprochenen Absicht angelegt ward, die Erzeugnisse der südlichen und nördlichen Provinzen Chinas auszutauschen, dadurch die Ernährung des großen Volkes zu sichern und das Reich fester zusammenzuhalten, der Suezkanal, einst auch der Eriekanal, die Pazifikbahnen sind Kulturwerke großen Stiles.

Für die Abhängigkeit der Wege vom Boden gilt die gleiche Regel, wie für diejenige der Siedelungen. Auf den untersten Stufen schmiegen sich beide den Bodenverhältnissen an, um mit fortschreitender Entwickelung sich im allgemeinen immer mehr von denselben loszulösen. Gewisse Schranken überwinden beide nie, sie werden immer die stärksten Gefälle, die schneereichsten Höhen, die großen Sümpfe, den Flugsand vermeiden; aber die Wege können weiter in menschenfeindlichen Gebieten vordringen, da sie vom Menschen nur flüchtig beschritten werden und gerade durch die Wege sich die Siedelungen über unbewohnbare Gebiete hinweg miteinander in Verbindung setzen. Schwer wegsame Strecken durchschreitet der Verkehr möglichst geradlinig in der Richtung auf die Gebiete, die leichter zu durchschreiten sind. Im Peloponnes schlägt der Verkehr immer den nächsten Weg nach dem Meere ein, um dort sich zur See fortzusetzen. Daher im ganzen Inneren nur ein einziger nennenswerter Ort, Tripolitza in Arkadien, und bis in die neueste Zeit keine Straße im europäischen Sinne.

Die Bedeutung der Flußwege ist am größten im Anfang der Entwickelung eines Landes. An sie schließt sich der Verkehr zunächst an, sei es daß er ihre Wasserwege oder ihre Thalwege benutzt. In ihren Niederungen verdichtet sich zuerst die Besiedelung. Sie geben die einfachste, unverschiebbarste Grenzlinie. Später geht die Entwickelung über sie hinaus. Die Bevölkerung verläßt die Tiefländer und Thäler, indem sie zunimmt, die Wege finden die Flußwindungen zu lang, schneiden ab, die Grenzen rücken über die Flüsse weg, da deren lebhafterer Verkehr die Sonderung durch die politische Grenzlinie nicht erträgt. Das westliche Amerika steht unter dem Einfluß der Thatsache, daß vom Jukon an kein einziger großer schiffbarer Fluß aus dem Inneren ins Stille Meer hinaustritt. Daher die mauerartige Schranke der Cordilleren, die Abgeschlossenheit der pazifischen Länder, die Schwierigkeit, die selbst der Bau transandiner Eisenbahnen bisher dort fand. Die pazifischen Länder Amerikas würden viel früher erschlossen worden sein, wenn natürliche Thore in die Gebirgsschranken der Cordilleren gebrochen wären. In Altamerika gehörten die Indianer Californiens zu den niedrigstehenden und das politische Stillleben Californiens bis in die 40er Jahre unseres Jahrhunderts erklärt sich unter anderem auch daraus, daß keiner der großen Ströme Amerikas seine Grenzen berührt. Die politische Geschichte dieses Kontinentes würde einen ganz anderen Charakter gewonnen haben, wenn ein Stromthal aus diesem glücklichen Lande nach Neumexiko führte. Auch eine ganze Anzahl der Fälle, in denen die Bevölkerung sich nach bestimmten Richtungen hin verdichtet, führt auf den Einfluß der Wege zurück. Es beruht hierauf teilweise die Verdichtung in Küstengebieten und Flußthälern. Besonders deutlich wird sie aber längs der Wege, die durch sonst dünnbewohnte oder unbewohnte Regionen führen.

Das Meer als das größte Stück nur dem Verkehr dienender Erdoberfläche zieht natürlich überall den Verkehr an sich und zieht ihn dabei aus den Gebieten, die es bespült, gleichsam heraus. In größeren Ländern nimmt

mit der Entfernung vom Meere der Verkehr und meist auch viel von dem ab, was im weitesten Sinne Kultur heißt. Sind diese Gebiete kleinere Inseln, dann sind sie überhaupt weglos, weil die Siedelungen nur am Meere liegen und auf dem Meere miteinander verkehren. Sind sie größer, und nicht klimatisch begünstigt, dann verdichtet sich wiederum der Verkehr auf die Küste und das Innere bleibt weglos. Das trifft auf den Falklandsinseln zu. Auch Island, dessen einzelne Wohnstätten in der Regel mindestens 2 oder 3 Stunden, öfters aber Tagreisen voneinander entfernt sind, ist das weg- und brückenlose Land, weil es im Inneren menschenarm und an der bewohnteren Küste vom Meere bespült ist, das den Küstenverkehr erleichtert.

---

[1]) Selbst in der Sierra Nevada de Santa Marta sind granitblockbelegte Indianerstraßen mehrfach und in mehrstündiger Erstreckung nachgewiesen (Sievers).

[2]) Vgl. Rüppells Schilderung der Abaibrücke. R. in Abyssinien. 1840. II. 212.

[3]) Tuma, Griechenland, Makedonien, Südalbanien. 1888.

[4]) Schwatka, Die Erforschung des Yukongebietes. Deutsche Geogr. Blätter. VII. S. 23.

[5]) Wißmann-Wolf, Im Inneren Afrikas. 1888. 349.

[6]) In diesem Jahre 1890 wurde die erste regelmäßige Dampferlinie Australien-Mauritius-Kapstadt eröffnet.

17. Die geographischen Namen.

Spuren der Völker in Namen. Namen als Kulturreste. Name und Sage. Die Verbreitung der Ortsnamen. Die Geschichte der Ortsnamen. Wanderungen der Ortsnamen. Sprachliche Eigentümlichkeiten. Der Volksgeist in Namen. Stumme Namen. Die Namengebung. Gemeinnamen und Sondernamen. Wassernamen. Bergnamen. Lokalbenennungen. Abstrakte Namen. Länder- und Völkernamen (Anthropogeographische Namen). Ethnographische Namen. Die wissenschaftliche Geographie und die Ortsnamen. Die Namen auf der Karte.

Spuren der Völker in Namen. Zu den Spuren, die der Mensch von seinem Dasein der Erde läßt, gehören die von ihm den Orten beigelegten Namen. Sie gehören dem Wortschatze an, heben sich aber für den Geographen durch ihre enge Verbindung mit natürlichen Oertlichkeiten, mit Ortschaften, die der Mensch geschaffen oder sonstigen mit dem Boden zusammenhängenden Werken seiner Hand weit über alles andere Sprachliche. Vor den anderen Bestandteilen des Wortschatzes zeichnet ihre Widerstandskraft und Erhaltungsfähigkeit sie aus. Sie sind die Versteinerungen der Sprachen. Wie der Geologe seine Leitfossilien kennt, deren Auftreten ihm mit Sicherheit das Vorhandensein eines bestimmten geologischen Horizontes anzeigt, so sind gewisse Ortsnamen im stande, uns zweifellos das einstige Vorhandensein eines bestimmten Volkes in einer Gegend anzuzeigen, wo diese Sprachreste sich erhalten haben. Diese Worte haften oft noch lange im Geist der Nachkommen, wenn schon längst das Geschlecht vermodert ist, von dem sie er-

sonnen und ausgeteilt wurden und wenn nicht nur ihr Sinn durch die unvermeidliche innere Umwandelung der Sprache, sondern sogar dadurch verloren gegangen ist, daß eine ganz andere Sprache ins Land zog. Apennin und penninische Alpen tragen beide ihre Namen von einer keltischen Wurzel pen in Ländern, wo heute italienisch und französisch und vor 2500 Jahren römisch gesprochen wurde. Ueber zwei Sprachschichten ragt der alte Name wie eine Basaltkuppe hervor, die besser als ihre Umgebung den Fluten widerstanden hat. Ganze Schichten von Namen, die verschiedenen Zeitaltern entstammen, sind über weite Gebiete verbreitet, so die keltischen und iberischen und darüber die spanischen und provençalischen auf der Pyrenäenhalbinsel und in Aquitanien. Die jungen Siedelungen tragen dann auch die jüngeren Namen, aus denen wir also nicht bloß die Herkunft, sondern auch das Alter erfahren. In Tirol gehören die rätischen der ältesten Schicht an und die deutschen sind immer jünger als die romanischen. Auch in anderer Weise ist die Sachbedeutung der Ortsnamen von „leitendem“ Wert. Wo Hall und Halle uns entgegentreten mit Hallein, Hallstadt und ähnlichen, da liegt nicht bloß die keltische Spur, sondern auch die Spur des Salzes [1]). Es liegt also in der Namendeutung nicht nur die Lösung anthropogeographischer, sondern auch völker- und kulturgeschichtlicher Probleme.

In Gegenden, wo keine Ruine über dem Boden sichtbar und dieser selbst vom Pflug, von Brunnen-, Schacht- und Schatzgräbern, von Rodern und Wegbauern durchwühlt ist, schwebt wie das Licht über vergrabenen Schätzen der Laut eines bedeutungsvollen Namens über der Stelle, wo eine alte Stadt oder auch nur ein Gehöfte sich erhob, eine alte Straße führte, eine vergessene Schlacht geschlagen ward. Die Altertumskundigen haben gelernt, diesen Spuren zu folgen. Die Flurnamen, sagt Ohlenschlager, geben häufig den einzigen Anhalt für verschwundene oder sonst unsichtbar gewordene Ueberreste, und wenn uns z. B. in der Nähe eines Feldweges oder auch mitten im Feld Namen wie Straßäcker, Hochweg

u. dgl. begegnen, so können wir daraus ziemlich sicher auf das frühere Vorhandensein einer Kunststraße schließen. Der Name Burgberg (Burgstall) hat schon in einer Reihe von Fällen zur Entdeckung von Befestigungen geführt, die bis dahin völlig unbekannt waren [2]). Auf bayerischem Boden deuten Namen wie Wallen, Wahlen, Walchen auf verschwundene romanische, Namen, die mit Wind, Winden zusammengesetzt sind, auf verschwundene wendische Bevölkerungen. Franzosen, Kroaten, Schweden, Hussiten, Hunnen, Römer und überhaupt aber Heiden verbinden sich in vielen Teilen Deutschlands mit generischen Ortsbezeichnungen zu Namen, die eine historische Stätte bezeichnen. Namen, die mit Mauer zusammengesetzt sind, deuten auf das Vorhandensein alter Mauern im Boden. Die Flurnamen Weil, Weiler, Wil knüpfen an das römische Villa, Villaris an. Buch, Birk und Buchberg sind oft auf Burg zurückzuführen. Hausberg kommt in Oesterreich und im östlichen Bayern für alte Befestigungen vor. Schanz, Wall, Wacht, Haag, Ring, Guggenbühl, Kasten, Kästrich, Leier, Lehr, Lehberg, Leberberg, Hunnenhügel, Hühnerberg, Schelmenacker gehören zu diesen Namen tieferen, aber nicht immer sehr tiefliegenden Sinnes. An die alten Kultusstätten vorchristlicher Zeit erinnern in germanischen Gebieten die Namen Odenwald, Odenheim, Donnersberg, in slavischen Perun, Beraun, Prono, Pirna. Die im sächsischen Erzgebirge vorkommenden Namen Mücke, Mückensberg und ähnliche sind aus dem Beinamen Mike umgedeutet, der dem slavischen Donnergott als Gott der Gerechtigkeit beigelegt war. Spuren dieser allein in Wäldern zu verehrenden und nicht in Bildern darzustellenden altgermanischen und altslavischen Gottheiten würden verwischt sein, wenn nicht die Ortsnamen geblieben wären.

Dabei ist aber keineswegs immer eine genaue chronologische Beziehung zu dem Auftreten des Volkes anzunehmen, welches den Namen gegeben hat, sondern diese Namen werden gleichsam Gefäße, in welche die Traditionen aus vor- wie rückwärtsliegender Zeit gesammelt werden. So werden in Süddeutschland den Franzosen-,

Schweden- und Hussitenkriegen andere verwandte Ereignisse und Erscheinungen angegliedert und Namen wie Schwedenschanze oder Franzosensteig dürfen wir in vielen Fällen ins Allgemeine, Begriffliche übersetzen, also „Alte Schanze", „Steig, den einst ein Kriegsvolk beschritt". Wo christliche Heilige eine Stelle gefunden haben, wie der heilige Martin, Michael, Georg, waren auf deutschem Boden einst Opferstellen für heidnische Götter, besonders für Wodan und Donar, es gilt das besonders von den Stellen, wo Michaeliskirchen stehen. Ebenso häufig ist durch Teufelsstein, Teufelskanzel und Aehnliches dem christlichen Abscheu Ausdruck gegeben.

Kulturreste in Namen. Die Ortsnamen geben uns das Bild eines anderen Kulturzustandes des Bodens und des Volkes. Wo Reute, Rait, Kreuth, Roda, Rüti erscheint, da ist gereutet und gerodet worden, da ging den Aeckern von heute und vielleicht sogar der Dorflage Wald voran. Sogar von der Beschaffenheit dieses Waldes sprechen Namen, wie Hasel, Hesel, Haselevelt, Hasela. Sie zeigen, daß der Wald urwaldmäßig, dichter mit Gesträuch erfüllt war. Heute sucht man vergebens nach Zirbelkiefern im Zirmthal und am Zirmjoch; sie sind verschwunden, wie an so vielen Stellen der Alpen [3]). Wo wir ähnliche Veränderungen voraussetzen möchten, mögen uns die Namen zeigen, ob sie stattfanden oder nicht. Die ursprünglichen türkischen Ortsnamen in Kleinasien zeigen nichts von jenen in Deutschland so häufigen Verbindungen mit Wald, Hain, Holz und Busch. Daraus können wir schließen, daß auch der früheste türkische Einwanderer auf den Hochflächen dieser Halbinsel schon Steppen und Wiesen genug fand. Die Unterschiede gehen tiefer, wenn sie nationalen Neigungen von größerem Belang entsprechen, und werden höchst lehrreich, wenn sie frühere Zustände und Wandlungen eines Volkes verkörpern.

Wie ein Volk eingewandert in die Gegend, der es seinen Namen aufprägte, wie seine Einrichtungen beschaffen waren, wohin seine Neigungen gingen, das zeigt alles die Namengebung, wenn auch

nicht immer in ganz klaren Zügen. Riezler hat so aus oberbayerischen Ortsnamen den Fortbestand des Geschlechter- oder Sippenverbandes bei der Einwanderung, die vorwiegende Richtung des Volkes auf den Ackerbau, die ausgedehnte Rodung von Wald und Busch gefolgert. Und die seltenen romanischen Namen des mittleren Isargebietes zeigten ihm zugleich die Reste der vorbayerischen Bevölkerung, gleichfalls festgesiedelt und ackerbauend. Wir können in einzelnen Fällen, aber mit Vorsicht, sogar die Schwankungen dieses Prozesses noch erkennen. Das Auftreten der Ortsnamen auf -rode in Thüringen in der ruhigen Zeit zwischen Karl dem Großen und den Hunnen ist auf Volksvermehrung und entsprechendes Eindringen in die Waldgebirge gerade in dieser Zeit gedeutet worden. Weil in Tirol, was zuletzt urbar gemacht wurde, deutsche Laute trägt, so schließt Löwl aus dem Abgang rätischer, romanischer, wendischer, selbst altertümlich deutscher Namen, daß das Antholzer Seebecken erst in neuerer Zeit trocken gelegt worden sei. Von Bayern bis zum Oberrhein liegen die Sippen-Ortsnamen auf -ing und -ingen stets auf dem breiten, für Getreidebau besseren Boden, fehlen in den spätgerodeten Thalgründen und am Gebirge — ein Beweis, daß die Ansiedler als Sippen und Ackerbauer sich dort niederließen, wo der fruchtbarste Boden zu finden war und daß der Wald erst später in Angriff genommen ward.

Der Kulturzustand des früheren Volkes ist von großem Einfluß auf die Zahl der Ortsnamen. Warum ist Südafrika heute so arm an Ortsnamen von hottentottischer und buschmännischer Prägung? Und warum haben die Kaffern und Betschuanen viel mehr Ortsnamen dort Ursprung gegeben? Hottentotten und Buschmänner waren zerstreute, schwache Völker von nomadischen Gewohnheiten, ohne ständige größere Wohnplätze, sie wurden verdrängt, zu Sklaven gemacht oder ausgerottet. Kaffern und Betschuanen hatten dagegen den Vorzug eines verhältnismäßig mehr sedentären Lebens, sie bildeten dichtere Bevölkerungen, Staaten und Städte, deren Namen und Lage für die Kolonisten von solcher Bedeutung wurden, daß sie auf den Karten des Landes nicht fehlen durften. Lichtenstein ist mehr im Hottentotten- und Buschmannlande als in dem der Betschuanen gereist, das er eigentlich nur berührte, aber Kuruman, das große Betschuanendorf, ist der einzige Name eines Eingeborenenortes, der auf seiner Karte von 1811 steht. Nur im Südwesten, wo die Hottentotten am längsten sich erhielten, sind ihre

Namen in größerer Menge zu finden, auch in Gestalt von Uebertragungen ins Holländische. Die Art des Zusammenlebens der Geschlechter, welche vorher da waren und der ihnen nachfolgenden ist natürlich von größtem Einfluß auf die Erhaltung der Ortsnamen. Eroberung, Ausrottung, Bruch der Tradition bedeuten Verlust, weitgehende Erhaltung ist nur bei allmählichem Eindringen, Ausbreiten und Einleben des neuen Volkes möglich, das einst berufen sein wird, die von seinem Vorgänger übernommenen Namen unter eigenem Stempel kursieren zu lassen. Wenn diese Erhaltung so weit geht, wie in den einst keltischen und römischen Gebieten Westdeutschlands, dann muß man annehmen, daß die Vorgänger der heutigen Deutschen im Beginn viel mehr von keltischer und römischer Sprache aufgenommen hatten als bloß diese verstümmelten Ortsnamen.

Verbreitung der Ortsnamen. Die Grenzen der Menschheit sind auch die Grenzen der Verbreitung der Ortsnamen, denn die Benennung der Oertlichkeiten ist eine allen Gliedern der Menschheit gemeinsame geistige Thätigkeit und Leistung, eine von den Bekundungen des einheitlich Menschlichen. Die Parryberge bezeichnen in der Antarktis, Lockwoods Cap R. Lincoln in der Arktis die äußersten Punkte, welche polwärts von menschlichen Augen gesehen worden sind. Darüber hinaus gibt es keine Namen. Um die Oekumene zu umgrenzen, brauchten wir nur die benannten Länder von jenen Räumen abzugrenzen, welche unbenannt, weil unbekannt sind. Aber innerhalb dieser Grenzen sind die Namen keineswegs gerade so dicht oder dünn gesät wie die Menschen wohnen, denn nicht bloß die bewohnten, sondern auch die durchstreiften Orte werden benannt, nicht bloß die thatsächlich betretenen, sondern auch die nur gesehenen. In Teilen Australiens, wo nur selten die Reisenden auf Menschen trafen, vermochten sie doch Namen für die zerstreuten nur vorübergehend besuchten Wasserlöcher zu erfragen. W. C. Gosse gibt z. B. eine Anzahl von einheimischen Namen für Wasserlöcher in den öden Gegenden

Zentralaustraliens nördlich vom Lake Eyre[4]). Auch im dünnbevölkerten Lande der Herero in Südwestafrika sind die Wasserstellen, seien es dauernde oder zeitweilige, mit Namen belegt[5]). Wir erinnern weiter an die Angaben Dobrizhoffers: In dem ganzen Lande, wo die Abiponer sich aufhalten, existiert nicht einmal eine bleibende Hütte. Nichtsdestoweniger ist darin kein Ort, der nicht seinen eigenen Namen hätte: entweder von einem merkwürdigen Vorfall, der sich dort zugetragen hat oder von einer besonderen Eigenschaft dieser Gegend[6]). Spärlich sind die Ortsnamen in den dünnbewohnten Ländern an der Grenze der Menschheit, wo weite Gebiete nie oder so selten vom Menschen besucht werden, daß sogar die Tradition zerrissen, der Name vergessen wird. Ferdinand Müller erhielt auf seinen Reisen im Olenékgebiet häufig auf Fragen nach den Namen von Flüssen, Bergen u. dgl. einen Namen zur Antwort, jedoch mit der Hinzufügung: „Es ist kein Name,“ d. h. es war kein anerkannter alter Name. Die Namengebung war hier noch im Gange, denn man hörte Namen, die von noch Lebenden herstammten; viele kleine Flüsse aber waren unbenannt. In dem Maße, wie die Menschheit sich vermehrte, ist die Erde immer namenreicher geworden; selbst die unbewohnte hat Namen empfangen von fixierten Vorstellungen oder geographisch verörtlichten Träumen wie Terra australis, Terra magellanica, Aurorainseln u. dgl. Die unbestimmten, weiten Namen, die Germania magna des Ptolemäus, die Große Tatarey der Delisleschen und Homannschen Karten zerfallen in örtlich bestimmte Bezeichnungen, indem die Unwissenheit aufhört, die sie zu verhüllen bestimmt waren. Namen, die zuerst einfach waren, haben durch Selbstteilung oder Sprossung sich vermehrt. Griechenland hat Großgriechenland gezeugt, aus Georgia gingen noch Alabama und Mississippi hervor. Wir wissen, wann aus Flinders' Haupt Australia hervorsprang, es hat Süd-, West-, Nordaustralien gezeugt und umfaßt jetzt mehr Namen für Staaten, Städte, Dörfer, Weiler, Buchten, Flüsse, Seen, Berge und Thäler als einst der ganze Erdteil Menschen zählte. Auf den Karten Nordamerikas von

1790 steht Territory nw. of the Ohio River, daraus sind entsprossen Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin und ein Teil von Minnesota. Nicht bloß an Mannigfaltigkeit des Lautes und des Sinnes, sondern auch an Zahl wachsen die Ortsnamen, wo aufeinanderfolgende Geschlechter mit Treue die Vermächtnisse der Vorfahren verwalten. In Urkunden, Büchern und Karten werden die alten Namen bewahrt, während neue den vorher unbenannten Oertlichkeiten beigelegt werden. Und abgesehen davon wächst mit der Kultur die Pietät den Namen gegenüber. Die Nordamerikaner haben lange in der Barbarei einer einförmigen, sich immer wiederholenden Namengebung dahingelebt, nun macht sich aber die Neigung geltend, die altindianischen Namen mehr zu erhalten und wieder zu gebrauchen. Unter den Namen der 13 alten Staaten der Union waren nur 2 indianischen Ursprungs: Connecticut und Massachusetts. Nun haben wir Alabama, Dakota, Kansas, Nebraska und andere.

Von Anfang ist die Zahl der Ortsnamen verschieden. Eine Natur von reicher Erscheinung, vielseitig in Farbe und Gestalt lockt den Geist zur Namenschöpfung an. Jede Umgebung befruchtet den Geist in eigener Weise. Einförmige, düstere Wälder lassen ihn ruhen, aber die formenreichen Gebirge regen auch in diesem Sinne an. Es ist sehr viel gute Beobachtung besonders in den Gemeinnamen der Gebirgsbewohner. Die reiche Nomenklatur der Alpenbewohner für Schnee- und Eisgebilde, die in Norwegen und Island wiederkehrt, ist eine reiche Quelle für die Terminologie der Gletscherkunde geworden. Die Volksnomenklatur hat der wissenschaftlichen vorgearbeitet. Die Bewohner vulkanischen Bodens haben ähnlich für die Vulkanologie passende Namen geschaffen. Auch die Neuseeländer schufen Sondernamen für Solfatare (Ngawa), Geiser (Puia) und Badethermen (Waiariki). Gebirgsbewohner haben vor den Gelehrten Thalformen unterschieden und es konnten Desor und Rütimeyer die Wissenschaft bereichern, indem sie aus der Terminologie der Jurabewohner Ausdrücke wie Cluse und Combe herübernahmen. Wir haben auch von

den arabischen Bezeichnungen für Erscheinungen der Wüste Gebrauch gemacht, indem wir Serir, Hamada, Wadi aufnahmen. Das Arabische hat eine große Anzahl von Ortsnamen, welche eine Bodenbeschaffenheit anzeigen: Nedschd, Dschals, Tehâma, vielleicht auch Hedschâs. Einer der allertreffendsten ist Saûad, das Dunkle, d. h. mit Vegetation Bedeckte, für Mesopotamien [7]). Je einfacher das Landschaftsbild, desto mehr ins einzelne geht die Namengebung und darin liegt der Grund des Treffenden, Genauen der Wüstennamen. Es bewährt sich das auch bei uns im Flachland. Geerz verzeichnet z. B. auf seiner historischen Karte der nordfriesischen Inseln einen erratischen Block als „Balkstein". Wie groß müßte ein erratischer Block in den Alpen sein, um benannt zu werden?

Die Schiffahrt begnügt sich mit wenig Namen für das Meer, dessen Einförmigkeit nur selten zur Namengebung herausfordert, sie gebraucht auch für das Land, aus dessen einfarbigem Küstenstreif sie selten eine Insel, eine Bucht sich ablösen sieht, dessen vorspringende und zurücktretende Punkte allein für sie praktische Bedeutung gewinnen, nur wenig Namen. Das Ende des Landes ist ganz allgemein in Kap Landsend und Kap Finisterre bezeichnet, das Vorspringen in Burún, welches ebensogut Nase ist wie Nez in Kap Grisnez. Sobald aber in einem seichten Meer die Berührungen zwischen Land und Wasser ausgedehnter und an der Oberfläche sichtbar werden, treten auch zahlreichere Namen auf und so sind die Wattenmeere zwischen unseren nordfriesischen Inseln durch reiche Namengebung ausgezeichnet, der in den versunkenen Landstrecken auch ein geschichtlicher Wert nicht fehlt. Die Namen liegen so wenig still, wie der Geist der Menschen, welche sie ersonnen und ausgeteilt haben und sie sind in ihrer Beweglichkeit so verschieden wie Lebendiges. Es besteht ein Kampf der Namen, welcher ein Kampf um Raum ist. Einige Namen wachsen, andere gehen ein. Beide Prozesse unterstützt Gunst und Ungunst natürlicher Verhältnisse, gerade wie sie in jenen Kampf eingreift, den Lebewesen um Raum kämpfen und welchem man den viel minder passenden Namen Kampf

ums Dasein beilegt. So wandern die Flußnamen weiter als die Bergnamen. Der Gesamtname Amazonas, einst nur für die Strecke vom R. Negro abwärts gebräuchlich, hat die Sonderbenennungen Solimoes für den mittleren und Marañon für den Oberlauf verdrängt, und ist unmerklich vom Namen eines Bruchstückes zum Namen des Ganzen geworden. Wenn es uns auch sehr zerstückt vorkommt, daß der Name Kassai im Oberlauf dieses Flusses am verbreitetsten ist, man aber von der Luluamündung ab die Namen einmündender Flüsse, wie Sankullu, oder die generellen Namen für Fluß wie N'Saire, N'Schari, N'Schalle, auf ihn anwenden hört und er an der Mündung endlich Kwa, vielleicht von dem oberhalb einmündenden Kuango, heißt, so reichen doch diese Namen viel weiter, als sonst Namen, sei es von Landschaften oder Gebirgen, in Afrika reichen. Sobald aber der Zusammenhang solcher Flußteile erkannt ist, schwimmt der eine Name, hier nun wahrscheinlich für immer Kassai, von der Quelle bis zur Mündung. Aehnlich verschlingen die Namen beweglicher Völker diejenigen ihrer Nachbarn und es entsteht dann die Erscheinung der weiten Ausbreitung eines einzigen Namens, welche durch den Gegensatz viel beschränkterer Namengebiete ringsumher doppelt auffällt. Die weite Verbreitung des Namens Hunnen, Hiungnu von Indien bis Südasien, Transoxanien und Armenien hat schon viele in Erstaunen gesetzt. Vivien de St. Martin spricht wie von einem Rätsel von „dieser Neigung, die die ‚races du midi' jederzeit zeigten, in einer einzigen Benennung alle Nomaden Zentralasiens zusammenzufassen" [8]). Aber was ist natürlicher, als daß diese beweglichen, die Steppen Innerasiens wie Ein Meer erfüllenden Völker den festsitzenden, vielgegliederten Indern als Ein Volk erschienen? Wirkt doch an sich der Nomadismus wie Eine Kulturform im Gegensatz zu den wirtschaftlichen und sozialen Unterschieden der Ansässigen.

Die Geschichte der Ortsnamen. Der Ortsname hat seine Geschichte, welche im Zusammenhange steht mit der Geschichte des Ortes und oft darüber hinaus mit

der Geschichte eines Landes oder Volkes. Schon Adam Olearius hat dies ausgesprochen: Nicht bloß die Namen der Orte, Provinzen, Länder ändern sich, sondern auch deren Tractus, Begriff und Inhalt [9]). Die Geschichte prägt sich im Wechsel des Gehaltes des gleichen Wortes oder im Wechsel der Form, die gleichen Inhalt umschließt, aus. Wie veränderlich ist der Sinn der Ländernamen! Philipp Apian unterscheidet in der Einleitung zur Declaratio Tabulae s. Descriptionis Bavariae dreierlei Bayern: Das alte große Herzogtum, den bayerischen Kreis und jene Territorien, die seinem Herzog Albrecht unterthan sind. Von letzteren nur handelt er [10]). Und wie hat seitdem der Inhalt des Namens Bayern sich geändert! Wie die Namen aufsteigen und sinken, zeichnen sie den Wellengang des geschichtlichen Lebens. Der eine verdrängt den anderen und indem die Namen mit der Zeit sich ändern, erscheinen Zeitpunkte, wo mehrere Namen nebeneinander üblich sind. Durch Adamaua scheint noch der alte Name Fumbina durch, den die Fulbe 1830 bei der Unterwerfung dieser Battalandschaft beseitigten. Indem jedes thätige Volk über die ihm gezogenen politischen Grenzen hinausgreift, legt es selber seinem Namen gern einen weiteren Sinn bei als die Verträge und der Gothaische Almanach ihm zuerkennen. Konzentrisch um die Landesgrenze zieht es sich eine ideale Volksgrenze. Der Sudan ist für den Araber der Nordküste das Land jenseits der Wüste, für den Aegypter die politische Provinz, für den Fessaner — die Landschaft Sinder [11]). Je beweglicher aber ein Volk, desto weiter ist sein Name bekannt. Die Namen nomadischer Völker sind weit verbreitet, übertragen sich bei der allgemeinen Aehnlichkeit untereinander und der weiten Verbreitung der Völker leicht und so waren vielleicht einst die Scythen ebenso allgegenwärtig im weiten Asien wie in ihrer Glanzzeit die Mongolen. Aber flüchtig, wie sie selbst, verwehen auch rasch ihre Namen. Die östliche Mongolei hat infolge der chinesischen Ackerbaukolonien seit 100—200 Jahren immer mehr mongolische Ortsnamen in chinesische sich wandeln und diese sich mehren sehen [12]). Die Kul-

tur befestigt die Namen. Die Schrift trägt das meiste dazu bei, die Wissenschaft leiht ihre Unterstützung, der engere Zusammenhang der Gemeinden, Völker, Generationen greift fördernd ein. Natürlich ist das größere oder geringere Maß des Festhaltens an einer Erdstelle auch hier von Bedeutung. Ein wanderndes Volk vergißt und verliert Namen, findet und erteilt neue. Selbstverständlich gilt dies am meisten von Völkernamen und Benennungen, die dem Gebiet der politischen Geographie angehören. Vambéry sagt einmal: Es gibt wenig Türkenvölker, die ihre Namen Jahre hindurch unversehrt erhalten konnten.

Wanderungen der Ortsnamen. Die neueren und neuesten Auswanderungskolonien zeigen uns die lebhafte Neigung der Völker, die Namen ihrer Heimat in das neue Land zu übertragen und einzupflanzen. Die Vereinigten Staaten haben Hunderte von Namen aufzuweisen, die aus Südwestdeutschland übertragen sind und auch nach der Anglisierung (Newburgh am Hudson = Neuburg der Pfälzer) noch kenntlich bleiben. „Wunderbar ist der Weg der Auswanderung der Nationen,“ rief Bischof P. Egede aus, als er aus dem Gleichklang der Inselnamen Umanak in Grönland und im Behringsmeer und wenigen anderen Worten auf die Identität der dortigen und hiesigen Hyperboreer schloß [13]). Von Wanderungen, die die Geschichte sonst nicht kennte, erzählen Ortsnamen. Namen der Jivaros, die bei der Entdeckung des Amazonenstromes in der Mitte seines Laufes auftreten, sind heute stromaufwärts gewandert, wo sie im oberen Marañongebiete sich wiederfinden. Braucht es eines Hinweises auf Rätier und Kelten, deren Anwesenheit in einer Gegend Europas oft kein anderes Zeugnis hat als ein paar Ortsnamen? Im Wendelsteingebiet erzählt nur der einzige Ienbach (mit langem I gesprochen), an Inn, Aenus anschließend, von der sonst völlig unbezeugten Anwesenheit der Kelten. Wo indessen Wanderlust vorausgesetzt werden kann, muß man an Verschleppungen denken. Sehr verwirrend kann die Neigung der Neger

wirken, Eigennamen entlegenen Volksstämmen, Orten oder Flüssen zu entlehnen und in das eigene Land zu übertragen.

Nichts möchte wohl die Bewegung als wesentliches Merkmal der Völker und als große geschichtliche Kraft deutlicher vor Augen führen als Karten der Verbreitung der Ortsnamen, besonders der keltischen, romanischen, germanischen in Europa. Jedes dieser Völker würde wie die Küste eines Gezeitenmeeres bei Ebbezeit ein breites Areal um sich her als das Gebiet erkennen lassen, über welches es sich einst ausbreitete, von dem es dann zurückgedrängt wurde. An anderen Stellen würde man einige Völker Gebiete bedecken sehen, die es erst neuerdings zu überfluten beginnt. Das Verhältnis des alten und neuen Areals und die Richtung des Rückganges oder Fortschrittes würden beide geschichtliche Thatsachen in großen oft überraschenden Zügen vor Augen bringen. Die Ortsnamen haben manche vergessene Grenzen wiederfinden lassen.

Sprachliche Eigentümlichkeiten. Die Karte wird beredt, wenn man sie auf die Herkunft ihrer Namen prüft. In den Namen prägt sich so viel von der Eigenartigkeit einer Sprache aus, daß einige gleichsam schon von weitem wie durch einen nationalen Stempel kennbar gemacht sind. Quichua und Guarani sind zwei große Sprachstämme Südamerikas. Das Quichuawort gasta für Burg kehrt in den zahllosen Ortsnamen wieder, die, wie Antofagasta, im westlichen Südamerika auf gasta endigen; ebenso bezeichnend sind die Guaraninamen in Paraguay mit der Anhängesilbe cué, die gewesen oder früher bedeutet, also Rancho-cué, wo früher ein Rancho war. Wo diese Ortsnamen sich finden, da mögen die Spuren der Quichua und der Guarani verschwunden und verweht sein, sicherlich waren einst Völker dieser Sprache dort ansässig. Germanische Namen endigen auf Burg, Stadt, Dorf, wobei aber wieder jeder Stamm seine Eigentümlichkeiten hat, welche ihn kenntlich machen. Nicht bloß so klare Worte wie Frankfurt, Sachsenhausen, Schwabing,

Bayerthal oder gar Deutsch-Krone oder Preußisch-Eylau, sondern scheinbar meinungslose Endungen lassen den Volksstamm erkennen, der den Namen schuf. Die Bayern haben ing, die Schwaben ingen, die Franken heim, alemannisch ist ikon. Das Vorkommen von Flußnamen, die alle auf säs (entsprechend dem su = Wasser der Tataren) endigen, im oberen Tomgebiet bezeugt, daß hier einst Jenisseiostjaken saßen. Wo man Städtenamen mit der Endung abád findet, hat man es mit ursprünglich persischen, wenn auch später in türkisches oder indisches Gewand gekleideten Einflüssen zu thun. Die Völker haben ihre kleineren Besonderheiten in der Sprachgebung, so die Türken, indem sie ihr dagh = berg nicht zu den im Deutschen so häufigen Dorfnamen, sondern nur zu Bergnamen verwenden. Die Anwendung von göz = Auge und übertragen Keim oder Naturreichtum ist auch eine türkische Eigentümlichkeit. Aus bevorzugten Thätigkeiten der Völker gehen ebenfalls charakteristische Benennungen hervor. Um etwas Kleines zu nennen, haben die zahlreichen französischen Colombier, Coulomier, Coulmier gleich der entsprechenden Taubenzucht auf deutschem Sprachgebiete ursprünglich wenig Vertreter.

Die Namengebung. Im Sinne der Wissenschaft ist die Verteilung der Ortsnamen ganz irrationell. Es ist, wie wenn sie blind umhergestreut würden und der Zufall bestimmte, wie sie fallen. Wie oft haben Gelehrte sich darüber beschwert, daß das Volk so unwissenschaftlich bei seinen Namengebungen verfahre. So ganz ernsthaft Karl von Seebach: „Nicht nur, daß hier die Berge oft von ihren südlichen Anwohnern ganz anders genannt werden als von ihren nördlichen, wissen die Leute oft nicht einmal den Namen des Flusses, aus dem sie ihr Trinkwasser schöpfen; er ist ihnen einfach ‚El Rio‘. Dringt man dann in sie, so verschlimmert man die Sache nur, sie nennen dann einen Namen, den sie einmal gehört zu haben glauben oder erfinden schnell einen neuen [14]).“ Die Verwirrung liegt häufig mehr in dem Mißverständnis der Europäer als bei den Eingeborenen,

die z. B. in Palau mit gutem Bedacht dreifach jedes Ländchen (als Boden rein geographisch, als Gesamtheit der Häuptlinge, als Kriegsnamen der gesamten männlichen Bevölkerung) nennen. Der wissenschaftlichen Geographie verstellen diese so launenhaft verteilten und doch auf Hunderttausende sich belaufenden hergeerbten Namen das Feld ihrer Forschung, das sie gern ebenso systematisch mit einem Netze durchdachter Nomenklatur überziehen möchte, wie die naturgeschichtlichen Disziplinen. Eng hängt ja die Benennung der Dinge mit ihrer Klassifikation zusammen. Die wissenschaftliche Botanik begann frühzeitig mit einer neuen Klassifikation und einem neuen System der Benennung. Auch die Geographie bildet ihre Klassifikation fort, konnte aber die alten Namen nicht umgehen. Hier liegt ein tiefer Zusammenhang zwischen geographischer Wissenschaft und geograpischer Namenkunde. Man erwäge den mächtigen Einfluß der Benennung der fünf Erdteile auf unsere Anschauungen über die Verteilung des Festen über die Erde, der Namen der fünf Blumenbachschen Rassen auf die anthropologischen und ethnographischen Vorstellungen und Meinungen. Es ist von wesentlicher Bedeutung, ob ich von einem Erdteile Amerika spreche, oder mit Sclater von Amerika und Columbia, ob ich sage: die arktischen Gebiete und lasse die Südpolarländer neben diesen gleichsam nur so hergehen, oder ob ich in den ähnlichen und doch gegensätzlichen Namen Arktis und Antarktis die Gleichheit der Art und den Gegensatz der Lage dieser polaren Gebiete ausdrücke. Der Wissenschaft bleibt eine große Aufgabe in der Neuschaffung von Namen für unzählige Oertlichkeiten, deren Namen vergessen oder die nie benannt worden sind, und für geographische Begriffe weiterer Art. Denn ungerecht verteilt der namenschöpfende Volksgeist seine Gaben. Indem jeder nur diejenigen Dinge benennt, die er kennt, spiegelt sich in den Ortsnamen auch die Ausdehnung des geographischen Horizontes und der Wert, der den einzelnen in ihm auftauchenden Erscheinungen beigemessen wird. Man braucht sich also gar nicht zu wundern, daß so häufig die Namen für ganze Länder oder Völker fehlen.

Eine ähnliche Beschränkung der Namengebung entsteht, wo die Völkerschaften sich die Namen ihrer Häuptlinge beilegen. Musters hebt ausdrücklich von den Patagoniern hervor, daß die vielen irreführenden Namen, die man auf Karten und in Berichten über diese Gegend finde, hierauf zurückführen. W. D. Cooley hat darauf aufmerksam gemacht, daß in einer Aussage eines Lunda-Sklaven, welche Kölle in seiner Africa polyglotta bringt, sich der Titel Muatajamvos finde, indem dieser Balunda sagt, daß seine Nation auch Mantiaf, Könige, genannt werde. Auf den gleichen Irrtum macht Dobrizhoffer aufmerksam, indem er klagt, daß häufig Häuptlingsnamen zu Völkernamen erhoben worden seien [15]). Vom Zambesi schreibt Kapt. F. W. Owen: „Nach fast allgemeiner Sitte in diesem Land nehmen die Häuptlinge ihren Namen vom Dorf oder Bezirk, den sie regieren“ [16]). Der Weg dieser Deutung ist der richtige, nur ist die Richtung die umgekehrte. Gerade aus diesem Gebiete hören wir z. B., daß das in der Delagoafrage öfter erwähnte Land Tembe (Catembe der Portugiesen) zwischen Maputa und Lourenço Marques seinen Namen von dem Vorfahren der Fürsten erhalten haben, der dort zuerst sich ansiedelte [17]). Diese Entstehungsweise liegt uns gar nicht so fern, wie es den Anschein haben mag. Lothringen ist Lothars Reich, Georgia der Staat Georgs, Amerika des Amerigo Erdteil. In der That, warum sollte die Namenschöpfung nicht auch bei den Kulturvölkern sich an die hervorragenden Gipfel des Staatslebens, an die Fürsten und Großen halten? Ist nicht in der Benennung von Dörfern und anderen kleinen Siedelungen, die aus Höfen, Eigentum eines Einzelnen, hervorgegangen sind, die Belegung mit Personennamen in weitester Ausdehnung bis in unsere Zeit herein geübt worden?

Gemeinnamen. Die Entstehung der älteren Ortsnamen im beschränkten Umkreis eines engen Horizontes bringt die Allgemeinheit der Benennungen ohne nähere Bestimmung und damit einen Anlaß zu häufigen Wiederholungen des gleichen Namens oder wenigstens der

gleichen Wurzel mit sich, sobald über die örtliche Veranlassung hinausgegangen wird. Wenn Völker tieferer Kulturstufe sich mit allgemeinen Namen nennen, wozu ein Grund vielleicht in weiterer Verbreitung liegt, die sie von den Nachbarn entfernt, greifen sie gleich zu Mensch: Koi-koin, Name der Hottentotten; Jagan, Name der Feuerländer; Boye, Boya, Name der Tungusen; Tinne, Name der Nordwestindianer zu beiden Seiten des Felsengebirges zwischen dem Eismeer und 54.° n. Br.; Ainu auf Jesso; Kuy, der für sich und als Präfix in zahlreichen näheren Bestimmungen vorkommende Name sogenannter „Wilder“ Hinterindiens; Innuit, der Sammelname für Eskimo im östlichen und westlichen Nordamerika; oder zu Mann, das bei Indianern so häufig ist, daß Gatschet einmal von den Sprachen oregonischer und columbischer Stämme sagt: In den meisten dieser Idiome weicht gegen sonstige Regel das Wort Mann von dem für Indianer ab.

Die Namen sind seltener Gewänder, die dem Gegenstande angepaßt sind, den sie benennen, als Signaturen, die ihm angehängt werden, die daher auch größeren und kleineren Gegenständen, dem Völkchen und der Menschheit verliehen werden können. Je mehr sich die Wissenschaft der Benennungen bemächtigt, desto umfassender werden sie in der Regel, aber es ist wohl zu beachten, daß sie nicht daneben in der engeren Form bestehen bleiben, wodurch notwendig Verwirrung entsteht und zwar besonders dann, wenn der gebildete oder gar gelehrte Europäer dem Eingeborenen seine generalisierende Tendenz andichtet. Im allgemeinen und im täglichen Gebrauch redet dieser nur von bestimmten Plätzen oder Landschaften, welche oft wieder ihren Namen nur von dem Hauptdorfe haben. Man hat sich geirrt als man in guter Meinung die Namen Birara und Tombara schuf. Die Bewohner kennen diese von den Europäern eingeführten Bezeichnungen für Neupommern und Neumecklenburg nicht, oder wenigstens nicht in dem Umfange, wie sie von den Europäern gebraucht werden. Der Name Birara für Neubritannien bezieht sich lediglich auf die Landschaft wenige Minuten nordwärts Kap Gazelle bis Kap Lesson. In gleicher Weise bezieht sich der Name

Tombara für Neuirland nur auf den der Duke of Yorkgruppe gegenüberliegenden Teil Neuirlands unterhalb der Rosselberge [18]). Es müßten also eigentlich die Namen verändert werden, wenn man sie aus ihren engeren Rahmen heraushebt. Der Badenser kann sich ebensogut wie der Schwabe begnügen, vom Oberland und Unterland zu reden, im übrigen Deutschland muß man badisch oder württembergisch hinzusetzen. Jene Begriffe sind volksmäßig, diese näheren Bestimmungen entsprechen den Bedürfnissen der Politik, der Schule, der Wissenschaft. Es ist also nicht erstaunlich, wenn die Araber bis auf heute große Gebiete nicht mit einem Namen benennen, höchstens das Nachbarland von ihrem Wohnsitze aus mit dem Namen der Himmelsgegend, so wie ganz Zentralarabien in Mekka und Dschidda Scharq, d. i. der Osten heißt.

Gerland würde heute nicht mehr, wie er es 1869 in der Vorrede zum 5. II. Band der „Anthropologie der Naturvölker" that, den Grundsatz aussprechen, wenn es irgend angehe, den einheimischen Namen (einer Insel) zu benutzen, weil die ältesten Bewohner eines Landes doch das Recht haben müssten, ihm seinen Namen zu geben. Das Recht haben sie wohl, aber die Macht des Geistes nicht! Noch ein anderes Beispiel: Nicht die ganze Nordinsel Neuseelands trägt den Namen des Grünsteins, Punamú, sondern nur ein See in der Nähe der Fundstätte dieses kostbaren (Tavai Punamú) Minerals und seine nächste Umgebung werden so genannt. Cook, welcher auf seiner ersten Karte (Hawkesworth Coll. II. S. 281) der ganzen Insel diesen Namen gegeben, verbesserte seine Angabe später selbst in Second Voyage. I. 140. Trotzdem machen die Namen Te Wahi Punamú und Te Ika a Maui für Nord- und Südinsel unsere Karten noch immer unsicher. Unzählig sind die Mißverständnisse, zu welchen dieses ganz verfehlte Streben Anlaß gegeben hat. Selbst Cook handelte, als er den Namen König Georgs-Sund in Nutka Sund umwandelte, unter dem Eindrucke des Mißverständnisses des Eingeborenennamens Natche für Berg, welchen er für einen Volksnamen hielt. Hätte er den Mißbrauch voraussehen können, der dann mit dem Namen Nutka besonders in der Völkerkunde getrieben wurde, so würde er den Fehler sicherlich vermieden haben.

Je enger der Gesichtskreis und je ärmer der Schatz von Worten und Begriffen eines Volkes, desto einförmiger und allgemeiner sind auch die geographischen Namen. Für die Bewohner einer Insel, deren ganzen Umfang man von

einem Hügel überschaut, gibt es nur diese Insel, diesen Hügel, dieses Meer, wahrscheinlich nur eine Quelle und einen Bach. Daher genügt es, zu sagen: Das Meer, die Insel, der Hügel, der Bach, die Quelle u. s. w. Wo es nichts Zweites gibt, ist keine Verwechslung möglich. Das Ergebnis sind allgemeine Bezeichnungen, deren geographische Begrenzung aber ungemein eng ist. Diese Bedingungen erfüllen sich indessen auf niederer Kulturstufe auch ohne die strenge Abgeschlossenheit einer Insel, wo jedes Thal, endlich jeder Stamm seine eigenen allgemeinen aber wenig weit verbreiteten Namen gebraucht, bei deren Schöpfung natürlich nur an den eigenen Bedarf gedacht ist. Kann Wasser einen Namen haben? frugen die Einwohner von Bunga zurück, als François und Grenfell nach dem Namen des dort in den Kongo mündenden Flusses frugen. Sie bekundeten damit, wie weit sie von der europäischen Auffassung der spezifischen Namen entfernt seien, welche mit Unrecht immer wieder auf afrikanische Verhältnisse übertragen werden will. Spezifische Namen, die bei uns ein Erzeugnis der versteinernden Tradition und Wissenschaft sind, von jenen schrift- und wissenschaftlosen Völkern zu verlangen, ist ganz verfehlt. Jene Leute setzen in die Praxis die onomatologische Regel um, welcher Egli folgende Fassung gibt: Die Zahl genereller Eigennamen steht im umgekehrten Verhältnis zur Kulturstufe. Dieser Namenforscher findet sogar im Vergleich des Alt- und Neugriechischen, des Lateinischen und seiner Tochtersprachen, des Alt- und Kapholländischen die Regel bestätigt, denn die neueren Ortsnamen sind genereller als die alten. Wie oft sind die Nyanzas und Nyassas verwechselt worden! Der große Süßwassersee, den Krapf und Rebmann zwischen dem Aequator und 12.° s. Br. zeichneten, ist in erster Linie ein Mißverständnis genereller Namen. Und Speke bekennt, daß er Jahre gebraucht habe, um sich aus der Verwirrung herauszuarbeiten, welche die Auffassung des Wortes Nyanza als Eigenname in seinen hydrographischen Vorstellungen bewirkt hatte. Erst auf der Reise von 1860 lernte er „die Nyanzas“ in den Seen,

Flüssen, Tümpeln von „dem Nyanza“, der der Vorstellung jener Missionare zu Grunde lag, unterscheiden[19]). Auch Nyassi, Wasserfläche, See, Sumpf, sogar trockenes Seebecken und Röhricht bezeichnend, kommt noch hinzu. Eine ähnliche Rolle spielt in Südamerika Parú, in Pará, Paraná, Parima und vielen anderen Wassernamen. Eine Bemerkung Barths[20]) würde schon früher auf den rechten Weg haben führen können. Er hob darin bereits hervor, daß allen den Flüssen von den verschiedenen Völkerschaften im Sudan gegebenen Namen keine weitere Bedeutung zukomme als eben die allgemeine von „Wasser“, „Fluß“, wie dem westlichen großen Ba der Mandi oder Mandingo, dem Issa der Sonrhay, dem Egirrheu der Imoscharh, dem Mayo der Fulbe, dem Gulbi der Haussa, dem Kuara der Yoruba, dem Benuë der Batta, dem Komadugu der Kanuri, dem östlichen Ba der Baghirmi, dem Fittri der Kuka, dem Batha der Araber von Wadai. So bedeutet auch der Name Schari nichts als Fluß, nämlich Fluß von Kotoko, dessen Sprache dieses Wort angehört; das Wort Tsade oder vielmehr Tsadhe ist ebenfalls nichts weiter als eine verschiedene Aussprache desselben Namens, dessen ursprüngliche Form wahrscheinlich „ssare“ oder „ssaghe“ ist.

Dem nicht zum Eindringen geneigten, sondern an der Oberfläche haftenden Geiste einfacher Völker zeigt die Natur immer nur die nächstliegende Seite. Das Gebirge wird Wald oder Sumpf, die Steppe Sand, der mit ewigem Schnee bedeckte Berg Eis. Hierin liegt eine ernste Mahnung an die Ortsnamenforschung, nicht allzu rasch vom Namen auf das Ding zu schließen, voraussetzend, daß die alten Namengeber denselben Weg gegangen seien und gleiches Unterscheidungsbedürfnis besessen hätten. Monte heißt im südamerikanischen Sprachgebrauch in der Regel nicht Berg, sondern Wald; für Berg sagt man „cerro“. Wir erinnern uns an die Zusammenwerfung von Wald und Gebirge in den deutschen Namen Schwarzwald, Odenwald, Böhmerwald. Das trifft indessen nicht bloß bei Naturvölkern zu. Auch in unseren Ortsnamen und denen unserer Nachbarn ist ungemein viel ganz Allgemeines versteckt. Wenn es ge-

länge, die Bedeutung der Namen der Berge, Flüsse, Seen, Quellen, Auen u. s. w. in jedem Falle zu erklären, so würden die mit solchen Namen beschriebenen Karten über die ganze Erde hin Worte gleichen Sinnes zeigen und die Kartenlegende würde ungemein einfach sein. Der Schein einer bunten Nomenklatur von Eigennamen würde schwinden. Der türkische Dorfname Elma-Agatsch entspricht dem deutschen Birnbaum, ebenso können die mit aghyz Mund, alty Grund, bagk und baghdsche Garten, bazar Markt, chan Haus. Weiler, dam siedel, dere Thal, getschid Furt, jük Hügel oder besser Hübel unmittelbar in deutsche Ortsnamen übertragen werden. Wüstung, Trümmerfeld, Trumm kommt in allen Kultursprachen als Ortsname vor; das türkische wiran, weren entspricht genau unserem Oed. So wie Hof für sich allein als Dorf- und Städtename (Hof in Oberfranken) kommt im Türkischen Tschiftlik, das den gleichen Sinn hat, vor. Hof bedeutet im Niederdeutschen einen eingefriedigten Raum im Gegensatz zur „Gemeinheit“, die auch Wildnis genannt wurde. Daneben ist der oberdeutsche Ortsname „Höfen“ ein deutlicher Uebergang von der sachgemäßen Bezeichnung zum Namen oder zur Signatur.

Je treuer sich in einem Namen die Form der Oertlichkeit spiegelt, der er beigelegt wurde und die ihn eingab, um so sicherer darf man erwarten, denselben in manchen anderen Teilen der Erde wiederzufinden; denn die Formen der Erdoberfläche, sowohl die des Festen als des Flüssigen, sind nicht so mannigfaltig, daß sie nicht an vielen Punkten der Erde wiederkehrten. Daher als Regel für Namendeutung sich aussprechen läßt: Um einen Namen zu deuten, suche sein Objekt und seine Sachverwandten auf. Es hilft nichts, Khurugöll als Trockensee zu deuten, solange man nicht aus der Topographie ersehen hat, daß weit und breit kein See, wohl aber die Gestalt der Oertlichkeit vorhanden ist, auf welche Khurukhol d. i. Dürreneck paßt. Wenn auch in Abwandlungen erscheinend, rufen sie dann doch bei dem Betrachter ähnliche Eindrücke hervor, aus welchen verwandte oder gleiche Benennungen sich ergeben. Es ist

sehr wahrscheinlich, daß Tafelberg und Tafelbai der Holländer des Kaps sich im griechischen Trapezunt (Τραπεζοῦς) der pontischen Südküste wiederholt, wiewohl über das tafelähnliche Gebilde, das hier den Namen gab, vielleicht nicht alle Zweifel behoben sind[21]. Der Name des Gebirges Gunong Tudjuh in Sumatra bedeutet „Siebengebirge".

Nicht bloß die Natur der Oertlichkeiten, auch ihr politischer Charakter gibt zu Gemeinnamen Anlaß, welche denselben Prozeß der Spezifizieruug erfahren wie jene. So sind rein politisch-geographischen Ursprungs die Namen, welche die Lage auf oder an der Grenze bezeichnen, mit Mark, Rain, Schied, teilweise auch mit Stein zusammengesetzt sind. Dazu gehört wohl auch Lech, auf der bayerisch-schwäbischen Grenze, wie auf der Nordgrenze des Helmegaus vorkommend und an hlach, lech, loch, eingehauenes Grenzmal erinnernd. Der in Afrika häufiger wiederkehrende Name Mussumba (im Lundareich, am Lulongo) bezeichnet die Residenz, ist etwa mit Burg gleichzusetzen. Ein Name wie Chacó bei den Guarani, der Treibjagdfeld bedeutet, erinnert an die großen neutralen Jagdgebiete, durch welche die Staaten auf niederer Stufe sich auseinanderhalten. Man muß aber freilich nicht annehmen, daß derartige Benennungen den schärferen Begriffen unserer politischen Geographie entsprechen. Daß man sie ohne weiteres in diese eingeführt hat, ist die Ursache großer Konfusionen. Der Streit zwischen England und Portugal um die Delagoabai führt auf die Unsicherheit der Benennung zurück: die Portugiesen faßten als Lourenço Marquez auch Delagoabai, die Engländer behaupteten, jener Name beziehe sich nur auf die kleine Bai an der Mündung des gleichnamigen Flusses[22].

Stumme Namen. Es gibt zahlreiche Namen o h n e g e i s t i g e n K l a n g. Die Namenkunde würde daher fehlgehen, wenn sie alles deuten wollte. Niemand weiß, was Chile oder Mexiko bedeutet. Nicht einmal die Orthographie des ersteren ist festgestellt, ob Chili, wie die ersten der

Conquistadoren schrieben, ob Chile, wie später offiziell beliebt ward. Der Name Biafra, der der Küste zwischen Malimba und Kleinbatanga beigelegt wird, ist durchaus nicht zu deuten. Ob hier jemals ein Volk dieses Namens wohnte oder eine gleichnamige Stadt stand, ist unbekannt. Die Kartographen haben sich nie gescheut, etwas mehr als das vollkommen Sichere auf die Karten zu bringen. Entweder füllten sie die leeren Räume ihrer Karten mit Bildern von wilden und seltenen Tieren oder mit — scheinbar geographischen Namen. Unsere Karten sind nicht nur Niederlagsorte für gesichertes Wissen; auch Vermutungen, selbst Sagen bilden auf ihnen ihre Niederschläge. Daher eben Namen ohne Inhalt. Niemand hat den Berg Guerara oder die Serra Guereira hinter der Batangaküste gesehen. Man könnte eine Abhandlung zur geographischen Mythologie über den Namen Monomotapa der älteren Afrikakarten bis Livingstone schreiben, der einen Herrscher, eine Stadt, ein Land, ein riesiges Reich, je nach der Auffassung, bedeutete. Die geographischen Namen sind also ein Maßstab des geographischen Wissens nicht nur der Zahl, sondern auch dem Sinne nach. Die meisten Karten tragen jetzt nur noch Namen von ganz bestimmter Bedeutung und sicherer Lage. Nur die wenigst bekannten Regionen, z. B. um den Nord- und Südpol machen noch immer eine Ausnahme, und umschließen auch Namen von zweifelhaftem Werte.

Lokalbenennungen. Sobald darüber hinausgeschritten wird, den Fluß Wasser und den Berg Höhe zu nennen, drängt sich das Nächstliegende, das im engen Sinn Lokale als Motiv weiterer Unterscheidung auf und die populäre Nomenklatur schwankt zwischen dem Allgemeinsten und dem Besondersten. Der Name, welcher charakteristisch und der beste ist für einen kleinen Bezirk, wo sein Gegenstand allein stehend hervorragt, verliert jeden Wert, sobald er für weitere Gebiete Anwendung finden soll; der Wert wird ihm zurückgegeben, wenn eine spezielle Bezeichnung dem Gattungsnamen beigesetzt wird. Wir haben die Radstädter Tauern, die Sierra von Cordoba und

die Sierra von Merida. Die höchste plateauförmige Masse des Koniawogebirges bei Köstendil trägt die Namen Cervejana-, Koniavo-, Izvorska- und Vrbina-Planina von gleichnamigen kleinen Dörfern am Fuße des Gebirges. Ebenso heißt nach dem Dorfe Vlasina das Gebirge zwischen Trn und Vranja das Vlasinagebirge. Emin Pascha erzählt von der Verwirrung, in welche seine Aufzeichnungen dadurch gebracht wurden, daß der sonst als Djebel Lamo bekannte Berg ihm plötzlich nach einem großen Negerdorfe, deren zehn auf seinen Flanken liegen, als Djebel Falogga benannt ward. Wenn so das Volk einst denkfaul verfuhr, soll die Wissenschaft, wo sie Namen zu vergeben hat, der Erfordernisse eingedenk sein, die sie an Namen zu stellen hat. Vorzüglich darf der geographische Begriff des Namens nicht mit demjenigen des Gegenstandes im Streite stehen, wie es so oft z. B. in der Nomenklatur der Alpen geschieht, wo natürliche Abschnitte mit politischen Namen benannt werden. Damit soll indessen nicht ausgesprochen sein, daß hierin eine unverbrüchliche Regel wohne. Es ist vielmehr natürlich, daß naheliegende kleine, minder bedeutende Gegenstände sich auf fernerstehende größere gleichsam projizieren. Bei Bergnamen ist dieses unzweifelhaft oft der Fall gewesen und mancher hochragende Gipfel trägt den Namen eines Bauern, der nie daran dachte, unsterblich zu werden. Der „Federer Kogel“ und die „Söllenspitz“ in der Rosengartengruppe scheinen nahegelegenen gleichnamigen Bauernhöfen ihre Benennung zu danken [23]). Man hat für den Ortler einen ähnlichen Ursprung angenommen. Am anderen Ende der Reihe stehen die **abstrakten Namen**, welche von der Oertlichkeit ganz absehen und geographisch beziehungslos, eigentlich heimatslos sind. Einen Namen „Namenlose (Besimennaja) Bai“ geben nur die Kulturvölker, welche in der mit dem Bedürfnis nach zahlreichen Namen wachsenden Neigung zu häufigerer Namengebung besonders auch das persönliche menschliche Motiv in den Vordergrund rücken, während sie die vorhandenen, örtlich gleichsam gewachsenen Namen mit neuem Inhalte anschwellen. Erinnern wir uns an das Wort

Alpen, welches in Raxalp oder Schneealp in ursprünglicher Beschränkung vorkommt, dann kleine und große Gebirgsgruppen, später das fast um das ganze Mittelmeer ziehende Alpensystem und, wie schon im vorigen Jahrhundert (zuerst bei Pallas) die taurischen, so heute die neuseeländischen Hochgebirge bezeichnet.

Länder- und Völkernamen. Wir kennen eine Doppelnatur des Ortsnamens. Zweck und Absicht binden ihn an den Ort, seine Entstehung führt auf den Geist des Menschen zurück. Kein abstraktes Interesse für die Oertlichkeit, sondern die Beachtung des Wertes dieser für den Menschen, für das Volk führt zur Benennung. Daher die Projektion von Personennamen, Stammesnamen, Volksnamen auf die Erdoberfläche, wo diese Namen geographische Namen werden. Ein geschichtliches, oder ein ethnographisches Element tritt daher in vielen Ortsnamen zu Tage und zu den Fäden, die Geographie und Ethnographie verbinden, gehört das gemeinsame Interesse an den identischen oder verwandten Namen ihrer Objekte. Daß aus der Gleichheit oder Aehnlichkeit auch hier so manche Irrung entspringt, sei sofort betont. Leider müssen beide bald bekennen, daß eine wissenschaftliche Durchbildung der Nomenklatur der Völker ein unerfüllbares Verlangen zu sein scheint, denn da sie selbst sich so bedeutungslose, zufällige, bald zu enge, bald zu allgemeine Benennungen beilegen, woher sollen Namen genommen werden? Es ist gar nicht alles, was wir als Völkername gebrauchen, fähig, in einen geographischen Connex gebracht zu werden. Bei jedem Völkernamen ist vielmehr die Frage zu stellen, ob er eine politische, eine soziale, eine ethnographische, eine anthropologische Gruppierung benenne. Namen höherer Ordnung bezeichnen mehrere dieser Begriffe zugleich, viele aber gehen als Namen viel umfassenderen Sinnes als der ist, welcher historisch ihnen zukommt. Mit Recht hat Bastian als ein ethnographisches Desiderat von Wichtigkeit hervorgehoben, daß der Name Caribe auf seine Bedeutung als Name eines Volksstammes, einer Priester- oder einer Kriegerkaste

geprüft werde. Wenn man aber den Einfluß erwägt, welchen die Stammesgliederung nach dem über alle Völker der Erde verbreiteten Totem-, Atua- oder Kobongsystem auf Sonderung und Benennung der Völker übt, dann wird man schon darum jeden einzelnen Völkernamen auf seine Bedeutung prüfen, um zu finden, ob in ihm bloß ein Clan oder wirklich ein Volk steckt, oder ob er bloß eine Institution bezeichnet, wie bei den Engländern Haussa die in Lagos angeworbene Negertruppe heißt, die so ziemlich keine echten Haussa enthält. Kosak ist ähnlich. Die Mehrzahl der angeblichen Völkernamen Australiens und Brasiliens sind bloß Clannamen. Jeder von den Clans, in die der kleine südaustralische Stamm der Narrinyeri zerfällt, hat seinen eigenen Namen, der für die ethnographische Karte nichts bedeutet, weil er keinen geographischen Sinn hat. Die Güte dieser Karten bemesse man niemals an der Fülle der Namen, die sie aufweisen. Die ethnographischen Karten Europas sind jetzt scheinbar ärmer, im Grunde aber viel einfacher und klarer als diejenigen Afrikas, trotzdem wir unseren Erdteil so viel besser kennen als diesen. Die letzteren erinnern am meisten an die Karten, welche man auf Grund der römischen Berichte vom alten Germanien oder Gallien entwarf. Auf beiden tritt als Hauptzug die Fülle von Völkernamen hervor, mit welchen man keinen bestimmten Begriff, weder im ethno- noch geographischen Sinn verbinden kann. Ein ehrlicher Forscher gibt dies von seiner eigenen Karte zu: „Ich selbst bin der Ansicht, daß viele der Stämme, die ich auf meiner Karte speziell aufgeführt, werden wegfallen müssen, daß z. B. Ifugaos und Mayoyos wohl Glieder eines und desselben Dialektstammes sein dürften [24]).

Es ist mit den Völkernamen gerade wie mit den Landschaftsnamen, daß sie umfassender, allgemeiner sind, wenn sie von außen her gegeben wurden, als wenn das Volk sie selbst aus sich heraus gebar. Das Volk erscheint dem Nachbarvolk leichter als ein Zusammengehöriges als sich selbst. Deswegen sind umfassende Völkernamen entweder fremden Ursprunges oder sie

kamen erst in Gebrauch als das Volk ein Bewußtsein seiner weitreichenden Verwandtschaften oder Aehnlichkeiten empfing. Tuareg ist ein Name arabischer Verleihung, der weder als Volks- noch Stammesname bei diesen Wüstenbewohnern im Gebrauch ist. Ovampo ist von den Herero ihren nördlichen Nachbarn beigelegt. Den Namen Kirgisen geben unter allen, die ihn tragen, sich selbst nur die Karakirgisen von Chokand und am Issikkul, auf die übrigen haben die Kosaken ihn verbreitet. Aus der Zeit der Mongolenherrschaft haben sich mongolische Stammesnamen bei den Türken erhalten, die wir bezeichnenderweise bei Stämmen und noch größeren Abteilungen finden, während die Geschlechter ihre einheimischen Namen tragen. Auch der Name Germanen ist ein von Fremden verliehener. Wahrscheinlich zuerst einem deutschen Stamme am Niederrhein beigelegt, hat er sich später über alle deutschen Stämme ausgebreitet. Die Deutschen legten ihrerseits den Kelten und Romanen die Namen Walen und Welsche, den Slaven die Namen Winden und Wenden bei. In Sinn und Gebrauch stimmen diese Benennungen mit Berber, das von Marokko bis Nubien ursprünglich „Fremder“ bedeutete. Der Sinn welsch, unverständlich, liegt auch in den slavischen Benennungen der Deutschen und kommt selbst im fernen Kotschin in dem Stammnamen Multscher der Waldleute vor. Daß gerade in dieser Namengebung von außen her die größten Täuschungen mit unterlaufen können, ist vorauszusehen; denn die Völker bieten wechselnde Ansichten und empfangen entsprechend verschiedene Namen. Was in Bornu und Baghirmi Wadaï heißt, ist in Dar For Burqû, bei den Qorân Kiêgo, in der Schriftsprache Dar-Sâlih.

Die Namen, welche die Völker sich selbst beilegen, sind, wenn sie zu näherer Bestimmung fortschreiten, sehr häufig lobende, ehrende Namen. Und ebenso oft sind die Namen, welche einem Volk von seinen Nachbarn beigelegt werden, verächtlicher Art, spottend, verkleinernd. Dazu gehört die in allen Teilen der Erde wiederkehrende Bezeichnung Buschmann. Auf den Waldbewohner sieht der Ackerbauer oder Hirte verächtlich

hervor. Buschmänner heißen nicht bloß die südafrikanischen San, sondern auch die Bakwiri, und nach Livingstone bedeutet Manyema Waldmensch. Nicht weit verschieden ist im Sinne Djur, dem Schillukstamme der Luoh von den Dinka mit dem Sinn Wilder beigelegt und das gleichsinnige Lubu, mit dem in Sumatra ein waldwohnendes Jägervölkchen benannt wird. Der Schimpfname Sart, altes Weib, kommt auf die vielen ähnlichen Worte hinaus, deren Grundgedanke die Unterordnung, das Unterworfensein ist. Guarani, Paumotu, Uanana gehören hierher; Tupende, Tubindi, das wir auf unseren Afrikakarten nördlich von den Kioko finden, bedeutet im allgemeinen ein tieferstehendes Volk. Diese Namen setzen natürlich immer die Existenz anderer Namen voraus, die das Volk sich selbst gibt oder die besser gesinnte Nachbarn ihm verleihen. Sie stellen eigentlich das Extrem der Fremdnamen dar und zeigen gesteigert die Verwirrung, die aus denselben hervorgeht. Das Volk, dem sie bestimmt sind, lehnt sie ab und sie bürgern sich nicht voll ein. Lappe ist ein Name von ganz schwankender Anwendung. Das Volk nennt sich Same und hört nicht gern den andern Namen, der von Schweden aus sich über die Welt verbreitet hat. Da die Norweger sie Finner nennen (die Ackerbau treibenden auch Kwäner) sind Lappmarken und Finnmarken synonyme Ausdrücke [25]).

Ethnographische Namen. Die von Unterschieden des Standes hergenommenen Völkernamen schließen sich hier an. Wir erinnern an Danakil, welchen Namen Rüppell auf das Tigré-Wort donak = Schiff zurückführt, da sich das gleichnamige Volk mit Fischfang und Schiffahrt beschäftigt; oder an die Tschampas der hochgelegenen Teile Westtibets, welche sich als Tschangpa = Viehbesitzer erklären. Indem Junker hervorhebt, daß manche der zahllosen am Uelle sitzenden Stämme Namen tragen, an die sich der Begriff des Bootbesitzers knüpft, läßt er die Frage offen, ob nicht einige von ihnen keine besonderen Stämme, sondern nur nach ihrem Gewerbe Körperschaften oder Kasten seien. Ein Beispiel, wie ein

Volksname einen Stände- oder Berufsnamen zeugt, liefert das portugiesische Crumanos, das in Westafrika unfreie Arbeiter aus Liberia bedeutet, während das englische Croomen freie Arbeiter gleicher Herkunft bezeichnet. Aber viele Neger arbeiten als Kruleute, die mit diesem Stamme nichts zu thun haben. Die Völkernamen, die aus ethnographischen Besonderheiten hergenommen sind, streifen meist hart an die eben besprochene Gruppe. Der Beiname der Monbuttu Guruguru erinnert an ihre Sitte der Ohrendurchbohrung. In dem Namen Jekirganly, den die Eskimo der Ostküste der Behringsstraße von den Tschuktschen erhalten, liegt jekirgin = Mund, da sie die Lippen durchbohren; auch Cajapo knüpft an die durchbohrten Ohren an. Coroados heißen die Geschorenen, Loucheux die Schielenden u. s. w. Die schwarzen (Kara-) Kirgisen und Tanguten sollen von ihren schwarzen Zelten so genannt sein, während der Name Schwarze Tataren (im Altai) auf die Waldbedeckung ihres Landes gedeutet wird. Hinter allen diesen menschlichen Beziehungen tritt das rein Geographische weit zurück, aber die durch die Umgebung aufgezwungene Lebensweise bringt jene mit in den Namen hinein, z. B. in Orang Laut, Seeleute, Wikinger, Preußen, Pommern. Die Himmelsgegend kommt in den Normannen zur Geltung. So gehen in die Orts- und Stammesnamen der nordamerikanischen Indianer die Bezeichnungen für die Himmelsgegenden in verschiedenen Formen ein. Es zerfallen die Wintun in Ost-, Süd- und Nordstämme, die Tehuelches sind Südländer und die Pehuenches Ostländer. Häufiger ist die näherliegende Betonung des Oben und Unten, durch welche die nächsten Nachbarn sich unterscheiden: Ober- und Niederbayern, Ob und Nid dem Wald, Ober- und Unterösterreich. Avesúpai, Volk da unten, heißt ein kleiner Stamm der Koniew. Die drei Stämme des Klamath Yurok, Karok und Modok heißen Unten am Fluß, Oben am Fluß und Ursprung des Flusses. Bei den Yuki kommt Volk im Thal und Volk außer dem Thal vor und von den kleineren Pomostämmen verzeichnet Powers u. a. folgende Namen: Waldthalvolk, Haferthalvolk,

Ostvolk, Meervolk, Tannenvolk, Seerosenvolk. Die überragende Rolle des Krieges im Leben tieferstehender Völker prägt sich in der Häufigkeit der Benennungen aus, welche auf ihn zurückführen, Abatoa: Bogenleute, Apache, Krieger.

Man sieht aus dieser kurzen Uebersicht, wie sehr die menschlichen Beziehungen in der Namengebung der Völker vorwiegen. Das Volk will sich zunächst von seinen Nachbarn unterscheiden, darum gibt es sich selbst oder gibt diesen einen Namen, ohne es indessen mit dieser Unterscheidung, bei der die Eitelkeit mitspielt (Bolivia statt Alto Perú), wissenschaftlich genau zu nehmen. Der örtliche Bedarf entscheidet gerade wie in den geographischen Benennungen. Je tiefer wir die Stufen der Kultur herabsteigen, desto kleiner wird Um- und Ueberblick der Völker. Daher für die Namengebung die Folge, welche Finsch mit allgemeingültigen Worten bezeichnet, wenn er von den Neubritanniern sagt: „Thatsächlich besitzen die Eingeborenen, welche in viele kleine, oft feindliche und sprachlich getrennte Stämme zerfallen, eine sehr untergeordnete und höchst beschränkte Kenntnis ihrer Heimat, und weder Neubritannier noch Neuirländer oder Salomons haben eine Ahnung der Ausgedehntheit ihres Inselbereiches. So unterscheiden die Bewohner von Blanchebai etliche 20 Distrikte und danach ebensoviel Ansiedelungen, besitzen aber nicht einmal einen Eigennamen für einen so beschränkten Teil, wie z. B. Kraterhalbinsel." Der ethnographische Ueberblick ist, mit anderen Worten, so gering, daß er sich in der Regel nicht mit geographischen Abschnitten (Inseln, Ländern, Erdteilen) deckt. Daher die Schwierigkeit, für die Bevölkerung eines solchen Abschnittes Namen zu finden, welche nicht in zu großem Widerspruche zu dessen Ausdehnung stehen.

Dazu kommt aber ein tieferer innerer Widerspruch beider. Sobald wir auf irgend einem Gebiete Beziehungen zwischen dem Menschen und der Erde tiefer zu fassen suchen, tritt uns der Gegensatz der Beweglichkeit und Vergänglichkeit des ersteren zur Ruhe und Dauer der letzteren entgegen. So auch in der geo-

graphischen Namengebung, die Volk und Land zusammenbindet. Deutsche und Deutschland, Europäer und Europa, Kaukasier und Kaukasus: es will sich nirgends decken. Bezeichnen wir ein Gebiet der Erde mit einem Namen, der andeuten soll, daß in diesem Gebiet diese oder jene Rasse, dieses oder jenes Volk wohne, so laufen wir Gefahr, daß Mißverständnisse aus verschiedenen Gründen entstehen. Zuerst verlassen die Völker ihr Land und der Name bleibt, ein Anlaß zur Täuschung, zurück. Oder ich finde, daß verschiedene Völker das Land bewohnen, welches ich mit einem Namen benannte, der nur einem von ihnen gehört. Ich nenne Melanesien jenen Teil des westlichen Stillen Ozeans, den schwarze, kraushaarige Menschen bewohnen. Der Name ist von der schwarzen Farbe dieser Menschenrasse genommen. Aber es wohnen auch braune, straffhaarige Menschen der malayischen Rasse in demselben Gebiet. Und schwarze, kraushaarige Völker greifen in das malayische Wohngebiet hinüber. Diese Fehlerquelle kann nicht beseitigt, sondern nur eingeschränkt werden, wobei stets der Grundsatz zu befolgen sein wird, daß als geographische Namen derartige Benennungen, wie Melanesien, weniger schädlich sind, als wenn sie ethnographisch verwendet werden. Die geographische Anwendung eines Namens, der sich auf ein Rassenmerkmal bezieht, schließt nicht aus, daß auch andere Merkmale in demselben Gebiete vorkommen[26]). Ganz anders, wenn ich alle Neuguineer samt ihren Nachbarn als Melanesier oder Papúa, alle Bewohner der nordöstlichen Sundainseln als Alfuren bezeichne, wobei mit diesen Benennungen eine bestimmte Stellung in der Reihe der rassenhaften Varietäten des Menschengeschlechtes vorausgesetzt und zugleich die Uebereinstimmung der Völker des betreffenden Gebietes ausgesprochen wird. Der geographische Name faßt immer zusammen, der ethnographische soll Ungleiches auseinanderhalten. Auf einen geographischen Namen sollten daher eigentlich immer mehrere ethnographische kommen.

Die Wissenschaft und die Ortsnamen. Indem wir die

geographischen Namen nicht nur als wissenschaftliches Material, als Rohstoff für forschende Verarbeitung, sondern als Teil des Gerüstes unserer Wissenschaft betrachten, können wir nicht übersehen, daß in ihrer Entstehung durchaus nichts Wissenschaftliches mitarbeitet. Bei ihrer Schöpfung ist die Phantasie thätiger als der Verstand und dann haben die Zeitalter sie umgeformt, so daß sie wie gerollte Kiesel im Strome der Zeit liegen, nicht ohne gelegentlich wieder bewegt zu werden. Wie oft sind sie stumm über ihren Ursprung! Sie sind Zeugnisse, aber auch Erzeugnisse der Geschichte, die die Gegenwart hinnehmen muß und die sie nur in geringem Maße sich anpassen kann. Es liegt in dem Wesen der Geographie, da sich die Menschheit lange ehe es eine solche Wissenschaft gab, mit der Erde beschäftigte, daß jene auf eine Menge von Bezeichnungen und Klassifikationen stößt, mit welchen sie nicht aufräumen und die sie höchstens sehr langsam ändern kann. Unnötig sollen diese Ueberlieferungen der Vergangenheit nicht zerstört oder zerstückt werden. Aber man muß auch nicht mehr in ihnen sehen wollen, als sie sein können. Die Wissenschaft hat, wenn sie vor solche Namen gestellt ist, zuerst ihr eigenes Interesse zu beraten, welches häufig für die Erhaltung eines Namens sich verwenden wird, welcher bereits in der Litteratur seine Stelle gefunden hat. Wo es sich aber um bisher unbekannte Namen handelt, die ein schrift- und wissenschaftsloser Volksstamm ausspricht, da kann nichts dem Ersatze durch passende neue Namen entgegengestellt werden, wenn wissenschaftliche Gründe für denselben sprechen. Man sollte indessen ebenso scharf mit den unpassenden Namen gelehrten Ursprungs verfahren, doch haften gerade diese sehr fest. Der Name Persischer Golf ist kein Volksname; beide Gestade dieses Meerbusens sind von Arabern umwohnt. Er ist mehr noch als das Rote Meer ein Arabischer Meerbusen. Ein anderes Kapitel bilden die in sich selbst gar nicht mehr verständlichen Namen schwankender Begrenzung, wie wir sie von der alten Geographie her in den Julischen, Grajischen, Cottischen, Penninischen Alpen mitschleppen.

Gerade die hier angeführten Namen sind jetzt zurückgedrängt, aber viele andere leben fort.

Die willkürliche Belehnung der seltensten Naturdinge mit profanen Namen letzter Klasse hat öfters Reaktionen hervorgerufen. Eine plumpe Schmeichelei, wie sie in der Benennung des Mt. Everest, des höchsten Berges der Erde, liegt, ist zu verwerfen. Mit Recht sagte von ihr Freshfield im Hinblick auf die Bemerkungen Dechys über Mt. Everest und Gaurisankar: „Bei aller Achtung vor dem Werke der indischen Landesvermessung ist es unmöglich, dem Versuche beizustimmen, dem höchsten bekannten Berge der Welt bleibend einen persönlichen und unpassenden Namen statt seines eigenen beizulegen.“ Fast ebenso unnütz war Burtons Vorschlag, den Camerun Pik, der nach Burtons eigenen Angabe Götterberg heißen soll, auf Albert und Viktoria zu taufen. Eine gewisse Würde ist in der Namengebung festzuhalten. Der Name darf nicht außer Verhältnis zur Größe des Gegenstandes stehen. Man muß schon auf dem Boden der vollständigen Verachtung der inneren Bedeutung der Namen stehen, um für eine ganze Rasse Namen wie Natchez-Rasse zu erfinden. Natchez, ein zufälliger Name eines Stammes, der ohne Chateaubriand mit hundert anderen vergessen sein würde! Der scharfe Protest des früheren Kriegssekretärs der Vereinigten Staaten Lincoln gegen die Ausstreuung einer Masse von bedeutungslosen Eigennamen über Grantland und Nordwestgrönland entsprang demselben Gefühl. „Wenn man so weit geht, aus den Hunderten von Namen im Army Register diejenigen einer Anzahl Offiziere heraus zu suchen nicht wegen ihrer militärischen Stellung oder Verdienste, oder wegen irgend welcher Verbindung mit arktischen Angelegenheiten, sondern nur als Zeichen persönlicher Freundschaft, oder von Privatpersonen oder kleinen Kindern freundschaftlicher oder verwandtschaftlicher Beziehungen halber, so verdient dieser Vorschlag absprechend kritisiert zu werden, weil derselbe voraussetzt, daß ein wichtiges öffentliches Dokument unwürdigen Zwecken diene.“ In der geographischen Namengebung spielt das Taktgefühl, dessen sonst in wissenschaftlichen Angelegenheiten häufig entraten werden kann, eine gewisse Rolle. Nicht bloß das wissenschaftliche, auch das „große“ Publikum geht über gewisse Vorschläge ruhig weg. Wenn Sonklar die Alpen zwischen Lago Maggiore und Etsch Seealpen nennt, so lehnen wir instinktiv diese Neubildung ab. So hat Bastians Ultra-Indien sich nicht eingebürgert. Warum denn in der That das ganz wohlgebildete Hinterindien aufgeben, in welchem die Stellung zu Vorderindien aus dem Standpunkt der westlichen Welt, und gleichzeitig auch die Nachbarstellung ganz treffend gekennzeichnet ist?

Wie in allem Verfall menschlicher Dinge liegt auch im Hinschwinden und Absterben der Namen etwas Natürliches und Notwendiges. Die Namen verleugnen nicht ihre Verbindung mit dem vergänglichen Menschlichen,

das so klein und schwach der Erde gegenübersteht, daß in der Namengebung oft etwas unverhältnismäßig Anspruchsvolles sich zu bekunden scheint.

Eine Reihe von Aufgaben erwächst der Wissenschaft aus der Wichtigkeit der Ortsnamen, die nun einmal vorhanden sind. Es genügt nicht, daß sie über deren Ursprung und Schicksal brütet und an den Punkten, welche durch sie als historische bezeichnet werden, in die Tiefe der Vorzeit bohrt. Sie muß sich als Bewahrerin dieses Schatzes fühlen, dessen Wert durch falsche Verwendung erniedrigt werden kann, ebenso wie sorgfältige Hut denselben zu erhöhen vermag. Die einmal gebräuchlichen Namen in einer Weise festlegen, daß keine Willkür sie mehr von ihrem Orte zu rücken vermag, irrtümliche Benennungen beseitigen oder verbessern, unbenannte Punkte, die nennenswert sind, benennen: dies alles sind Aufgaben, deren Lösung der Wissenschaft Nutzen und Ehre bringt. Der Name ist ein Wort und es ist daher zunächst von großer Wichtigkeit, daß er richtig geschrieben werde. Dieses Verlangen ist so billig, daß es schon frühe gestellt ward.

Schon Adam Olearius fühlte lebhaft die Mängel der Orthographie der Ortsnamen, über die er sich in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner „Neuen orientalischen Reisebeschreibung" [37]) bitter ausläßt. Er führt unter anderem die Verketzerung des türkischen Kisilbasch in Quertzelbach an, welche sich Micelius in seinem Syntagma Historiae hatte zu Schulden kommen lassen. Er machte es sich zur Regel „auf die teutsche Pronunciation zu gehen" und bei Ortsnamen, die von Fremden in lateinischen Texten gebraucht wurden, die Nation des Schreibenden zu berücksichtigen und mit Rücksicht auf diese zu transskribieren.

Dies alles sind Verlangen, welche ernste Freunde der Geographie und Geschichte immer wieder gestellt haben, die aber dennoch niemals auf völlige Erfüllung rechnen dürfen. Die Vorbedingung der Rechtschreibung, die lautrichtige Transskription, setzt die Verwendung eines viel reicheren Alphabetes voraus als unsere oder irgend eine andere einzelne Sprache besitzt: eine solche Sammlung von Lautzeichen, wie z. B. Lepsius sie im Standard-Alphabet geschaffen hat, ist aber ein viel zu schwerfälliger Apparat für alle praktischen Zwecke, besonders für die Kartographie. Schon eine Berücksichti-

gung der arabischen Laute und Betonungen, wie Barth und noch mehr Nachtigal sie übten, konnte keine weitere Verbreitung finden. Man hat für Hauptworte wie Sahărâ und Sudân die richtige Betonung gelernt, man hat aber die Nachtigalsche Schreibweise nicht einmal für Kuka aufgenommen. Es kommt in der Praxis immer auf Kompromisse zwischen der Bequemlichkeit des Kartenlesers, der sich nicht durch ein Uebermaß von Zeichen belästigt sehen will, und der philologischen Treue an. Darum sind aber die Bemühungen dieser Männer nicht geringer zu achten, der wissenschaftliche Wert bleibt ihren genauen Angaben und eine Methode, wie Cameron sie anwandte, der die Namen auf seine Karte in der Sprechweise der ihn begleitenden Wangwana eintrug, also z. B. Russuna statt Lussuna u. dgl. und dazu noch seine besondere Orthographie anwandte, ist verwerflich. Jene anderen Ungleichheiten der Namenschreibung, die in den geschichtlichen Veränderungen begründet liegen, denen die Namen ausgesetzt sind, ebensowohl wie in der allmählichen inneren Umwandlung der Sprache und Schrift, sind nie für alle Ortsnamen eines weiten Gebietes, z. B. Deutschlands, Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen. Ob Bayern oder Baiern, Württemberg oder Würtemberg, Tyrol oder Tirol, diese und tausend andere Zweifel hat der einzelne für sich zu lösen, wo er sich nicht an die offiziellen Ortsregister u. dgl. halten will oder muß. Auch auf diese sollte die Wissenschaft einen Einfluß üben. Von deren Inkonsequenzen zu sprechen würde hier zu weit führen. Es genüge, auf Steubs humorvolle Zergliederung des bayerischen Ortsregisters hinzuweisen. In Nordamerika regelt sich die Schreibung der in das Gebiet der Vereinigten Staaten fallenden Ortsnamen rein praktisch nach der vom Generalpostamt veröffentlichten List of Postoffices, wobei gewisse Gewohnheiten, wie z. B. die Beibehaltung des genetivischen s bei Namen, welche von Personen abgeleitet sind, im Gegensatz zu englischem Gebrauch festgehalten werden. Derartige Verzeichnisse sind viel notwendiger in Gebieten, wo verschiedene Sprachen nebeneinander gesprochen werden. Und zwar erfordern die verschiedensprachigen Ortsnamen, wo

die Sprachen so weit auseinandergehen, wie an der Südseite des Balkan, „wo beinahe jeder Ort im Munde der Christen und Moslim einen verschiedenen Namen trägt" (Kanitz), synonyme Ortsnamenverzeichnisse, wie Sax für Bosnien, Kanitz für Bulgarien sie geliefert haben.

Zum Schlusse ein Wort über die Verwendung der Ortsnamen in der Kartographie. Die Ortsnamen erlangen eine große Bedeutung für den Geographen im praktischen und wissenschaftlichen Sinne dadurch, daß sie auf den Karten ihren Platz finden sollen und zum Teil finden müssen. Eine sogenannte stumme Karte ist in der That nur für beschränkte Zwecke zu gebrauchen. Wir mögen aus Gründen der Wissenschaft oder der Pädagogik die Namen wegwünschen, welche die Gebirgszeichnung oder das Flußnetz und selbst die Küstenumrisse entstellen oder mindestens verdunkeln. Aber wir können für die allgemeine Orientierung auf der Erde nicht der Namen entbehren, welche uns erst so recht auf der Erdoberfläche heimisch machen. Die Umrisse, die Linien der Flüsse, die Aufeinanderfolge der Gebirgsteile sind zu wenig mannigfaltig, bieten der Erinnerung zu wenig Haltpunkte dar, als daß eine „stumme Karte" je bequem werden könnte. Da aber nun die Karten, deren Maßstab kleiner als der topographische, nicht alle Namen bringen können, macht sich sehr bald das klassifikatorische Bedürfnis der Auswahl geltend und die Karte zieht noch mehr Gewinn als das Handbuch aus der Läuterung des geographischen Namenschatzes. Die Namen sollen auf der Karte nach ihrer Bedeutung abgestuft in verschiedener Schrift erscheinen; dies finden wir für Meere, Gebirge, Flüsse und Städte, seltener für Völker durchgeführt. Auch hier kann die Klassifikation Nutzen schaffen, indem sie den Wust der verschiedenartigsten Völkernamen lichtet, welche als Bezeichnungen gleichen Wertes auf den Karten erscheinen. Indessen ist auch in den Namen der Naturgegenstände manches Ueberflüssige zu beseitigen und vor allem sind schwer begrenzbare Begriffe wie die Abschnitte der Gebirge nicht zu benennen. Auch hier muß die Karte nicht das Handbuch ersetzen wollen.

Vielleicht wird das rein Technische der Einzeichnung geographischer Namen noch weitere Entlastung in dem Sinne gestatten, daß größere Kategorien durch Umrandung der Schrift gleichsam abgesondert und als Signaturen dem topographischen Inhalt gegenübergestellt werden. Und sicher wird die schon von Ortelius empfohlene Methode, die Karten mit Namenverzeichnissen auszustatten, die Karten so weit zu entlasten im stande sein, daß nicht alle unwichtigen Namen auf der Karte ganz ausgeschrieben zu erscheinen haben. In mehrsprachigen Gebieten mehrere Namen für einen Ort einzutragen, empfiehlt sich nicht; das Namensverzeichnis soll hier aushelfen. Derjenige Name soll aus mehreren ausgewählt werden, dem die größte Verständlichkeit eigen ist. Man konnte es nur als eine Umkehr der berechtigten Anforderungen auffassen, wenn auf deutschen Karten der 70er Jahre die Balkanhalbinsel in großer Schrift Edirné und Felibé und darunter klein Adrianopel und Philippopel zeigte oder wenn gar in Siebenbürgen das uns fast allen unbekannte Nagy Szeben über dem all- und altbekannten Hermannstadt erschien. Die Verwendung der Schrift, in welcher die Namen eingetragen werden, zur Kennzeichnung der Größe oder politischen Rangstufe der betreffenden Gegenstände, ist ein Herkommen, dessen innere Berechtigung hauptsächlich in dem Ungenügen der (oben S. 408 f. besprochenen) Ortssignaturen zu suchen ist. Es ist aber keine Frage, daß auch hier eine schärfere Sichtung des Notwendigen und Zulässigen möglich erscheint. Wenn derselbe Zweck durch die ohnehin notwendigen Ortssignaturen zu erreichen ist, so braucht die Unterscheidung durch Schrift nur noch die allergrößten Unterschiede hervorzuheben, da allerdings Berlin nicht mit derselben Schrift einzuschreiben sein wird wie Rheinsberg. Es soll aber die bei einer großen Zahl von Schriftstufen unvermeidliche Mannigfaltigkeit der auf unser Auge einstürmenden Eindrücke nicht ohne Not vermehrt werden.

---

[1]) Vgl. Alfred Kirchhoff, Ueber die Lagenverhältnisse der Stadt Halle in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1877.

[2]) F. Ohlenschlager, Sage und Forschung. Akad. Festrede. München 1885. S. 6.

[3]) Simonyi, Die Zirbe. Jahrbuch des Oesterreichischen Alpenvereins. VI. 1870. S. 359.

[4]) Geographische Mitteilungen. 1874. Karte 3.

[5]) Missionar Büttner im Ausland. 1883. S. 531.

[6]) Geschichte der Abiponer. D. A. 1783. II. S. 14.

[7]) Ich verdanke meinem verehrten Kollegen Socin die Mitteilung, daß der Ausdruck, der auch nach seiner Erfahrung von schlagender Wahrheit ist, überhaupt auf die Oasen, welche dunkel in der hellen Wüste liegen, angewendet wird.

[8]) Études de Géographie ancienne. Paris 1850. S. 300.

[9]) Newe Oriental. Reisebeschreibung. Schleswig. 1647. Vorrede.

[10]) Ph. Apians Topographie von Bayern. Ed. Oefele. München 1880. S. 1.

[11]) „Unter Sudan versteht man hier nur die Landschaft Sinder," schreibt v. Beurmann aus Mursuk. Geogr. Mitt. Erg.-Bd. II. 75.

[12]) Näheres bei Fritsch, Reise durch die östliche Mongolei. Verh. d. Ges. f. Erdkunde. Berlin 1873. S. 78.

[13]) Nachr. von Grönland. D. A. Kopenhagen 1790. Umanak kommt sowohl an der West- als der Ostküste Grönlands vor, wo es Inseln, Inselchen und Vorgebirge bezeichnet, die dem Grönländer herzförmig zu sein scheinen.

[14]) Reise durch Guanacaste. Geogr. Mitt. 1865. S. 243.

[15]) Geschichte der Abiponer. 1783. I. S. 159.

[16]) Journal R. Geographical Society. II. 1832. S. 138.

[17]) Blaubuch Delagoabay. London 1875. S. 7.

[18]) Finsch, Brief aus Neubritannien. Verh. d. Ges. f. Erdkunde. Berlin. S. 296 u. Weisser in den Annalen d. Hydrographie. XI. H. 10.

[19]) Journal of the Discovery of the Sources of the Nile. S. 89.

[20]) Reisen. III. 266.

[21]) Fallmerayr, Fragmente a. d. Orient. I. S. 75. Blau, Aphorismen. Geographische Mitteilungen. 1865. S. 235.

[22]) Blaubuch Delagoabay. London 1875. S. 3.

[23]) J. Damian, Zur Topographie der Rosengartengruppe in Mitt. D. u. Oe. A. V. 1885. S. 206.

[24]) Blumentritt, Verh. d. Anthrop. Ges. Berlin. 1884. S. 57.

[25]) Frisch, Ueber die Namen der Lappen. Geogr. Mitt. 1863. S. 346.

[26]) Den Unterschied zwischen ethnographischen und geographischen Völkernamen hat W. von Humboldt in seiner „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache" (Werk II. S. 4 f., bes. S. 141) am Namen Iberer hervorgehoben, welcher ursprünglich auf Küstenbewohner des Mittelmeeres westlich vom Rhodanus Anwendung fand und allmählich auf die ganze Halbinsel sich ausdehnte, ohne daß man dabei an die Identität aller so bezeichneten Völker dachte. Es ist, wie wenn man die heutigen Bewohner der Halbinsel alle als Spanier bezeichnen würde.

[27]) Vgl. Anmerkung 9.

VIERTER ABSCHNITT.

DIE GEOGRAPHISCHE VERBREITUNG VON VOELKERMERKMALEN.

18. Ueber den anthropogeographischen Wert ethnographischer Merkmale.

Anthropologie und Ethnographie als Hilfswissenschaften der Geschichte. Die anthropologischen Merkmale. Mischrassen und Kulturrassen. Die Sprachunterschiede. Die ethnographischen Merkmale. Die Verwandtschaften ethnographischer Gegenstände. Verwandtschaft der Formgedanken. Die ethnographischen Formenkreise. Stammverwandtschaft und ethnographische Verwandtschaft. Entwickelungsverwandtschaft. Die aufsteigende Linie. Die absteigende Linie. Die Tiefe der Menschheit. Anthropogeographie und Geologie. Autochthonie und Ursprungssagen. Die Höhe der Menschheit.

Wo die Anthropogeographie sich auf die Statistik stützt, ist ihr der Mensch eine unbenannte Größe, ein Körper, an dem zunächst nichts interessiert als die Thatsache, daß er ein Teilchen des Raumes der Erdoberfläche erfüllt. Die geographischen Schlüsse gehen daher nur auf den menschenbewohnten Raum der Erde: Oekumene, auf die größere oder geringere Zusammendrängung in demselben: Dichtigkeit, Anhäufung und Bewegung der Bevölkerung, und auf die Spuren der Menschen an der Erdoberfläche. Da aber in Wirklichkeit die Menschen keine unbenannten Größen sind, sondern sich als Rassen, Kulturgruppen und Völker weit voneinander unterscheiden, so muß die Anthropogeographie sich auch nach der anthropologischen und ethnographischen Seite wenden, wo sie neuen Aufgaben in dem Studium der Verbreitung der durch körperliche Eigentümlichkeiten, Kulturstufe

oder ethnographische Merkmale bezeichneten Völkergruppen begegnet.

Anthropologie und Ethnographie als Hilfswissenschaften der Geschichte. Anthropologie und Ethnographie liefern der Geschichte einmal die Grundlagen für die Schilderung und Beurteilung der Völker, und weiter erlauben sie ihr, alte Völkerbeziehungen zu erhellen, über welche weder Schriften, noch Denkmäler, noch Traditionen hinreichende Auskunft erteilen. Es besteht eine Möglichkeit, durch die Anwendung anthropogeographischer Methoden aus anthropologischen Merkmalen und ethnographischen Besitztümern Völkerbeziehungen zu erkennen, die im Schatten ungeschichtlicher Zeiten liegen. Kein Volk der Erde ist in vollständiger Vereinzelung aufgewachsen, es ist keine isolierte Aktion möglich, jedes hat Wirkungen aus dem Kreise seiner Nachbarn heraus erfahren. Die Spuren dieser Wirkungen können anthropologischer oder ethnographischer Natur sein, und auf die Erde projiciert erlangen die Thatsachen der Anthropologie und der Ethnographie historischen Wert; denn der anthropogeographische schließt den historischen Wert in sich, der von jenem abhängt. Damit hören diese Wissenschaften auf, nur beschreibend zu sein, und werden philosophisch. In der dumpfen Stille, die über der Vergangenheit schriftloser Völker brütet, sind sie allein befähigt, redende Zeugen zu schaffen, indem sie hinweisen auf die Spuren, welche Verkehr und Wanderung der Völker überall hinterlassen, wo sie vorbeigehen. Wenn alle Schicksale mit den Geschlechtern, von denen sie erlebt wurden, in die Erde gesunken sind, bleiben nur die Wanderspuren übrig, welche alle Urgeschichte zur Wandergeschichte machen und langsam die Geschichte in Anthropogeographie übergehen lassen. Diese Spuren können in allem bestehen, was mit einem Volke im Zusammenhange stand oder als Wirkung von demselben ausging, doch müssen sie so beschaffen sein, daß sie gleichsam einen Eindruck von diesem Volke bewahrt haben. Man kann nach ihnen im Körperbau und in der Sprache

suchen und man kann die Gesamtheit des Kulturbesitzes ansprechen, wie sie in religiösen Vorstellungen, Einrichtungen des politischen und socialen Lebens, in Künsten und Fertigkeiten, Baustilen, Waffen und Geräten, Trachten samt Tätowierung und anderen Verunstaltungen oder Verzierungen des Körpers gegeben ist. Von den körperlichen Merkmalen, welche die Anthropologie zu erforschen hat und den sprachlichen, welche der Sprachwissenschaft anheimfallen, unterscheiden sich die eben genannten der Ethnographie im engeren Sinne. Jede Gruppe hat für die in Frage kommenden Zwecke ihr Eigentümliches, das kurz bezeichnet zu werden verdient.

Die anthropologischen Merkmale. Würden die Völker in den dauerhaften Teilen ihres Körperbaues, also in ihrem Skelett, so untrügliche Eigentümlichkeiten besitzen, wie man einst geglaubt hat, so müßten ihre Knochen die besten Leitspuren sein. Allein kein Volk ist einheitlich gebaut. Man kann von keinem Menschenknochen, der in der Erde gefunden wird, sagen: Dieser Knochen hat einem Gliede dieses Volkes angehört und er kann nach seiner Beschaffenheit von einem anderen unmöglich stammen. Es bestehen auch bisher gar keine Aussichten, daß die Wissenschaft vom Menschen uns jemals zu derart bestimmten Antworten befähigen werde. Was die Völker von heute und ihre bisher bekannten Vorgänger anbetrifft, so ist das Ergebnis ihrer anthropologischen Durchforschungen unseren Zwecken nur immer ungünstiger geworden. Klarblickende Anthropologen sind von dem Traume eines deutschen Schädels ebenso zurückgekommen, wie selbst von dem eines äthiopischen oder amerikanischen. Und auf der anderen Seite gehen die anthropologischen Unterschiede nur bis zu einer geringen Tiefe. Sie zerschneiden nicht das Ganze der Menschheit.

Alle Fragen, die der Geograph an die Anthropologie zu richten hat, setzen seit lange die Arteinheit des Menschengeschlechtes voraus. Wir haben die geographische Einheit desselben kennen gelernt und fragen nun:

Gehen die körperlichen Unterschiede so weit, um diese geographische Einheit zu zerreißen? Wir lernen, daß sie nicht so weit gehen. Und nun haben wir weiter zu erfahren, wie tief die Rassenunterschiede reichen und in welchen Merkmalen sie zu suchen sind. Die geographische Aufgabe wird dann darin bestehen, diese Merkmale in ihrer geographischen Lage und Begrenzung zu erforschen und daraus die Schlüsse zu ziehen, welche sich ergeben, wenn man die geographische Verteilung der Rassenmerkmale als das Ergebnis von Bewegungen an der Erdoberfläche ansieht, in welchen die Grundzüge eines ungeschriebenen Stückes Menschheitsgeschichte liegen.

Der äußerlich auffallendste Unterschied im körper-Wesen der Menschen liegt in der Hautfarbe. Die Existenz des Farbenunterschiedes in den Menschenrassen ist eine der folgenreichsten Thatsachen in der Geschichte der Menschheit, ihr ist die tiefste Kluft zuzuschreiben, die die Menschen trennt. An die leisesten Nüancen der Färbung der Nägel oder der Hornhaut hat die weiße Aristokratie der Sklavenhändler sich gehalten, um die Grenze zwischen sich und den Mischlingen von letzter Verdünnung noch aufrecht zu erhalten. Und doch ist die Farbenskala von Gelblichweiß bis Tiefbraun im Grunde eine einfache, denn es kehrt beständig Braun in den verschiedensten Abwandlungen in ihr wieder. Gerade daran ist entschieden festzuhalten, daß alle Farbenunterschiede der Menschheit einer einzigen Mischung aus zwei Strahlen des Spektrums angehören.

Bei der Einteilung der Menschen nach ihren Hautfarben kommt man auf die Blumenbachschen Gruppen zurück. Hellfarbige (Kaukasier), Gelbe (Mongolen), Dunkelgelbe und Rötliche (Amerikaner), Dunkelbraune (Neger) ergeben sich als leicht erkennbare Gruppen. Schwerer ist die braune (malayische) Abtönung festzuhalten, zumal Blumenbach sie ohne genauere Kenntnis der Australier und Melanesier gebildet hatte. Indessen dürfen wir besonders im Hinblick auf die zahlreichen Spuren negroider Beimischungen die Australier, Ostmalayen und Polynesier als eine im ganzen tiefer gefärbte Zwischengruppe zwi-

schen Mongolen und Amerikanern auf der einen und Ostnegern auf der andern Seite auffassen. Die geographische Anordnung ergibt sich dann als eine ziemlich einfache. Wir sehen die Dunklen vorwiegend auf der Südhalbkugel, die Hellfarbigen auf der Nordhalbkugel der Alten Welt. Nur wenig greifen jene über den Aequator in Afrika und in Melanesien hinüber. Die Hellfarbigen und Gelben teilen sich in den Westen und Osten Europa-Asiens, Amerika besitzt seine besonderen Farbentöne, die etwas tiefer als diejenigen der Mongolen; endlich stehen die Völker Australiens und der Inseln des Stillen Ozeans im ganzen, außer den dunklen Melanesiern, noch um einige Töne tiefer.

In der Beschaffenheit und Farbe des Haares liegen gleichfalls Unterschiede der Rassen. Zwar nimmt die Behaarung bei allen Rassen in verschiedener Stärke die gleichen Körperteile ein, aber da die einzelnen Haare gröber und feiner, straff, gewellt oder geringelt, von kreisrundem oder flachelliptischem Querschnitte sind, variiert auch der Gesamtcharakter der Behaarung, wobei ein Zusammenhang mit der Hautfarbe sich darin zeigt, daß die hellfarbigen Rassen fast immer straffes oder lockiges, die dunkelfarbigen aber krauses Haar haben. Schon Herodot wußte aber, daß es neben den dunklen Aethiopen mit wolligem auch dunkle Inder mit straffem Haare gebe. Geographisch ist die Masse der Kraus- oder Wollhaarigen auf südhemisphärische Gebiete in Afrika und Melanesien beschränkt, wo ihre Gebiete großenteils mit denjenigen der Dunkelfarbigsten zusammenfallen, während die Straffhaarigen den Norden und Osten der Oekumene einnehmen.

Die Körpergröße der Völker schwankt innerhalb der Grenzen von 1,44 und 1,85. Diese Grenzen sind eng zu nennen. Wenn Middendorff einen Samojeden von 1,50 unter Kleineren, deren Durchschnittsgröße 1,42, einen Riesen unter Zwergen nennt, macht es einen übertriebenen Eindruck. So vorwiegend kleine Völker, daß überhaupt keine Individuen von mittlerem oder höherem Maße in ihnen vorkommen, sind von ganz beschränkter Verbreitung,

was die Areale betrifft, die sie bedecken, sie sind aber über weite Gebiete zerstreut. In Afrika bewohnen sie den Süden und Südwesten und kommen im Innern zerstreut vom oberen Zambesi bis Kaffa vor, in Asien finden sie sich auf den Andamanen und unter den kleinen, tiefstehenden Berg- und Waldstämmen Indiens, Malakkas und des malayischen Archipels; auch die Melanesier, Malayen, Ostjaken, Lappen sind kleine Völker. Zu den höchstgewachsenen Menschen gehören Patagonier, Bewohner des Königin-Charlotte-Archipels, Comanchen und Pima, Polynesier, Kaffern, Schotten, Skandinavier, Karakirghisen. Man findet dieselben also in allen Teilen der Erde außer in Australien. Die mittlere Größe von 1,66 bis 1,64 findet man bei Kirghis-Kasaken und Baschkiren, Chiquitos, Apachen und Eskimo, Australiern, Großrussen, Bayern, Franzosen, Mittelitalienern. Die Thatsache, daß der Unterschied der Größe von Männern und Weibern derselben Völkergruppe geringer ist bei den Kleinen, größer bei den Großen, schwächt noch weiter die Unterschiede ab, welche durch die Körpergröße in die Menschheit getragen werden. Einige der kleinsten Völker, wie Buschmänner und Andamanesen, werden als besonders gewandt und rasch in ihren Bewegungen geschildert. Aber in der Körperkraft scheint kein Rassenunterschied zu liegen. Die Erfahrungen zeigen, daß die körperlichen Fähigkeiten verhältnismäßig rasch entwickelt werden können, wo die Arbeitsgewohnheit denselben einen Halt gewährt.

Seitdem Camper und Sömmering Schädel zu messen begannen, schien die Möglichkeit einer Klassifikation nach irgend einer der vorwaltenden Eigenschaften des Schädels großen wissenschaftlichen Gewinn zu versprechen. Die Schädelgröße ist nicht die Größe des Gehirns, aber es besteht ein bestimmtes Verhältnis zwischen beiden. Und von der Schädelform konnte, wenn sie der Ausdruck des Organes des Geistes, Großes in einer Klassifikation erwartet werden, welche durch dieses Medium die geistigen Gaben und Richtungen zu klassifizieren versprach. Was nun die Größe des Schädelraumes anbe-

trifft, so schwankt sie um 300 ccm zwischen den Extremen auf den unteren Stufen, wo bei Australiern, dunklen Indiern, Andamanesen, Buschmännern, Neukaledoniern — also kleinen Leuten — männliche Schädel von 1317 bis 1415 messen und auf den oberen Stufen, wo Angehörige europäischer und mongolischer Völker bis nahe an 1600 ccm aufweisen. Unzweifelhaft scheiden diese Zahlen, die natürlich von der Körpergröße mit abhängig sind, niedere und höhere Gruppen der Menschheit voneinander, aber noch läßt sich keine bestimmte Beziehung erkennen zwischen den Rassen, zu deren Sonderung Hautfarbe und Haar Anlaß gaben, und diesen Größen. Ein großer Ueberblick zeigt die Neger und Papua ungefähr in der Mitte, darüber Europäer und Asiaten, darunter Australier, Negritos, helle Südafrikaner.

Die Form des Schädels sieht man seit lange als eines der wichtigsten Rassenmerkmale an. Man glaubte zuerst große einfache Unterschiede nach Länge und Kürze des Schädels feststellen zu können und so entstand Retzius' Klassifikation der Menschen in Langköpfe und Kurzköpfe; diese waren die tiefer-, jene die höherstehende Rasse. Retzius als Schwede übertrug den skandinavischen Gegensatz der nomadischen lappischen Kurzköpfe und der sedentären schwedischen Langköpfe auf die Menschheit. Man hat jetzt viele Tausende von Schädeln gemessen und ist weiter als je von dieser großen, auch geographisch so einfachen Anschauung entfernt. Bezeichnet man als Schädelindex das Verhältnis der Breite zur Länge, so schwankt jener zwischen 98 und 58 %. Auch hier stehen an einem Ende mit weniger als 75 als Dolichocephalen die Melanesier, Australier und Neger, am anderen mit über 83,3 als Brachycephalen die Mongolen, Indianer, Kelten. Aber zu den Dolichocephalen gehören auch Eskimo, Araber, Hindu, Irokesen, und es steht in der Mitte zwischen 75 und 83,3 eine bunte Menge von Mandschu, Tungusen, Andamanesen (81,7), Gabun-Negern, Nordchinesen (76), Schweden, Nordwestdeutsche, Flamändern (76,1—79). Man sieht also, daß selbst die zwei in kraniologischer Hinsicht schärfst charakterisierten Gruppen — die Negervölker

und die Mongoloïden — große innere Verschiedenheiten aufweisen. Es konnte früher scheinen, als ob nichts leichter wäre, als eine geographische Uebersicht der in den einzelnen Gebieten vorwaltenden Schädelformen und damit vielleicht einen wertvollen Beitrag zur schärferen Unterscheidung und Begrenzung der Rassen zu liefern. Aber die eindringendere Erforschung der Schädelformen hat gezeigt, daß es viel leichter ist, ein Volk nach Farbe oder Haar als nach diesem in weiteren Grenzen veränderlichen Merkmal zu klassifizieren

Es gibt eine Menge von Eigentümlichkeiten der Schädelbildung, welche sich bei einzelnen Gruppen der Menschen finden und bei anderen fehlen, ohne daß in ihnen Anhaltspunkte für die Klassifikationen gesucht werden könnten. Die Neger haben einfachere Nähte als die Weißen, die Zahl der Ossa wormiana ist bei diesen größer als bei jenen, das sogenannte Os Incae ist häufiger in peruanischen und überhaupt amerikanischen Schädeln als in europäischen oder ostasiatischen, der dachförmige Scheitel ist am stärksten ausgeprägt beim Australier und Eskimo und häufig geht mit ihm zusammen die kräftige Ausbildung der Augenbrauenbogen. Der Winkel der Nasenbeine, die Nasenöffnung sind physiognomisch bedeutende Züge; jener ist am größten bei den Afrikanern und Malayen, am kleinsten bei den leptorhinen Völkern der weißen Rasse: Kymren, Semiten. J. B. Davis schreibt den Amerikanern eine eigene Nase zu: Mondsichelform, die Biegung oben beginnend und bis zur Spitze fortgesetzt, die weder der römischen, noch der griechischen gleiche; am Schädel spricht sie sich durch eine mittlere Größe des Nasenbeinwinkels aus. Bedeutendere Unterschiede zeigt das Verhältnis des Gesichtsteiles des Schädels zum eigentlichen Gehirnschädel. Das starke Vorspringen der unteren Gesichtsteile, die Prognathie, findet sich besonders bei niedrigen Rassen, und gibt dem Gesicht einen tierischen Ausdruck, während im Gegensatz dazu der edle, ruhige, zurückgehaltene Ausdruck des Gesichtes eines Europäers von gutem Typus wesentlich auf dem Zurücktreten der unteren Teile des Gesichtes gegen die oberen beruht. Um das Maß dieser Prognathie näher zu bestimmen, zog Camper, ein bedeutender Anatom des vorigen Jahrhunderts, zwei Linien am Schädel, welche zusammen den sogenannten Gesichtswinkel einschließen: Eine vom äußeren Gehörgang zur Nasenscheidewand, eine andere vom Oberkiefer nach dem hervortretendsten Teil der Stirne. Der Winkel, den beide einschließen, ist ein spitzer da, wo der Gesichtsteil bedeutend vorspringt, ein stumpferer, wo derselbe zurückliegt. Später fand man, daß der Schädelgrund, und zwar vorzüglich das Keilbein, in innigem Zusammenhange steht mit der größeren oder geringeren Prognathie, und man maß einen neuen Gesichtswinkel, in den dieser

Teil des Schädels mit einbezogen wurde. Auch die Lage des Hinterhauptsloches und des Arcus zygomaticus wechselt mit der Prognathie. Alle Arten von Messungen lassen der hellen Rasse einen größeren Winkel, als den farbigen und unter den letzteren stehen die dunklen und hellen Afrikaner am tiefsten. Es ist von hoher Bedeutung, daß nach den neueren Untersuchungen die sogenannte Prognathie in einem innigen Zusammenhange steht mit der Gehirnentwickelung, und es ist demnach kein Zufall, wenn wir starke Prognathie fast als Regel bei denjenigen Rassen finden, welche wir aus manchen anderen Gründen geneigt sind, auf die niedersten Stufen geistiger Entwickelung zu stellen. Auf einen Einfluß der Lebensweise deutet aber die starke Entwickelung dieses Zuges bei den fleischessenden Eskimo.

Angesichts dieser Merkmale, aus welchen die größten Unterschiede der Menschenrassen abgeleitet werden, darf man den Satz aussprechen: Die Einheit des Menschengeschlechtes hat die Arteinheit zur Grundlage. An dieser haben nun die Naturforscher, welche die Anthropologie begründeten, ebensowenig gezweifelt, wie an jener die Philosophen, von denen die Ethnographie ihren Ausgang nahm. Spätere Versuche, die Menschheit in mehrere Arten zu zerlegen, sind gescheitert. Man ist immer wieder auf den Homo sapiens zurückgekommen. Bei Blumenbach bildet derselbe als Bimanus zunächst die erste der 9 Ordnungen des Tierreiches. Die Gattungsbeschreibung lautet: Homo, erectus bimanus, mentum prominulum, dentes aequaliter approximati, incisores inferiores erecti. Artname ist sapiens. Die sogen. Rassen sind für Blumenbach nur Varietäten, Abarten oder besser Ausartungen. Er sagt: Rassen und Spielarten (varietates) sind diejenigen Abweichungen von der ursprünglichen spezifiken Gestaltung der einzelnen Gattungen organisierter Körper, so diese durch die allmähliche Ausartung oder Degeneration erlitten haben [1]).

Die Mischung der Rassen. Die Arteinheit der heutigen Menschheit ist in ihrem Ursprunge tief verschieden von der Einheitlichkeit beliebiger Tier- oder Pflanzenarten. Letztere entsteht durch immer schärfere Ausbildung bestimmter Eigenschaften in einer besonderen, beschränkten Richtung, während die Menschheit immer einheit-

licher geworden ist und es noch immer mehr wird durch Verschmelzung ihrer früher weiter auseinandergegangenen Gruppen. Diese beiden Einheitlichkeiten sind also auf gerade entgegengesetzten Wegen geworden, jene durch Absonderung, diese durch Zusammenfließen und Verschmelzung. Daher sind jene auch räumlich beschränkter, während diese die ganze Erde umfaßt. Und daher tragen sie auch ganz verschiedene Merkmale. Der Geschlossenheit der Tier- und Pflanzenarten steht die Mannigfaltigkeit der Glieder der Menschheit gegenüber, welche auf einer Masse von abgeschliffenen oder verdünnten Unterschieden beruht, die indessen immer mehr sich zu verschmelzen, die Menschheit einheitlicher zu gestalten bestrebt sind. Die heutige Menschheit kann zeitlich in der Mitte zwischen einer Menschheit der Vergangenheit von größeren inneren Unterschieden, vielleicht Artunterschieden, und einer Menschheit der Zukunft von geringeren inneren Unterschieden gedacht werden. In Körper und Geist eines Volkes liegt das Ergebnis einer Summe von Einflüssen vor uns, die zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten ausgeübt worden sind, die aber nicht getrennt bleiben konnten, sondern sich aufs innigste verschmolzen haben. Wir sprechen meist nur von den Mischungen, die bis zu einem gewissen Grade leichter zu erkennen und verfolgen sind, doch muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch die Einflüsse, welche den Körper und Geist aus der umgebenden Natur heraus treffen und der durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht weitergegebene Rest ursprünglicher Eigenschaften mit in Rechnung kommen müssen. Die Zerteilung der Menschheit in Rassen stellt sich daher zwei ganz verschiedene Aufgaben: sie geht einmal so tief sie kann und findet den Unterschied zweier oder dreier älterer Gruppen der Menschheit und kehrt dann an die Oberfläche zurück und verfolgt die leichten Sonderungen, die hier in jüngerer Zeit sich gebildet haben.

Es ist aber wesentlich für die körperlichen Eigenschaften der Völker, durch Mischung verändert werden zu können. Sprachen und ethnographische Merkmale

werden abgelegt und aufgenommen, seiner Körperlichkeit aber kann sich der Mensch nicht entkleiden. Sie nimmt die fremden Einflüsse in sich auf und verarbeitet sie ohne sein Zuthun zu Mischungen. Daher ist den anthropologischen Merkmalen der Charakter des Unklaren, des Gebrochenen eigen. Es hängt wesentlich von der mehr oder weniger großen geographischen Isolierung ab, ob eine Rasse sich reiner erhält oder ob sie sich durch Mischung langsam umwandelt. Was uns die Gegenwart in Millionen von Fällen zeigt, hat auch in aller Vergangenheit bestanden und es gibt auf diesem kleinen, die Kommunikationen erleichternden Planeten keine ungemischte Rasse. Man würde vielleicht eher solche erwarten dürfen, wenn die Erde doppelt so groß wäre, so daß doppelt so große Meere doppelt so wirksame Isolierungen zwischen Inseln und Ländern herstellten. Auf einer Erde aber, welche uns den einzigen Sprachstamm der Malayo-Polynesier, der höchstens eine Unterrasse, über 1/8 der Erdoberfläche verbreitet zeigt, war für solche Isolierungen kein Raum. Auf dieser Erde gehen alle Rassen ineinander über und jede Rasse setzt sich aus verschiedenen Unterabteilungen zusammen, die ebenfalls ineinander übergehen. Nicht bloß von Australien gilt, was Topinard sagt: Es gibt hier keine reinen Rassen mehr, die Kreuzungen zwischen den beiden Hauptrassen vollziehen sich seit einer großen Reihe von Jahren; und nicht bloß von Amerika kann man sagen, es handle sich nicht mehr um eine oder zwei Rassen, sondern um vier oder fünf, „so daß wir uns gezwungen sehen, anzuerkennen, daß so wie Europa und Asien auch Amerika seine ‚revolutions de races' gehabt haben, seine Mischungen und Uebereinanderlagerungen von Menschen jeder Art, die bis in die entlegensten Zeiten zurückreichen" [2]). Das sind allgemeingültige Aufstellungen, die ebensogut für die helle Rasse gelten, in der mongolische, als für die dunkle, in der sogenannte kaukasische Elemente zu suchen sind.

Man hat früher lieber an die Einflüsse der Natur appellieren wollen. So wurde das dunkle Negerhafte der ostafrikanischen Araber gerne für die Lehre von der Umwandelung durch das

Klima verwertet[3]). Die einfachere Erklärung liegt in ihren Beziehungen zu den dunkleren Eingeborenen. Die reichen Araber, selbst die Fürsten von Zanzibar, in Ostafrika haben schwarze Kebsweiber: „Die Abkömmlinge dieser Konkubinen erkennt man heutzutage an der verschiedenen Gesichtsfarbe derer, welche sich Araber nennen. Durch diesen zwischen verschiedenen Rassen und Mischlingen vorgehenden Mischungsprozeß verlieren auch bereits die Araber der letzten Einwanderung schnell ihren prächtigen Teint und ihre schöne Gesichtsbildung, während bei den Abkömmlingen der Araber der ersten Einwanderung jetzt die Rasse so verschlechtert ist, daß sie an der Küste kaum von den Ureinwohnern unterschieden werden können[4]).“ Es wäre sehr einseitig nur Vertreter überlegener Völker in der Vermischung thätig zu glauben. Diese Prozesse gehen im kleinen und im einzelnen vor sich. Die Vermischung der Wahuma und Waganda, der Malayen und Papua, der Koloschen und Eskimo sind zufällig näher bekannt geworden. F. Boas hat es aber auch wahrscheinlich gemacht, daß in den letzten 40 Jahren ein Mischvolk von Ugjulik und Neitchillik entstanden sei. Jene wohnten in King Williamsland, diese in Boothia Felix; es scheint, daß Neitchillik in das Gebiet des Ugjulik übersiedelten und zwar als Einzelauswanderer, deren viele dadurch in das Nachbargebiet gezogen wurden, daß die Weiber der Neitchillik an Zahl viel geringer waren als die Männer, was die letzteren zwang, sich auswärts Familien zu gründen. Wie stark muß die Sitte, von besiegten Stämmen die Männer zu töten, Weiber und Kinder in den eigenen Stamm aufzunehmen oder in die Sklaverei zu führen, die Mischungen befördert haben! Der Weiberraub, den wir in anderer Verbindung zu betrachten hatten, greift tief in diesen Prozeß ein. Die heutigen Araukaner sind keine reine Rasse, bei ihren Raubzügen ist stets das weiße Weib die liebste Beute gewesen, sagt Professor Philippi in S. Jago[5]) und von den Apaches an der langen mexikanisch-nordamerikanischen Grenze des Rio Grande gilt das Gleiche. Auch zu den Kaffernstämmen des südöstlichen Afrika sind weiße Weiber gebracht worden. Wenn Gustav Fritsch von den Fingu den Eindruck „stärkerer Vermischung durch Annäherung an den europäischen Typus“ empfing, wenn bei den Basuto sich viele durch hellere Hautfarbe auszeichnen, ist auch an den jahrzehntelangen engen kriegerischen und friedlichen Grenzverkehr zu denken. Von schiffbrüchigen Weißen an den Küsten von Natal, die in den Zulu aufgingen, spricht die Ueberlieferung[6]). Und eine Unterabteilung der Mpondo sind die Abelungu (Weiße), angeblich von einer englischen Stammmutter kommend[7]).

Als Ursache großer Veränderungen der Rassenmerkmale haben wir also sicherlich die Mischung der Rassen anzusprechen. In ihr sehen wir den größten völkerumgestaltenden Faktor der Gegenwart und des uns bekannten

kleinen Abschnittes der Vergangenheit. Die Zeit liegt hinter uns, wo die Unfruchtbarkeit der Mischlinge eine ziemlich allgemein angenommene Meinung war und ausgedehnteste Verwertung zur Begründung des Satzes fand, daß die Menschheit aus verschiedenen Arten bestehe. Jetzt ist der Schluß gestattet, daß auch in der Vergangenheit die Mischung eine große Rolle in der Bildung der Rassen und Unterrassen gespielt hat, mit denen wir als mit fertigen Produkten zu rechnen haben. 3—400 Jahre haben genügt, um in den spanisch-amerikanischen Ländern durchschnittlich ein Drittel bis drei Viertel der Bevölkerung — in Mexiko nach L. de Tejada (1856) $^2/_6$, nach v. Gagern (1873) $^2/_5$, nach Garcia de Cubas (1884) 43 % — in Mischlinge umzuwandeln und im größten Teile jener Länder beherbergt derselbe Boden heute Völker, welche körperlich tief verschieden von den vor 400 Jahren dort wohnenden sind. Diese gemischten Völker, deren Vorhandensein nicht mehr geleugnet werden kann, deren Zahl in vielen Ländern bedeutend ist und die wir in manchen Gebieten rasch auf Kosten anderer Rassen zunehmen sehen, sind als Resultate wie als Zeugnisse der rassenumbildenden Kräfte gleich beachtenswert. Mit Unrecht ignoriert man die Mischung da, wo ihr fertiges Produkt vorliegt, und unterschätzt sie dort, wo sie an der Arbeit ist. Es ist sehr auffallend, wie selten in solchen Ländern, wo Mischung vor sich gehen muß, in den Verzeichnissen der Bevölkerung die Mischlinge besonders aufgezählt werden. Liegt es so sehr im Interesse, durch die Festhaltung der Begriffe Weißer, Neger, Indianer die Kluft offenzuhalten, welche durch die Einführung der dazwischen sich einschiebenden Mulatten und Mestizen verringert würde? Wir wollen nicht übersehen, welche sachlichen Schwierigkeiten in der Bestimmung aller dieser hybriden Größen liegen, aber die Wissenschaft sollte dieselben mehr berücksichtigen und in der Klassifikation der Menschheit in Rassen und Unterrassen ist ihnen ihre Stelle anzuweisen. So wie Dölter in seinem von freiem ethnographischen Blick zeugenden Buche „Ueber die Kap Verden nach dem Rio Grande und Futah Djal-

lon" das bunte Gemisch der Völker Südsenegambiens in Autochthonen, in Mischvölker dieser mit den Eroberern und in ältere (Mandingos) und neuere Eroberer (Fulbe) gesondert hat, wären alle jene Völker zu klassifizieren, in deren Zusammensetzung verschiedene Rassen nachweislich oder nach wissenschaftlicher Vermutung eingehen.

Kulturrassen. Aufs mannigfaltigste durchkreuzen Sonderungstendenzen die Neigung zur Verschmelzung und zahlreiche kleinere Unterschiede, die das Bild der Menschheit variieren, führen auf sie zurück. Wir werden sehen, wie Lage und Gestalt der Verbreitungsgebiete hier Sonderung und dort Vermischung begünstigen (s. u. 20. Kap.). Aber innerhalb desselben Volkes wirken selbst Unterschiede des Standes oder der Beschäftigung absondernd, ganz besonders auf Stufen, wo die Teile eines Volkes sich scharf auseinanderhalten. Zwischen Ständen und Kasten desselben Volkes ist oft Vermischung viel schwerer gemacht, als zwischen den Gliedern dieses Volkes und denen eines anderen. Es genügt nicht, daß die Ehe untersagt ist, in Indien gilt die ungeregelte Vermischung zwischen Pariah und höheren Klassen für strafbar, und wo sie gestattet ist, werden die Sprößlinge aus solcher Vermischung getötet, wie einst auf den Gesellschaftsinseln. Daß die höheren Klassen eine künstlich veränderte Sprache sprechen, welche den niederen teilweise unverständlich ist, daß sie von gewissen Genüssen, Speisen, Kleidungs- und Schmuckstücken diese ausschließen u. dgl., bewirkt zuletzt eine durch künstliche Mittel herbeigeführte Rassenbildung, und die soziale Schichtung nimmt so einen nationalen Charakter an, dem leicht auch die geographische Verteilung folgt. Allgemein kann man sagen: Verschiedene soziale Zustände wirken begünstigend oder erschwerend, beschleunigend oder verlangsamend auf den ethnogenetischen Prozeß und dadurch erlangen sie selbst ethnische Merkmale. In manchen Fällen, wo man von „Rasse" spricht, würde man besser „Klasse" sagen. Durch alle Völker begleiten körperliche Unterschiede die Sonderung der Stände, welche um so tiefer geht, je weiter die Völker von Bildung und Freiheit entfernt sind. Es gibt ein Aufsteigen und ein Absteigen von einer mittleren Linie aus, eine Verfeinerung und eine Verwahrlosung. Man denkt öfters an die erstere; aber wenn das Kulturgesicht sich verfeinert, warum soll das Unkulturgesicht sich nicht vergröbern? Ueberall gibt es in den außereuropäischen Ländern verachtete Klassen, welche das Fundament der Gesellschaft nackt und hungernd umlagern. Unsere Zigeuner sind nur ein blasser Schatten derselben. Japan hat seine Etah, Indien seine Mannigfaltigkeit von Pariah, Südarabien in merkwürdiger Sonderung seine Achdam und Schumr. Den rinderweidenden Beni-Amer sind die ziegenhütenden ärmlichen Bet-Maleh leibeigen. Es gibt Völker, die über zwei und mehr Pariahklassen

sich erheben. Im ganzen Monbuttulande fand Emin Pascha die Dienerschaft aus Mǫmvu rekrutiert und dazu kamen als dritte soziale Rassenschicht die Akka[8]). Unter den herrschenden hellen Wahuma stehen die Neger, die Waganda, Wanjoro u. s. w. und unter diesen leibeigen wieder ein zigeunerhaftes Volk.

Die Verteilung der Farbentöne der Haut begleitet aus naheliegenden Gründen am häufigsten die Standesunterschiede Sie zeigt in Polynesien keine auffallenden Verschiedenheiten, so lange wir von Insel zu Insel gehen. Tonga, Samoa, Tahiti, die Gesellschaftsinseln und die Markesas zeigen hellere, Neuseeland und Hawaii dunklere, die Paumotu vielleicht die dunkelsten Färbungen, die aber nie ungemischt auftreten. Dagegen läßt sich nicht die Farbenabstufung übersehen, welche auf einer und derselben Insel zwischen höheren und niederen Klassen besteht. Jene werden schon von Cook und den Forster als heller bezeichnet, außerdem als größer und edler in der Haltung. G. Forster in seiner überschwenglichen Weise meint, diese Adeligen hätten so viel vor dem gemeinen Manne voraus, daß sie fast eine ganz andere Art von Mensch zu sein scheinen. Der Zusammenhang der helleren Farbe und sanfteren Züge mit einer bequemen, unthätigen Lebensart wird indessen ausdrücklich von ihm hervorgehoben. Nicht minder sprach aber auch im Geist und Charakter etwas Verfeinertes, wenn auch nicht Veredeltes sich aus. Die Adeligen waren als Häuptlinge und Priester zugleich auch der Wille und die Intelligenz Polynesiens, die Monopolisten des Wissens und des darauf gegründeten Denkens. Muten uns die Urteile Forsters, Cooks, Kotzebues u. a. über die Fähigkeiten der Polynesier etwas übertrieben an, so erinnern wir uns, daß sie in erster Linie mit dem Adel dieser Länder verkehrten[9]). Dieser Unterschied scheint bei allen süd- und mittelamerikanischen Kulturvölkern deutlich, sogar scharf ausgesprochen gewesen zu sein. Um die Weiße der Inca hat sich ja ein wahres Schlingwerk von Hypothesen über ihre fremde Abkunft gebildet. Denkende Beobachter der Amerikaner haben auch auf den „heroischen Typus“ der nordamerikanischen Kriegerstämme hingewiesen, von welchen Lenormant meint, daß nicht Lebensweise allein, sondern verschiedenartige Abstammung ihn zu erklären vermöchten. Selbst in der proletarierhaftesten aller Rassen, der australischen, fehlt diese Sonderung nicht ganz[10]). Es liegen hier offenbar zweierlei Ursachen vor, welche in die gleiche Erscheinungsform ausmünden. Einmal gründen sich soziale und politische Absonderungen auf thatsächlich vorhandene Rassenverschiedenheiten, welche verschärft werden, indem die soziale Sonderung sich auf sie beruft; und das andere Mal sind die entsprechenden Absonderungen innerhalb einer scheinbar einheitlichen Rasse Anlaß zur Herausbildung körperlicher Verschiedenheiten, welche oft als Rassenmerkmale aufgefaßt worden sind. Es ist ganz notwendig, daß zwischen den beiden Thatsachen auch noch ein Mittleres und Vermittelndes steht. Dieses tritt uns im südlichen Mikronesien in dem Gegen-

satze der papuaähnlichen Sklaven und des hellfarbigen Adels entgegen. Der größte Teil der Sklaven setzt sich aus Kriegsgefangenen zusammen, die, wie auf den Gilbertinseln, auch noch in der Aufzählung der Stände von den geborenen Sklaven unterschieden werden. Die dunklen Eingeborenen Indiens sind unter der Wucht der nordischen Invasionen teils vernichtet, teils aufgesogen, zum größeren Teil aber sozial hinabgedrückt worden. Rassenunterschiede wurden zu Kastenunterschieden. In den tiefen Kasten und den kastenlosen Auswürflingen leben die Feinde fort, mit denen Arier und Mongolen um den Besitz Indiens stritten. Oder sie sind zu wandernden Gauklern, Wahrsagern, Korbflechtern, kurz zu Zigeunern geworden. Andere setzten die Banden erblicher Räuber zusammen, die früher organisierte Gemeinschaften, besser Stämme, man möchte fast sagen Staaten, bildeten, um später zu Diebskasten herabzusinken. Der helle Wahuma, aus dessen Rasse die Herrscher und herrschenden Klassen in der Seenregion Ostafrikas stammen, wird kraft seiner edleren Eigenschaften auch dann noch seinen dunklen Mitbürgern überlegen sein, wenn er als wandernder Hirte ärmer an Gut und Kunstfertigkeiten ist als sie. Die Stellung der Fulbe im Sudan prägt genau den gleichen Rassen- und Klassenunterschied aus und hat dieselbe Geschichte.

Auf der engen Fläche einer Insel, eines primitiven, daher kleinen Staates sich übereinanderschichtend, gewinnen diese Sonderungen keinen geographischen Ausdruck, derselbe erscheint erst, wo sie Raum finden, auseinander zu gehen und sich nebeneinander zu legen und verstärkt sich dann fast immer dadurch, daß sie zu bestimmten Oberflächenformen der Erde engere Beziehung gewinnen. So wie die Waldstämme Afrikas, Sumatras, Luzons, die Steppenstämme Südwestafrikas, die Fischervölker der Arktis, haben wir in ganz Ostafrika bis ins Zululand hinab an den Flüssen die wandernden Nilpferdjäger. Rüppell erwähnt [11]) diese Nilpferdjäger und Fischer als eine eigene Kaste in der Provinz Dongola. Weiter im Süden nennt sie Emin Pascha, indem er im Lande östlich von Gondokoro schreibt: Ganze Gesellschaften von Jägern sind das ganze Jahr unterwegs, und daß dies von alters her so gewesen und die Jagd hier stets geblüht, beweist der von den Danagla bei der ersten Okkupation des Landes vor etwa 20 Jahren gerade diesem Dorfe (Okkela) gegebene und noch heute übliche Name: Seribet es-Ssajadin: Dorf der Jäger [12]). Solche vorwaltende Beschäftigungen prägen ganzen Bevölkerungen Merkmale auf, die mit der Natur ihrer Anlage nichts zu thun haben. Wir erinnern an die Schiffervölker der Nordwestküste Amerikas, deren Beine durchgehends schlecht gestaltet sind. Aus denselben Gründen sind die Feuerländer in gleicher Weise mißgestaltet. In Polynesien wurden die Fischer als die dunkelsten erkannt und der von Bougainville und anderen, auch neuerdings von Quatrefages, auf Rassenmischung zurückgeführte Unterschied der Färbung innerhalb der Bewohnerschaft einer und derselben Insel ist oft mehr aus der Beschäftigung abzuleiten. Ellis stellt eine Farbenreihe für Tahiti auf, die

den Fischer am dunklen, die unter Dach arbeitenden Mattenflechterinnen am hellen Ende zeigt. Vielleicht daher die dunklere Färbung der seegewohnten Paumotuinsulaner. Leicht zweigt aus Fischern und Schiffern ein wanderndes, nur auf seinen Fahrzeugen heimisches Volk wie die Orang Laut des malayischen Archipels sich ab, das aus verschiedenen Stämmen sich ergänzt, aber im gleichen Beruf ähnliche Eigenschaften gewinnt. Die alte einheimische Sonderung in Orang Benua, Leute des Bodens, Orang Laut, Seeleute, Orang Malaya, zivilisierte Malayen, unterscheidet ganz treffend Klassen statt Rassen. Morton hat sich in seiner Klassifikation der alten Amerikaner unbewußt auf den gleichen Boden gestellt, indem er die Kulturvölker und die Barbaren als toltekische und amerikanische Rasse unterschied. Auch in den Untergruppen seiner Amerikaner stellen die elenden, armen Feuerländer, die stumpfen Brasilianer und Appalachen und die kühnen, schweifenden Patagonier mehr Kultur- als Naturrassen dar. Tschuana und Zulu prägen den friedlichen und den kriegerischen Typus eines und desselben Volksstammes aus. Der Tschuana ist die weichere Abart des Kaffern, der Zulu die härtere.

Die Sprachunterschiede. Ungleich der Anthropologie ist die Sprachwissenschaft eine anerkannte und bewährte Gehilfin der Ethnographie. Unter den Dingen, die der Mensch mit seinem Geist und Willen schafft, tritt uns die Sprache, welche von Volk zu Volk Unterschiede zeigt und dagegen innerhalb eines und desselben Volkes in der Regel übereinstimmend gesprochen wird, als ein wertvolles Mittel der Völkerunterscheidung entgegen. Es wäre angesichts der Ergebnisse der Sprachwissenschaft auf dem Gebiete des Indogermanischen, Ural-Atlaiischen und Malayo-Polynesischen vermessen, an der Wirksamkeit der Sprachforschung als eines Hilfsmittels der Völkerforschung zu zweifeln. Aber gegenüber manchen Aeußerungen, die eine Ueberschätzung dieses Werkzeuges anzeigen, darf man daran erinnern, daß dasselbe nicht in allen Fällen ganz reine Ergebnisse liefert. Vor Jahren hat R. Lepsius an die leichte Uebertragung der Sprache von einem Volke auf ein anderes erinnert, indem er sagte: „Die Verbreitung und Vermischung der Völker geht ihren Weg und die der Sprachen, wenn auch stets durch diesen bedingt, den ihrigen, oft gänzlich verschiedenen“ [13]). Es gibt zwei- und mehrsprachige Völker, deren geschichtliches Auftreten und Handeln dennoch ein

einheitliches ist. Und die Sprache verändert sich in manchen Fällen leichter als anderer materieller oder geistiger Besitz der Völker, wie sich schon daraus ergibt, daß viele religiöse Vorstellungen über weite Gebiete hin ähnlich bis zur Uebereinstimmung sind, und doch in der Sprache ganz verschiedene Namen tragen. Gerade dadurch ist die Sprache geneigt, tiefere Völkerbeziehungen zu verdunkeln.

Wenn im Vergleich mit den anthropologischen Merkmalen das Eigentümliche der Sprache darin liegt, daß sie von ihrem Träger weggenommen und durch eine andere Sprache ersetzt werden kann, so ist sie doch auf der anderen Seite auch wieder tiefer mit demselben verknüpft als irgend ein anderer ethnographischer Besitz, der in ähnlicher Weise übertragen werden kann. Man spricht von der Sprache als einem Werkzeug, aber sie ist in höherem Maße als jedes andere ein Werkzeug des Geistes. Von allen Aeußerungen des Menschen steht sie dem Geiste am nächsten und zwar nicht bloß durch ihren Ursprung, sondern auch durch die Rückwirkung, welche von ihr auf jenen sich erstreckt. Wir finden daher hier eine engere Verbindung zwischen dem Träger und dem Gegenstand ausgesprochen, als sie bei irgend einem ethnographischen Merkmale vorkommt, und innerhalb der Gesamtheit der Sprachen spiegeln sich geistige Unterschiede von viel größerem Betrage ab, als in irgend einer anderen natürlichen Gruppe ethnographischer Erscheinungen. Zwar fehlen ganz jene tiefen Unterschiede, welche man anzunehmen geneigt war, solange man glaubte, sprachlose Völker voraussetzen zu dürfen, und die Sprachen der niedrigsten Völker sind immer noch verhältnismäßig reich und durchgebildet. Aber wenn wir ins einzelne gehen, ist die Zahl der Eigentümlichkeiten um so größer. Es gibt keine tiefen, aber es gibt viele Unterschiede, zahllose leichte Abwandlungen und in jeder spiegelt sich Volksart oder Kulturstand ab. Jedes Zeitalter hat seine Sprechweise und seinen Sprachgeist und in demselben Volke würden Generationen, die um ein paar Jahrhunderte auseinanderliegen, sich nicht mehr verständlich machen

können. Innerhalb eines und desselben Volkes sogar prägen die Stände ihre Spracheigentümlichkeiten aus und gerade diese Unterschiede sind oft von tiefem Einflusse auf die Sprachentwickelung gewesen. Auf sie führt endgültig der große Abstand zwischen Sprachen der Schriftvölker und schriftlosen Völker zurück[14]. Aber die Sprachentwickelung bewegt sich doch nach Zweck und Ursprung in einem engen Raume. Wir sehen Zweige hochentwickelter Sprachstämme zu Einfachheit und Einförmigkeit verkümmern, während in allen anderen Richtungen die Kultur der betreffenden Völker fortschreitet. Die Sprache kann zwar die reichste geistige Entwickelung bezeugen und verkörpern, setzt aber viel beschränktere Fähigkeiten voraus als die allgemeine Kultur in ihrer Gesamtheit, sie kann daher niemals für sich allein den Maßstab der letzteren abgeben und infolge davon auch niemals der ethnographischen Klassifikation allein zu Grunde gelegt werden. Besonders gilt dies von jenen Entwickelungen, welche noch nicht in der Schrift sich ein Mittel zur unbeschränkten Ansammlung von geschriebenen Ueberlieferungen und damit eine immer fortwachsende Menge von Wörtern und Neubildungen geschaffen haben. Aus dem Abstande der Sprachen der alten Mexikaner oder Peruaner von den Sprachen der benachbarten schweifenden Indianerstämme würde die Weite des Kulturabstandes zwischen beiden nie zu erraten sein.

Nur wo jüngere Ausbreitungen vorliegen, gehen Körper- und Sprachunterschiede Hand in Hand. Anthropologisch stehen die Maori den Ostpolynesiern ebenso nahe wie linguistisch, dagegen stehen sie den Westpolynesiern ferner. Der großen Aehnlichkeit zwischen Hawaiern und Samoanern entspricht die sprachliche Verwandtschaft. Der germanische Zweig des arischen Sprachstammes umfaßt vorwiegend die von blondhaarigen, weißhäutigen und helläugigen Völkern gesprochenen Idiome, aber die englisch sprechenden Neger und Indianer Nordamerikas zeigen, wie mit der Zeit die Sprache sich von ihrer Verbindung mit einer Rasse loslöst und als ein neues Gewand über die verschie-

densten Körper gestreift werden kann; doch knüpft sich bei diesem Prozeß unfehlbar eine neue Beziehung zwischen Rasse und Sprache an, denn letztere kann nur langsam und in inniger Berührung übertragen werden. In der Unmöglichkeit, sprachlich zu assimilieren, ohne Rassenmischung in irgend einem Grade zu vermeiden, liegt die Berechtigung, hinter Sprachübertragung auch Blutübertragung zu vermuten. Es ist aber durchaus nicht gesagt, daß die eine Uebertragung ohne die andere undenkbar sei, und besonders ist es ganz falsch, aus der Sprache einen Schluß auf die Rasse zu ziehen, wie wir ihn bei Gerland finden: „Fremde Mischungen haben die Polynesier, wie ihre Sprache ausweist, nicht erfahren" [15]). Millionen von Negern, welche englisch sprechen, haben keine Mischung erfahren? Wenn gerade von dieser Seite der Sprache ein entscheidendes Gewicht in der Lösung ethnographischer Fragen beigemessen werden will, so sehen wir schon an diesem Beispiel, wie wenig scharf die Stellung der Sprache unter den Forschungswerkzeugen der Ethnographie definiert ist.

Die Verbreitungsweise der Sprachen hat große Aehnlichkeit mit derjenigen anderer ethnographischer Merkmale. Wir sehen auch hier Stämme über weite Länder hin ihre Verzweigungen ausbreiten, welche letztere jeweils kleinere Gebiete überschatten. Wir sehen auch einzelne Stämme auf kleine Gebiete, Reste alter größerer Verbreitung, eingeengt und einzelne Zweige übergrünen jugendlich frisch weite Strecken. Einige Sprachen sind im Wachstum, andere im Rückgang, man kennt Reste ausgestorbener Sprachen und sieht neue entstehen, aber in diesen Neubildungen tritt nur die eigentümliche Natur der Sprachen zu Tage. Wo nämlich die Bildung neuer Sprachen zu verfolgen ist, da treten uns überall Mischsprachen entgegen. In den unendlich mannigfaltigen, aus zahlreichen kleinen Gliederchen zusammengesetzten Organismus der Sprache trägt die Mischung Gärungselemente, welche Zersetzungen und Umsetzungen veranlassen und in einer Sprache, die sich kaum veränderte, solange sie unberührt blieb, eine ganze Anzahl von Knospungsprozessen

anregen. Geographisch findet dieser Vorgang seinen Ausdruck in der Bildung von Mischsprachen an der Berührungsgrenze großer Sprachgebiete oder an den dem Verkehre zugänglichen Rändern geschlossener Sprachgebiete, wo der Verkehr sich seine eigenen Sprachen schafft. Die Mannigfaltigkeit der mittelafrikanischen Sprachen ist eine erstaunliche. An der nordwestlichen Grenze der Bantusprache im Westen des Kamerungebirges trifft man in einem Kreis von 20 deutsche geographische Meilen Halbmesser um den Mittelpunkt Creektown am Old Calabarfluß 10 verschiedene Sprachen. Mag gerade in diesem Winkel die einst am Calabar und Bonny besonders lebhafte Sklavenausfuhr große Verschiebungen der Wohnsitze herbeigeführt haben, so tritt uns doch eine ähnliche Zersplitterung der Sprachgebiete auch sonst im Grenzgürtel der Bantusprache entgegen; man muß annehmen, daß gerade hier an der Grenze ursprüngliche Bantu- und andere Neger-Sprachen verdrängend und durchdringend aufeinander gewirkt und so sich umgestaltet haben.

Eine andere Eigentümlichkeit der Sprachgrenzen entspringt dem innigen Zusammenhang zwischen der Sprache und ihrem Träger. Die beständige Bewegung, welche auch hier stattfindet, die eine Sprache vordringen und die andere zurückgehen läßt, kann nur viel langsamer sein, als die entsprechenden Prozesse, von welchen andere ethnographische Merkmale sich erfaßt zeigen, daher die viel geringeren Durchbrechungen und Unterbrechungen dieser Grenzlinien.

Die ethnographischen Merkmale der Völker. Ein Geräte, eine Waffe ist ein geschlossenes, faßbares Ding, welches nicht aus sich selbst heraus sich verändert, welches man sammelt, beschreibt und aufbewahrt wie eine Pflanze oder ein Tier. Manches sehen wir über die ganze Erde hin gleichbleiben. Die Völker selbst sind leichter veränderlich, als diese ihre Erzeugnisse. Man blicke auf Afrika z. B. mit seinen gegendenweise so charakteristischen Waffen. Man wird finden, daß die Verbreitung einer solchen leichter darzustellen ist, als diejenige eines ganzen

Volkes. Der Name eines Volkes deckt mit der Zeit immer Verschiedeneres (Fulbe, Zulu), oder er wechselt selbst im Laufe der so rasch dort aufeinanderfolgenden Umgestaltungen, während ein Geräte, eine Waffe die Ausbreitung gewisser Einflüsse dauernd zeigt. Das Volk selbst legt sich den Namen bei und die Würde, die in dem Namen liegt, und beide sind ganz abhängig von den Schicksalen des Volkes; auch in Europa sind Völker verschwunden und entstanden. Volk sagt also zu viel und sagt zu wenig, denn es gibt Völker, die Tausende von Jahren zurückreichen, und andere, die nach wenigen Jahren von der brodelnden Oberfläche verschwinden, an der sie nur plötzlich erschienen waren. Es gibt viele Völker, die nicht als vergleichbare Größen bezeichnet werden können. Der Gegenstand aber bleibt, was er war.

Die geographische Verbreitung gerade der ethnographischen Gegenstände zu studieren, ist darum von besonderem Werte für die Geschichte der Völker, weil diese Gegenstände leicht Variationen noch erkennen lassen, welche dazu dienen können, Herkunft und Weg jener zu bestimmen. Ueber dem Umstande, daß sie aus toten, stummen Stoffen bestehen, vergesse man nicht, daß die bearbeitende Hand des Menschen vom Geiste des Menschen geleitet wird. Diese Gegenstände sind F o r m e n, i n d e n e n I d e e n w o h n e n. Insofern kann man sie beseelt nennen, wie jedes Ding, dem der Mensch die Spur seines Denkens, und sei sie auch schwach oder roh, aufgeprägt hat. Im Gewand der Sprache sind die Ideen raschen Veränderungen unterworfen, in diesen starren Hüllen bleiben sie unverändert, solange die Hülle dauert. Diese selbst aber zeigt noch leichte Variationen, wie die Ideen im nackten Zustande sie nicht aufweisen. Ersetzen wir die Zeit, für deren Dauer uns mangels schriftlicher Aufzeichnung das Maß mangelt, durch den Raum, so zeigt das Vorkommen des zusammengesetzten und verstärkten Bogens von China bis Grönland die Beständigkeit, die Dauer sogar einer kleinen Variante, eines kleinen Auswuchses möchte man sagen, der weltweit verbreiteten Idee des Bogens. Ein Mythus, ein Lied, ein Spruch von Mund zu

Ohr mit Worten fortgepflanzt, würde auf so weitem Wege ganz andere Umänderungen erfahren haben. Setzen wir den Zweck als eine wesentliche, die Form als eine unwesentliche Eigenschaft eines Gerätes, einer Waffe, so finden wir, daß häufiger jener als diese Veränderungen erfahren. Wenn wir eben vom Bogen sprachen, können wir an die Beständigkeit erinnern, mit welcher derselbe durch alle Anwendungen als Bogen für Krieg oder Jagd, als Bogenfalle, als Zauberbogen derselbe bleibt oder an das zähe Leben gewisser Ornamentmotive, die gleichgestaltet auf den verschiedensten Erzeugnissen eines Volkes wiederkehren.

Die Verwandtschaft ethnographischer Gegenstände. Der einzelne Gegenstand, welchen ich aus dem Besitz eines Volkes herausgreife, ist übrigens nicht allein. Seine Bedeutung reicht tiefer, denn ihm sind mehrere, vielleicht zahlreiche, verbunden. Das gibt dem Studium des Einzelnen eine erhöhte Bedeutung, daß es Merkmal ganzer Gruppen, Anzeichen ganzer Zustände ist. Es ist nicht bloß so, daß eins das andere bedingt, weil sie nur vereint ihrem Zweck dienen, was man Zweckverwandtschaft nennen könnte. Der Bogen setzt den Pfeil voraus und an den meisten Stellen auch den Köcher, der Schleuderstein die Schlinge, zum Boot gehört das Ruder, zum Segel das Steuer; Segel und Steuer sind aber ebenso Symbole eines höheren Verkehrs-, wie der Pflug eines höheren Wirtschaftslebens überhaupt. Derartige Verbindungen sind zu natürlich, als daß man bei ihnen zu verweilen hätte. An andere, die nicht so an der Oberfläche liegen, möge dagegen erinnert sein. Es ist eine andere Art von Zweckverwandtschaft, wenn einem und demselben beschränkten Zweck von Land zu Land verschiedene Gegenstände dienen, deren Grundgedanke dabei genau derselbe bleibt. Die verschiedensten Muscheln dienen in verschiedenen Ländern Afrikas, Polynesiens, Amerikas als Geld: Cypräen, Dentalien, Venus, Olivella, Conus, Nassa u. a.; dieselbe Aufgabe ist aber auch an anderen Orten den Kakaobohnen, dem Ziegelthee, eisernen Werk-

zeugen, Zeugstreifen, Matten, Schädeln, Federn zugewiesen. Sitten, welche auf dieselbe Körpergegend sich beziehen, stehen oft im Zusammenhang. Die Orinoko-Indianer umwinden ihre Gliedmaßen mit Schnüren, um sie zu kräftigen, die Masai tragen Ringe am Oberarm, welche den Biceps zusammenfassen, die Ueberladung der Arme und Unterschenkel mit Ringen aller Art bei den Negern, so massenhaft, daß sie aufhören, Schmuck zu sein, gehört vielleicht damit zusammen, wenn sie auch zunächst Aufspeicherung von Schätzen an sicherster Stelle bedeutet. Die Buschneger umziehen den Nabel mit Narbenrosetten, während ihre Nachbarn, die Boni, die gleiche Körpergegend bemalen. Die Batoka am Zambesi schlagen sich die oberen Vorderzähne aus, wodurch die unteren hervorwachsen und die Unterlippe vordrängen; ihre östlichen Nachbarn, die Mangandscha, tragen nun einen Pflock in der Unter- oder Oberlippe, der eine ähnliche Entstellung zuwegebringt.

Eine Verwandtschaft des Gegensatzes stellt dem Zweck eines Gerätes denjenigen eines andern gegenüber. Angriffs- und Schutzwaffe bedingen vielfach einander. Den höchst gefährlichen haifischzahnbewaffneten Speeren und Schwertern der Kingsmill-Inseln entsprechen die undurchdringlichen Rüstungen aus Kokosfaser und die stachligen Diodonhelme. Der Speer kommt häufiger in Gesellschaft des Schildes vor, als der Bogen und die Pfeile. Wenn das Wurfmesser sich in Afrika in der Regel nicht dort findet, wo Bogen und Pfeile vorkommen (vgl. Fig. 31 und 32), und der schwere, oft ganz aus Eisen bestehende Stoßspeer den Bogen und die Pfeile weniger ausschließt, als die Assagaie, die leichte Wurfwaffe, die fast nur Wurfpfeil ist, so sieht man Mittel gleichen Zweckes einander verdrängen.

Eine Stoffverwandtschaft, aus Not oder Vorliebe sich gebärend, knüpft Gegenstände verschiedenster Art, welche aus gleichen Stoffen gefertigt werden, aneinander. Es entstehen so Verbindungen, welche gleichsam nur andeuten, was aus Einer Richtung der Fertigkeit und des Geschmackes hervorgegangen. Die Werke der Eskimo, welche über reiche Treibholzlager verfügen, sind

anders als die der holzlosen Stämme, und daneben ist das ganze Leben jener reicher ausgestattet. Von diesem Stoffe hängt das Leben dieser Völker so entschieden ab, daß man sagen kann, wo unberührte Treibholzlager vorkommen, fehlt der Eskimo sicherlich; dagegen hängt der Neger viel lockerer mit dem Eisenerz in seinem Boden zusammen, das viele seiner Stämme achtlos liegen lassen. Das feine hellgelbe Geflecht an den Keulen, Rudern, Bogen der Salomonsinsulaner gehört hierher. Wo es mit seiner charakteristischen Farbe und seiner feinen, zierlichen Umwindung vorkommt, da ist der Ursprung zweifellos. Das Material kann also wichtig für die Bestimmung der Herkunft werden. Da die Walroßjagd in größerem Maße nur bis zur Nordküste von Alaska südwärts betrieben wird und fossiles Elfenbein nicht weiter südlich als Escholtzbai vorkommt, letzteres als Handelsartikel auch nur nach Nordsibirien zu gehen scheint [16]), so würden uns die früher häufig zu findenden Signaturen, welche Walroßzahn- und Elfenbeinschnitzereien bis zur Vancouvers-Insel verlegten, nicht täuschen. Die Rindenarbeiten der Feuerländer gehören zu den im höchsten Grade stoffverwandten Dingen. Verwendet ein Volk einen bestimmten Stoff zu einem Gegenstand, so macht es auch gerne einen erweiterten Gebrauch davon. Die Eingeborenen der Melvilleinsel machen Kähne, Körbe und Schöpfgefäße gleichmäßig aus Rinde. Die Feuerländer bauen Rindenkähne und wir sind darum nicht erstaunt, wenn wir bei ihnen auch Gefäße aus Rinde zur Aufbewahrung des Wassers finden. Die Verwendung derselben Rindenart (Drimys Winteri) macht diese Dinge noch kenntlicher. Die vielseitige Verwendung der Kokosfaser ist für die Werke westpazifischer Insulaner ebenso bezeichnend, wie diejenige des Walroßzahnes für die West-Eskimo, bei denen nicht bloß Waffen und Geräte, sondern selbst Rüstungen künstlichster Arbeit und Masken aus demselben gemacht werden. Das Material wirkt auf die Kunstfertigkeit zurück und es entstehen z. B. die aus Knochenstücken sinnreich zusammengesetzten Bogen, die dem arktisch-amerikanischen Gebiete und nur ihm angehören. Ein Fall

starker Rückwirkung des Materiales auf die ethnographische Form liegt auch in dem großen Unterschied von Straff- und Wollhaar-Frisuren vor, der z. B. in Inner- und Außenflores sich drastisch ausprägt.

Die Familien ethnographischer Gegenstände lassen sich in der That auch nach dem Grade der allgemeinen Vollendung unterscheiden, die teilweise vom Material abhängig ist, und hier kann man von Gradverwandtschaft sprechen. Einige umschließen nur Ausgewähltes, Vollendetes, andere nur Schund; kein größerer Gegensatz als zwischen den rohen Werken der Bewohner des südlichsten und den hochvollendeten derjenigen des nördlichsten Amerika. Und beide leben unter ungünstigen Verhältnissen, die vielleicht bei den Eskimo noch schwieriger sind als bei den Feuerländern. Man könnte interessante Beobachtungen über die Irrtümer anstellen, zu welchen die Aehnlichkeit des Vollendungsgrades der ethnographischen Gegenstände Anlaß gab und gibt.

Kein ethnographisches Museum ist so gründlich durchgearbeitet und durchgeordnet, daß es keine zweifelhafte Sache mehr enthielte. Die Bestandteile älterer Teilsammlungen, welche schlecht signiert sind oder ihre Signaturen verloren haben, im übrigen wertvoll und hochzuhalten, sind hinsichtlich der Unsicherheit der Herkunft eine wahre Last. Da entscheidet denn oft das Aeußerliche des Vollendungsgrades. Man ist gewöhnt, den höchsten Grad von Vollendung des Bogens in jeder Beziehung, sei es Symmetrie, Zierlichkeit, Politur, Besehnung, in Südamerika zu finden. Nun ist von allen einfachen Bögen der Alten Welt einer der ebenmäßigst gearbeiteten und glättesten der Bogen von Poggi. Zweimal fand ich ihn in sonst gut geordneten Museen in der südamerikanischen Bogenreihe stehen. Seine besonderen Merkmale entfernen ihn weit davon, aber der allgemeine Eindruck seiner sorgfältigen Bearbeitung ist allerdings so, wie man ihn bei diesem Geräte von südamerikanischen Exemplaren zu empfangen gewöhnt ist. Das ist ebenso, wie den Museumszoologen irgend etwas Unbestimmtes, das wie ein Hauch um den Vogel oder die Muschel schwebt, auf eine geographische Provinz hinleitet, deren Erzeugnisse allein diesen Stempel tragen. Aber dieses Unbestimmte kann in der sicheren Bestimmung nie die Stelle eines untrüglichen Merkmales einnehmen. Die südamerikanische Vollendung verlegt den Poggibogen nicht nach dem Orinoco, solange das spitze Ende so groß ist und eine Kerbung trägt, wie nirgends in Südamerika: wohl aber läßt sie den Schluß zu, daß ein hoher Stand des Handwerkes dort wie hier vorauszusetzen sei. Jede Bogenform hat

ihre Abstufungen nach Güte der Arbeit und Geschmack. Ein einziger Bogen gibt uns ganze Schilderungen von Fleiß und Gedeihen, von Zerrüttung und Heruntergekommenheit. Und dazu kommt noch das charakteristische Material. Trägt am Ende nicht jeder ost- und südafrikanische Bogen im knorrig-ästig-welligen Holze, das selbst in sorgfältiger Glättung seinen Charakter nicht aufgibt, wie in der Verwendung tierischer Häute und Sehnen das Gepräge seiner Heimat?

Mit Worten, wie ähnlich und übereinstimmend, ist es also nicht gethan, man muß das Maß der Aehnlichkeit festsetzen und auf die Frage antworten können: Wie weit erstreckt sich die Uebereinstimmung? Gerade die Weite der Ausbreitung macht feinere Unterscheidungen notwendig. Innerhalb des weitern Verbreitungsgebietes des Eisens von Nordasien bis Südafrika und von Westeuropa bis Ostasien ist Raum für so manche Abgrenzung, welche die Ethnographie teilweise schon angedeutet hat, indem sie z. B. auf die Uebereinstimmung der Federblasbälge auf Madagaskar und der malayischen Inseln hinwies; aber es ist noch niemanden eingefallen, den Grad der Eisenbearbeitung und -nutzung, wie er zwischen Westen und Osten des malayischen Archipels verschieden erscheint und im letzteren in das papuanische Gebiet der Steingeräte abdämmert, zu bestimmen. Die einzelnen Gegenstände des ethnographischen Besitzes der Völker zeigen endlich Merkmale höherer und niederer Kulturstellung auch außerhalb des Kreises, in welchem die innere Vervollkommnung, die Entwickelung eines Kulturgedankens sich bewegt. Es sind z. B. die Exemplare desselben Gegenstandes ebensowohl häufiger als auch gleichmäßiger auf der höheren Stufe.

Verwandtschaft der Formgedanken. Diese allgemeinen Merkmale gehören zu den Eigenschaften, welche einen ethnographischen Gegenstand äußerlich charakterisieren, treten aber zurück hinter jenen tieferliegenden Merkmalen, welche nicht minder in greifbarer, genauer Beschreibung zugänglicher Form sich herausstellen, den Ausprägungen der Formgedanken. Auf sie hauptsächlich führt der wissenschaftliche Gewinn zurück, welcher

aus der Vergleichung der ethnographischen Gegenstände zu erlangen ist; auf sie besonders hat sich die Klassifikation zu stützen, welche die Möglichkeit einer solchen Vergleichung erst schafft. Bewußt oder unbewußt haben die tüchtigsten Leistungen auf dem Gebiet der beschreibenden Ethnographie darin gerade ihren Wert gesucht, das Bezeichnende in der Form ihrer Gegenstände scharf zu bestimmen und zu beschreiben und die Abweichungen der Formen voneinander nach dem Grade der Verwandtschaft zu ordnen. Diese Formenverwandtschaften richtig zu erkennen, ist außerordentlich wichtig. Ein nicht geringer Teil des wissenschaftlichen Wertes, welcher den ethnographischen Gegenständen zuzuerkennen ist, führt auf sie zurück. Am leichtesten erkennt man dies bei den Ausschmückungen. Ein Formgedanke erscheint z. B. an einem Bogen, ergreift dann zuerst die Pfeile, geht zu den übrigen Waffen über und breitet sich endlich über Geräte verschiedenster Art aus. Mit einer bestimmten Form der Pfeilspitze geht in Neuguinea ein bestimmter Stil der Ornamentierung des Pfeilschaftes Hand in Hand[17]. Die Ornamente bei Tätowierung entsprechen ebenso bei Maori wie bei Amerikanern der im allgemeinen bei ihnen üblichen Stilform. M. Uhle hat dies noch jüngst von den Yukateken hervorgehoben[18]. Es braucht das kein großes Ornament, es kann eine Kerbe, es kann auch sogar ein bestimmter Grad von Politur sein. Ueberhaupt ist der größere oder geringere Grad von Sorgfalt, welche man den Geräten, Waffen u. dgl. angedeihen läßt, auch unter die Formgedanken einzureihen. Der geringere Grad von Vollendung, der Mangel der letzten Glättung macht alle Negersachen, vom Nadelkap bis Chartum, kenntlich, dagegen ist alles fein, was der Eskimo spaltet, schnitzt und glättet. Indem diese Formverwandtschaft, welche in der letzterwähnten Ausprägung oft nur wie ein schwer definierbarer Hauch über den verschiedensten Erzeugnissen eines Volkes schwebt, sich mit der greifbareren Zweckverwandtschaft verbindet, deuten sich engere Beziehungen an, welche über große Entfernungen hin Völkerverwandtschaften zu knüpfen scheinen. Ruht die

Formverwandtschaft auf einem Stilmotiv von so tiefer, wenn auch nicht offenbarer Bedeutung, wie das Augenornament, dann wächst die Innigkeit der Verwandtschaft zweckverwandter Gegenstände; durch das Auftreten des Augenornaments auf den Vogelmasken der Makah-Indianer und den Menschenmasken Neuguineas [19]) werden diese Dinge einander so nahe gebracht, daß an gemeinsamen Ursprung trotz ihrer räumlichen Entlegenheit gedacht werden kann.

Die ethnographischen Formenkreise. Indem diese Eigenschaften eine enge Beziehung zwischen dem Volk und seinen Waffen, Werkzeugen, Schmuckgegenständen u. s. w. herstellen, verleihen sie diesen letzteren einen ethnischen Charakter. Weil sie den Stempel des Volkes tragen, das sie verfertigte, erkennen wir an ihnen, wo immer sie auftreten mögen, das Volk, von dem sie ausgehen. Daher führt ihre geographische Verbreitung auf den Verbreitungskreis des Volkes oder mindestens auf dessen Verkehrskreis. Die geographische Verbreitung ethnographischer Gegenstände entspricht der Verbreitung der Völker, welche die Erzeuger oder Träger derselben sind. Darin liegt ein wichtiger Grund ihrer wissenschaftlichen Schätzung. Sie gehören nicht dem Einzelnen, sondern dem Volke. In dem Ursprunge der ethnographischen Gegenstände aus Geist und Hand des Menschen liegt zwar die Möglichkeit von Variationen, welche keinen anderen Grund als die Willkür oder die besondere Lebenslage ihres Erzeugers haben. Sie finden aber ein Analogon nur in jenen vereinzelt auftretenden krankhaften Abweichungen von normalen Formen, welche als Albinos, Riesen, Zwerge u. s. w. uns entgegentreten. Gemeinsam ist jenen mit diesen, daß die örtliche Beschränktheit ihres Entstehungsgrundes sie zu vereinzelten Erscheinungen stempelt. Sie pflanzen sich nicht fort, breiten sich nicht vom Sitze ihres Erzeugers oder der Urform weiter aus, bilden deswegen keine geographische Varietät. Und darin erkennen wir nun eben das Auszeichnende der g e o g r a p h i s c h e n Varietät, daß sie im Falle der Tiere und Pflanzen ein

Produkt der Vererbung und im Falle der ethnographischen Gegenstände der nachahmenden Wiederholung ist.

Stammverwandtschaft und ethnographische Verwandtschaft. Der Stammverwandtschaft, welche Blutsverwandtschaft ist, stellen wir die ethnographische Verwandtschaft gegenüber, welche auf rein äußere Berührung, sagen wir Verkehr, sich stützen kann. Beide verhalten sich wie Blutsverwandtschaft und Freundschaft. Jene gehört durchaus der Anthropologie an, dieser haben die Anthropologie und die Ethnographie gerecht zu werden. Beide sollen auseinandergehalten werden. Man soll weder aus Rassenähnlichkeit ethnographische Uebereinstimmung folgern, noch auf ethnographische Merkmale Schlüsse auf Rassen- oder Blutsverwandtschaft gründen. Nichts wirkt verzerrender auf das, was wir das „Bild der Menschheit“ nennen, als Vermengung von Rasse und Volk. Der Altersunterschied ist viel zu groß, als daß sie sich zu decken vermöchten. Höchstens können ethnographische Merkmale eine längere Berührung bezeugen, in welcher Rassenmischung stattfinden konnte, so daß man sagen kann: die ethnographische Berührung ist der Vorgänger der anthropologischen Mischung. Bérenger-Féraud hat die Küstenneger Senegambiens den Wellen ihres Meeres verglichen, die bei jedem Sturm sich trüben, in der Ruhe aber die trübenden Elemente wieder zu Boden fallen lassen. Es bleibt aber doch dieser Unterschied, daß wenn auch in Tätowierung, Zahnverstümmelung u. s. w. ein Volk sich individuell zu halten scheint, sein Blut sich verändert und die Welle bei fortdauerndem Zufluss „trübender Elemente“ zuletzt dauernd trüb wird.

Die Ethnographie zeigt nicht die Völker in ihren natürlichen, sondern in ihren geschichtlichen Beziehungen. Wo Schrift fehlt und Tradition ihrem Wesen nach unsicher wird, erhebt sich die Ethnographie zur wichtigsten, Entscheidendes leistenden Gehilfin der Geschichtsforschung. Ihre Beziehungen zur Anthropologie sind bisher im Geben und Nehmen weniger bedeutend gewesen. Wenige Bei-

spiele werden genügen, um die Verwirrung zu zeigen, welche hervorgebracht wird durch die Erhebung ethnographischer Merkmale zum Range von Beweisen für Stammverwandtschaft.

Indem Semper hervorhebt, daß die Palauinsulaner sich tätowieren, meint er, sie hätten die papuanische Art der Hauteinschnitte „früher verloren als ihren Körperbau und andere Merkmale“ [20]). Soll man nun denken, es habe eine allmähliche Rückentwickelung mit dem Verschwinden jener bei Papuas, wie bei Australiern und Negern zu findenden Art der Tätowierung begonnen, die endlich in die Umwandelung des dunkelbraunen, kraushaarigen Papua in den helleren, locken- oder straffhaarigen Mikronesier auslief? Finsch sagt einmal: Unter den Rassen der Südsee ist es die schwarze, welche vorzugsweise, vielleicht ausschließlich Töpfe anzufertigen versteht [21]). Diese Verbindung einer ethnographischen Eigentümlichkeit mit dem Begriff „Rasse“ könnte ja glauben machen, daß die Töpferei in der That zu den Merkmalen der schwarzen (melanesischen) Rasse zähle. Wir finden es ebensowenig richtig, wenn G. A. Wilken in jüngster Zeit eine vortreffliche Arbeit: „Das Strafrecht bei den Völkern der malayischen Rasse“ betitelt. Die Worte Strafrecht und Rasse machen zusammengebracht einen seltsamen Eindruck und veranlassen zur Erhebung desselben Vorwurfes, den wir soeben aussprachen. Wenn Guppy von Unterscheidung „der Rassen“ nach der Gestalt der Pfeile spricht und von „important race distinctions“, welche man (mit Morse) in der Art des Abschießens der Pfeile finden könne [22]), so macht das den gleichen Eindruck einer schlechten Hypothese, wie die Behauptung, daß die arische Rasse dem Opiumgenuß als solche ab-, die mongolisch-turanische ihm zugeneigt sei [23]).

Entwickelungsverwandtschaft. Die ethnographischen Gegenstände verändern sich allmählich. Auf einem und demselben Boden gehen geschlagene Steinäxte in polierte, Erz in Eisen, Bogen in Schießgewehre über. Man kennt die Zeit, in welcher die Zulu schwerere Wurfspieße durch ihre leichteren Assagaien ersetzten. So gehen aber auch leichtere Veränderungen an einem und demselben Gegenstande vor, wofür Beispiele im vorangehenden angeführt worden sind. Diese Veränderungen werden meist erst erkannt, nachdem sie über ein größeres Gebiet sich ausgebreitet und als geographische Varietäten sich nebeneinander gelagert haben. Sie kommen aber bei einem und demselben Volke vor. In größeren Reihen desselben Gegenstandes von einer und derselben Oertlichkeit beob-

achten wir Abwandlungen, die besonders häufig auf die Größe, seltener auch auf die Form, besonders aber auf den Grad der Vollendung sich beziehen. Zwar erstaunt immer zuerst die große Uebereinstimmung, die selbst an Gegenständen von weit verschiedener Herkunft gefunden wird. Aber ein Rest von individueller Variation bleibt doch übrig. Er kann sich an Unterschiede des Besitzes und der Lebensstellung innerhalb desselben Volkes knüpfen, er kann einer besonderen Richtung des Geschmacks entspringen oder durch Verschiedenartigkeit des Materiales bedingt sein. Die Variationsgrenzen sind nun sehr verschieden. Die Maße geben die Möglichkeit, dieselben in Zahlen zu fassen. Die Größe ist bei den Bogen am variabelsten, und doch habe ich noch keinen Bogen von Poggi gesehen, der kürzer als 157 und länger als 170 cm. Die Bogen der Salomo-Insulaner stellen eine noch geschlossenere Gruppe dar; unter 7 Exemplaren des Dresdener Museums schwankte die Höhe nur zwischen 214 und 228 cm. Ebenso habe ich 9 Veddahbogen, die allerdings von nicht sehr entlegenen Oertlichkeiten stammen können, zwischen 192 und 158 cm bei wesentlich gleicher Form schwanken sehen. Auf 146 ging nur ein Kinderbogen herab.

Die räumliche Auseinanderlegung der Varietäten darf nicht über den tieferen Zusammenhang der letzteren täuschen. Raum und Zeit ersetzen einander in ihren Wirkungen auf die Verbreitung der Formgedanken. Die abgeschwächte Varietät des südamerikanischen Bogens, die in Mittelamerika zu gleicher Zeit mit der vollkommeneren des Amazonasgebietes vorkam, bezeichnet eine Stufe, auf welche einige Jahrzehnte später auch dieser letztere herabgestiegen sein kann. Es gibt eine ganze Reihe von Beispielen für Entartung einheimischer Künste, die ohne den störenden Einfluß der Europäer (s. o. S. 347) eingetreten ist und in verschiedenen Graden von Entartung eine Verwandtschaft der zeitlichen Entwickelung erkennen läßt. Die alten Thonwaren der Zuñi und Pueblos übertreffen an Feinheit des Materials, an Schönheit und Gleichmäßigkeit der Glasur und

an Symmetrie der Formen bei weitem die Produkte der heutigen Keramik jener Gebiete, so sehr uns auch diese letzteren, besonders in ihren mit sehr leichter freier Hand gezeichneten Ornamenten, beachtenswert erscheinen mögen. Technik und Motive sind ähnlich, aber der Grad der Vollendung hält Altes und Neues so weit auseinander, als wäre es nicht an derselben Stelle, sondern Hunderte von Meilen entfernt gefunden.

Die Grabmitgaben der Aleutengräber auf Kanagmil (Insel der Vierkratergruppe), welche W. H. Dall so sorgfältig beschrieben hat[24]), deuten eine höhere einheimische Kultur an, als die war, welche vor 140 Jahren den ersten Europäern in diesen Gewässern entgegentrat. Die prächtigen Stäbchenpanzer Nordwestamerikas und der Tschuktschenküste, welche heute zu den größten Seltenheiten gehören, waren damals noch häufig. Ihre tiefste Stufe liegt in den Stäbchenbündeln der Thlinkiten, deren Entwickelung durch die Mittelstufe der Prinz-Wilhelms-Sund-Eskimo deutlich zu verfolgen ist. Man kann eine Reihe konstruieren, in welcher von den unvollkommeneren Formen zu den vollkommeneren vier oder fünf Stufen hinaufführen und dieser Fortschritt geht im allgemeinen von Südosten nach Nordwesten, um seinen Höhepunkt an der Tschuktschenküste zu finden. Es ist der Grundgedanke der Zusammenfügung zahlreicher Holzstäbe zu einem biegsamen Panzer, den wir bei den Thlinkiten in dieser einfachsten Gestalt, im Prinz-Wilhelm-Sund mit einer Rückendeckung und im Tschuktschenlande mit einer trichterartig ausgebogenen, den Kopf umgebenden Konstruktion verbunden finden. Dort Holz, hier Walroßzahn. Die Idee der Angel ist viel einfacher und doch ist dieses wahrscheinlich im Grunde sehr primitive Werkzeug in zahlreichen Variationen über die Erde verbreitet. Im östlichen Nordamerika und bei den Eskimo gibt es dem Rechtwinkligen sich annähernde Formen aus Knochen, denen als eine andere Gruppe entgegengesetzter Gestalt die in $^3/_4$-Kreisform gebogenen Stein- und Muschelangeln von kalifornischen Inseln, von den Paumotu und Samoa gegenüberzustellen sind. Unter sich sind die Angeln aus jeder der beiden Gruppen zum Verwechseln ähnlich. Wer in einer Sammlung wie der des Nationalmuseums zu Washington Angelhaken aus Nordost- und Nordwestamerika und Polynesien nebeneinander liegen sieht, erkennt selbst in diesen kleinen Dingen die große Aehnlichkeit zwischen den beiden letzteren und ihren gemeinsamen Abstand von den ersteren[25]). Unzweifelhaft lassen sich Verwandtschaftsgruppen abgrenzen, die, wie wir vorauszusagen wagen, die pazifische Gruppe der Polynesier, Nordwest-Amerikaner und West-Eskimo schon wegen der Aehnlichkeit ihrer Angeln sehr nahe zusammenbringen müssen. Aber es gibt dann auch wieder sehr verschiedene Formen, welche aus einem und demselben Gebiet

stammen. Eine Sammlung der Angelhaken der Eskimo würde von den aus Knochen und Stein zusammengesetzten bis herab zu den einfachsten eine ganze Entwickelungsreihe darstellen. Manche werden zu einfach sein, um noch einen Zug von Familienähnlichkeit ausprägen zu können. Aber die zusammengesetzten werden allerdings von Ostgrönland bis Alaska dieselbe Art der Befestigung zeigen. Diese müssen geschichtlich jünger sein als jene, aber sie existieren jetzt beide in demselben Dorfe oder derselben Hütte nebeneinander.

Die aufsteigende Linie. Wenn man die einfachen und zusammengesetzten Vertreter desselben Gegenstandes aus demselben Formenkreise vergleicht, mag man zur Ansicht gelangen, daß sie eine Entwickelung vom Einfachen zum Zusammengesetzten darstellen und daß sie demgemäß in eine Reihe geordnet werden könnten, welche ihrem allmählichen Auseinanderhervorgehen entspricht. Derartige Entwickelungsreihen, welche nach oben hin durch Abzweigung von Nebenformen in Stammbäume übergehen, sind schon oft konstruiert worden, man darf aber nicht übersehen, daß sie auf der hypothetischen Voraussetzung beruhen, es sei das reicher Entwickelte. vollkommener Ausgestattete das zeitlich Jüngere. Was aber vollkommener sei und daher höher stehe, das zu entscheiden ist schwer, und man begegnet in dieser Beziehung Aufstellungen, welche ganz willkürlich sind. Angesichts der Thatsache, daß es auch eine rückläufige Entwickelung gibt, ist solchen Reihen und Stammbäumen immer nur der Wert einer Hypothese zuzuerkennen, welche als Werkzeug der Forschung gute Dienste leisten kann. Und die gleiche provisorische Stellung ist den darauf begründeten Klassifikationen anzuweisen [26]).

W. H. Dall hat in seinem Buch über Lippenpflöcke und Masken [27]) zunächst den Versuch gemacht eine Entwickelung der Masken durch eine Reihe von Stadien zu konstruieren, die nach seiner ausführlichen Darlegung etwa folgendermaßen zu bestimmen wären: 1. Schild oder Schutz für das Gesicht, wahrscheinlich in der Hand gehalten; 2. Befestigung, Augen- und Mundöffnungen: auf diesen beiden Stufen traten Schmuck und überhaupt das Aeußere hinter dem Schutzzwecke zurück; 3. das Aeußere soll Schrecken erregen; 4. die Maske wird leichter in dem Maße, als der Schutzzweck hinter den ebengenannten zurücktritt; 5. dadurch kann Größe und Menge schreckender Anhänge zunehmen; 6. mit

diesem Wachstum nimmt die individuelle Variation immer mehr zu. jeder Krieger trägt endlich eine mehr oder weniger eigentümliche Maske, an welche von ihm oder von ihrer Ausstattung ausgehende mythische Vorstellungen sich anknüpfen können; 7. damit ist der Uebergang zur gottesdienstlichen Benutzung der Maske gegeben; 8. in umgekehrter Richtung konnte der Träger einer Maske dieselbe ins Komische herabziehen und ihr einen dauernd komischen, hauptsächlich satirischen Charakter aufprägen; 9. die Maske als Zeichen geheimer Gesellschaften oder als Klassenzeichen erscheint auf einer höheren Stufe sozialer Entwickelung. An diese evolutionäre Auffassung schließt sich auch Dalls Klassifikation an.

Die Erfindung, als Variation eines ethnographischen Gegenstandes auftretend, besitzt zunächst nur ein psychologisches Interesse, welches ein völkerpsychologisches werden kann, wenn es dazu beiträgt, die Beschaffenheit einer Volksseele zu charakterisieren. In diesem Sinne ist die Veyschrift und ist das Tscherokie-Alphabet genügend gewürdigt worden. Ein geschichtlicher Wert kann noch hinzukommen, wenn es sich um eine von außen gekommene Anregung handelt. Daß Sequoja ein Mischling war, der seine Reform unter dem Einfluß der europäisch-nordamerikanischen Bildung ersann, stempelt sie zu einem Denkmal der indianisch-europäischen Kulturbeziehungen. Indem eine ethnographische Variation sich über ein größeres Gebiet ausbreitet, wird sie uns auch anthropogeographisch wertvoll. Sie gewann diese Ausbreitung, indem sie von dem einen Urheber sich loslöste und Eigentum eines Stammes, eines Volkes, einer Völkergruppe, eines Kulturkreises wurde. So weit diese Träger sich ausbreiteten, reicht nun auch die ethnographische Variation; wo wir sie finden, waren oder sind jene Träger auch zu finden und mit ihnen die ganze Summe der ethnographischen Eigenschaften, welche ihnen zukommen. Aus dieser geographischen Thatsache ergibt sich also die geschichtliche der Verbreitung des Stammes, Volkes u. s. w. Und aus dieser geschichtlichen Thatsache kann unter günstigen Verhältnissen auf die Herkunft und Verwandtschaft des Stammes, Volkes u. s. w. geschlossen werden, wobei ein Verbreitungsgebiet mit anderen in Verbindung gesetzt werden kann, wenn die Verwandtschaften der ethnographischen

Variationen sich verfolgen lassen. So reihen sich die Lederschilde der Zulu, Betschuanen, Masai und Schuli von Süden nach Norden durch 40 Breitegrade aneinander. Jener psychologische Wert ethnographischer Variationen ist unabhängig von der Weite ihrer Verbreitung, dieser geschichtliche dagegen bemißt sich nach der Ausdehnung und Richtung der geographisch festzustellenden Ausbreitung. Wir haben den Fall, wo die Geschichts- und Zeitfrage zur geographischen und Raumfrage wird.

Die absteigende Linie. Der Entwickelung steht der Rückgang, der Evolution die Devolution gegenüber. Der Ablauf beider Vorgänge ist im Sinne des Spiegelbildes der gleiche. Es reihen sich Formen aneinander, die auseinander hervorgehen, indem sie sich stufenweise vervollkommnen oder indem sie stufenweise vom höchsten Punkt herabsteigen, den sie erreicht hatten. In der Entwickelung in aufsteigender Linie liegt das Unvollkommenere im Anfang, das Vollkommenere bildet den Abschluß; und umgekehrt verhält sich die Anordnung der Reihe auf der absteigenden Linie, nur daß hier die Entartungsformen auf einem gewissen Niveau Halt machen, unter das sie nicht herabsinken können, ohne ihren Zweck zu verfehlen. Die Kleidung kann sich auf ein Feigenblatt reduzieren und bleibt Kleidung, solange dieses die Scham bedeckt. Wenn aber nur noch eine Schnur um den Bauch übrig bleibt, hat die Kleidung aufgehört und eine andere Entwickelungsreihe hat begonnen. Wenn der Speer durch die Assagaie bis zur Größe eines Wurfpfeiles herabsinkt, ist er nicht mehr Speer, ob auch Schaft und Klinge ihre Lage-, Form- und Größenverhältnisse beibehalten haben. Er ist als Wurfpfeil ein Ding für sich und nimmt dann in der That durch Zufügung des beschwerenden Thonklumpens u. dgl. eine besondere Entwickelung. Der Bogen ist aber in seiner rohesten Form bei Buschmännern oder Feuerländern immer noch Bogen, er könnte sich nicht weiter vereinfachen, ohne die Sehne zu verlieren und zum Stab zu werden.

Oft wird es schwer sein, die Frage rein zu beant-

worten: Aufsteigende oder absteigende Linie? Die Antwort wird nur dort leicht fallen, wo die geographische Auseinanderlegung einzelne Stufen als geographische Varietäten erscheinen läßt. Da mutet es oft an wie ein Ausklingen, wenn man einen Formenkreis gegen die Peripherie hin allmählich die Merkmale verlieren sieht, welche näher beim Mittelpunkt ihn in so hohem Grade auszeichneten. Je mehr man in bestimmter Richtung über eine gewisse Entfernung hinaus von dem Höhepunkt einer ethnographischen Entwickelung zurückgeschritten ist, desto weiter entfernen sich bestimmte Formen von der Ausprägung, welche sie dort gefunden haben.

Der südamerikanische Bogen ist von La Plata bis nach Mittelamerika hinein wesentlich ein und derselbe. Symmetrisch aus hartem Holz gebaut, schön geglättet, meist selbst poliert, mit wohlgedrehter Schnur bespannt, deren überflüssiges Ende in zierlichen Umwickelungen den Bogen zugleich verstärkt und verschönt, stellt der südamerikanische Bogen eine geschlossene Form dar, welche ihre größten und schönsten Vertreter im heutigen Brasilien und zwar mehr in der Mitte als im Norden findet. Hier sind die Bogen über mannshoch, kräftig, schön poliert, reich besehnt. Nördlich vom Amazonenstrom werden sie kleiner und schwächer, sind aber womöglich von noch schönerer Arbeit als im Süden. Aber es treten auch einzelne bloß geglättete, nicht polierte Stücke auf. Und im Magdalenagebiet, in Columbien, im westlichen Mittelamerika finden wir nur noch schwache Arbeit; die Bögen sind um 40—50 cm kürzer, schwächer, und die Sehne, auch hier eine gut gedrehte Schnur, ist weder so reichlich, noch so zierlich um den Bogen gewickelt, wie dort. Etwas weniger Sorgfalt, weniger Ueberfluß an Material, schlechter Beschaffenheit desselben und wir befinden uns bei dem rohen und selbst nicht in hohem Maße zweckdienlichen Bogen des Apachen oder des Feuerländers. Wie vollzieht sich eine solche Herabminderung? Die Grundeigenschaften bleiben dieselben, so daß die Bögen der Goajiros, von Nicaragua, von Costarica fraglos derselben Klasse angehören wie die des südlicheren und mittleren Südamerika. Die Verluste erstrecken sich zunächst auf Aeußerliches. Die Glättung, die geschmackvolle Formgebung lassen zuerst nach, indem aber so die Arbeit im äußerlichen an Sorgfalt einbüßt, wird auch das Wesentliche geschädigt: der Zweck; der Bogen wird kleiner, die Sehne ist weniger fest gedreht, die Leistung wird geringer sein.

Die devolutionäre Auffassung wird immer den Vorzug haben, von dem festen Boden einer gegenwärtigen Thatsache zurückzuschreiten, während die evolutionäre

von einer ersten Stufe ausgeht, die wir oft nicht mehr ethnographisch fixieren können, und nun erst zur Gegenwart Stufe für Stufe heraufsteigt. Stehen beide Auffassungen als gleichberechtigte Hypothesen nebeneinander, so wird besonders bei der heutigen Lage der Naturvölker die erstere zu probeweiser Anwendung den Vorzug verdienen.

Die Tiefe der Menschheit. Der Wert der ethnographischen Merkmale beweist sich zum Teil an ihrem Alter, welches wir uns als ein Hinabragen in tiefere Schichten der Menschheit vorstellen können. Zu dem geographischen Bilde der Menschheit gehören außer der horizontalen Verbreitung, die wir durch die Zeichnung der Grenzen der Oekumene bestimmen, und den Schattierungen der Massenverbreitung die Abstände, in welchen die verschiedenalterigen Teile der Menschheit hintereinander stehen und die Höhe des Ueberragens der besser angelegten oder kulturlich besser ausgestatteten Völker. Aus den beiden letzteren Eigenschaften erwächst dem Bilde der Menschheit Tiefe und Höhe. Gehen wir nun der Tiefe nach, so berühren wir nach kurzem Weg die Grenze der geschichtlichen Zeit, und die vorgeschichtlichen Studien, welche uns darüber hinausführen, zeigen wider alles Erwarten nichts, was von den Zuständen der heutigen Menschheit im wesentlichen abwiche. Diese beiden scheinbar negativen, d. h. dem Vorbringen in große Tiefe ungünstigen Thatsachen sind insofern doch von großer Wichtigkeit, als die Perioden, auf welche sie sich erstrecken, immerhin nach Reihen von Jahrtausenden zählen. Da wir nun in diesen langen Zeiträumen nichts weit von den Zuständen und Ereignissen der heutigen Menschheit Abweichendes finden, werden wir von vornherein auch in der heutigen Menschheit, welche Produkt dieser Entwickelung ist, wenig über diese Perioden deutlich Zurückzuverfolgendes erwarten dürfen. Man kann sagen: Die Einheit des Menschengeschlechtes, wie es heute lebt, wird von vornherein historisch wahrscheinlich gemacht. Wenn aber in einer Vergangenheit, welche unser Blick noch

nicht durchdringt, diese Einheit nicht bestanden hat, so kann es nur Aufgabe der Geologie sein, jene tieferen auseinanderstrebenden Wurzeln der Menschheit bloßzulegen; denn die größten Unterschiede innerhalb der Menschheit sind längst begraben. Was uns betrifft, so haben wir natürlich nicht auf das Rücksicht zu nehmen, was möglicherweise einmal erforscht werden könnte, wir nehmen die Menschheit, wie sie ist, und wenn wir von ihrem Alter sprechen, so messen wir nicht von jener Stelle an, wo ihr Stammbaum in der Tierheit wurzelt, sondern beginnen an der Grenze zwischen ihren letzten greifbaren Spuren und Resten und jener Vorzeit, die solche noch nicht geliefert hat.

Wir haben es dann eigentlich mit zwei Menschheiten zu thun. Ihre Zeichen sind Gegenwart und Vergangenheit, sie verhalten sich wie Jetzt und Einst. Die eine ist die heute existierende Zahl von Einzelmenschen, diese 1450 Millionen menschliche Wesen, die man sieht, hört, empfindet, die man fragen, messen, photographieren und endlich sogar zergliedern kann; und die andere ist die nur gedachte, und zwar höchst unbestimmt gedachte Menschheit aller Zeiten und Länder, deren fernere Vergangenheit oder deren untere Schichten in einem tiefen Schatten ruhen, mit dem kein Lichtstrahl des Geistes bis heute zu kämpfen versucht hat. Beide Menschheiten werden beständig vermengt. Unmerklich tragen die Züge der einen sich in unserem Geiste auf jene Weite und Tiefe ungeformten Schattens über, der gegliedert werden will. Das Ergebnis ist, die alte, die gewesene Menschheit als Brockengespenst der jungen, der heutigen, sich in enttäuschender Wiedergeburt erheben zu sehen. Diese aber ist fast nur Oberfläche, wo jene nur Tiefe ist. Nur wo die Oberfläche, d. i. die heutige Menschheit, große Kulturunterschiede erkennen läßt, glaubt man Spuren verschiedenen Alters zu sehen, gewinnt aber nur den Eindruck leichter Schattierungen, die den Blick hier tief und dort etwas weniger tief dringen lassen[28]) Aber die Menschheit der Gegenwart ist verschwindend klein im Vergleich zur Menschheit der Vergangenheit. Diese wächst

mit jeder Minute, was stirbt, was verfällt, wächst ihr zu; jene bleibt immer nur Oberfläche. Es ist für die Schätzung der Menschheit von heute von der größten Bedeutung, daß man sich dieses Verhältnis vor Augen halte, um so mehr als diese Schätzung dazu neigt, Ueberschätzung zu sein. Das Bild der Menschheit ist falsch, wenn es das gewaltige Ueberragtwerden der Gegenwart durch die Vergangenheit nicht erkennen oder wenigstens durchfühlen läßt. Es gleicht dann einem der perspektivlosen Bilder asiatischer Kunst, welche Himmel und Erde auf einer Fläche zeigen und beide vom Helden des Bildes bedeckt und zugedeckt. So ist es aber nicht in Wirklichkeit, sondern das Alter der Menschheit stellt ihre Gegenwart vollständig in Schatten. Die Menschheit geht gebückt unter der Last der Ueberlieferung, wo sie ihren Fuß hinsetzt, da tritt sie auf Spuren von sich selbst, sie ist überall schon gewesen, hat alles schon gesehen, und es gibt keinen Kern eines Gedankens, der nicht schon einmal gedacht wäre.

Das Bild der Menschheit braucht also, um wahr zu sein, vor allem Tiefe. Diese Tiefe aber gliedert sich in Dämmerung und Dunkel. Von der Gegenwart aus rückwärts gehend, durchschreiten wir eine Zeit genauerer Nachrichten, die man die geschichtliche nennt, dann treten wir in eine Periode viel trüberen Lichtes, die man die vorgeschichtliche nennt und hinter dieser liegt endloses Dunkel, von dessen Inhalt niemand weiß. Die geschichtliche und vorgeschichtliche Zeit rücken nahe zusammen, wenn wir sie mit der tiefen Nacht vergleichen, welche über den hinter ihnen liegenden Perioden ruht; um so näher, als die erstere häufig von verschwindend geringer Ausdehnung und als ihr Licht nur ein geliehenes ist. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn wir Quatrefages sagen hören: „Keine von den polynesischen Wanderungen reicht über die historische Zeit hinaus“ [29]). Welche Zeit denn ist historisch für diese schriftlosen Völker? Doch nur die seit ihrer Berührung mit Europäern verflossene. Der Unterschied, den Schrift und Zeitmaß, diese beiden eng zusammenhängenden Besitz-

tümer zwischen geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit machen, ist gering, wenn wir die beiden vergleichen mit dem, was hinter ihnen liegt. Wohl übten Worte wie Stein und Steinzeit einen Zauber einst aus, als ob sie eine andere, ältere, morgengraue Welt erschlössen, sie narkotisierten geradezu empfängliche Geister, die in Aexten und Pfeilspitzen aus Feuerstein die ersten tastenden Versuche des neuen Menschen in der Richtung auf Kunst und Gewerbe mit Rührung erblickten. Es wirkte sehr enttäuschend, als die Schädel der Pfahlbauer durchaus nicht tierischer gestaltet sich erwiesen, als diejenigen der heutigen Bewohner gleicher Oertlichkeit, und als die Artefakte derselben Wasserhüttenleute sich sicher an die römische Periode anschließen ließen. Als wertvollste Errungenschaft der sog. prähistorischen Studien hat man eine Chronologie jener schriftlosen Vorfahren geschaffen, die freilich die Chronologie der Geologie, früher und später an den aufeinanderfolgenden Schichten messend, ist. Aber an die Chronologie der Jahresreihen knüpft diejenige der Schichtenfolgen in den jüngeren Pfahlbauten, den Dolmen, den nordischen Gräbern, bereits an. Inwieweit die Rückwirkung dieser als Methode wirkenden Auffassung die ältesten chronologisch behandelten Partien der eigentlichen Geschichte umgestalten wird, bleibt der Zukunft vorbehalten. Einen logischen Einwurf glauben wir wenigstens hier nicht fürchten zu müssen, wenn wir die beiden Perioden in eine zusammenziehen, aus deren Zurückreichen wir den Begriff der geschichtlichen Tiefe hervorgehen sehen.

Die geschichtliche Tiefe ist das Maß des Zurückreichens eines Volkes an einer bestimmten Stelle der Erde in die Vergangenheit. Man würde sie Alter nennen können, wenn ihr nicht die geographische Verbindung mit der Oertlichkeit eigen und wenn nicht das Alter als Zeitgröße unbestimmbar wäre. In dem Worte Tiefe liegt nur die Schichtung der Geschlechter der Seienden und Dagewesenen, die Thatsache, daß das folgende Geschlecht im Staube des Vorangegangenen wandelt und in diesen Staub selbst wieder hinsinkt. So hat auch die Menschheit im ganzen ihre geschichtliche Tiefe, welche der Ausdruck ihrer

nachweisbaren Anwesenheit auf der Erde ist und räumlich als eine Fläche, ein geschichtliches Nullniveau vorgestellt werden kann. Die geographische Ausbreitung oder Breite, die gemessen wird für das Volk an den Grenzen seiner äußersten Ausdehnung und für die Menschheit an der Grenze der Oekumene, vervollständigt im räumlichen Sinne jenen Begriff.

Indem wir das Beiwort geschichtlich aussprechen, beschränken wir das Wort Tiefe, das in dieser Verbindung nicht bloß grammatikalisch als Hauptwort steht. Wir meinen hier keine andere Tiefe als nur die geschichtliche. In jeder Untersuchung über den Betrag dieser Tiefe wird man dieses festzuhalten haben, und der gebotene Weg wird immer sein, vom Geschichtlicheren zum weniger Geschichtlichen zurückzuschreiten. Das Erdgeschichtliche aber ist für uns überall ungeschichtlich, wo es nicht deutlich mit Menschheitsgeschichtlichem sich berührt; daraus ergibt sich das Gebot der Vorsicht gegenüber einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen Annahmen, welche irgend ein Maß der Tiefe oder Höhe der Menschheit voraussetzen, ohne dasselbe geprüft zu haben. Es sind dies besonders die auf der Voraussetzung einer gewaltigen Tiefe beruhenden Theorien des Eingreifens geologischer Katastrophen in die Verbreitung der Völker, der Autochthonie der Völker oder mindestens ihrer Kultur und ihres Kulturbesitzes, des Ueberlebens uralter Reste früherer Geschlechter und daraus hervorgehend der großen inneren Unterschiede der heutigen Menschheit. Fassen wir scharf jede einzelne von diesen Annahmen ins Auge, so will es scheinen, als ob sie unnötige Ueberschätzungen seien, und als ob das Bild der Menschheit ohne sie an Klarheit und Einfachheit gewönne. Nicht wenig von dem Tastenden, Unsicheren, das in der Anthropogeographie und Ethnographie sich unter gedankenlosen Zusammenhäufungen oder kühnem Phrasenschwall schlecht verbirgt, findet seinen Grund in der Unkenntnis der geschichtlichen Tiefe oder, was dasselbe, des wahren geschichtlichen Alters eines Volkes.

Anthropogeographie und Geologie. Die sonst frucht-

bare Verbindung von Geologie und Geographie muß ihre Grenze an der Stelle finden, wo wir auf den Menschen als Bewohner der Erde stoßen. Mögen die Pflanzen- und Tiergeographien sich der hypothetischen Zwischenkontinente bedienen, um die Verbreitung gewisser Pflanzen- und Tierformen über die Erde hin zu erklären, die Anthropogeographie und die Ethnographie sollten sich nicht der Gefahr aussetzen, welche in der leichten Verwendung so kolossaler und gleichzeitig so bequemer Vorstellungen liegt. Für sie sind Atlantis und Lemuria nur wissenschaftliche Utopien, die als Völkerbrücken an den haarfeinen Geweben der Phantasie hängen. Bei dem geringen Alter der Menschheit, mit der allein unsere Wissenschaft es zu thun hat, ist anzunehmen, daß die Hypothese, welche ein bestehendes Volk an ein anderes bestehendes Volk anknüpft, immer wahrscheinlicher sei, als die, welche nach Wurzeln in der Vergangenheit sucht. Wie sicher es auch immer bewährt ist, daß das, was wir an der Erde fest nennen, bald raschen, ruckweisen, bald bis zur Unmerklichkeit langsamen Verschiebungen ausgesetzt bleibt, deren Summe in großen Ozeanen Inselschwärme auf- und Festländer untertauchen lassen kann, so sicher ist auch, daß die Lehre von der Verbreitung des Menschen davon geringen Nutzen ziehen kann. Große Bewegungen in den Naturverhältnissen sind so viel langsamer als Bewegungen in den menschlichen Verhältnissen, daß die unbedingte Parallelisierung beider verworfen werden muß. Allem Anschein nach ist die Zeit fern, wo die Menschheit in eine Tiefe der Vergangenheit sicher zu verfolgen sein wird, in welcher die Perioden ihrer Entwickelung mit den geologischen Epochen zusammenfallen. Optimistische Erwartungen haben sich trügerisch erwiesen. „Es bedarf nur noch weniger Entdeckungen im Gebiet der letzten Erdschichten der Geologie, die man zu jeder Zeit erwarten darf, um die Geschichte der Menschheit mit der Geschichte der Natur in Zusammenhang zu setzen,“ schrieb man vor bald 40 Jahren [30]). Wir warten noch immer auf die Erfüllung dieser Prophezeiung, die viele ebenso unerfüllt gebliebene Vorgängerinnen gehabt hat.

Die Anthropologen und Ethnographen haben es sich nun freilich einstweilen nicht schwer werden lassen und nicht nur geringere Männer haben diese Bedenken in den Wind geschlagen, sondern Gelehrte wie Broca und Forschungsreisende wie Hildebrandt finden wir mit dem Bau phantastischer Festlandbrücken beschäftigt. Nachdem früher Bory de St. Vincent Neuseeland darum zum Ausgangspunkt der polynesischen Völkerwanderungen gemacht hatte, weil es das älteste Land Polynesiens sei, knüpfte Broca an ähnliche Anschauungen bei Quiros und Dumont d'Urville an, wenn er in den pazifischen Inselschwärmen Reste eines untergegangenen Kontinentes sah, der von den Vorfahren der heutigen Völker dieses Gebietes bewohnt war und die Uebereinstimmung der letzteren in Rasse, Sprache und Sitten erklärt. Alfred R. Wallace hatte noch früher ähnliche Ansichten mit jenem bestrickenden genialen leichten Sinn vertreten, der seine Schriften selbst für weite Kreise pikant erscheinen ließ. Neuerdings hat Dr. Brulfert in Paris diese Ansicht wieder begründen wollen. Und dabei scheint wenigstens die Größe des Raumes, um den es sich handelt, die Größe des hypothetischen Unterfangens zu rechtfertigen. Allein Hildebrandt geht so weit, daß er allein schon für die afrikanischen Elemente auf Madagaskar eine Erdrevolution zu Hilfe ruft, indem er annimmt, daß „zur frühen Zeit dieser Völkerbesiedelung im trennenden Kanal von Mosambik noch mehr solcher vulkanischen Inseln als Brückenpfeiler vorhanden waren, wie sie jetzt die Komoren zeigen [31]). Man bedenke, daß der Kanal von Mosambik 60 geogr. Meil. breit ist, und daß die vielleicht 1200000 negroiden Madagassen unter Annahme mäßiger Vermehrung sich aus einigen Tausend zu entwickeln vermochten, welche schon bei den ersten Besuchen der Europäer und wohl lange vorher als Sklaven nach der Insel gebracht wurden [32]). Die Verführung zum müßigen Gebrauche der Erdumwälzungen ist außerordentlich groß und wir sehen zu dieser Erklärung in Fällen greifen, wo nur eine träge Denkgewohnheit die näherliegenden, wahrscheinlicheren Deutungen verschmähen lassen kann. Es ist gar nicht zu entschuldigen, wenn ein neuerer Ethnograph die Straße von Malakka als trockenes Land von den Orang Benua und anderen unzivilisierten Malayenstämmen der Halbinsel passiert werden, die Malayen von Menang-Kabau aber über Meer kommen läßt [33]). Das ist ungefähr ebenso berechtigt, wie es die Behauptung wäre, es seien nach Britannien die Kelten vor der Bildung des Aermelkanals, die Römer aber erst nach dieser eingewandert.

Sogar wenn uns Karl Neumann in einem tschuktschischen Märchen den alten Zusammenhang zwischen Amerika und Asien in der Beringsstraße als ein Stück Glauben jedes Anwohners dieser Meeresstraße kennen lehrt, wollen wir nicht mit ihm fragen, ob vielleicht der Mensch Zeuge dieser Trennung sein konnte [34])? Wir

verschmähen es schon, weil wir von schriftloser Tradition, die über eine kurze Reihe von Generationen sich hinaus erstreckt, sonst nirgends Kunde haben, weil wir von keinem Volk wissen, das so viele Jahrtausende als dies erdgeschichtliche Ereignis hinter der Gegenwart liegen muß, in seinen Sitzen geblieben ist, weil wir ähnliche Sagen bei weit von dieser Meerenge entfernten Völkern finden. Allein der größte und wichtigste Grund ruht in jener erst angeführten Erwägung allgemeinerer Natur. Ihn möchten wir als einen der Grundsätze aller Völkerforschung bezeichnen, die ja gerade darum in der innigen Verbindung mit der Geographie am sichersten gehen wird, weil diese es überhaupt nur mit der Gegenwart und der allerjüngsten Vergangenheit der Erdoberfläche, d. h. derselben historischen Schicht zu thun hat, der die Menschheit, soweit wir sie ethnographisch zu erforschen im stande sind, angehört. Indessen dieser Neigung ist nicht leicht entgegenzuarbeiten; einige werden ihr offen und sensationslustig folgen, andere haben ihr wenigstens keinen ernsten Grund entgegen zu setzen. Noch vor zehn Jahren wurde auf einem Orientalistenkongreß [35]) eine ethnographische Karte von Asien gezeigt, auf welcher Obthal, Schwarzes Meer, Aral, chinesisches Tiefland von Meer bedeckt waren, so daß auf großen Inseln Turkvölker, Mongolen und Arier sich ruhig ausbilden konnten. Niemand widersprach einer so phantastischen Konstruktion. Ganz anders würde man sich wohl verhalten, wenn das entgegengesetzte Extrem zur Geltung käme und statt hochtrabender Hypothesen bescheidene, selbst ärmliche Erklärungen, wie z. B. daß Madagaskar seine negroide Bevölkerung eingeführten Sklaven von der Mosambikküste oder Australien seine Mischrasse entlaufenen Matrosen und verschlagenen Trepangfischern malayischer Herkunft verdanke, zur Erörterung gestellt würden. Beide mögen in Beziehung auf einen bestimmten Fall gleich unrichtig sein, die letztere ist aber im Grundgedanken immer wahrscheinlicher, weil bescheidener in ihren Mitteln, und daher vor allem weniger gefährlich als die erstere.

Autochthonie und Ursprungssagen. Gerne sieht man in der Einwanderung eines Volkes eine in der fernsten Vergangenheit liegende Thatsache, weil in den meisten Fällen seine Geschichte erst mit dem Erscheinen auf dem Boden beginnt, den es heute bewohnt. Daher die Neigung in diese unbekannte Tiefe gewagte, halbmythische Vorstellungen hineinzugeheimnissen. Die Wanderzeit, das ist so recht die dunkle Ecke, in welche unklare, unfertige, unbequeme Gedanken weggerückt werden, in deren Dämmerung sie sich auch am besten behagen. Dort hegt der Stolz eines Volkes die nicht zu beweisende Zurückführung seiner Abstammung auf Halbgötter und Helden, wie fast alle mohammedanischen Völker Nordafrikas an die göttliche Zeit des jungen Islam ihre Einwanderung knüpfen. Aber auch die Gelehrten neuester Prägung verschmähen nicht dieses Dämmerlicht. Nur in ihm kann eine so gewagte Hypothese gedeihen, wie Karl Rau sie ausspricht, wenn er meint, die „völlig verschiedenen Merkmale der zahlreichen Sprachfamilien Amerikas“ nur auf Grund der Annahme erklären zu können, daß die frühesten Einwanderer der Fähigkeit noch entbehrt hätten, sich in artikulierter Sprache auszudrücken[36]). Und den Gegensatz der Unterschiede auf engstem Raume, wie ihn die Sprache Arizonas aufweist, zu der weiten Verbreitung der malayo-polynesischen Idiome weiß Oskar Löw nur so zu erklären, daß „schon bei der ursprünglichen Einwanderung aus Asien, welche vielleicht in mehreren, weit getrennten Perioden stattfand, sprachlich sehr verschiedene Stämme sich beteiligten“ [37]). Was kann bequemer sein als die willkürliche Zusammenschiebung oder Auseinanderrückung der Völker, welche das Dunkel der Wanderzeit deckt? Es gibt kein Volk der Erde, das nicht dabei mit einem anderen in Berührung zu bringen wäre. Sonst wird die Erde so groß gedacht; plötzlich finden wir, daß sie zusammenschrumpft! Die gelehrten Wanderungshypothesen gehören mit diesem unbeabsichtigt mythischen Charakter zu den allerunwahrscheinlichsten. Die bei den Niederländern des 17. Jahrhunderts zu findende Behauptung, daß die Molukken ihre dunklere Bevölkerung großenteils durch eingeführte Sklaven afrikanischer Herkunft erhalten hätten, macht noch den Eindruck des Maßvollen im Vergleich mit der Crawfordschen, daß die malayischen Elemente des Polynesischen die Folgen des Besuches einer malayischen Piratenflottille auf Tonga seien, die auch das Zahlensystem, dann Kokosnuß, Yam, Taro, Zuckerrohr und anderes eingeführt hätten[38]). Sie gehört zu den typisch-unwahrscheinlichen. Noch abschreckender sind indessen die vielberufenen Fabeleien von den verlorenen Stämmen Israels, welche bald in Amerika, bald im Kapland und bald in Afghanistan auftauchten. Selbst von den Eskimo hatte Cranz diese Annahme abzuwehren. Ernstere Geister fühlten sich von diesen Spekulationen abgestoßen, welche nicht zufällig Zeitgenossinnen der großen Katastrophenlehren von Reinhold Forster und Pallas sind. So lehnte Alexander von Humboldt in dem ethnographischen Kapitel seines Buches über Neuspanien[39]) die Be-

antwortung der Frage nach dem Ursprunge der Tolteken und Azteken ab, indem er sagte: „Die allgemeine Frage nach dem Ursprung der Völker eines Erdteiles geht über die Grenzen hinaus, welche der Geschichte gezogen sind; und vielleicht ist es nicht einmal eine philosophische Frage.“ Hier geht nun die Selbstbescheidung entschieden zu weit. Ist es vielleicht der Wissenschaft angemessener, der Frage durch die Annahme der Autochthonie aus dem Wege zu gehen?

In der That, man frägt gar nicht, sondern antwortet gleich: Autochthon, und schneidet damit die Frage ab. Wir glauben zeigen zu können, daß es besser wäre, diesen Begriff der Volkssage zu überlassen, die bekanntlich mit weltweit verbreiteter Vorliebe das Erstgeburtsrecht auf den Boden, den sie eben bewohnt, in Anspruch nimmt, und dafür um so bestimmter jene Frage zu stellen, deren mehr oder weniger wissenschaftlicher Charakter wesentlich von dem Bilde abhängt, das man sich von der Menschheit macht. Sind die Völker jung auf dem Boden, den sie bewohnen, zeigen sie die Neigung, denselben leicht zu wechseln oder auf ihm beweglich zu sein, dann ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, daß jene Frage gestellt werden kann, daß sie endlich gestellt werden muß. Nur wird es auch dann noch offen bleiben, ob gerade in der üblichen Form. Den Ursprung eines Volkes kennen zu lernen, ist das letzte Ziel, welches man sich setzen kann; wir sagen mit Philipp Martius, daß es Aufgabe der Wissenschaft vom Naturmenschen sei, „seine Herkunft und die Epochen jener früheren Geschichte zu beleuchten, in denen er sich seit Jahrtausenden wohl bewegt, aber nicht veredelt hat“ [40]), und es wird sich oft empfehlen, das Nähere und Erreichbarere zu wählen, also nach dem Wege zu fragen, an dessen Ende dieses Ziel gelegen ist. Sind aber die Völker uralt in ihren Sitzen, dann kann ihr Ursprung nur im Dunkel liegen und selbst die Autochthonie ist keine zu gewagte Annahme. Es ist also nötig zu prüfen, welches Bild der Menschheit das richtige: das unermeßlich tiefe oder das weniger tiefe. Sicherlich wird aber das Wort „autochthon“ oft in einem Sinne angewendet, der eine solche Prüfung nicht voraussetzt. Dann ist es unwissenschaftlich und verwerflich.

Ueber einen gefährlichen Doppelsinn des Wortes „autochthon“ kann man nicht zweifelhaft sein, wenn ein Forscher wie Bérenger-Féraud im ersten Abschnitt seiner wertvollen „Peuplades de Senegambie“ (1879) von den Joloffen sagt: „Es ist möglich, daß die Joloffen Aboriginer der weiten Alluvialebenen Untersenegambiens sind. Sind sie aus anderen Gegenden gekommen, so ist ihre Einwanderung jedenfalls vor solanger Zeit geschehen, daß man sie ohne Schwierigkeit als Autochthonen ansehen kann, da sie jedenfalls die ältesten Besitzer des Landes sind“. Aehnlich Hermann v. Schlagintweit: „Auch so dürfen wir den Namen Aboriginer oder Urrasse nicht deuten, als ob er bezeichne, daß jeder einzelne der betreffenden Stämme an bestimmter Stelle isoliert entstanden sei. Dem gegenwärtigen Standpunkt ethnographischer Forschung

entsprechend haben wir vielmehr darunter zu verstehen niedere Entwickelungsstufe, Mangel an Zusammenhang mit den größeren Nachbarrassen und Mangel an genügender Ueberlieferung über frühere Wohnsitze" [41]). Mit anderen Worten heißt also in dieser Auffassung autochthon dasjenige Volk, über dessen Herkuft man mangels genügender Ueberlieferung sich keine Vorstellung machen kann. Diesen Mangel bemißt aber ein subjektives Urteil und so kommt man auf Umwegen zu der Willkür Humboldtscher Entsagung zurück. Dieselbe Mengung trübender Vorstellungen in dem Worte „Eingeborener", bei dem wir freilich seltener gerade an die Uebersetzung autochthon denken. Im Grunde macht auch es einen Strich unter die Gegenwart, der alle Geschichte ausschließt und die Forschung lähmt. Man lese jenes Werk Bérenger-Férauds und versuche die Frage zu beantworten: Wieviel genauer wäre beobachtet und beschrieben worden, wenn der gute Doktor daran gedacht hätte, daß ethnogenetische Schlüsse hier überhaupt möglich seien? Die wichtige Thatsache der verschiedenen Hüttenbaustile im Senegalgebiet z. B. würde gründlicher genommen worden sein. Noch in der zeitgenössischen und neueren ethnographischen Litteratur liegen die Beweise für das Herrschen dieser Anschauung überall zu Tage. Wir greifen ein Paar bezeichnende heraus: „Es soll durchaus nicht gesagt sein, daß nicht alle diese Stämme auf afrikanischem Boden wurzeln," sagt Dr. Fischer von den Völkern in der Region der ostafrikanischen Schneeberge [42]). „Die West-Tuareg betrachten sich als Autochthonen; die Hypothese ist nicht unzulässig," sagt Kapt. Bissuel [43]). Die Australier hat nicht bloß L. Agassiz, der die Autochthonie innerhalb der Grenzen seiner neun biogeographischen Provinzen als Grundsatz aufstellte, auf ihrer Erdteilinsel, ebenso wie Beuteltiere und Eukalypten entstehen lassen [44]), ihm sind darin mehrere der Neueren gefolgt, die sich die Eigenart dieser paar tausend Armen und Elenden nur auf Grund selbständiger, geographisch abgegrenzter Entwickelung vorzustellen vermögen. Anders ist natürlich die Autochthonie in der Sage, der Ueberlieferung zu würdigen, wo sie als ein Erzeugnis der Volksseele erscheint. Mag die Autochthonensage etymologisches Gewand annehmen, wie wenn der kalifornische Indianerstamm der Pomo (am Russian R.) Erdvolk heißt, was Stephen Powers auf die Vorstellung des Hervorgegangenseins aus dem Mutterboden bezieht [45]); mag sie im antiquarischen Gewand, vielleicht besitzrechtlich verbrämt, erscheinen, wie bei den Siebenbürger Sachsen, welche im 16. Jahrhundert, 400 Jahre nach ihrer geschichtlich nachweisbaren Einwanderung aus Rheinfranken, zu behaupten liebten, sie seien Nachkommen einer alten, einst in Siebenbürgen einheimischen germanischen Bevölkerung, gotischen, dakischen oder sakischen Stammes [46]), ihre tiefste Wurzel liegt doch in dem Bewußtsein des Zusammenhanges mit der Mutter Erde. Dasselbe bemächtigt sich in mythischer Gestalt der Vorstellung vom ersten Menschen, an welche dann am liebsten die Vorstellung von der Entstehung eines Volkes angeknüpft wird.

Wenn die Tradition mancher Völker über den Raum hinaus reicht, auf welchem sie heute wohnen, und in Wandersagen ferne Gebiete mit ihrem Wohngebiete zu einem einzigen geschichtlichen Schauplatz verschmilzt, finden wir uns der Wirklichkeit um einen Schritt näher. Vor allem verlegen viele ihren Ursprung in ein fremdes, fern gedachtes Land, und wenn nicht das ganze Volk aus demselben stammt, so kommen doch von außen bestimmte Schichten desselben oder hervorragende Einzelne. Häufig sind ihre Götter und Halbgötter die Führer auf der Wanderung. Diese Sagen kehren so häufig wieder, daß man viel leichter die Völker namhaft machen könnte, denen dieselben fehlen, als jene, denen sie zu eigen sind. Und darin ist auch kein Unterschied zwischen höheren und niederen Völkern. Argonauten und Dorier werden ebenso immer am Beginn der griechischen Geschichte vor uns auftauchen, wie Teut mit seinen Wanderscharen in der deutschen Geschichte auf der Schwelle erscheint, die geschichtliches und mythisches Zeitalter trennt. Daß gerade diese Stelle, wo die Nebel der Vorzeit mit der Sonne der geschichtlichen Epoche kämpfen, so gerne von den Wandersagen eingenommen wird, ist bezeichnend und wichtig. Die Tradition der Aruinsulaner läßt die ursprünglichen Bewohner aus einem Baume der Sapindaceenfamilie nach monatelangem Regen hervorsprießen, die Bewohner der Mittelinsel aber sollen aus dem Boden als Würmer hervorgekrochen sein, während von den verachteten Waldmännern, den Gorngai und Tungu die Sage geht, sie seien aus der Vermischung von Sand und Lehm entstanden. Die geschichtliche Dämmerung beginnt erst mit der Annahme, daß ein Teil der Bevölkerung von Tarangan im Südteile der Insel von Süden gekommen sei[47]). Hier bildet also die Wandersage gleichsam die höchste und letzte Blüte an einem sprossenden Baume von Herkunftssagen. Die Tradition wird unwahrscheinlicher dort, wo sie das Fernerliegende ergreift. Nun behaupten die meisten Völker Autochthonen zu sein und es klingt daher um so mehr wie historische Erinnerung, wenn ein Volk sich zur einfachen Einwanderung bekennt. Wenn ein armes und elendes Volk, dessen Erinnerungsschatz kein reicher sein kann, wie die gedrückten Lubu Sumatras, erzählt, es habe früher in einer waldreichen Gegend der Padang Lawas, d. h. der großen Flächen Ostsumatras gewohnt, seien aber durch ihre Nachbarn bedrückt und dadurch gezwungen worden, auszuwandern, so macht das den Eindruck einer ziemlich genauen Erinnerung, welche sich auf eine nicht allzuferne Zeit beziehen kann. Hier kommt hinzu, daß als Führer der Wanderung der Häuptling Singatandang genannt wird; dieser habe sich am Oberlauf des Flüßchens Ank Mata niedergelassen, das bei Penjabongan in den Batang Gadis fließt; ein anderer Teil ließ sich in der Landschaft Muwara Sipongi, ein anderer in der Landschaft Rau, südlich von Mandheling nieder[48]). Auch in Nordamerika stehen den sagenhaften Erzählungen der Abstammung

von Tieren, seltener von Pflanzen, wie sie besonders bei den ihre Totems nach Tieren benennenden Algonkin vorkommen, die einfachen Wandersagen entgegen, die alle das Gepräge einer näheren Wirklichkeit tragen.

Oertliche Ereignisse von hohem Alter würden wir erwarten dürfen, in der Ueberlieferung eines am Orte wohnenden Volkes zu finden, wenn nicht mit den Völkern auch die Traditionen wanderten und dabei ihren Charakter änderten, so daß bald die Möglichkeit der Lokalisierung aufhört. Die Täuschung wird dadurch vermehrt, daß die mitgebrachten Ueberlieferungen an Oertlichkeiten sich heften, mit denen sie ursprünglich gar nichts zu thun hatten. So wird auch in den geographischen Elementen der Ursprungssagen gewöhnlich nichts Greifbares gefunden, am wenigsten, wenn der lichte Schimmer, der überall den fernsten Horizont vergoldet, sie durchleuchtet. Heimwehartige Empfindung spricht aus sehr vielen Ursprungssagen und findet ihren entschiedensten Ausdruck in der Sage vom Paradies, vom Goldenen Zeitalter, den Glücklichen Inseln u. s. f. In einzelnen Fällen nur mag man eine Unterlage erkennen, so in der Zoroastrischen Verehrung für Bäume und Sträucher jeder Art den Gegensatz der Steppen in West- und Innerpersien zu den waldigen Hängen des Elbrus und Hindukusch. Wenn die Tradition selber wächst und wandert, wie soll man ihrem Sagen glauben, wo es auf Ereignisse sich bezieht, die die Tradition mächtig umgestalten mußten? Es wäre verfehlt, den Sagen über den Ursprung der Kultur viel Gewicht beizulegen, denn die Sachlage macht es wahrscheinlich, daß dieselben irreführend sein müssen. Wandelt doch diese Einführung die Zustände eines Volkes um, führt doch dieselbe lang nachwirkende Gärungsstoffe in den Tiefen eines Volkes ein, und läßt nach einiger Zeit eine neue, vielleicht verbesserte Art der Tradition erstehen.

Vermag man es, den Zeitpunkt zu bestimmen, bei welchem die Tradition in die Mythologie übergeht, so kann man die dadurch sich ergebenden Jahresreihen als Koordinaten auf einer Grundlinie auftragen, welche den Anfang der Geschichte darstellt. Man gewinnt so eine aufsteigende Linie, deren Erhebung das Wachstum, d. h. die Vertiefung des geschichtlichen Bewußtseins anzeigt.

Die Höhe der Menschheit. Eine solche, die genealogischen Ansprüche der Völker reduzierende Auschauung begegnet einer Verzerrung des Bildes der Menschheit in anderer Richtung. So wie man dort ihre geschichtliche Vergangenheit so weit zurückweichen ließ, daß sie sich mit den Ereignissen der Erdgeschichte berührte, mit denen verglichen die biblische Sündflut eine Kleinigkeit ist, so überschätzt man hier, indem man in den heutigen

Geschlechtern Unterschiede obwalten läßt, welche nur zwischen Tierheit und Gottähnlichkeit sich abstufen können. Zwar die Frage, ob die „Wilden" Vernunft hätten, ob sie als Menschen zu betrachten seien, ist gelöst. Als Herder vor 100 Jahren an seinen Ideen schrieb, galt sie als abgethan, aber von hier bis zum Verständnis der Stellung dieser Völker zu den höheren Gliedern der Menschheit war es noch weit und Rückfälle in die Meinung des von Herder so hochgeschätzten Lords Monboddo, daß der Orang Utan „auch ein Wilder", sind bis in die letzten Jahre nicht ausgeschlossen gewesen. Den Völkerschilderern, die an Herder sich anlehnten, erschien die Menschheit immer noch wie eine hochaufgebaute Pyramide, deren Spitze die Kulturvölker krönen, während ihr zur breiten Basis die Masse der Naturvölker dient. Einen Alexander von Humboldt mutet in den letzteren bei aller Schwärmerei für Menschheit und Menschlichkeit manches elende Volk als ein „Auswurf der Menschheit" an und während er in den Sprachen der Orinokostämme „älteste und unvergänglichste historische Denkmäler der Menschheit" sieht, erscheint ihm ihre Gegenwart so niedrig, daß schon die höchst primitiven Felszeichnungen von Uruana und Caicara in dieser Einöde den einstigen Sitz einer höheren Kultur anzeigen [49]). Auch von der uralten, langgebildeten Menschheit in Tibet und Hindostan hören wir öfters rühmend sprechen, „zu der alle Geschichte der Natur und der Menschen wie alle Forschung über beide als zu einem Stamme zurückführt, dessen Wurzeln in unergründete Tiefe reichen", wie Carl Ritter in der Einleitung zu „Asien" es faßt. Die beiden Anschauungen hängen an der Wurzel zusammen, sie verzerren beide des gleichen Irrtums halber das Bild der Menschheit, wiewohl im entgegengesetzten Sinne. Unterschiede, die wir ja alle sehen, scheinen ihnen über die Maßen groß und wichtig zu sein. Der einen Anschauung ist die Menschheit so alt, daß sogar ihre heutige Verbreitung als Ergebnis erdgeschichtlicher Veränderungen erscheint, und wenn nun die andere entsprechend verschiedenalterige und damit verschiedenartige Bestandteile in ihr erkennt, so ist das nur eine Folgerung aus

jener Voraussetzung. Wir aber meinen, daß, so wenig wie die geologischen Katastrophen tief in die Geschichte der heutigen Menschheit eingreifen, so wenig auch diese selbst durch große Naturunterschiede getrennt sei, sondern entsprechend ihrer geringen geschichtlichen Tiefe hauptsächlich jüngere Unterschiede von geschichtlichem und sozialem Ursprung aufweisen werde.

---

[1]) Blumenbach, Handbuch der Naturgeschichte. 11. Aufl. 1825. S. 23. Uebrigens hält er seine Kategorien selbst keineswegs mit Strenge aufrecht. In den Beiträgen zur Naturgeschichte I. S. 72 bezeichnet er Hindu, Chinesen und Japaner, Hottentotten, Nordamerikaner, Papua als Völker, die man als Unterarten von der kaukasischen, mongolischen, äthiopischen u. s. f. als den Hauptrassen trennen könnte. Diese Bemerkung interessiert uns nur als Beleg dafür, daß für Blumenbach das verschwimmend war, was unterhalb der Art stand.

[2]) Aehnlich Flower im Anthropological Institute (27. Jan. 1885), wo er die Australier als eine Mischung von Ostnegern mit Südindiern auffaßt.

[3]) Bezeichnende Aeußerungen hierüber bei Zimmermann. I. S. 84.

[4]) Stanley, Durch den dunklen Weltteil. D. A. I. S. 64. Das ist keine neue Beobachtung. Schon vor 60 Jahren sagte Lieut. Emery von der Küstenbevölkerung von Mombas, die er als „Sohilies" bezeichnet: Früher glichen sie den Arabern, wie man noch heute aus der helleren Farbe vieler von den alten Männern schließen kann; aber die heutige Generation ist durch Vermischung mit den landeinwärts wohnenden Wanika (Whaneeka) nahezu schwarz Journal of the R. Geographical Society. III. S. 280.

[5]) Verh. d. Berliner Anthropologischen Ges. 1871—72. S. 195.

[6]) Im Kreidegestein sind an der Südostküste Südafrikas zwischen den Flüssen Umtamfuna und Umzambane Höhlen über der heutigen Brandungshöhe ausgehöhlt, die von den Kaffern „Izinhluzabalunga", Häuser der weißen Leute genannt werden. Griesbach. Geology of Natal. J. Geological Society. London 1861. S. 61.

[7]) Kropf, Die Xosa. 1889. S. 76 u. 83.

[8]) Briefe und Berichte. 1889. S. 190.

[9]) Wem die entzückten Schilderungen Cooks, der Forster und ihrer Zeitgenossen in der Sentimentalität und der Schönrednerei verdächtig vorkommen, der lese Professor Studers kaum weniger schmeichelhafte, wenn auch kürzere Beschreibung der Tonganer in Die Tongainseln, Deutsche Geographische Blätter. I. (1877) S. 22. Beiläufig sei auch an die Schilderung des hörigen Finnen in der Eddach erinnert: Krumm war ihm der Rücken, knotig die Finger u. s. f. Rîgsmâl 26 f.

[10]) Stoddard, indem er die Ständescheidung der Nordaustralier

(Port Essington u. Umgb.) schildert, sagt: Wer an wirkliche Blutverschiedenheiten bei zivilisierten Völkern glaubt, könnte meinen, hier Grund für seine Ansicht zu finden, denn die Mandrogillies (die erste oder aristokratische Klasse) waren von Natur höflicher und ungezwungen, feiner in ihrem Benehmen als die anderen, welche uns weder so gescheit noch so verfeinert zu sein schienen. Journal R. Geographical Society. IV. S. 171.

[11]) Reise in Nubien und im peträischen Arabien. 1829. S. 49.

[12]) Briefe und Berichte. 1889. S. 220.

[13]) Nubische Grammatik. Berlin 1880. S. 182.

[14]) Auf die Beteiligung der geistig regen Klasse eines Volkes an der künstlichen Ausgestaltung einer Sprache hat schon W. v. Humboldt (Werke. II. S. 166) im Hinblick auf die keltischen Priester- und Sängerinstitute hingewiesen.

[15]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. 1870. II. S. 215.

[16]) F. v. Wrangel in den Beiträgen zur Kenntnis des Russischen Reiches. 1839. I. S. 51.

[17]) Vgl. Serruriers Angabe im Versuch einer Systematik der Neuguinea-Pfeile. Internat. Archiv f. Ethnographie. I. S. 3.

[18]) Veröff. a. d. K. Museums f. Völkerkunde. I. 1. S. 17.

[19]) Dall, Masks, Labrets etc. Fig. 38, 39. Finsch, Samoafahrten. Atlas. T. 14.

[20]) Die Philippinen. S. 138.

[21]) Verh. d. Berliner Anthropologischen Ges. 1882. S. 574.

[22]) The Solomon Islands. 1887. S. 73.

[23]) Eröffnungsrede der statistischen Sektion der British Association. 1876 (Glasgow).

[24]) In seiner schönen Arbeit On the Remains of later Prehistoric Man obtained from Caves of the Aleutian Islands. Smithsonian Contributions 1880. XXII. Nr. 318.

[25]) Vgl. übrigens auch die Abbildungen in Ch. Rau Prehistoric Fishing Washington. 1884. (Smithson. Contributions to Knowledge). Fig. 192—215.

[26]) „Soweit ist glücklicherweise die Industrie dieser auf der untersten Stufe der Kultur stehenden Völker nicht vorgerückt“, sagt Pr. von Wied (Reise n. Brasilien i. d. J. 1815—17. I. S. 139), indem er den Mangel der Giftpfeile und Blasröhren bei den Tapuya von Villa S. Salvador erwähnt. Findet man aber nicht Giftpfeile bei den tiefstehenden Buschmännern Afrikas und Blasrohre bei den Lubu Sumatras?

[27]) Dall, Masks, Labrets and certain aboriginal customs. Washington 1885.

[28]) Ungefähr zur selben Zeit, als dieses geschrieben wurde, erschien in London das Novemberheft des Anthropological Institute, in welchem General Pitt Rivers, der Begründer des berühmten Oxforder Museums der vergleichenden Ethnographie denselben Gedanken in anderen Worten ausdrückte, indem er von der Verbreitung verschiedener Bogenformen über die Erde hin sprach: „Die verschiedenen Stufen des Fortschrittes oder des Verfalles

finden wir zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen, wie geologische Formationen, welche an der Erdoberfläche zu Tage treten, wie Tierarten von verschiedenen Entwickelungsstufen, welche gleichzeitig verschiedene Areale einnehmen." The Journal of the Anthropological Institute. Vol. XIX. S. 250.

[29]) Les Polynesiens et leurs migrations. 1866. S. 177.

[30]) Franz Mertens, Ueber das System der Weltgeschichte. 1847.

[31]) Westmadagaskar. Z. d. Ges. f. Erdkunde. Berlin 1880. S. 103.

[32]) Rev. Sibree vertritt letztere Ansicht in The Great African Island (1880) S. 110. Schade, daß er ein paar Seiten weiter einen Archipel großer Inseln aus der Tiefe des Indischen Ozeans auftauchen läßt, um die Malayen nach Madagaskar gelangen zu lassen. Die Inkonsequenz, welche in der Vertretung so grundverschiedener Ansichten in Einer Frage liegt, ist auch lehrreich.

[33]) A. H. Keane in Encyclopaedia Britannica. XV. 1883. S. 323.

[34]) Eine Fahrt auf dem nördlichen Stillen Ozean. Globus XXXVI. S. 186.

[35]) Zu Paris 1873 durch L. Cahun.

[36]) Observations on cup-shaped and other Lapidarian Structures Contrib. North American Ethnology. V. S. 92.

[37]) Züge aus dem Seelen- und Familienleben der nordamerikanischen Indianer. Z. f. Ethnologie 1877. S. 265.

[38]) Grammar of the Malayan Language. I. S. 134 f.

[39]) Bd. I. Kap. 6. In der spanischen Ausgabe „Ensayo politico sobre el Reino de la Nueva España (Paris 1822). Vol. I. S. 148. Merkwürdig wie auch hier der jüngere Humboldt an Georg Forster sich anschließt, dem er ja noch im Kosmos den Tribut lebhaften Dankes gezollt hat. In Forsters Reise um die Welt (1780) heißt es im 2. Bd.: Die Thorheit, Stammbäume der Nationen zu entwerfen, hat noch kürzlich viel Unheil in der Geschichte veranlaßt. . . Es wäre daher wohl zu wünschen, daß sie nicht ansteckend werden und weiter um sich greifen möge."

[40]) Einleitende Worte zum „Rechtszustand unter den Ureinwohnern Brasiliens" (1832).

[41]) Ausland 1870. I. S. 532 in einer Arbeit über die Khasia und ihre Nachbarvölker.

[42]) Verh. d. Berliner Anthropolog. Gesellschaft. 1884. S. 219.

[43]) Les Touareg de l'Ouest. Algier 1888.

[44]) Nott and Gliddon, Types of Mankind 1854. S. LVIII.

[45]) Tribes of California 1877. S. 5.

[46]) Frz. Zimmermann, Ueber den Weg der deutschen Einwanderer nach Siebenbürgen. Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung. IX. Innsbruck 1888.

[47]) Vgl. Riedel in den Verh. Ges. f. Erdkunde, Berlin. Bd. XII. S. 161 u. 173.

[48]) A. von Ophuisen in den Tijdschr. vor Indsche Taal-Land-en Volkenkunde. D. XXIX. Afl. 1.

[49]) Ansichten der Natur. 3. Aufl. I. S. 9, 37.

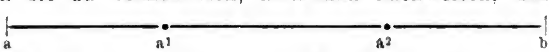
19. Die Ausbreitung ethnographischer Merkmale.

Das Problem des Weges und der Zeit. Selbständiges Wandern ethnographischer Gegenstände. Verschiedene Grade des Zusammenhanges der Dinge mit den Völkern. Handel. Politische Beziehungen. Verbreitung durch Völkerwanderung. Verbreitungsfähigkeit. Inhalt und Form auf der Wanderung.

Das Problem des Weges und der Zeit. Indem die Geographie nach dem Wo der Dinge an der Erdoberfläche fragt, lernt sie die räumliche Lage und Entfernung derselben kennen, welche durch Punkte und Linien genau zu bestimmen ihre erste Aufgabe ist. Die Lagen sind aber nicht unveränderlich, sondern der Punkt oder die Linie, durch welche dieselbe heute bestimmt werden, bezeichnen nur vorübergehende Ruhezustände, augenblickliche oder länger dauernde Stillstände; aber an diesen Punkt wird in einiger Zeit ein anderer sich reihen und wieder einer und so fort, und diese Punkte setzen eine Linie zusammen, welche den Weg des betreffenden Gegenstandes auf der Erdoberfläche bezeichnet. Denn was ist der Weg anders, den wir gestern im Felde zurücklegten, als die Verbindung der Punkte, an welchen wir in aufeinanderfolgenden Sekunden einen Schritt an den anderen reihten? Auch die Wege sind Gegenstand geographischer Beobachtung, denn sie verbinden nicht bloß Punkte an der Erde, sie entstehen und bestehen selbst aus aneinandergereihten Punkten. Ohne Zwang knüpfen sich Wohin? und Woher? an das Wo? die geographische Grundfrage. Damit greift aber die Zeitfrage in das Gebiet der Raum-

fragen ein. Denn was auf der Erde sich bewegt, das projiziert die Zeit auf den Raum. Der Raum ist das Zifferblatt einer Riesenuhr, deren Zeiger Dinge sind, welche über diesen Raum sich hinbewegen. An zurückgelegten Raumabschnitten mißt man die Zeit. Auch in der Menschheit, wie in allem Lebendigen und Beweglichen stellt diese Projektion der Zeit auf den Raum sich dar. Was in der Zeit sich bewegt, ist aber Geschichte und so gewinnt unter diesem Gesichtspunkt die Geographie eine Bedeutung für die Geschichtsforschung in viel tieferem Sinne als die gewöhnliche Auffassung und Behandlung der „historischen Geographie“ auch nur ahnen läßt, in einem Sinne, dem auch das Herder-Schlözersche Wort von der Geschichte, die als in Bewegung gesetzte Geographie zu verstehen sei, nicht voll gerecht wird.

So ist das Problem des Weges die große Aufgabe der Ethnographie, zu welcher die geographische Methode das zu klassifizierende und genau nach seiner Lage und Verbreitung zu bestimmende Material liefert. Sind zwei Punkte in solchem Grade kulturverwandt, daß sie in Verbindung gesetzt werden können? Und wie ist die Linie des Weges zu ziehen? Dies sind die beiden ersten Fragen. Schwieriger ist die sich notwendig ergebende dritte: Ist diese Linie von a nach b gezogen worden? Um sie zu beantworten, muß man nachweisen, daß a^1



eine ältere Spur sei als a^2. In weitaus den meisten Fällen wird die Linie nichts anderes als den Ausdruck der Ueberzeugung darstellen, daß die beiden Endpunkte im Zusammenhange gestanden haben. Der Zusammenhang altägyptischer und altassyrischer Kulturstätten wird auf viele Thatsachen hin festzuhalten sein, wenn über den Weg auch nichts bekannt werden sollte. Wo wir aber unzweifelhafte mexikanische Anklänge in Mittelamerika finden, sind wir fast sicher, daß die Linie des Weges nur zu Lande von Mexiko ostwärts gezogen werden könne, zumal uns die Reihen der Ortsnamen in dieser Richtung leiten. Wir sollten aber niemals eine

Ueberzeugung in diesen Dingen für die Wahrheit nehmen, denn die Natur der bewohnten Erde legt den Völkern keinen absoluten Zwang hinsichtlich der Richtungen auf, in welchen ihre Wanderungen sich bewegen. Was alles schon gesagt worden ist von einem geheimnisvollen Zuge, der die Völker westwärts führe und ähnliches, ward immer nur aus wenigen Thatsachen abstrahiert. Zahlreich sind die Fälle, welche ein Volk auf zwei Wegen von entgegengesetzter Richtung zeigen. Wir heben das Vorkommen des Zuluschildes, der die Anwesenheit der Zulu bezeugt, im östlichen und westlichen Zentralafrika und im Südostwinkel Afrikas hervor; es ist sehr wahrscheinlich, daß dasselbe zwei Wege, deren Scheitel im Südosten liegt, einen nach Süden und einen nach Norden führenden voraussetzt.

Eine weitere Schwierigkeit des Problemes des Weges liegt darin, daß die Geographie, sobald sie die Schwelle der astronomischen Hilfswissenschaft, der sogenannten mathematischen Geographie hinter sich gelassen, nie mit Linien und Punkten, sondern mit Wegen und Orten es zu thun hat. Es ist der Kürze wegen, daß wir jene gewohnten Worte noch gebrauchen. Die Körper, deren Lage und Bewegungen an der Erdoberfläche sie erforscht, nehmen im Ruhen und Wandern Raum in Anspruch. Deshalb ist die Küstenlinie ebenso eine bloße Abstraktion wie die Grenzlinie und Wanderlinie. In Wirklichkeit sind beide bandartige Streifen von merklicher wechselnder Breite. Dieselbe Beschaffenheit eignet den Wegen, welche an der Erdoberfläche zurückgelegt werden. Und dieselbe den Punkten. Kein Körper der Erde ist ohne Beziehung zu den ihn umgebenden, jeden umrandet gleichsam ein Hof des ausstrahlenden Einflusses, ohne welchen er nicht gedacht werden kann. Das Meer greift in den Küstenstreif, der Strom in die Auen seines Thales über und kein Volk ist ganz nur in den Grenzen zu verstehen, welche sein Gebiet umziehen.

Selbständiges Wandern ethnographischer Gegenstände. Bezüglich der Verbreitung der ethnographischen Gegen-

stände ist in erster Linie zu betonen, daß diese Dinge fast immer nur mit, an und auf Menschen wandern. Daß Böte, Ruder und andere schwimmfähige Dinge einmal von einer Insel, einer Küste zur anderen treiben, kommt sicherlich vor. Der geschnitzte Stab, der dem Columbus am 11. Oktober 1492 im Antillenmeer entgegenschwamm, um die gesunkenen Hoffnungen der nach Westen Steuernden zu beleben, ist das weltgeschichtliche Beispiel einer derartigen spontanen Wanderung. Aber diese Fälle sind selten. Die Winde und Strömungen werden ihrer Natur nach am häufigsten Böte und Ruder vertragen und diese mögen an fremden Küsten, an denen sie antrieben, aufgegriffen und nachgeahmt werden. Auch dies ist indessen eine entfernte Möglichkeit. Wenn Kapitän Strauch in der Blanchebai einen Pfeil erhielt, der angeschwemmt worden, und fast sicher von den Salomonsinseln stammte [1]), so ist es sicher, daß auf diesem Wege sich die Kunst des Pfeilschießens nicht nach Neubritannien verbreitet haben würde. Gerade bei dieser Waffe ist ein hoher Grad von Fertigkeit vorausgesetzt, der erlernt sein will. Aber die Form dieses Pfeiles kann nur Bogenkenner zur Nachahmung gereizt haben. Von solchen Fällen abgesehen, muß es als ein Grundsatz der Anthropogeographie bezeichnet werden, daß die Verbreitung ethnographischer Gegenstände nur durch den Menschen, mit ihm, an ihm, auf ihm, vor allem aber in ihm, d. h. in seiner Seele. als Keime von Formgedanken, geschehen kann. Der ethnographische Gegenstand wandert mit seinem Träger und daraus ergibt sich die Notwendigkeit, das Verhältnis desselben zu diesem Träger näher zu bestimmen. Es ist ein anderes beim Händler, der die Dinge zu Markte bringt, um sie loszuwerden, als bei dem Eigentümer, der sie besitzt, um sie zu gebrauchen; es ist ein anderes in der einmaligen, zufälligen Berührung als im dauernden Verkehr. Je enger das Objekt mit seinem Träger zusammenhängt, desto sicherer läßt die ethnographische Uebertragung Völkermengung und -mischung voraussetzen.

Verschiedene Grade des Zusammenhanges der Dinge mit den Völkern. Man kann einzelne ethnographische Gegenstände sich leichter von ihren Trägern getrennt vorstellen als andere. Schmucksachen bedürfen zu ihrem Gebrauche keines weiteren Könnens, keiner Anleitung, bei Gebrauchsgegenständen muß häufig eine Anleitung gegeben werden, wenn dieselben überhaupt Wert haben sollen. Dort genügt die Nachahmung, welche langsam weiterschreitet. Auch für die Tracht ist dieses anzunehmen. Die Verbreitung der arabischen Tracht auf den Suluinseln kann nur durch einzelne Araber, durch einige Hadschis und von wenigen Punkten aus geschehen sein. Verwickelte Vorrichtungen wie der Hundeschlitten und die Art des Einspannens in denselben, selbst kleine Fertigkeiten, wie das Ueberziehen der Kufen mit einer Eisschicht, wenn Schnee mit rauher Oberfläche zu bewältigen ist, können nicht anders übertragen werden als indem Menschen mitwandern, die das alles genau kennen. Es gibt Waffen, welche eng zusammenhängen mit kriegerischen Organisationen, welch letztere ihrerseits wieder in sozialen Einrichtungen bestimmter Art wurzeln. Assegaien, Schild- und Kriegsschmuck der Masai, der Zulu gehören hierher. Wir wissen, daß wo diese auftreten, gleich die ganze Organisation bis auf Tanz und Kriegsgeheul mit erscheint, wie bei den „Zuluaffen“ am Rovuma.

Viele seltsame Gebräuche, welche an Eisen und Schmiede sich heften, sind nicht anders zu erklären als indem man annimmt, daß Material und Handwerk durch Fremde in ein Volk hereingetragen worden sind. In Kongo wurden die Schmiede als königlicher Abkunft hoch in Ehren gehalten, während bei den Mandingo sie als Unreine gemieden werden; bei den Kabylen wird selbst im Gefechte der Eisenarbeiter verschont, anderswo gilt er als Zauberer. Bastian hat vor Jahren diese Gegensätze auf die Uebertragung der Eisenbearbeitung von einem befreundeten Volke zu seinem Nachbarvolke und in der Aneignung seitens eines erobernden Volkes von einem unterworfenen zurückgeführt. Vielleicht liegt die Erklärung des Schmiedehandwerkes als eines wandernden

in vielen Fällen näher. Aber die Maschona, welche für ihre der Eisenarbeit unkundigen Herren, die Matabele, Eisen schmelzen, Waffen und Spaten schmieden, rücken jenen Prozeß uns unmittelbar vor Augen [2]). Die Beschränkung einzelner Gewerbe auf besondere Klassen einer Bevölkerung ist wohl auch in vielen Fällen auf Zuwanderung ihrer Träger zu deuten. Daß z. B. in Fidschi die ganz den Eindruck der Importation in ihrem vereinzelten und unvermittelten Auftreten machende Töpferkunst völlig in den Händen der Weiber der Fischer und Schiffer ist [3]), könnte auf ihren Zusammenhang mit dem Wandern dieser Klasse hinweisen. Und ähnlich sind viele einzelne Hantierungen bei den verschiedensten Völkern an besondere Kasten (Schiffsbauer in Tonga und Fidschi!), an die Bewohner bestimmter Gegenden, Städte oder Dörfer gebunden. Noch in den Kulturländern ist die Lokalisierung vieler Gewerbe auf eingewanderte Fremde mit geschichtlicher Bestimmtheit zurückzuführen. Man denke an die deutschen Bergstädte im fernen Osten Ungarns und Siebenbürgens, an die flämischen Weber in England und die lombardischen Seidenspinner in der Schweiz.

Handel. Im Handel erfolgt der Ausgleich größerer Unterschiede des Kulturbesitzes, die entweder in der verschiedenen Natur des Bodens oder der Geistesanlage und -richtung oder dem Fleiße seiner Bewohner liegen. Ganz ähnliche Gebiete und ganz ähnliche Menschen haben einander wenig zu bieten. Auch die Entfernungen fallen ins Gewicht. In einer Periode geringerer Distanzen waren auch die Gegensätze milder, die Völker traten nicht als Träger ganz verschiedener Kulturen einander gegenüber, sondern variierten leicht eine Kultur. Je niedriger der Stand der Kultur im allgemeinen, desto weniger bedeutet der Handel. Der Handel der Naturvölker ist, sich selbst überlassen, gering. Die Aehnlichkeit der Erzeugnisse über weite Gebiete und besonders der Bodenerzeugnisse ist so groß, daß ein lebhafter Austausch unmöglich wird. Es liegt darin eine Hauptursache der Beständigkeit der ethnographischen Merkmale auf dieser Stufe. Erst die

Kultur steigert die Gegensätze und in diesem Prozeß wächst dann die Bedeutung des Handels. Wenn wir dennoch bereits den Handelsvölkern und Handelsorten begegnen, so erinnern wir uns, daß solange nicht zahlreiche Einzelvölker in möglichst vielseitiger Entwickelung und Bethätigung nebeneinanderwirkten, wie wir sie heute auf der Welt sehen, eine gewisse Arbeitsteilung sich mehr geltend machen mußte als heute und zwar besonders in den zwei Richtungen des Beharrens und der Vermittelung der Bewegung, des Verkehres zwischen den Beharrenden. Es gibt Handelsverkehr, wandernde Händler, besondere Märkte auf allen Stufen der Kultur. Aber hier ist eben wegen der Arbeitsteilung nicht der Träger des Gegenstandes auch zugleich der Träger der Kunstfertigkeit. Die ethnographische Bedeutung der Uebertragung durch den Handel ist daher häufig eine geringe, einseitige und im letzten Ergebnis negative. Von der Wirksamkeit der zentralafrikanischen Handelsvölker: der Tupende, oder der Motu Neuguineas im Kultursinne ist ebensowenig zu sagen, wie viel zu berichten wäre von ihrer Bedeutung für Staatengründung und Eroberung. Sie haben von europäischen Errungenschaften hauptsächlich Gewehre und Pulver in Umlauf gesetzt, die nicht zum Vorteil der Europäer diesen ins Innere vorausgingen. Frägt man, was außer ihnen noch zu finden war, so ist es ein Stück Zeug, ein Haufen Perlen, eine geleerte Glasflasche, ein verstümmeltes Wort. Es wäre lächerlich dabei von Kulturgrenze zu sprechen.

Beim Häuptling von Rubanga, oberhalb der Stanley Falls hörte Stanley hocherfreut endlich den Namen, den der Strom bei den Europäern und im unteren Laufe trägt, und ebendaselbst bezeichneten ihm vier alte portugiesische Musketen, die ersten, die er seit Nyangwe in den Händen Eingeborener sah, die Grenze europäischen Einflusses. Weiter führt er nichts an. Als die Wißmann-Expedition in der Nähe der Einmündung des Kuango in den Kassai europäische Tücher und seit dem Verlassen der Baluba das erste Feuersteingewehr fand, hatte sie die große Grenze wieder erreicht, welche 4 Längengrade weiter östlich verlassen worden war. Oberhalb des Stanley Pool trat auch bereits der Sandfloh auf, welcher von der Küste eingeführt worden war. Aber es war auch das Gebiet der höchsten Entwickelung der eigen-

tümlichen Künste und Fertigkeiten der Eingeborenen überschritten. Durch die Verdrängung eines Gerätes, einer Waffe durch ein anderes wird auch die Fertigkeit aufgehoben, jenes anzufertigen. Und dieses ist das Wichtigere. Wo Eisen sich verbreitet hat, schwand mit der Zeit die Fertigkeit, in Stein zu arbeiten und so finden wir, daß z. B. die Makonde, wenn ihnen Eisen fehlt, nur noch Holzspeere zu verwenden haben. Im Stillen Ozean bieten sich uns zwei Gebiete, von denen das eine dem Handel weit offen stand, während das andere kaum besucht wurde: Fidschi und die Admiralitätsinseln. Die frühe Verbindung der Fidschiinseln mit der übrigen Welt hat den Feuerwaffen dort früh eine weite Verbreitung gegeben. Die erste Folge war eine fortdauernde Reihe blutiger Kämpfe von den ersten Besuchen der Europäer bis zur englischen Besitzergreifung, eine Selbstzerstörung, der gegenüber die Missionare jahrzehntelang machtlos waren. Als die Challenger-Expedition die Admiralitätsinseln besuchte, waren 109 Jahre seit der Entdeckung durch Carteret und 84 Jahre seit d'Entrecasteaux' Besuch verflossen, aber der Wechsel in den Sitten war keineswegs bedeutend. Ihr geringer Verkehr mit der Außenwelt hatte wesentlich das noch immer seltene Eisen schätzen gelehrt; der Betel schien sich seit Labillardière mehr verbreitet zu haben; Pulver und Branntwein waren noch nicht eingedrungen. Die spärliche Bevölkerung machte einen bescheidenen, ruhigen Eindruck. Und dem entspricht der Charakter ihres ethnographischen Besitzes, wie wir ihn in unseren Museen sehen; derselbe ist nicht bedeutend, aber immer noch geschlossen in seiner Eigenart.

Der Fortschritt der Kultur geschieht leichter durch Neuwachstum aus ausgesäeten Keimen als durch Aufpfropfung. Man behauptet, daß der Kaufmann die größten Fähigkeiten entwickele, friedlich für die Kultur zu wirken, doch sind diese Fähigkeiten beschränkt durch Erwägungen des praktischen Vorteiles, welche oft sehr enge sind und jedenfalls dient der Kaufmann nur zufällig oder nebenher der Kultur. Er beschränkt sich räumlich auf die seinen Interessen am meisten entgegenkommenden Bezirke. Wenn nicht die Kolonisation tropischer Länder fast ausschließlich dem Handel gefolgt wäre, würden die Stämme des Inneren auch ethnographisch weniger rein sich erhalten haben. Die zum größten Teil auf den Sklavenhandel basierten Niederlassungen der Europäer an den Küsten Westafrikas, besonders an der Gold-, Sklaven-, Elfenbein-, Pfefferküste Guineas, welche „wie Blutegel am Küstenstrich“ hingen (C. Ritter), und die ähnlich einseitigen Handelskolonien der Araber an

der afrikanischen Ostküste von Sansibar südwärts bis Sofala sind für die Kultur Afrikas im ganzen ohne Belang gewesen. Die Missionare haben einen großen Teil ihrer Thätigkeit auf die Beseitigung der üblen Folgen des dortigen Handelsbetriebes verwenden müssen. Wie innig Menschenhandel mit dem Sachenhandel auf tieferen Stufen verbunden ist, braucht hier nur angedeutet zu werden. Es bedeutet den größten Umschwung in den Beziehungen der Kulturvölker zu den Negern, daß seit der Handel die Verbindung mit der Sklaverei aufgegeben hat, die Mission sich ihm inniger gesellen konnte. Wo nicht unmittelbare Unterweisung eingetreten ist, hat die Nachahmung der vom Handel hergeführten Erzeugnisse fremden Gewerbes nirgends in hohem Grade bereichernd auf den Kulturschatz der Völker gewirkt. Es sind teilweise ganz sterile Dinge aus der Nachahmung hervorgegangen, wie die Armbrust der Fan oder die musketenähnliche Keule der Fidschianer. Zu fruchtbarer Nachahmung war die Kluft zwischen der einheimischen und fremden Industrie zu tief. Wenn man die billigen und schlechten Baumwollenstoffe aufnehmen wollte, so konnte man die Besseres leistende einheimische Weberei oder Flechterei nur verfallen lassen. Ueber den darin liegenden Verlust haben wir uns im 10. Kapitel ausgesprochen.

Politische Beziehungen. Politischer Zusammenhang gilt uns als ein höherer Grad von Verkehr, der enger und dauernder als der gewöhnliche und dadurch besonders befähigt ist, ethnographische Merkmale von einem Volk zum anderen zu tragen. Auch innerhalb einer und derselben Völkergruppe erklärt sich die gleichmäßige Verbreitung der in der Sphäre der sogenannten Naturvölker eine höhere Stelle einnehmenden Kulturerrungenschaften, also religiöser Vorstellungen, sozialer und politischer Ordnungen, häufig durch die Festigkeit der alle Schichten umfassenden sozialen politischen Organisation. Aber aus der Uebereinstimmung ethnographischer Merkmale auf politischen Zusammenhang zu schließen, ist nicht ohne weiteres zulässig. Man weiß, wie die sogenannten Zulu-

affen die ganze Ausrüstung der Zulukrieger nachahmten und doch war zwischen Ketschwäyos Zulus und Mirambos Watuta keine Spur politischen Zusammenhanges. Weil die Weiber der Mbocobie im Chaco, als sie zum Christentum bekehrt wurden, sich verschiedenfarbiger Fäden mit Knoten, gleichend den peruanischen Quippu, bedienten, um ihrem Gedächtnis bei der Beichte zu Hilfe zu kommen, nahm Gerland an, sie hätten zum peruanischen Reiche gehört [4]). Woher nahmen denn dann die Palauinsulaner den Gedanken ihres Rusl [5]), des Taues, das in Knoten und Verschlingungen der Enden geheime Botschaften von Person zu Person trägt? Wir haben gesehen, daß es andere Uebertragungsweisen gibt, welche unter günstigen Bedingungen ebensoweit führen können, wie die innige Berührung der Völker in einer politischen Gemeinschaft. Sicher ist aber, daß die Wege und Mittel der Uebertragung des Kulturbesitzes sehr oft zugleich die Wege und Mittel des politischen Einflusses sind. Vereinzelt einwandernde Händler, wie die Tupende Innerafrikas, werden die Herren, indem sie sich in den Lücken eines Volkes zu einem zusammenhängenden Netze ausbreiten.

Verbreitung durch Völkerwanderung. Zuletzt kommen wir auf jene Art der Verbreitung zu sprechen, welche gewöhnlich in den Vordergrund gestellt oder gar als die einzige angesehen wird: die Wanderungen der Völker. Es kommt oft vor, daß Völker mit Hab und Gut aus einem Lande in ein anderes wandern und sicherlich gibt es keine vollständigere Uebertragung und Ausbreitung als diese, in der wir Gedanken und Form, die Sache und die Kunst, sie zu machen, alles vereint nach neuen Gebieten sich in Bewegung setzen sehen. Die ganze europäische Kultur ist wie eine Pflanze nach Amerika, nach Australien übertragen und akklimatisiert worden. Es fehlt nichts Wesentliches, wo die Pflanze drüben in gleich fähige Hände kam wie in ihrer Heimat. Wo dies nicht der Fall war, z. B. in den Mestizenländern des einst spanischen Amerika, ist manches verloren gegangen. Indessen auch in Ecuador oder Venezuela sind die Grundzüge erhalten geblieben,

die auf Europa zurückführen. Wenn wir die Ostwanderung der lichtbraunen Insulaner des Stillen Ozeans, die Einwanderung der Polynesier aus dem malayischen Archipel voraussetzen, stellt die Frage sich uns entgegen: Ist in ähnlicher Weise nach Polynesien der Grundstock des malayischen Kulturbesitzes getragen worden? Oder ist nur einzelnes Malayische auf hier vorgefundenen Besitz früherer Ansassen gepfropft? Oder findet sich auch Neueres, das seither den Weg nach Osten fand? Fassen wir die Sprache, die religiösen Ideen, die gesellschaftlichen Einrichtungen, die Familie, das Haus, das Boot, die Tracht, die Werkzeuge des Fischfanges und des Ackerbaues, die Waffen zusammen, so ist die Summe der Gemeinsamkeiten eine zu große, die Zusammenhänge in derselben sind zu innige, als daß an ein zerstreutes oder gar zufälliges Uebertragen zu denken wäre. Volk und Besitz sind zusammen gewandert und es ist nichts wesentlich Fremdes darunter. Aber die Beispiele für solche Verbreitungen in toto sind nicht häufig. Wenn schon bei den Malayo-Polynesiern eine Verarmung in östlicher Richtung zu erkennen ist, so tritt sie uns bei den Eskimo Grönlands im Vergleich mit denjenigen des Beringsmeeres noch deutlicher entgegen. Und die Malayen Madagaskars haben viel weniger aus ihrer malayischen Heimat mitgebracht als diejenigen des Stillen Ozeans. Nicht überall ist eine so ungehemmte Verbreitung möglich wie im mittleren Stillen Ozean, wo die ersten Malayo-Polynesier entweder keine oder wenige Besiedler vorfanden. Und doch waren schon diese auf die Benutzung verhältnismäßig kleiner Fahrzeuge angewiesen, welche nur kleine Bruchteile einer Inselbevölkerung in Bewegung setzen konnten. Vielleicht erklärt sich daraus das Fehlen manches ethnographischen Gegenstandes auf einer oder der anderen Inselgruppe oder Insel und selbst eine so auffallende Thatsache, wie das Fehlen des Eisens östlich vom 130. Längengrad darf nicht ohne weiteres auf eine Auswanderung vor der Zeit, in der das Eisen in den malayischen Archipel eindrang, zurückgeführt werden. Schwieriger wird die Uebertragung, wo ein Volk sich nur bruchstückweise zwischen andere ein-

schiebt. Verlust der Sprache und der Sitten ist oft unvermeidlich und es zeugen nur noch Reste von seinem einstigen Dasein in Ortsnamen und vereinzelten Geräten und Waffen. Darauf führen zerstreute Vorkommnisse wie die Buschmannbogen und -pfeile bei Betschuanen, die Wurfmesser am Gabun und die Zuluschilde im Bundalande um so sicherer zurück, als diese Wanderungen häufig einen kriegerischen Charakter haben werden. Diese Verbreitungsweise wird derjenigen durch Handel und Verkehr ähnlich wirken.

Beherzigenswert ist eine allgemeine Bemerkung Rinks über die Wanderungen hyperboreischer Völker: Das waren keine Völkerwanderungen, wie die Geschichte sie bei reiferen und größeren Nationen kennt. Der Kampf mit der Natur, den sie auf jedem Schritte aufzunehmen hatten, ließ sie vereinzelt nur und langsam weiterrücken. Auch fanden sie wahrscheinlich keine Urbewohner, die sie unterwerfen und auf deren Kosten sie leichter leben konnten. Thatsächlich liefern uns die so beschränkten und lückenhaften Annalen der hyperboreischen Wandergeschichte eine ganze Anzahl von Belegen für weite Wanderungen Einzelner oder einer Familie und nicht minder ist die Geschichte der Verschlagungen im inselreichen Stillen Ozean reich an solchen Fällen. Die Bedeutung dieser Fälle aber für das Ganze erhöht sich mit der Minderung der Gesamtzahl. Wandert der nördlichsten Eskimogruppe von Itah ein Fremdling aus Süden zu, so bedeutet dies unter Umständen den Beginn einer großen Wandelung in den Merkmalen und Sitten dieser kleinen Gruppe.

Wir sehen also hauptsächlich zwei Arten der Verbreitung vor uns. Der vollständigen und raschen Verpflanzung nicht einzelner ethnographischer Gegenstände, sondern des ganzen zusammenhängenden Kulturbesitzes eines Volkes steht die langsame Aneignung auf den Wegen friedlichen Verkehres gegenüber. Man kann mit William H. Holmes diesen Prozeß Akkulturation nennen, sofern man auf die Gewinnung neuer Bezeichnungen Wert legt [6]). Auf diese Vorgänge ist schon darum besonderes Gewicht zu legen, weil man oft sich willig gezeigt hat, auf ethnographische Uebereinstimmungen hin sofort sehr weittragende Schlüsse auf Stammverwandtschaft zu begründen. Die ethnographischen Gegenstände wandern auf eigenen Wegen von Ort zu Ort, von Volk zu Volk. Völker verschiedensten Ursprunges tragen gleiche,

Völker ähnlichen Ursprunges ungleiche ethnographische Merkmale. Die Ethnographie führt nicht auf Stammverwandtschaften, sondern auf Kulturgemeinschaften.

Man möchte sich fragen, ob nicht ein leichtsinniges Dahinsprechen von Behauptungen zu Grunde liege, die dem anerkannten Verhältnisse ethnographischer Gegenstände zu ihren Trägern stracks entgegenstehen. Wenn Virchow in einer Mitteilung an die Berliner Anthropologische Gesellschaft[7]) den von anderer Seite vermuteten malayischen Ursprung der Botenstöcke darum nicht für wahrscheinlich hält, weil sie nicht nur in Westaustralien, sondern auch in Queensland vorkämen, so ist das gerade, wie wenn ich sagen wollte: die alten Steinschloßflinten in Westafrika sind nicht europäischen Ursprunges, da man sie auch im Inneren und im Osten des Erdteiles findet; oder: es gibt keinen primitiven Handel, keinen Tauschverkehr; es gibt kein Wandern von Bruchteilen eines Volkes über weite Strecken hin. Gleich nördlich von Australien beginnt das Gebiet einer Verbreitung malayischer Merkmale über das Vierfache der westöstlichen Ausdehnung Australiens. Diese beschränkte Anschauung vom Wandern ethnographischer Gegenstände ist ebenso falsch wie jene schrankenlose, die, solange das Alte Testament mit seiner Völkertafel die Grundlage aller Vorstellungen von Ursprung und Wanderung der Völker bildete, kühnere Geister, welche über die Sitten und Gewohnheiten außereuropäischer Völker dachten, immer wieder bei den Juden anknüpfen ließ. Nicht bloß die Abessinier und die Afghanen, auch die Hottentotten und selbst die Eskimo wurden mit den Juden verwandtschaftlich verbunden. Der besonnene Hans Egede hat in seiner Beschreibung Grönlands ein Kapitel: „Sie haben verschiedene jüdische Gebräuche“ und ist sehr geneigt, die Eskimo, ähnlich wie die Amerikaner, auf jüdischen Ursprung zurückzuführen. Kein einzelnes Volk, auch nicht das wanderlustigste oder zerstreuteste, besitzt das Monopol der Verbreitung ethnographischer Merkmale über die Erde.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß die Wanderungen und der Verkehr nur Verbindungen knüpfen, sie sind vielmehr im stande auch Zusammenhänge zu zerreißen. Kraft ihrer Beweglichkeit sind die Schicksale der Völker so raschwechselnde, daß Brüche der Tradition zwischen Nächstwohnenden klaffen und daß letztere vielleicht aus entlegensten Gegenden zusammenstießen. Der Einbruch Europas in Amerika, mit 1492 beginnend und in der Frist eines Jahrhunderts zur Gewinnung von mehr als der Hälfte des Erdteiles führend, ist vor allem ein lehrreiches Beispiel der gewaltigen Veränderung, welche nach einer langen einheimischen, wesent-

lich kontinental beschränkten Entwickelung die Aufschließung einer Verbindung mit einem anderen Teil der Erde hervorbrachte. Ist doch die Wirkung in einem Teile die völlige Vernichtung derer, welche hier lebten, und im anderen ihre Umwandelung teils in eine Mischrasse, teils in ein Volk von durchaus anderer, neuer Kultur. Eine durch lange Zeit abgesonderte Völkergruppe wird von einem solchen Einbruche um so stärker heimgesucht, je ungestörter vorher ihre Entwickelung gewesen.

Verbreitungsfähigkeit. Einige Dinge werden gern aufgenommen, verbreiten sich deswegen rasch, es sind natürlich diejenigen, welche notwendig sind oder den Neigungen der Menschen entgegenkommen; dagegen wird, was schwer und lästig, fallen gelassen und vergessen. Die weitesten Gebiete haben am raschesten die narkotischen Genußmittel sich erobert. Man bedenke, wie weit dar Tabak, der Betel, der Branntwein sich verbreitet haben. Erstaunlich ist nächstdem die Verbreitung wirksamerer Waffen, welche nicht nur im Afrika unserer Tage mit dem Branntwein wetteifern, sondern gerade so rasch ihre Wege im alten Amerika machten[8]. Auch Schmuckmotive gehören zu den weitest verbreiteten und zu den in ihrer Verbreitungsweise willkürlichsten, launenhaftesten. Ganz vergebens wäre es, sie zur Grundlage von Klassifikationen machen zu wollen, indem etwa die Völker, welche gemeinsame Schmuckmotive besitzen, in Verbindung gebracht würden. v. Ihering hoffte, daß an der Hand der Verbreitung verschiedener Arten der Zahnfeilung „die Entwirrung der jetzt vielfach gemischten Volks- und Rassenelemente der (malayischen) Inselwelt gelingen werde“[9]. Doch zeigte sich bald, daß die verschiedenen Arten dieser Verunstaltung ohne strenge Regel verbreitet sind. Erst wo im Schmuck Formgedanken erscheinen, kann eine bestimmte Art des Ornamentes, z. B. in der Tätowierung, dazu dienen, die Ausbreitung zu verfolgen. Karl Rau hat recht gut die Linie zwischen leichter und schwerer übertragbaren Gebräuchen und Fertigkeiten gezogen, wenn er in seiner Arbeit über die alt- und neuweltlichen Stein-

schüsselchen [10]) sagt, den Gedanken dieser einfachen Aushöhlungen könne man so gut in Amerika wie anderswo entstanden denken, wenn dieselben einem einfachen praktischen Zweck dienten; verdankten sie jedoch ihren Ursprung einer religiösen Vorstellung, dann würde man geneigt sein, sie nach der Alten Welt zurückzuführen. Und ebenso gibt er an anderer Stelle wohl zu, daß aus angeborener Begabung heraus der Mensch an verschiedenen Stellen der Erde bei hinreichender Aehnlichkeit der äußeren Bedingungen auf dieselben Erfindungen gekommen sein könne, doch will es ihm undenkbar scheinen, daß das komplizierte System der Zeitrechnung der alten Mexikaner, Yukateken und Tolteken, das demjenigen zentralasiatischer Völker so ähnlich, hier und dort sich selbständig entwickelt haben sollte.

Inhalt und Form auf der Wanderung. Wird auch oftmals für den Beobachter der geographischen Verbreitung der ethnographischen Gegenstände das Unwesentliche das Wesentliche, so kommt es doch in vielen Fällen ebenso sicher darauf an, das Wesentliche aus dem Nebenwerk herauszuschälen. Einen verzerrten, umwucherten Formgedanken auf seinen Kern zurückzudrängen wird besonders oft dort zur Aufgabe werden, wo die letzte, einfachste Form selbst wieder etwas Charakteristisches hat, das die Nachweisung derselben an weit entlegenen Stellen erleichtert. Selbst das gleiche Schmuckmotiv, die Verbindung verschiedener Motive in gleicher Anordnung oder Reihenfolge mag von nebensächlichem Beiwerk befreit, rein dargestellt und dann über weite Gebiete durch örtliche Abweichungen hin verfolgt werden. Es gibt eine Art der Verbreitung, die von einem Gegenstande nur die Idee übrig läßt, sein Gewand aber vollkommen umgestaltet. Die Neuseeländer sind wahrscheinlich mit der Kenntnis der im ganzen mittleren Stillen Ozean verbreiteten Tapa- oder Masibereitung in ihre neue Heimat eingezogen, fanden aber hier keine Rinde, die durch Klopfen mit gerieften Steinhämmern erweicht und ausgebreitet werden konnte. Knüpften nun die Versuche

der Herstellung neuer Zeugarten jedenfalls an die „verlorene Kunst“ an, so ist es von doppeltem Interesse zu sehen, wie weit dieselben endlich von dem polynesischen Ausgangspunkte sich entfernten, um bei dem hohen Grade von Geschicklichkeit anzukommen, der in den geflochtenen Matten sich kundgibt. Diese, an die schönen tonganischen Flechtarbeiten anknüpfend, vertreten in jeder Beziehung und vollgültig die Tapastoffe der früheren Heimat. Umgekehrt breitet sich die Form leer und hohl aus, während die Idee sich verflüchtigt und damit der Zweck des Ganzen verloren geht. Der schloßlose Armbrustbogen der Fan im zentralen Westafrika, der Wirksamkeit nach nur mit einem schlechten einfachen Bogen zu vergleichen, ist das beste Beispiel einer treuen Nachahmung der Aeußerlichkeiten einer höheren Waffengattung unter Verkennung der Idee, die allein jener Form Bedeutung verleiht. Die fidschianische Keule, deren Gestalt eine Arkebuse nachahmt, der dem Dreispitz der Seeoffiziere vergleichbare Kopfschmuck der Melanesier gehören in diese Reihe, in welche das eingehendere Studium der Religionsvorstellungen schriftloser Völker einst noch eine Fülle ab- und ausgearteter Gedanken mythologischer und kosmogonischer Natur zu stellen haben wird.

Es handelt sich also nicht bloß um das Aufsuchen von Dingen, sondern auch von Gedanken, von Motiven ausgedehnterer Variationen. Entweder verfolgt man die Verbreitung eines einzigen Gebrauches, Gegenstandes u. s. w. über die Erde oder über ein Land hin, oder man hat einen ganzen Komplex derselben zu beachten, welcher sich um den Mittelpunkt einer gemeinsamen Idee gesammelt hat. Es ist von Wert, sogar den Umkreis bestimmter Geschmacksrichtungen zu verfolgen. Schwarzrotweiß ist für die verzierten Waffen und Geräte der Admiralitätsinsulaner ebenso charakteristisch wie das Rot für den Bogen gewisser Indianerstämme, das Schwefelgelb eines Rindengeflechtes für verschiedenste Erzeugnisse der Salomoinseln. Der Besitz aller Völker umschließt eine Fülle gemeinsamer Gedanken, welche bei jedem einzelnen ein etwas anderes Gewand angenommen haben. Sehe

ich z. B. auf Bogen und Pfeil, die vor dem Aufkommen der Feuerwaffen in allen Teilen der Erde heimisch waren, so muten sie mich in dieser weiten Verbreitung als eine Erscheinung von gewaltiger Basis und geringer Höhe an. Wer durch einen weithingestreckten Kontinent unter verschiedensten äußeren Bedingungen die Verbreitung der Bogen verfolgt, der sieht ihre verschiedenen Formen wie Hebungen aus der allgemeinen Ebene der roheren Grundform emportauchen. Die Basis ist aber die Thatsache, daß derselbe Grundgedanke einer Waffe über die ganze Erde hin sich verbreitet zeigt, während in die Höhe sich die wenig hohen, aber breiten Stufen der Entwickelung dieses Gedankens übereinanderbauen, immer engere Räume einnehmend, bis endlich die kleinsten Unterschiede erreicht werden, welche aber immer noch weite Gebiete bedecken. Es ist wie eine flache Abstufung, wenn ich Nordasien und Nordamerika überschaue und zuerst erkenne, daß der Bogen sich überall findet, darauf sehe, daß in beiden weiten Gebieten der Bogen derselben Klasse angehört, und endlich den Eindruck gewinne, daß er in entlegenen Gebieten dieser Teile der Alten und Neuen Welt sogar in Einzelheiten der Struktur übereinstimmt, worauf dann erst die örtlichen Besonderheiten in Material, Schmuck und mehr oder weniger vollendeter Ausarbeitung zur Geltung kommen. So ist der einfache, am Scheitel verschmälerte Siouxbogen, welcher bemalt oder mindestens rot gefärbt ist, genau demselben Formgedanken entsprungen, wie der nordwestamerikanische, doch steht der letztere, auch wenn er rauchgeschwärzt vor uns liegt, durch die Feinheit der Arbeit hoch über jenem. Wollte man diesen Vorzug an einem einzelnen Merkmal demonstrieren, so würde man die Rinne an der Innenseite hervorheben; doch kann auch der flache Kiel der Außenseite, die Rundung der Enden, die besser gedrehte Schnur in diesem Sinne Verwertung finden. Wie eine Pflanze höher und breiter wachsend Zweige und Wurzelschoße immer aus demselben Keime treibt, so auch der Gedanke, welcher einem ethnographischen Gegenstande zu Grunde liegt. Aus der ersten Form, der rein

schützenden oder Maske wuchs so der Helm, aus der, um zu schrecken, über das Haupt erhobenen Maske ein Kopfputz, wie die Moquimasken [11]) ihn zeigen, aus der vom Träger abgelösten Maske die Maske in peruvianischen Gräbern und endlich die Steinmaske Mexikos oder Westindiens hervor, die die Eigenschaft der Tragbarkeit vollständig eingebüßt haben. Es ist wohl eine andere Art von Stammverwandtschaft, mehr im Spiegelbild als im gemeinsamen Ursprung beruhend, wenn die maskenartige Zurichtung der Köpfe und Skalpe Erschlagener in ihrer Verbreitung stellenweise mit derjenigen der eigentlichen Masken zusammenfällt. Es ist aber ein und derselbe nackte, einfache Gedanke, der in diesen wuchernden Entfaltungen immer wiederkehrt. Zuletzt schwer zu erkennen, wird er plötzlich ganz klar, wenn an die Stelle der Fortentwickelung Rückgang tritt, denn in der Verkümmerung fallen die Hüllen der äußerlichen Unterschiede eine nach der anderen. So hat der Tschuktsche in seiner Hütte verschiedenere Bogen hängen, als man einmal in ganz Südafrika und dann im Feuerlande findet; denn in diesen beiden Gebieten bringt die Verkümmerung den Grundgedanken des gebogenen elastischen Stabes wieder rein zur Erscheinung.

---

[1]) Zeitschrift f. Ethnologie. IX. S. 100.

[2]) Adolf Hübner, Ueber alte Befestigungen im Reich der Matabele. Zeitschrift f. Ethnologie III. S. 65.

[3]) Th. Williams, Fidji and the Fidjans. I. S. 71.

[4]) Anthropologie der Naturvölker. IV. S. 401.

[5]) Ueber dieses Knotentau vgl. die Anm. zu S. 138 in Sempers, Palauinseln. 1873.

[6]) William H. Holmes, Pottery of the ancient Pueblos. 4th Annual Report Bureau of Ethnology. 1886. S. 266.

[7]) Verhandlungen d. Anthr. Gesellsch. Berlin. 1882. S. 33.

[8]) Den Indianern von Arauko, die 1599 Valdivia eroberten, gibt O. van Noort 3000 Pferde, 100 Büchsen und 70 Harnische. Neuwe Schiffart. 1602. S. 55.

[9]) Zeitschr. f. Ethnologie. XIV. S. 213 f. Vgl. auch die Arbeit A. B. Meyers im Ausland. 1883. S. 401.

[10]) Observations on cup-shaped and other lapidarian sculptures in the Old World and America in Contributions to N. American Ethnology. Vol. V. 1882. S. 92.

[11]) Abgebildet bei W. H. Dall, Masks, Labrets and certain aboriginal Customs. 1885.

20. Die Lage, Gestalt und Grösse der Verbreitungsgebiete.

Die Lage der ethnographischen Länder und Provinzen. Die Formen der Verbreitungsgebiete in Wachstum und Rückgang. Verbreitung in Gebieten dichter Bevölkerung. Zonenförmige Verbreitung. Völker, Erdteile und Meere. Kontinentale, littorale und thalassische Verbreitung. Geschlossene Verbreitung. Lückenhafte Verbreitung. Zersplitterung. Mehrtypische Völker. Gruppenweise Verbreitung. Durchdringung. Mischungsgebiete. Die Größe der Verbreitungsgebiete. Weite Verbreitung. Der Gemeinbesitz der Menschheit. Beschränkte Verbreitung. Inselbewohner.

Die Lage der ethnographischen Länder und Provinzen. Das Geheimnis der Lage vieler Dinge auf der Erde hat man zu ergründen versucht, und eine nicht unbeträchtliche Bibliothek geographischer Werke würde aus den Büchern zu bilden sein, welche sich mit der Lage der Meere, Länder, Gebirge, Thäler, Seen, aber auch der Städte und sonstiger menschlicher Siedelungen beschäftigen. Die Geographie ist ja die Wissenschaft der Lage, d. h. der räumlichen Anordnung der Dinge an der Erdoberfläche. Warum hat man denn da die gegenseitige Lage der Völker und Völkergruppen nicht mehr berücksichtigt? Ihr Geheimnis sollte um so viel mehr zur Entschleierung reizen, als die Lage, indem sie der Ausdruck des Zuruhegelangtseins an dieser bestimmten Erdstelle ist, das Ergebnis einer selbständigen Bewegung darstellt, deren Weg wir vielleicht von dem Punkte dieser heutigen Lage an zurückverfolgen können. Es kann dies

von Bedeutung sein, wenn es sich um eines der sogen. ungeschichtlichen Völker handelt, welche, da sie keine Geschichte haben, stets von dunkelstem Ursprung sind. Wir müssen freilich daran verzweifeln, Einzelnheiten ihrer weiter zurückliegenden Geschichte kennen zu lernen, aber die tiefergehende Betrachtung ihrer Lage kann unter günstigen Umständen einen der wichtigsten Akte ihrer Geschichte, nämlich ihre letzte große Bewegung auf den Punkt der heutigen Lage hin, aus dem Dunkel ans Licht heben. Ein Völkerkenner, wie R. Hartmann, bekennt, daß ihm der Kopf sause und schwindle, wenn er nur daran zu denken wage, die einander physisch so ähnlichen dunklen Rassen Afrikas und Melanesiens miteinander in Beziehungen zu setzen, „die vorläufig doch mehr oder minder ins Phantastische übergehen müßten". Wenn er dann hinzufügt: „Dennoch lebe ich bereits jetzt der festen Ueberzeugung, daß einst der Tag kommen werde, an welchem Erörterungen über einen ehemaligen Zusammenhang der schwarzen Rasse selbst von wissenschaftlicher Seite als zulässig betrachtet werden dürften" [1], so möchte betont werden, daß die gegenseitige Lage dieser Völker beim heutigen Stande unserer Kenntnisse die einzige Quelle ist, aus der überhaupt eine Einsicht in diesen Zusammenhang möglicherweise gewonnen werden kann. Jedenfalls kann diese Betrachtung nach anthropogeographischen Grundsätzen ohne jede Gefahr, ins Phantastische abzuschweifen, angestellt werden und ihr schlimmstes Schicksal könnte nur der Mangel des Erfolges sein.

Man wird dabei die Lage der Völkergebiete, um die es sich handelt, zu den Meeren und Erdteilen und zu einander bestimmen, man wird ihre Form, welche der Ausdruck der einzelnen Besonderheiten der Lage ist, und endlich die in den Grenzlinien sich ausprägende mehr oder weniger scharfe Sonderung von den Nachbargebieten ins Auge fassen. Die Bedeutung der Größe der Gebiete wird ebenfalls zu würdigen sein. In allen diesen Erwägungen wird festzuhalten sein, daß innerhalb der bewohnten Erde die Naturlage der Länder die erste Bedingung der Lage ihrer Völkergebiete ist. Alle diese That-

sachen sind zu bestimmen im Hinblick auf die Thatsache, daß sie Folge einer Reihe von geschichtlichen Bewegungen sind, deren letzte in ihnen allein deutlich zum Ausdruck gelangen kann. Lage, Form, Größe und Grenze eines ethnographischen Gebietes führten zunächst immer auf die letzte geschichtliche Bewegung des Volkes oder der Völker zurück, welche in diesem Gebiete gefunden werden, und diese ist es darum auch, welche aus jenen erschlossen werden kann. Umgrenzen wir also zunächst die Räume, welche von bestimmten ethnographischen Objekten eingenommen werden, so erhalten wir Verbreitungsgebiete von der verschiedensten Lage und Gestalt. In Vielartigkeit des Umrisses gleichen sie den Ländern, welche die politische Karte zeichnet und könnten als ethnographische Länder angesprochen werden, und gleich diesen zerfallen sie in kleinere, durch Variationen bezeichnete Gebiete, ethnographische Provinzen. Sehr verschieden sind sie an Größe und entsprechend ist die Verschiedenartigkeit ihrer Gestalt. welche entweder auf die Verbreitung von einem Punkt aus zurückführt oder eine einst weitere Verbreitung im Rückgang, in der Zurückdrängung zeigt. In beiden Fällen braucht das Verbreitungsgebiet kein lückenloses zu sein, sondern es liegt vielmehr gerade in der Verbreitung der Völker eine Neigung zum Auseinandergehen, deren Wirkung in den meisten Fällen die Zerstückelung des Gebietes sein wird, über welches sie sich ausbreiten. Es werden in sehr vielen Fällen zerstreute Provinzen in eine gemeinsame Grenze zu fassen sein, um das ethnographische Land zu gewinnen, und die Umrißlinie wird in der Regel die ethnographischen Länder und Provinzen besser zeichnen als das Flächenkolorit.

Die Form der Verbreitungsgebiete im Wachstum und Rückgang. Die Grundform der kleineren geographischen Gruppen, in welche die Menschheit zerfällt, ist die des Kreises. Dem Kreise nähern sich stark die Zeltgruppen der wandernden Hirten Asiens und die Reisighütten der rinderzüchtenden und ackerbauenden Neger. Aber auch Dörfer und Städte streben Anhäufung der Wohnstätten

um einen Mittelpunkt an und endlich hat selbst der Staat das Streben sich zu „arrondieren“. Auch die Verbreitungsgebiete der ethnographischen Gegenstände zeigen die gebogenen Grenzlinien, welche eine Folge der gerundeten Umrisse der kleineren Völkergruppen sind. Sie nähern sich der Kreisform, wo sie von einem Mittelpunkt ausstrahlen, und von Kurven begrenzt sind auch die Lücken. welche sie zwischen sich übrig lassen, wo sie von einer gemeinsamen Peripherie, z. B. einer Küste aus, nach dem Innern eines Erdteiles vordringen. Aus dieser Form heraus strebt ein Verbreitungsgebiet sich auszudehnen. in dieselbe zieht sich ein im Rüekgange befindliches zurück. Das Wort Völkerinsel ist mehr als ein Bild, es ist ein genetischer Begriff, denn entweder ist es ein Kern, um welchen neue Gebiete sich anlagern werden, der sich also vergrößern wird, oder es ist der Rest eines einst größeren Verbreitungsgebietes. So sind die Inseln des Meeres entweder Kerne neuer Landbildungen oder Reste alter, versunkener Länder. Wachstum ist Ausdehnung, im Wachsen nähern sich diese Inseln einem gerundeten Umriß; im Rückgang entfernen sie sich leichter von demselben, weil dabei ebenso leicht Lücken gerissen werden, wie dort Lücken sich ausfüllen. Im Wachsen vereinigt sich das Getrennte, während im Rückgang alte Zusammenhänge sich lösen. Jede große kontinentale Erscheinung hat ihre insulare Spiegelung, alles Makrokosmische hat seine mikrokosmische Verkleinerung. Es bleibt der Boden und bleiben die Menschen, die Grenzen allein rücken zusammen. Und so ist auch in der Anthropogeographie wie in der Biogeographie die Entwickelung im engeren Rahmen einer Insel, eines Gebirgsthales, eines Berges lehrreich wie ein Experiment. Es liegt in diesen Unterschieden auch ein Zeitmoment, da das ruhig und langsam Herangediehene und -gereifte über ein geschlossenes Gebiet sich zusammenhängend ausgebreitet haben wird. wenn das erst Werdende oder Herankommende noch zerstreut, zerstückt, gewissermaßen kolonienweise — Kolonien sind ja auch politisch junge Länder — auftritt.

Und wenn von einer und derselben Seite her ver-

schiedene Entwickelungen in ein Gebiet hineinwachsen, so werden mit der Zeit konzentrische Verbreitungsgebiete entstehen, welche Völker- oder Kulturschichtungen verschiedenen Alters ebenso an der Oberfläche sich nebeneinander legen lassen, wie die geologischen Schichten der Erdrinde an der Erdoberfläche erscheinen. Eine ethnographische Karte der Krim würde auf den steilen, schluchtenreichen Gebirgen der Südküste einen Streifen Bevölkerung von abendländischem Typus und mit häufigem Blond gemischt, und in der Steppe, welche den größten Teil der Halbinsel einnimmt, dunklere, dünnbärtige Tataren nachweisen und man würde nach der perekopischen Enge zu die türkischen Züge immer mehr in mongolische übergehen sehen; zugleich würde jene südliche Bevölkerung als die ackerbauende erscheinen, während die übrige nach Nord und Ost zunehmend nomadischer wird. Wenn die nötigen Thatsachen vorlägen, so würden wir ähnlich in konzentrischen Linien das Vordringen fremder Dinge nach dem Innern eines Erdteiles hin zeichnen können. Steinwaffen gab es in Südamerika vor einigen Jahren nur noch im Innern von Gujana, am Schingu und im Feuerland; die steinernen Wurfkugeln (Bolas) der Patagonier rechnen wir nicht hierher, da diese ihre Lanzen längst mit Eisen bewehren. Feuergewehre waren aber erst viel beschränkter als Eisen. Nach Innerafrika war der Tabak vom Nil her bis über die Uëlle-Wasserscheide vorgedrungen, als vor etwa 30 Jahren die ersten Feuergewehre erschienen. So kann denn auch Blumentritt den bei ähnlicher Sachlage anscheinend gerechtfertigten Versuch machen, die einzelnen Stämme von Luzon den Urbewohnern, der ersten Invasion (Igorrotes, Ginanes, Apayáros u. a.) und der zweiten Invasion (Tagalen, Pampangos, Visayos, Horanos u. a.) je nach den dreifach geschichteten Wohnsitzen zuzuteilen, wobei freilich die Frage offen bleibt: Herrschte seitdem Ruhe? und als Antwort vor der Schematisierung solcher Vorstellungen zu warnen ist. Kleinere Erdräume zeigen sich von einem randweise vorschreitenden Verbreitungsgebiete gleichsam umsäumt. Noch in den 70er Jahren war der Gürtel um die Aino nicht ganz

geschlossen, solange sie Saporo an der Küste hielten, nun sind sie ganz in den Ring der mit fast westländischer Hast Kultivation treibenden Japaner eingefangen.

Welche Waffe, welches Geräte ist früher dagewesen? Welches hat die vorhergehenden verdrängt? Ein Blick auf die Verbreitung zeigt dies häufig auf den ersten Blick dadurch, daß das ursprünglich vorhandene in zusammenhängenden Arealen verbreitet ist, während das später hinzugekommene eine insulare Verbreitung aufweist, die nach irgend einer Seite hin in ein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet übergeht; und diese Seite ist dann das Ursprungsgebiet. Daher der Kranz von Inseln des Deutschtums, welche den Kern der Deutschen im Osten von Mitteleuropa umziehen, daher die insulare Verbreitung der Araber und Europäer in Zentralafrika. Wo die mongolischen Wohngebiete gegen die malayischen abschneiden, wie z. B. in der Fukianstraße oder im südlichen Hinterindien, machen letztere den Eindruck, die älteren, zurückgedrängten, jene die jüngeren, vordringenden zu sein. Warum? Jene liegen auf den Inseln und äußersten Halbinseln, diese haben weite Festlandgebiete fast bis zum Rand vollkommen angefüllt. In Hinterindien und Japan meint man Spuren einstiger größerer Ausbreitung der Malayen zu erkennen. Bei solcher Lage wird sogar die Frage berechtigt, ob nicht die jetzt so beträchtliche insulare Verbreitung der Malayo-Polynesier im Stillen Ozean einst einen größeren, continentalen Rückhalt hatte? Die Frage nach der geographischen Lage ist auch bei den einzelnen Elementen mehrtypischer Völker sehr nahe gelegt und kann, wo sie überhaupt beantwortet werden kann, zur Aufklärung der Ursprungsfrage beitragen. Zuerst die Lage nach der Himmelsrichtung. Zweifellos wohnen auf Formosa die Chinesen auf der westlichen, Fukian zugekehrten Seite, die malayischen Einwohner auf der östlichen Hälfte. In den Vereinigten Staaten wohnen die Chinesen auf der pazifischen Seite und die Neger sind im Süden zusammengedrängt, in dessen Plantagen sie einst als Sklaven eingeführt worden waren. In Madagaskar sitzen die mehr

negroiden Stämme im allgemeinen auf der Westküste und in Afrika die Araber auf der Nord- und Ostseite. Die Mehrtypischkeit eines Volkes erscheint als eine fast notwendige Folge der Nachbarlage. Die reinsten Ausprägungen einer Rasse finden sich dagegen in den beziehungslosesten Lagen, z. B. in Süd- und Westafrika, Westeuropa, Südamerika. Die Gebiete der Mischvölker und der mehr typischen Völker zeigen insofern ein wiederkehrendes Lageverhältnis, als diese den Uebergang zu jenen bilden, sei es, daß sie randweise sie umlagern oder



Fig. 28. Verbreitung der Fan, Mpongwe und Okoa am unteren Ogoweh (s. S. 679).

an einer Seite sich an sie anschließen. Dabei macht sich aber immer der Unterschied mehr und weniger günstiger Lagen insofern geltend, als das fortschreitende Volk sich jener bemächtigt, während das rückschreitende in diese zurückgedrängt wird. Darin beruht der geographische Adspekt des vielbesprochenen „Rückganges der Naturvölker“, wie wir ihn oben im zehnten Kapitel gezeichnet. Die bevorzugten Stellen zählten wir bei Erwähnung der Thatsache auf, daß dünne Bevölkerungen immer nur auf sie sich konzentrieren, wie denn überhaupt der innige Zusammenhang zwischen Völkerverbreitung und Bevöl-

kerungsdichtigkeit wesentlich auf die Tendenz beider auf die besseren Stellen sich begründet. Das Mitteldeutsche zeigt sich auf der ganzen Breite seiner Grenze als das rührig gegen das Niederdeutsche vordringende Element nicht bloß dadurch, daß es an den großen Strömen und an den großen Wegen, auch im kleinen, wie an dem einst niederdeutschen Harz sich zeigt, wo es von Stiege und Allrode ins Bodethal fortschreitet, sondern auch im Anschluß an die Gebiete größerer Dichtigkeit, in denen es am Rhein- und Elbthal und im Gebiet der Havel am weitesten vorgedrungen ist.

Die Formen des Rückganges können ähnliche oder sogar gleiche Formen annehmen. Auch die Rhäto-Romanen in den Alpen, die Kelten in Großbritannien oder die Wenden in Deutschland bilden Völkerinseln. Der Unterschied liegt aber einmal darin, daß die letzteren den einstigen Zusammenhang noch in der Gestalt und Lage der Trümmer erkennen lassen, und dann in dem eben erwähnten Gegensatze der Wahl der begünstigten Oertlichkeiten durch die Eindringenden und der wahllosen Zurückdrängung auf die minder günstigen Lagen, welche das Schicksal der Rückweichenden ist. Die Wachsenden wohnen an den Küsten, in den Thälern, an den Quellen, auf den Lichtungen; die Zurückweichenden müssen im Innern, in den Gebirgen, in den Wüsten und Wäldern Schutz, ja Lebensfristung suchen. Jene haben die Sonne, die Fruchtbarkeit, diese die kalten und dürren Erdstriche inne, und wir haben gesehen, wie mit Bezug auf die Oekumene jene innen und diese außen wohnen. Nur wie ein Schimmer oder Schatten zieht die Erinnerung früherer weiterer Wohngebiete um ihre gegenwärtigen Sitze. W. von Humboldt hat zuerst diese Merkmale eines nicht mehr auf dem Höhepunkt seiner Ausbreitung stehenden Volkes an den Iberern hervorgehoben [2]), in Bezug auf welche eine ganze Anzahl von Angaben vorliegen, welche die einstige Verbreitung über die Südküste Galliens und die größeren Inseln des Mittelmeeres bezeugen, während die wirkliche Verbreitung in dem Augenblick, wo sie uns entgegentreten, eine beschränktere

ist. Der Name und die Vorstellung des Volkes nehmen einen größeren Raum ein als seine wirkliche Verbreitung. Es ist das Verhältnis, welchem wir in der Verbreitung germanischer Volks- und Ländernamen über einen großen Teil Europas begegnen, in Frankreich, der Lombardei, Andalusien, Rußland; die Wirklichkeit bleibt hinter dem Schatten einer größeren Vergangenheit zurück.

Die gleiche geographische Lage nimmt eine ganze Anzahl von Völkern ähnlicher Stufe in den verschiedensten Gegenden der Erde ein. Gerade das Wald- und Buschleben ist häufig mit einem hohen Grade von ethnographischer Verarmung und gleichzeitig körperlicher Verkommenheit verbunden, so daß man stets bereit war, in den Waldleuten Glieder einer niedrigeren Rasse zu erblicken. Buschmann, Waldmensch kommt in den verschiedensten Sprachen als Bezeichnung verwahrloster Völker vor. In ähnlichem Sinne ist „Bergstamm“ in Südindien fast synonym mit Volk niedriger Rasse und Kultur. Man hat die Lubu von Sumatra, die Ut von Borneo, die Veddah von Ceylon, die Orang Benua der Halbinsel, die von A. K. Keane als so weit vor den eigentlichen Malayen stehend angenommen werden, daß eine geologische Periode sie trenne (!), anthropologisch viel tiefer gestellt, als sie verdienen. Erst die genauere Untersuchung hat das Unbegründete dieser Ansicht erwiesen. Der Regierungsagent Worthington in Batticaloa, führt „die wenigen vorhandenen Unterschiede der Veddahs“ auf die natürlichen Wirkungen ihres einsamen Waldlebens und dessen Beschwerlichkeit zurück[3]). Damit stimmt die geringere Körpergröße der armen Osterinsulaner, die schon die Forster hervorhoben, das elende Aussehen der Neucaledonier, die vielfach die Merkmale einer Hungerrasse tragen, der kümmerlichere Zustand der Bewohner der südlichen Inseln des Marschall-Archipels im Gegensatze zu den nahrungsreicheren nördlichen. Man möchte angesichts dieser Aehnlichkeiten von Hungerrassen sprechen. Vgl. das über die „Randvölker“ im 4. Abschnitt Gesagte.

Verbreitung in Gebieten dichter Bevölkerung. Ueber jene kleinen Dimensionen der Gemeinde, des Familienstammes hinaus gehen Wachstum und Rückgang nicht gleichmäßig, sondern werden durch die Natur des Landes und durch die inneren Völkerverhältnisse beeinflußt. Aus der Summe der natürlichen Gegebenheiten heraus wirken Gebirge, Ebenen und Thäler, Meere, Flüsse und Seen, Klima und Pflanzenwuchs in hervorragender Stärke auf die Verbreitung der Völker ein. Wir haben ihre Wirkungsweise in jenen Abschnitten des ersten Bandes be-

trachtet, welche den Mechanismus der geschichtlichen Bewegungen behandelten und haben hier nur noch einmal zu betonen, daß bei jedem Versuche, Formen der Völkerverbreitung zu deuten, wir immer auch nach den natürlichen Motiven zu fragen haben werden. Dieselben sind nicht immer die nächsten Ursachen dieser Formen, sondern können ihre Wirkung auf einem langen mittelbaren Wege äußern, der am häufigsten durch die Dichtigkeit der Bevölkerung hindurch auf die Verbreitungsform hinführt. Wie aber die Bevölkerungsdichtigkeit mit dem Boden und Klima zusammenhängt, ist uns im siebenten Abschnitt bekannt geworden. In jedem Erdteil, in jedem Land lassen die Gebiete sich aussondern, in welche ein ethnographischer Gegenstand sich rasch verbreitet und jenen entgegensetzen, die erst spät erreicht werden; die Verbreitung der Bevölkerung mit ihrem verschiedenen Maß von Dichtigkeit weist dabei Weg und Ziel.

Was fortschreitet, das breitet sich in jenen Gebieten aus, wo die Menschen zusammenströmen, wo reges Leben pulsiert, wo Verkehr ist; was zurückgeht, das flüchtet sich in die Stille, den Schutz der Menschenleere, in das vom Verkehre entlegenste Innere der Kontinente, auf kleine Inseln, in die Tiefe der Wälder und auf die Höhe der Gebirge. Dichte Bevölkerungen breiten rascher aus, dünne Bevölkerungen verlangsamen. Damit sind die geographischen Gebiete des Fortschreitens und des Rückganges angezeigt. Ein Blick auf Nordasien, auf Nordamerika zeigt die vordringenden Europäer im Süden, im Westen, in den Thälern, an den Seen, in den klimatischen und hydrographischen Oasen. Was sie verschmähen, das bleibt den zurückschreitenden einstigen Besitzern offen. Ist eine Seite des Landes besonders ungünstig, so werden sie dieser zugedrängt; in Nordasien ist diese Seite die nördliche, in Nordamerika und Australien die westliche. In allen Wüstenländern sind die Wüsten gleichsam die Kessel, in welche die Zurückgedrängten hineingetrieben werden; in den Waldländern sind es zuerst die Wälder überhaupt, und wenn diese in den Ebenen gelichtet werden, die bewaldeten Gebirge. So wohnen überall

in Afrika in den Savannen die großen, mächtigen, auch individuell hochgewachsenen und starken Stämme, in den Wäldern die kleinen Jägerstämme und die Flüchtigen jeder Art; auch die Staatslosen, wie z. B. wandernde Händler, sind auf die Lichtungen jener Wälder verwiesen, welche zwischen den Staaten als gemiedener oder höchstens neutraler Boden sich ausdehnen. Im Sinne des Kulturbesitzes entsprechen die Bergstämme Indiens, Luzons, Sumatras den Waldstämmen Afrikas, den Steppenjägern Südamerikas. Sie alle sind arm, zurückgedrängt, isoliert.

Nehmen wir Eisen als Maßstab. Wo fand man in Asien und Afrika, diesen eisenreichen Erdteilen, einst eisenlose Völker? In dünn bewohnten Randgebieten. Als die Russen Sibirien eroberten, trat ihnen die Kunst der Eisenbearbeitung nur bei den Jakuten entgegen, von denen sie zu den Tungusen übergegangen war. Es liegt aber auch kein Zeugnis dafür vor, daß die Tungusen an der Ochota den Russen mit Eisen entgegengetreten sind. Ob sie es zu schmieden verstanden oder es nur würdigten, trugen und zur Not kalt bearbeiteten, wie im Anfang die Tschuktschen, Kamtschadalen u. a., ob schiffbrüchige Japaner, ob ein regelmäßiger russischer oder japanischer Handel das Eisen zu diesen brachte, ist eine offene Frage. Die Funde in Gräbern des Tschuktschenlandes deuten auf japanische oder chinesische Zufuhr. Wenn man nun die nordsibirischen Völker doch im ganzen und großen der eisenlosen Stufe zugewiesen hat, weil selbst da, wo sie Eisen besaßen und benutzten, es immer nur neben einer Ueberzahl knöcherner und steinerner Werkzeuge[4]), und nur bei den Jakuten in Verbindung mit der Schmiedekunst auftrat, so ist der Zustand doch ein ganz anderer als im äußersten Polynesien oder in Amerika. Dieses Gebiet ist nicht ganz getrennt vom Eisenland in Süd- und Mittelasien; es ist eisenarm, aber nicht eisenlos. So waren einst auch die Herero, Hottentotten und Buschmänner Südafrikas eisenarm. Wer möchte aber behaupten, daß sie das Eisen nicht gekannt hätten, weil sie fast alle Pfeile mit Knochen- oder Steinspitzen bewehrten? Es erinnert diese Erscheinung mehr an jene in Ostpolynesien uns entgegentretende ethnographische Verarmung.

Zonenförmige Verbreitung. Durch die nahe oder ferne Abhängigkeit vom Klima und durch die Lage und Gestalt der Oekumene gewinnt die Verbreitung der Völker eine Neigung zum Zonenförmigen, die nur ein Fall der großen biogeographischen Thatsache der zonenförmigen Verbreitung zahlreicher Lebensformen ist. Die

Geschichte der Völkerwanderungen und Kolonisation läßt bis in die letzten Jahrhunderte diese Neigung erkennen; indem die Russen Sibirien bis an den Stillen Ozean eroberten, sind sie wesentlich in derselben Zone geblieben. Daher der breite Streifen des russischen Reiches, der in Europa und Asien am Eismeer liegt und den Polarkreis an vielen Stellen überschreitet, nirgends aber den Wendekreis erreicht. Die angelsächsische Kolonisation in Nordamerika hat ebenfalls sich nicht nach Süden in die tropischen Regionen ausgebreitet, sondern ist bei ihrer Verbreitung von Osten nach Westen in der gemäßigten Zone geblieben. Die an wärmeres Klima gewöhnten Franzosen und Spanier haben in Nordamerika von Louisiana und Florida an zu kolonisieren begonnen. Noch heute geht die deutsche Auswanderung fast ganz nach Nordamerika, die italienische, soweit sie überseeische Länder aufsucht, zu zwei Dritteilen nach Brasilien und den La Plata-Staaten. Innerhalb Nordamerikas finden wir Isländer und Skandinavier besonders in den nördlichen Staaten. Die Hauptmasse der aus Afrika herübergeführten Neger wohnt noch immer in den Südstaaten von Nordamerika, und die einzige Stelle Afrikas, wo eine Bevölkerung nordeuropäischen Ursprungs sich in großer Masse festgesetzt und staatenbildend ausgebreitet hat, liegt im gemäßigten Süden, von wo die englischen und holländischen Staaten und Kolonien langsam gegen das wärmere Innere hineinwachsen.

Eine größere Erscheinung ist es, welche uns in den Kulturzonen entgegentritt. Zwei Gürtel der Dürre und der Menschenarmut ziehen um die Erde; es sind die Passatgürtel, welche innen und außen in der heißen Zone und den beiden gemäßigten Zonen von klimatisch günstiger gearteten und dichter bevölkerten Strichen umgeben sind. In jenen wohnen Nomaden, in diesen Ackerbauer, über die Grenzen aber greifen jene hinüber und dringen in die bevölkerten und reicheren Gebiete ein, setzen sich in denselben fest und gründen ihre Staaten, die wir auf der Nordhalbkugel geschichtlich wie räumlich gleich eng mit den Wandergebieten zusammenhängen sehen.

Diese Gürtel sind Gebiete rascher Verbreitung, wie noch in geschichtlicher Zeit die Ausdehnung der Araber vom Indus bis zum Atlantischen Ozean in Zeit von wenigen Jahrzehnten hat erkennen lassen. Wie wir in Asien den mongolischen und türkischen Spuren vom Eismeer bis zum Indischen Ozean begegnen, so sind arabische Einflüsse nach Europa und nach Innerafrika von diesem Gürtel nord- und südwärts vorgedrungen, so daß sie hier wie dort zwei Zonen parallel dem Steppengürtel einnehmen. In Nordamerika stellt sich uns die Frage, wie weit ethnographische Eigentümlichkeiten der Eskimo sich nach Süden hin verbreitet haben (Kähne aus Tierhaut, Schneeschuhe). Auch in kleineren Bezirken ist die zonenförmige Verbreitung öfters vorauszusetzen. Wenn nach der Natur der Dinge eine reine zonenförmige Anordnung auf der Erde nicht Platz greifen wird, so sind doch unzweifelhaft Tendenzen und Anläufe dazu vorhanden. Der Zusammenhang des Klimas mit dem menschlichen Leben und Treiben ist zu eng, als daß solches nicht vorauszusehen wäre. Und so gehört es denn sicher zu der Erforschung der geographischen Verbreitung, im Sinne des Experimentes ethnographische Erscheinungen durch latitudinale Zonen über die Erde hin zu verfolgen.

Solange man einen Einfluß des Klimas auf den Körper unmittelbar, geradlinig wirkend, nachweisen wollte, war die Zonenverbreitung der Rassen ein Gegenstand häufiger Betrachtungen. Aber das war die Zeit, in welcher man Erklärungen in der Art derjenigen von Ellis liebte, der betonte, wie die Menschen an der Hudsonsbai nach Norden, ebenso wie die Bäume, immer kleiner würden, bis bei 67° n. Br. sie überhaupt verschwänden. Der Hyperboreer wird also am Polarkreis zum „nordischen Zwerg", der den allgemeinen Namen Lappe bekommt[5]). Da aber die dazu noch überschätzten patagonischen Riesen der Verkümmerung zu wiedersprechen scheinen, so läßt Zimmermann die letzteren aus „dem unteren Teil von Paraguay, der Ebene zwischen Chile und Paraguay" einwandern. Ohne Willkürlichkeiten ging es bei diesen logischen Einzwängungen nicht ab und was von Klassifikationen auf dieser Grundlage entstanden ist, hat nur historischen Wert behalten. Natürlich spielten die klimatischen Einflüsse die wichtigste Rolle, wurden aber in der willkürlichsten Weise verwendet. Der große Unterschied, welchen die in der Richtung der Meridiane aufeinanderfolgenden Länder Amerikas hinsichtlich des Klimas zeigen, soll z. B. zur Absonderung der Völkerschaften beigetragen haben,

weil dieselben, in nördlicher oder südlicher Richtung wandernd, bald in Gegenden kamen, deren ungewohnte Kälte oder Hitze ihnen Stillstand geboten. In derselben Weise sollen auch die großen Höhenunterschiede gewirkt haben. Wenn nun dennoch in der Alten Welt viel verschiedenere Völker wohnen als in der Neuen, so soll dies, wenigstens zum Teil, auf die Möglichkeit zurückführen, in jener bei vorwaltend latitudinaler Anordnung der Gebirge große Räume innerhalb desselben Klimas einzunehmen, was in dieser nicht möglich ist, wo das mächtige meridionale Gebirge eher ausgleichend wirken konnte. Carus' Nacht-, Dämmerungs- und Tagvölker sind wohl das beachtenswerteste Beispiel einer solchen Klassifikation. Weitergehend noch ist die von Zeune[6]), welche auch noch eine Teilung nach orographischen Momenten vornimmt und zu folgendem Schema kommt:

	Nord.	
Westl. Halbkugel.		Oestl. Halbkugel.
	1. Hochschädel.	
4. Apalach. od. Natchesrasse.		1. Kaukas. od. Iranrasse.
	2. Breitschädel.	
5. Gujana- od. Caraibenrasse.		2. Mongol. od. Turanrasse.
	3. Langschädel.	
6. Peruan. od. Inkarasse.		3. Aethiop. od. Sudanrasse.
	Süd.	

Wir werden kaum mit Perty hervorzuheben haben, daß die Natur ihre Formenmannigfaltigkeit nicht nach solchen logischen Konstruktionen ordne. Durch die unüberlegten Parallelisierungen der Planetenteile und ihrer Menschen ist in dieser wuchernden Entwickelung auch die Geographie geschädigt worden. Bis auf den heutigen Tag verdächtigt man die anthropogeographischen Schlüsse, indem man auf diese Ausschreitungen hinweist, für welche hauptsächlich das vollkommene Vergessen des Begriffes der Zeit verderblich wurde. v. Paw gab den 38.° R., angebliche Maximaltemperatur Senegambiens, als die Temperatur an, bei der der Neger am schwärzesten sei. Dagegen appellierten an Feuchtigkeit und Kühle des amerikanischen Klimas alle, denen die Einfarbigkeit des Indianers Spekulationen über die Abhängigkeit der Rasse vom Klima verdarb. Daß in Nordafrika, wo die höchsten Temperaturen des Erdteiles liegen, viel hellere Völker wohnen, als im gemäßigten Südostafrika, und daß das südwestliche Nordamerika Gegenden hat, die nicht viel kühler sind als die glühende Wüste Sahara, wurde bei diesen Betrachtungen übersehen, denen nichts so sehr entgegenkam als die Ungenauigkeit der geographischen Vorstellungen. Wir wissen heute z. B. auch durch die Beobachtungen von G. Fritsch, daß die im Feuchten, Heißen wohnenden Amakosa nicht dunkler sind, als die am Rande der dürren Kalahari im Hochland wohnenden Betschuanen[7]).

Wenn die klimatischen Ursachen häufig in der zonenförmigen Verbreitung sich geltend machen, so ist doch

an die Lage der Landmassen ebenfalls zu denken, deren Einfluß auf die Gestalt der Oekumene wir oben zu bestimmen suchten. Es ist daher unrichtig, aus jener Verbreitung sofort auf klimatische Ursachen zurückschließen zu wollen. So scheinen z. B. in Bezug auf die Verbreitung der Rassen die wärmeren Länder der Erde eine eigentümliche Stellung einzunehmen. Sie sind ohne Zweifel reicher an Rassen als die übrigen. Alle in gemäßigten oder kalten Zonen lebenden Rassen der Menschen können mit Bestandteilen in Verbindung gebracht werden, die der Tropenzone angehören, in der letzteren aber findet man außerdem andere Rassen, die dort nicht vorkommen. Im Gegensatz dazu ist die südliche kalte Zone unbewohnt, und in der nördlichen kalten Zone wohnt nur ein Bruchstück der mongolischen Rasse, deren Schwergewicht in der nördlichen gemäßigten Zone liegt. In die südliche gemäßigte Zone greifen Amerikaner, Polynesier und Australier über, die wiederum Rassen angehören, deren Schwerpunkt weiter nordwärts fällt. Dagegen gehören die dunklen negroiden Rassen den wärmeren Teilen Afrikas und der Länder des Stillen und Indischen Ozeans an. In Wirklichkeit steht hier das zusammenhängende Verbreitungsgebiet der landreichen Nordhalbkugel der Zersplitterung der Süderdteile in weit auseinanderliegende mehr oder weniger geschlossene Gebiete gegenüber.

Völker, Erdteile und Meere. Der Wunsch hat stets bestanden, besonders die körperlichen Merkmale der Völker über die Erde in einer Weise zu verteilen, welche die Menschheit in geographische Gruppen zerlegt, so wie Tiere und Pflanzen einer Gattung von Land zu Land in neuen Arten auftreten. Schon Blumenbach ist diesem Wunsche in Zahl und Benennung der von ihm unterschiedenen Rassen gefolgt, und vielfach wurde die scheinbare Uebereinstimmung seiner fünfgliedrigen Teilung mit der Fünfteilung der Erde als ein Vorzug gepriesen. Daß aber diese Uebereinstimmung höchstens in Amerika bestehe — und heute können wir Australien hinzufügen —, hat man schon zu seiner Zeit hervorgehoben und die Ge-

fahr betont, daß aus der Gleichzahl unberechtigte Schlüsse gezogen werden möchten. Schon Zimmermann [8]) widersetzte sich der Linnéschen Einteilung der Menschheit in vier „der bloß politisch geteilten Erde“ entsprechende Rassen. Wir werden sehen, daß geschlossene Räume insular, d. h. isolierend wirken, aber die größten, wichtigsten Wohngebiete der Völker gehören den zu einer einzigen Landmasse verbundenen Erdteilen der Alten Welt an. Von Australien allein kann man sagen, daß Lage Größe es ganz dazu bestimmten, von einer einzigen Rasse bevölkert zu sein, in welcher freilich sehr verschiedene Mischungselemente aufgegangen zu sein scheinen. Nur von diesem kleinsten Teile der Erde kann gesagt werden, was Kollmann auf Amerika anwendet: „Es scheint mir der naheliegende, um nicht zu sagen naturgemäße Gang unserer Vorstellungen zu sein, daß wir einen Kontinent von solcher Form und solch isolierter Lage zunächst von einer einzigen Rasse bevölkert denken.“ Die Zusammenschließung einer Ländermasse zum Erdteil durch die gemeinsame Thatsache der Abgeschlossenheit durch die See ist nur eine Eigenschaft. Dieselbe schließt aber nicht aus, daß einzelne Stücke eines Erdteils nicht ganz diesem, sondern zum Teil anderen gehören, und daß die Meere wie große Wirbel die Völker randweise um sich gruppieren als Bewegungserreger und Wandergebiete. Und so ist es. Das Mittelmeer thut dies in so entschiedener Weise, daß der Begriff mittelländische oder mittelmeerische Rasse sich in der Wissenschaft festsetzen konnte, als einer Rasse, welche drei Erdteilen gemein ist. Aehnlich wohnen die Malayen zwischen Asien und Australien [9]) und nicht eine Rasse, sondern ein Volk ist es, welches uns im Behringsmeer als gleichzeitig Asien und Amerika angehörig entgegentritt. Die große Rassengruppe der Mongoloiden aber sitzt um die größte Meeresbucht der Erde, deren äußerste Punkte Madagaskar und Kap Hoorn, die Lorenzinsel und Neuseeland bilden. Mit demselben Rechte wie zu dem Kontinente können also zu den Meeren größere Gruppen der Menschheit in Beziehung gesetzt werden. Man kann die Mongoloiden den Rändern des Stillen Ozeans,

die Kaukasier dem Nordatlantischen Ozean, die Aethiopier vorwiegend dem Indischen Ozean zuweisen. Aber gerade so wie in der Anlehnung an die Kontinente liegt auch in dieser Beziehung zu den Meeren nur etwas Allgemeines, gewissermaßen Angedeutetes. Man kann damit nicht ins Einzelne gehen, ohne der Natur Gewalt anzuthun Die Aethiopier grenzen an den Atlantischen und ragen auch tief in die Stillen Ozean hinein, die Mongoloiden treten im hohen Norden an beide Ufer des Atlantischen Ozeans und die Kaukasier rüsten sich zur Ersetzung der Australier, Neuseeländer und Indianer im Stillen Ozean. Im Grunde führen alle diese Beziehungen immer nur auf die Thatsache der weiteren und zusammenhängenden Ausbreitung der Rassen zurück, durch welche sie zur Ausfüllung großer Erdräume unter Begünstigung durch das verkehrfördernde Meer geführt wurden.

Der Ausdruck „mittelmeerische Rasse" ist ebendarum geographisch bedenklich, denn das Mittelmeer liegt in einer Ecke des in Wirklichkeit europäisch-westasiatischen Verbreitungsgebietes dieser Rasse, welche treffender nach dieser Verbreitungsweise genannt würde. Aber im Grunde ist die Benennung der Rassen nach ihrer Verbreitung oder geographischen Lage nicht zu wünschen, da es unlogisch scheint, Bewegliches an Oertlichkeiten zu binden. Nichts ist veränderlicher als ihre Lagen. Die Kaukasier wohnen jetzt um die ganze Nordhalbkugel herum, die Mittelländer könnten heute schon als Nordatlantiker bezeichnet werden, die Europäo-Westasiaten dominieren in Nordamerika. Die Rassenbenennungen haben auf die Merkmale zurückzugehen. Wenn sie aber nichtssagend sein wollen, sollte man nichts einwenden.

Kontinentale, littorale und thalassische Verbreitungsformen. Den größten Einfluß übt auf eine Völkergruppe der Uebergang vom Land aufs Meer. Daher bezeichnet der Gegensatz von kontinental zu littoral und insular das Größte, was innerhalb einer Völkergruppe vorkommen kann. Die Nordwest-Indianer sind die ethnographisch eigentümlichste Ausprägung der amerikanischen Völker; die Grenze zwischen einförmiger und gegliederter Küste in Nordwest-Amerika ist zugleich Völkergrenze, bezw. ethnographische Grenze. Die Selbständigkeit der littoralen und insularen Eskimo steht unübertroffen und für den

Gegensatz der anthropologisch einander so nahestehenden Neger Afrikas und des Stillen Ozeans gibt es keinen fruchtbareren Ausdruck als die Unterscheidung der kontinentalen von den thalassischen Negern.

Wir hatten oben von der Bedeutung der Randlage Afrikas an der Westseite der großen altweltlichen Landmasse zu sprechen. Werfen wir einen ergänzenden Blick auf seine Ostseite, welcher Unterschied der Lage! Afrika gehört nicht nur durch den räumlichen Zusammenhang in der Landenge von Suês mit Asien zusammen, sondern auch durch die vermittelnde Einschaltung Arabiens, des afrikanischsten aller Teile von Asien, und durch seine Teilnahme an der Umrandung der indoafrikanischen Bucht. Durch diese letztere wird seiner Ostseite ein ganz besonderer Charakter aufgeprägt, sie wird die Innenseite des Erdteils, die dem geschichtlichen Schauplatze zugewandte Seite und damit die belebtere, kultiviertere, von welcher aus trotz der Abgelegenheit von Europa bezeichnenderweise die bedeutendsten der älteren Versuche der Erschließung Afrikas gemacht worden sind. Während das Meer im Westen des Erdteiles leer und ohne Spuren voreuropäischen Besuches ist, sind östlich von Afrika 200 Meridiane mit bewohnten Ländern und Inseln erfüllt, die um das Becken des Indischen Ozeans wie um ein großes Mittelmeer gelagert sind.

Von einem Punkte in 3° n. Br. und im Meridian von Borku läßt sich ein Kreis um ganz Afrika ziehen, dessen Durchmesser gegen 1200 geographische Meilen beträgt; derselbe schließt den größten Teil von Arabien und Syrien, einen großen Teil Kleinasiens, der Balkanhalbinsel, Griechenland, Sizilien, halb Italien und ein Stück der Pyrenäenhalbinsel mit ein, ebenso Madagaskar. Die kompakte Lage Afrikas prägt sich darin aus, daß in diesem Kreise das Land fast ebensoviel Raum einnimmt wie das Wasser. Denselben Mittelpunkt zur Ziehung eines Kreises benutzend, der das Mittelmeer beiseite läßt, schließt man, mit Ausnahme Westarabiens, rein afrikanische Gebiete ein, und schließt die im Norden und Süden europäischem Einfluß am frühesten verfallenen Gebiete Afrikas aus. Durch eine solche Kreislinie die vorspringenden Punkte einer Ländergestalt zu verbinden, hat den Sinn, dasjenige in den Umgebungen der letzteren, was zunächst in ihren Wirkungsbereich gehört, zusammenzufassen. Der Begriff der **Nachbarschaft**, der durch Gemeinsamkeit der Lage geschaffenen Uebereinstimmung in

gewissen Richtungen wird auf diese Weise wissenschaftlich vertieft. Wenn im Mittelpunkte dieser Figur ein Vulkan Asche auswürfe, die nach allen Seiten hin mit gleicher Kraft vertragen würde, so würde dieselbe in gleicher Menge an allen Punkten dieses Kreises niederfallen. Derartige regelmäßig aus dem Zentrum herauswirkende Kräfte kennt nun allerdings die Erdgeschichte nicht, aber was an Wirkungen von einem Lande ausgeht, seien es Winde, die nach außen wehen und mit der Trockenheit und Hitze auch den Staub der Sahara nach außen tragen, Pflanzensamen, durch Luft oder Meereswellen getragen, Flugtiere, welche vom Winde hinausgeführt werden, Menschen, die sich auf das Meer wagen, bewegt sich zunächst nach dieser Peripherie hin. Indem es dies nicht in rein radialer Richtung thut, sondern von den vorspringenden Punkten aus Sehnenbogen dieses Kreises abschneidet, gewinnt dieser



Fig. 29.

letztere eine neue Bedeutung. Und diese Bedeutung liegt, um es zu wiederholen, darin, daß diese Kreisumfassung alles in der Nachbarschaft liegende Land und Meer mit einer Linie umzieht, die eine nicht ganz willkürliche Grenze der näheren Beziehungen darstellt. Daß eine andere Grenze ohne Willkür nicht gezogen werden kann, läßt vielleicht diesen Kreis minder überflüssig erscheinen, als er vielen dünken mag.

Geschlossene Verbreitung. Von dem Grundgedanken ausgehend, daß die Menschheit ein Bewegliches dem starren Boden der Erde entgegensetze, findet die Anthropogeographie in der Naturbeschaffenheit der Länder Gründe der Förderung oder Hemmung jener Bewegung und demgemäß an einigen Stellen der Erde verhältnismäßig gleich-

artige Bevölkerung, während andere das Bild der anthropologischen oder ethnographischen Buntheit bieten. Je stärker die Mengungs- und Mischungstendenzen in der Menschheit wirken, desto bedeutsamer werden die natürlichen Schranken, die sich ihnen entgegensetzen. Das tiefere Studium der Völkerkunde führt in der That über die Brücke der Anthropogeographie zur Geographie zurück, statt von ihr zu entfernen. So aufgefaßt gewinnt das Auftreten übereinstimmender oder ähnlicher Völker in größerer Ausdehnung den Wert einer aufklärenden Erscheinung. Es bewährt sich wieder der induktive Kern einer geographischen Gruppierung. Eine verhältnismäßig „reine" Rasse scheint einen Ruhepunkt im Fluß der Entwickelung zu bilden. Wo finden sich aber derartige Ruhepunkte? Wo Sonderung nach außen mit Bewegungsfreiheit nach innen zusammentrifft, d. h. gerade da, wo die Anthropogeographie sie erwartet, wenn sie von den Grundgedanken ausgeht, daß die Menschheit ein Bewegliches auf dem starren Grunde der Erde sei. Die Sonderung wirkt dann ähnlich wie die Züchtung, welche bestimmte Formen zur Kreuzung bringt, indem sie dieselben gleichzeitig von der Kreuzung mit anderen abhält. Und ihr Ergebnis trägt in seiner Zusammengehörigkeit und inneren Uebereinstimmung den Stempel einer Vollendung, wie man ihn der alten Geschichte zuspricht, die im engen Rahmen zweier mittelmeerischen Halbinseln sich entwickelte.

Es ist lehrreich, daß die Ueberzeugung von der fast Identität zu nennenden Uebereinstimmung der Tasmanier mit den Australiern zu einer Zeit entstand, wo man von der Selbständigkeit Tasmaniens als einer von Australien (damals Neuholland) abgelösten Insel noch keine Ahnung hatte. Es war nicht bloß von vornherein wahrscheinlich, daß die Bewohner der Südspitze Australiens, als welche man Tasmanien ansah, demselben Grundstamme angehören würden wie die weiter nördlich wohnenden eigentlichen Australier oder Neuholländer, sondern man übersah infolge dieser Annahme auch gewisse Umstände, welche es uns heute schwerer machen, diese Identität ohne weiteres anzunehmen, nämlich den Mangel aller Wasserfahrzeuge bei den Tasmaniern, ebenso wie den höchsten primitiven Zustand derselben bei den Süd- und Südostaustraliern. Es ist interessant zu sehen, wie ein Hauptargument Andersons zu Gunsten der Uebereinstimmung der Tasmanier und Australier im Lichte der Selbständigkeit Tasmaniens sich gegen

sich selbst wendet: „Es scheint," sagt er, „sehr unwahrscheinlich, daß die Van Diemensländer jemals den Gebrauch der Kähne oder Segelschiffe verloren haben sollten, wenn sie ursprünglich zur See hierhergekommen wären, und wir müssen daher annehmen, daß sie als ‚stragglers by land' von den nördlicheren Teilen Australiens hierherkamen" [10]). Uebrigens haben, dies beiläufig gesagt, nicht alle früheren Erforscher Australiens der Meinung gehuldigt, daß dieser Erdteil ein einziges Land sei, sondern es betrachtet vielmehr z. B. Dampier denselben als aus mehreren Inseln bestehend. Die eingehendere Erforschung der Tasmanier hat zu anderen Anschauungen über ihre Stellung zu den Australiern geführt. Wir müssen ihnen Rasseneigentümlichkeiten von bedeutendem Betrage zuerkennen. Die Bevölkerung Tasmaniens war entschieden wollhaarig und hierin liegt zunächst ein deutlicher Gegensatz zur australischen, in welcher dieses Merkmal nur da und dort hervortritt. Sie war in ihrem Schädelbau und ihren Gesichtszügen reiner negroid und bestimmter papuanisch. Das mag sowohl im Schutze der Insel gegen malayische Zuströmung als in der Möglichkeit unmittelbarer Verbindung mit den papuanischen Gebieten entlang der australischen Ostküsten gelegen sein.

Verbreitungsgebiete gleichartigen Inhaltes und Verbreitungsgebiete ungleichartigen Inhaltes sind auseinanderzuhalten und es wird von Interesse sein, zu verfolgen, wie beide zu einander gelagert sind. Eine kartographische Fixierung derselben erscheint wünschenswert, ist aber noch heute nur in den rohesten Umrissen, gewissermaßen erst andeutend, auszuführen. Wo Völkergebiete sich in gleicher Ausdehnung lange erhalten konnten, werden sie stets einen Kern reinerer Erhaltung aufweisen, der freilich nicht immer central — die Central-Eskimo sind indessen doch die charakteristischste Gruppe des weitverbreiteten Volkes —, sondern überhaupt nach einer geschützten Stelle zu gelegen sein wird. Das Verhältnis der eigenartigen Bevölkerungen in den von Natur geschlossenen Inselländern, wie Neuguinea und Tasmanien, zu den über zehnfachen und größeren Raum ausgebreiteten Australiern, der Gegensatz des malayischen Formosa zum chinesischen Gebiet am gegenüberliegenden Festlande, die Thatsache, daß die Aland-Insulaner mehr finnische Merkmale zeigen, als die Bewohner der gegenüberliegenden Küste, der Gegensatz der semitenähnlichen Angehörigen der Bantusprachfamilie zu den „echteren" Negern der Nigerländer zeigten, wo die Unterschiede

hauptsächlich zu suchen sind. In der natürlichen Abgeschlossenheit der Inseln vollziehen sowohl Mischungen als andere Veränderungen sich an kleinen Abteilungen einer Rasse rascher und vollständiger als in der Grenzlosigkeit ausgedehnter Länder. Es liegt etwas Prophetisches darin, daß auf den kleinen Inseln der Baßstraße aus Vermischung europäischer Robbenschläger mit Australierinnen und Tasmanierinnen sich das neue Völkchen der „Sealers“, eine kräftige Mischlingsrasse, die nur unter sich heiratet und nicht zurückgeht, sich gebildet hat. Wir sehen hier die Mischrasse, die einst in verdünnterer Form in Australien und Neuseeland zu finden sein wird.

Alle Momente, welche darauf hinarbeiten, größere Gruppen von Menschen voneinander zu trennen, so daß sie von wechselseitiger Vermischung abgehalten werden, haben die Tendenz, denselben eine Gemeinsamkeit nicht nur der Anschauungen, des äußeren Kleidens, Gebarens u. s. w., sondern auch, in engerem Umfange, körperlicher Merkmale anzueignen. Es entwickeln sich Nationalphysiognomien bei Völkern, denen es gestattet ist, auf engem Raume lange zusammenzuleben. Sogar schon in der Gesichts- und Körperbildung, insbesondere im Grade der Hautfärbung von Indianerhorden wahrscheinlich familienartigen Zusammenhangs will man entschiedene Familienähnlichkeit bemerkt haben [11]). Noch mehr findet man solche Ansätze zur Bildung nationaler oder politischer Rassen natürlich bei Inselvölkern entwickelt. Die Briten, mehr noch die Japaner, die Isländer sind Rassen. Aber auch der Deutsche in Oesterreich ist verschieden von dem im Reiche und dieser wieder vom deutschen Schweizer und vom Deutsch-Amerikaner. Ja, die Sonderung vermag noch in schwächeren Schranken vereinigend und vereinheitlichend zu wirken. Sobald man die großen Rassengruppen in kleinere Gemeinschaften zerlegt, wird man auf den Einfluß des sozialen Elements dadurch von selbst geführt werden, daß gewisse Unterrassen sich mit sozialen Zuständen decken.

Dem Ethnographen springt bei der Betrachtung der Bevölkerung Europas die anthropologische und ethnographische Ein-

förmigkeit zunächst ins Auge, welche ihresgleichen nur in dem entgegengesetzt gelegenen, aber ähnlich geschützten Winkel Ostasiens wiederfindet. In West-, Süd- und Mitteleuropa herrscht unbedingt die helle edelgebildete Rasse, welche man auch die kaukasische oder mittelländische genannt hat. Angehörige der mongolischen Rasse, welche als Hunnen, Avaren, Ungarn ins mittlere Donauland, als Esthen, Liven, Finnen in die ostbaltischen Länder mehr versprengt als verbreitet vorkommen, sind von den umwohnenden griechischen, germanischen, slavischen Völkerfluten derart zersetzt, daß sie ihren Rassentypus eingebüßt haben oder doch nur sehr verdünnt und abgewandelt denselben noch zeigen. Das Vorwalten Eines Sprachstammes, Einer Kultur, Eines Glaubens stempelt die Europäer zu einer Kulturrasse oder zu einem kulturgeschichtlichen Produkt. Diese Methode der Durchdringung, welche ein altes Volk mit dem Stempel jahrtausendlanger Zusammengehörigkeit prägt, hat v. Richthofen zum Gegenstand einer eingehenden Betrachtung in dem Vortrage „Ueber die Ursachen der Gleichförmigkeit des chinesischen Rassentypus und seiner örtlichen Schwankungen“ gemacht [12]). Haben doch gerade die Chinesen die ungeheure Menschenmasse in ihren Grenzen mit siegender Gewalt in eine „politische Rasse“ zusammengeschmolzen. v. Richthofen kommt zum Schlusse, daß zwei Wege die Chinesen auf dieses Ziel hingeführt haben. Sie verschmolzen sich friedlich mit den früheren Bewohnern durch Einwanderung, Kolonisation und allmähliche Ausbreitung. Und sie verdrängten gewaltsam, unter Ausrottung ganzer Völker, die früheren Bewohner und nahmen ihre Stelle ein. Um aber aus diesen Bewegungen ein dauerndes Ergebnis zu gewinnen, mußte die chinesische Kultur, einheitlich in allen ihren Teilen, starr, ungemein widerstandsfähig durch den engen Zusammenhang mit dem festgeschlossenen Familienleben dazu kommen. A. Bordier hat ähnliche Wirkungen im Auge, wenn er in seinen Vorlesungen über „Pathologische Anthropologie“ [13]) die Malayen als das beste Beispiel einer künstlichen Rasse, eines „groupement momentanement fixé d'éléments composants divers“ bezeichnet, worin der Zufall der Geschichte Aehnliches geleistet habe, wie die bewußte Absicht des Züchters tierischer Rassen.

Ist aber der Ausdruck „künstliche Rasse“ gerechtfertigt? Was anderes ist hier künstlich als die Verstärkung der in der Natur selbst liegenden Anlässe zu Sonderung und Verbindung? Der Prozeß ist dieselbe Aus- und Abgleichung durch beständige Mischung von Elementen beschränkter Zahl und Mannigfaltigkeit unter Fernhaltung der Zufuhr neuer fremder Elemente, wie er auf großen Inseln, ja auf isolierten Festlanden sich vollzogen hat. In Bezug auf Kultur steht kein Volk der Erde weiter von den Chinesen ab als dasjenige, welches Australien

vor der Ankunft der Europäer bewohnte; doch teilt es die Abschließung und die Beweglichkeit, welche allerdings dort die Folge eines reich entwickelten Verkehrs bei dichter Bevölkerung, hier dagegen das Ergebnis weitzerstreuten Wohnens auf armem Boden und in ungünstigem Klima ist.

Gruppierungen, die aus jüngeren Bewegungen hervorgegangen sind, schließen sich an natürliche Grenzen eher an als solche von höherem Alter. Eine Völkergruppe kann rascher sprachlich und im Kulturbesitz zur Einheitlichkeit gelangen als körperlich. Anthropologische Begriffe decken sich daher weniger mit geographischen als ethnographische. Wir haben nur ein Recht, den Ausdruck Melanesier im ethnographischen Sinne zu gebrauchen; im anthropologischen oder Rassensinne wäre er angesichts der malayo-polynesischen Einschiebungen nicht berechtigt. Die Tibbu der östlichen Sahara sind sprachlich ein Volk, sie gehören alle zur hamitischen Sprachfamilie; aber ihr Körperbau weist einige Gruppen zu den Negern, andere zu den Berbern. Aehnlich stehen die Tuareg zwischen hellen und dunkeln, selbst ihre Nordstämme auf dem Hoggar-Plateau sind negroid infiltriert. Den Eindruck der größten Geschlossenheit erwecken nur die Völker, die nach Rasse und ethnographischen Merkmalen zusammengehören. Das können aber nur kleine oder geographisch geschützte Gruppen sein; bei den großen Rassen lassen solches die in der weiten Verbreitung gegebenen wechselnden Berührungen nicht zu. Bei den hellen Südafrikanern fallen Rasse, Sprache und selbst noch gewisse Merkmale zusammen und in kleinerem Rahmen findet dies auch bei den Mincopie der Andamanen statt.

Lückenhafte Verbreitung. Die Gemeinschaften der Menschen auf der Erde sind notwendig zerstreut und durch Lücken voneinander getrennt, und so ist demgemäß auch die Verbreitung ethnographischer Gegenstände, welche am Menschen haften. Aber abgesehen von dieser Durchsetzung der ethnographischen Verbrei-

tungsgebiete mit den „leeren Stellen der Oekumene“ (s. o. Kap. 5) gibt es andere, oft viel größere Lücken, welche der geschichtlichen Entwickelung dieser Gebiete angehören. Eine Wanderung kann verschiedene Teile eines Gebietes besetzen und dazwischen weite Lücken lassen. Ein Volk kann in zahlreiche Lücken eines anderen sich eindrängen, so daß es eine weitzerstreute Verbreitung zeigt. Eine Verbreitung kann zusammenhängend gewesen und von Lücken durchsetzt, gleichsam zerrissen worden sein. Endlich, aber dies dürfte der seltenste Fall sein, können in dem Verbreitungsgebiet desselben Volkes, derselben Rasse an einzelnen Punkten unter gleichen Bedingungen gleiche Abwandlungen eintreten. Das Vorkommen kleingewachsener Gruppen von Menschen in fast allen Ländern, wo die äthiopische Rasse wohnt, mag hierher gehören. Bei Buschmännern, Akka, Veddah, südindischen Gebirgsstämmen, Andamanesen und Negritos gehen die mittleren Maße unter 1,5 m herab. Die Zwerge auf Madagaskar, die vielgenannten Quimos, sind nicht bestimmt nachgewiesen. Die Neuhebriden-Insulaner haben sich nicht durchweg als die „kleinen, behenden, hageren schwarzen, häßlichen Geschöpfe“ gezeigt, wie Forster sie beschrieb. Aber man wird behaupten dürfen, daß, wo geringe Körpergröße Eigentümlichkeit einer großen Mehrzahl eines Volkes ist, dieses Volk in der Regel äthiopische Beimischung zeigt, wenn es nicht geradezu äthiopischer Rasse ist.

Es wird also auch in der Verbreitungsweise ethnographischer Gegenstände zu unterscheiden sein, ob sie lückenlos einen Raum ausfüllen, oder ob sie reihen- oder stufenweise oder von anderen Gebieten inselartig umschlossen oder endlich andere umschließend auftreten. Und dabei wird stets die Anlehnung an die natürlichen Verhältnisse, angefangen von der Gestalt der Meere und Erdteile und herabsteigend bis zu den Flüssen und Bergen zu beachten sein, denn in der Natur des Bodens liegt Anlaß zu zahlreichen und großen Lücken. In zahlreichen Fällen wird man eine Menge kleinerer Verbreitungsgebiete der gleichen Erscheinung nachweisen können, welche z. B.

an die Bevölkerungszentren aus politischen oder sozialen Gründen sich anlehnten. Es gehört hierher die Verbreitung römischer Einrichtungen durch die italiotischen Städte schon vor dem 4. Jahrhundert v. Chr. oder das Eindringen nordamerikanischen Geistes in die Großstädte des romanischen Amerika, die Verbreitung der Kupferkreuze von Katanga in den Handelsplätzen und Staatsschätzen Innerafrikas. Um die äußersten Punkte eines Verbreitungsgebietes wird eine Linie zu ziehen und damit ein Gebiet zu umgrenzen sein, in welchem Spuren der Völker, welche Träger jener Erscheinungen sind, auch dann gesucht werden können, wenn für ihr Vorhandensein vorher kein Zeugnis vorlag.

Eine große Anzahl von Gegenständen und Gedanken ist über die ganze bewohnte Erde hin in dieser Weise verbreitet. Zwischen ihrem Vorkommen an bestimmten Stellen mögen Lücken klaffen, die sogar beträchtlich sein können, aber wenn zur Erklärung dieser Vorkommen es notwendig ist, sie über diese Lücke wegwandern zu lassen, erkennen wir, welche viel weitere Verbreitung sie einstens besaßen. Sie erinnern dann an das Auftreten derselben Pflanzenart auf den Hochgebirgen aller Erdteile. Diese Pflanzen müssen trennende Erdstriche überwandert haben, als dieselben ihrem Fortkommen günstiger waren als heute, und so stellt ihr heutiger Bestand den Ueberrest einer einst weiteren Verbreitung dar. Aehnlich, wenn wir Bogen und Pfeil an allen Enden der bewohnten Erde in Feuerland und Grönland, in Südafrika und Lappland finden. Die großen Lücken in dem Verbreitungsgebiet dieser Waffen ändern nichts an der Thatsache, daß sie allen Erdteilen außer Australien angehören und daß sie nur mit Menschen von einem Teil zum anderen gewandert sind. Das Wurfbrett war vor einigen Jahren nur in Australien und Grönland bekannt, wir haben seitdem isolierte Vorkommen bei den Tocama Brasiliens, wo es als Palheta zum Schleudern der Harpune beim Schildkrötenfang dient, und in Mexiko nachweisen sehen.

Diese Lücken in der geographischen Verbreitung eines ethnographischen Gegenstandes werden nun als eine

gegebene Thatsache verzeichnet, der gegenüber man die Frage des Werdens und Vergehens überhaupt nicht aufwirft. Wenn bei den Polynesiern die Masken fehlen, welche bei den Malayen und Melanesiern vorhanden sind, so liegt darin noch für heutige Ethnographen ein Beweis, daß sie nicht ein Gewächs malayisch-polynesischer Urzeit sein können, ebenso ein Beweis dagegen, daß sie aus Melanesien nach Amerika gewandert sind, wie z. B. Dall

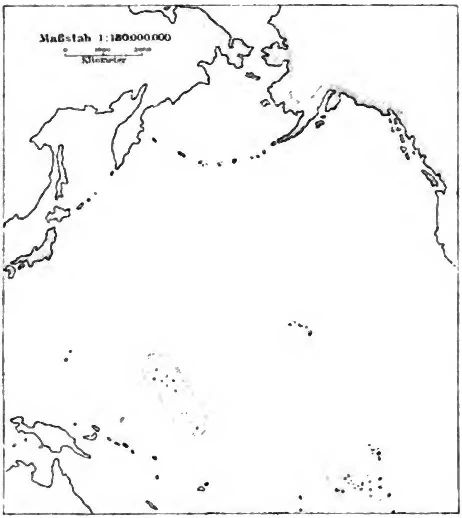


Fig. 30. Die Verbreitungsgebiete der Stäbchenpanzer.

meinte; denn „in Polynesien fehlen die Masken und sie würden doch dort zunächst sitzen geblieben sein, wenn sie über diese Inselreiche nach Amerika gewandert wären“. Daß ein Gegenstand in Verlust, ein Gebrauch in Vergessenheit gerät, ein Gedanke verkümmert, das scheint also bei der Erklärung dieser Lücken ganz außer Betracht zu bleiben. Warum? Führen nicht dieselben Ethnographen sogenannte Ueberlebsel auf, die, aus einem

Complexe alter Sitten übrig geblieben, an dieser oder jener Stelle vereinzelt auftauchen? Es würde doch viel wissenschaftlicher und zugleich einfacher sein, die Frage zu erwägen, ob die Masken nicht aus irgend welchen Gründen hier verschwanden, als an den allmächtigen „Völkergedanken" zu appellieren, welcher gestattet, auf jeder beliebigen Insel sie aus schaffungsfreudigem Geiste eines Wilden neu und doch so ähnlich hervortreten zu lassen. Jene Frage hat immer den Wert einer Hypothese, welcher dieser abschließenden Behauptung nicht zukommt. Sagt uns Kubary, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß ursprünglich alle Inseln Ozeaniens die heute nur auf den Karolinen noch erhaltene primitive Stammverfassung besaßen [14]), so liegt mindestens eine Hypothese, welche weiterführen könnte, in dieser etwas zu stark ausgesprochenen Behauptung. Wir können prüfen, ob die Stammesverfassungen von Tahiti und Tonga sich an diejenigen der Karolinen anschließen lassen und die Kette der Verwandtschaften spinnt sich dann vielleicht bis nach Südasien fort. Grundsätzlich ist die Voraussetzung der Beziehung in einem zusammenhängenden Lebenskörper wie die Menschheit stets die berechtigtere.

In einigen Fällen sind wir im stande durch geschichtliche Nachrichten die Lücken zu überbrücken, welche Völker heute auseinanderhalten, die früher eng zusammenhingen. Der europäische Keil in Südostaustralien hat seit genau 100 Jahren die Südwestaustralier und Queensländer auseinandergerissen. Die Uebereinstimmung der Sitten und Gebräuche ist trotz der weiten und nun schon lange dauernden Entfernung noch immer eine überraschende. Die Schaffung großer Reitervölker in den Prärieländern Nordamerikas durch die Einführung des europäischen Pferdes hat ein breites Gebiet neuer Sitten zwischen die alte ungebrochene Erstreckung der Indianer östlich des Felsengebirges hinein gelegt. Nicht immer hat das Verbreitungsgebiet des Pfeiles in Südamerika jene Lücke besessen, welche zwischen dem Gran Chaco und Feuerland durch die Verbreitung der Wurfkugeln gebildet wird, deren sich vorzüglich die berittenen Stämme Patagoniens bedienen. Wo alte Feuersteinpfeilspitzen im Boden liegen, wurde später die Bola geworfen. Auch die Tupi Brasiliens bieten heute das Bild einer zerstreuten Verbreitung, innerhalb deren Grenzen sie aber einst derart dominierten, daß die entdeckenden und erobernden Portugiesen im Anfang fast überall zuerst mit ihnen zusammentrafen, daher auch ihre Sprache zum Vehikel des Verkehres zwischen Europäern

und Indianern überhaupt machten[15]). Als Guarani in Paraguay, als Lingua Geral im südlichen Brasilien wurde sie geradezu zur Kanzel- und in einem gewissen Sinn zur Litteratursprache und es wurde dies dadurch erleichtert, daß auch da, wo Tupi nicht saßen, Worte ihrer Sprache in anderen Idiomen auftauchten. Sie waren aber, wenn auch vorherrschend, so doch keineswegs ununterbrochen über das ganze Gebiet verbreitet, vielmehr ließen sie sich zwischen vielen anderen, von ihnen verschiedenen Stämmen nieder und gerade darum hat es Schwierigkeiten gemacht, die einzelnen Stämme nach ihrer Stammeszugehörigkeit zu bestimmen. Lange sind einzelne weit hinauswohnende Zweige der Tupi für Angehörige anderer Stämme gehalten worden.

Nur unter der Voraussetzung, daß die Lücken in dieser Verbreitung etwas mehr als leere Stellen zwischen selbständigen Schöpfungsherden seien, wird denselben die Aufmerksamkeit zugewendet werden, die sie so reichlich verdienen. Ihr Inhalt kann mit Bezug auf den Gegenstand, dessen Verbreitung erforscht wird, sehr verschieden sein. Zwischen jenen vier Gebieten der Wurfbretter scheinen nur wurfbrettleere Stellen vorzukommen. Die Lücke zwischen dem Höhepunkt polynesischer Menschenfresserei auf Neuseeland und den Marquesas ist ganz anders ausgefüllt: überall Menschenopfer, auf Tonga noch in diesem Jahrhundert Wiederaufnahme der früher aufgegebenen Menschenfresserei, auf Samoa sagenhafte Erinnerungen an dieselbe, symbolisches Verschlingen eines Menschenauges bei großen Festen u. dergl.: alles Spuren einer einst weiteren Verbreitung, vergleichbar dem Gestrüpp, welches den Rest eines Waldes bildet, von welchem weit entfernt voneinander noch einige Bäume stehen. Und wieder anderer Natur sind jene Lücken zwischen den äthiopischen Zwergvölkern (s. o. S. 674), in denen gleichsam der gemeinsame Mutterboden ihrer Entstehung gegeben ist.

Zersplitterte Verbreitung. Im Gegensatze zu der Verbreitungsweise der Tupi steht diejenige, welche wir nördlich vom Amazonenstrom finden: Eine außerordentliche Zahl kleiner Horden und Stämme unter den ververschiedensten Namen, gleichsam als wären hier die ursprünglichen Völkerschaften durch noch häufigere Wan-

derungen, Kriege u. a. unbekannte Katastrophen untergegangen und in solche schwächere Haufen aufgelöst und zerspalten worden. Dort gibt es Völkerschaften, welche nur aus einer oder aus wenigen Familien bestehen; vollkommen abgeschnitten von aller Gemeinschaft mit den Nachbarn, „scheu im Dunkel des Urwaldes verborgen und nur durch äußere Veranlassung hervorgeschreckt, eine höchst arme, verstümmelte Sprache redend: das betrübende Bild jenes unheilvollen Zustandes, da der Mensch, beladen mit dem Fluche seiner Existenz, gleichsam als strebe er, sich selbst zu entfliehen, die Nachbarschaft des Bruders meidet [16])“. Ist aber diese Verbreitungsweise etwas anderes als eine extremere Ausprägung der überall wiederkehrenden Thatsache, daß die Menschen in mehr oder weniger weit zerstreuten Gruppen wohnen, deren Größe und Zusammenhang allerdings je nach der Kulturstufe verschieden, die aber im Wesen überall die gleichen sind? Wir sind beim Ueberblick der Oekumene, bei der Betrachtung des Wesens der Bevölkerungsdichtigkeit, endlich bei der Auffassung der Verbreitung der Wohnplätze auf sie gestoßen und wir begegnen ihnen nun hier wiederum in der Verbreitung ethnographischer Merkmale. Jede Nationalitätenkarte irgend eines Teils von Europa lehrt dasselbe: Die Ausbreitung und der Rückgang der Völker, gehen beide nicht über weite Flächen gleichmäßig, sondern genau so gruppenweise vor sich, wie die Völker wohnen. Daher deutsche Dörfer zwischen polnischen oder französischen und umgekehrt. So wie es nun Gebiete gibt, deren politische Karten das Bild der größten Buntheit gewähren, so gibt es auch ethnographisch bunte Gebiete. Schon die lückenhafte Ausbreitung und die Durchdringung schaffen bunte Kartenbilder, aber es gibt eine zersplitterte oder zerklüftete Verbreitung, deren Karte den Eindruck einer Durcheinanderwürfelung von Völkersplittern macht. Denken wir an die Verbreitung der Juden, der Armenier. Die Geschichte erzählt ja von Zersprengungen ganzer Völker, deren Splitter und Trümmer dann weit umher zerstreut wohnen. Die Huronen wurden 1650 durch die Irokesen nach West und Süd auseinander getrieben und kamen

bis nach Detroit und bis an die Mackinaw-Straße. Wie häufig kehrt die Sage von dem versprengten Volks- oder Heeresteile wieder, der in einem Gebirgsthale an einem Flusse Halt machte und neue Wohnstätten gründete! Am unteren Ogoweh sieht man die zerstreuten Gebiete der versprengten Abongo zwischen der massigeren Ausbreitung der seit längerer Zeit ansässigen Mpongwe und dem meerwärts gerichteten Keil der erst seit zwei Generationen hier vordringenden Fan: drei charakteristische Verbreitungsformen auf engem Raume (s. Fig. 28).

Langsames Verdrängen und Eindringen ist häufiger und mag lange friedlich sich vollziehen, wie das Eindringen der Kariben nördlich und südlich von C. Gracias, wo die Sambos vor ihnen nach Nicaragua zurückgingen [17]), häufiger aber und im größten Maßstabe folgt verheerenden Kriegen, die weite leere Stellen schaffen, eine Einwanderung in allen Größen der Volkszahl und in allen möglichen Richtungen. So haben die kaukasischen Kämpfe der Russen die ethnographische Physiognomie türkisch Armeniens und Kleinasiens umgestaltet und der russisch-türkische Krieg von 1878 hat dieses Werk durch rückwandernde Türken in verstärktem Maße fortgesetzt.

Durchdringung. Quatrefages glaubt etwas besonders Charakteristisches von den Guarani auszusagen, indem er sie als eine Rasse „alternativement pénétrante et pénétrée" nennt. Wenn wir über den Augenblick hinausdenken, kann eigentlich von jedem Volke dasselbe gesagt werden, denn jedes nimmt fremde Elemente auf und sendet eigene in die Mitte der fremden hinaus. Aber manche Völker zeigen den Vorgang der Penetration in auffallenderer Weise. In Neuguinea verdanken die handelsthätigen Motu ihre Sitze an der Südostküste einer neueren Einwanderung von Westen her; im Lande der Koitabu siedelten sie sich mit deren Erlaubnis an, und man findet in jedem Dorfe einige Motu [18]). Im äquatorialen Afrika und in Südafrika gibt es kein größeres Volk, das nicht in seinen Wäldern zerstreute Gemeinden der kleingewachsenen Jägervölker beherbergte. Eben diese Zer-

streutheit ist mit Ursache, daß diese sog. Zwerge sich so lange Zeit den Blicken der Forscher entziehen konnten. Die Verbreitung der Spanier in vielen noch wenig berührten Indianergebieten Mittel- und Südamerikas, der Portugiesen im westlichen Afrika, der Chinesen in Nord- und Mittelasien beruht auf einem Eindringen, vereinzelt oder in kleinen Gruppen, in das Innerste eines Volkes, das sozial, ethnographisch, zuletzt durch Mischung körperlich und geistig dadurch verändert wird.

Gerade in diesem kleinen vereinzelten Auftreten liegt eine Begünstigung, welche natürlich einer geschlossenen Völkerwanderung nicht zu teil wird. Ein Volk, welches als Ganzes unbesieglich ist, wird so in seinen einzelnsten Teilen von fremden Elementen berührt und verändert. Wenn dieser Vorteil so ausgenutzt wird, wie jene sog. Zwergvölker Innerafrikas es durch soziale Sonderung vermögen, sehen wir auch eine überraschende Beständigkeit ethnographischer Merkmale, die anders längst in der Masse der Umgebenden untergegangen wären. Auch auf diesem Gebiete ergibt sich aus einer naheliegenden Beziehung zwischen der Form der Verbreitungsgebiete und der Bevölkerungsdichtigkeit eine Abhängigkeit jener von der Kulturstufe. Je dichter eine Bevölkerung wird, um so mehr tritt die geschlossene oder Massenverbreitung in den Vordergrund, je lockerer eine Bevölkerung verteilt ist, um so mehr Lücken bietet ihre Verbreitung, um so weniger ist sie im stande, das Eindringen fremder, trennender Elemente in diese Lücken abzuwehren. Auf diesen Unterschied war schon oben bei Besprechung des Rückganges der Naturvölker aufmerksam zu machen. Weiterhin sind die Grenzen eines Verbreitungsgebietes um so bestimmter gezeichnet und um so fester, je dichter die Menschen wohnen, welche von ihnen umfaßt werden. Und im allgemeinen werden die Verbreitungsgebiete um so größer, je höher der Stand der in ihnen umschlossenen Kultur. Das Eindringen und Nebeneinanderwohnen schafft Nachbarlagen, die durch unzählige kleine Grenzstrecken voneinander gesondert werden. Aus ihnen geht eine Durchdringung hervor, die um so weniger

Hindernisse findet, je weiter sie vorschreitet, je mehr sie abgleicht. In jedem einzelnen Volke Europas wirkt sie auf die Hervorbringung eines mittleren Volkes ein, welches bis zum Eindringen neuer Elemente einen nationalen Gleichgewichts- und Durchdringungs-Zustand darstellt. Sehr oft haben wir die Wirkungen dieses Prozesses vor uns, wenn wir an tiefere Einflüsse von außen oder innen glauben. So mag der Fortgang der Absorbierung keltischer und germanischer Elemente sich in der Tendenz zeigen, welche in Oberitalien hervortritt, die Körpergröße zu vermindern, und welche aus der Durchdringung der ganzen Halbinsel mit Elementen aus dem Süden und von den Inseln hergeleitet wird, wo die natürliche Vermehrung eine größere ist [19]). Langsame Aenderungen, welche im Laufe der Jahrtausende sich vollziehen, sind oft auf entsprechend langsame Infiltration fremden Blutes zu deuten.

Während eine ungewöhnlich große Beständigkeit der Rassen eines Gebietes von der frühesten Urzeit bis in die Gegenwart behauptet wird [20]), ist es für andere Gebiete mehr als wahrscheinlich, daß langsame Umsetzungen in der Schädelform und vielleicht auch in der Schädelgröße durch Vergleichung der früheren und heutigen Bewohner nachgewiesen werden können. In Europa gab es einst mehr Langköpfe als heute. In Aegypten lebt nicht mehr die in unzähligen Mumien und Bildern uns erhaltene Rasse. In den Bildern der Felsengrotten von Abu-Simbel, welche wahrscheinlich Kämpfe der Aegypter mit den Eingeborenen des Landes darstellen, ist die Mehrzahl der letzteren heller als die roten Aegypter, nämlich gelb gefärbt, und nur wenige sind braun oder schwarz.

Mehrtypische Völker. Große Teile der Erde können nicht einer einzigen Rasse zugewiesen werden; entweder in bunter Mischung oder in getrennten Gebieten weisen sie Menschen verschiedenen Körperbaues auf. Am häufigsten ist das Vorwalten zweier verschiedener Typen, welche in seltenen Fällen leicht auseinander zu halten sind, häufiger aber durch eine große Anzahl von Misch-

und Mittelformen ineinander übergehen. Es gibt Völker und Staaten, zu deren Wesen diese Mehrtypischkeit gehört. Uganda ist immer nur als aus Wahuma und Waganda, Marokko aus Mauren und Negern, die Vereinigten Staaten aus Weißen, Negern und Indianern zusammengesetzt zu denken. Die Vorliebe, mit welcher man seit Blumenbach im großen und im kleinen bestrebt war, Rassen in bestimmte geographische Gebiete zu bannen, kann nicht darüber täuschen, daß es viel mehr und viel größere Gebiete gemengter als einheitlicher Bevölkerung gibt. Die Benennungen, welche anderes voraussetzen, sind nur trügerische Signaturen [21]). Auf Melanesien, d. i. das Gebiet der schwarzen Menschen, können wir heute jene Beschreibung anwenden, welche R. Forster von den Inseln des Stillen Ozeans im allgemeinen gegeben hat.

Angesichts zahlreicher Thatsachen ist die Annahme einer beträchtlichen inneren Verschiedenheit auch bei den australischen Stämmen berechtigt und die geographische Lage möchte wiederum dieselben Elemente wie in Melanesien und Madagaskar erwarten lassen. Heißt es aber nicht, von dieser einen Völkergruppe etwas als eigentümlich behaupten, was mehr oder weniger jeder anderen zukommt, wenn P. Topinard von negerhaften, polynesischen, einigen malayischen und endlich, als von der zahlreichsten von Elementen, wahrscheinlich asiatischer Abstammung spricht? Das sind so ziemlich dieselben Elemente, die man, in Verbindung mit noch einigen anderen, auch in Afrika hat nachweisen wollen. Unzweifelhaft gehen dunklere und hellere, woll- und straffhaarige Elemente durcheinander. Aber wo liegen die Ursprünge beider? Und welches Element ist das frühere? Neuguinea mit seiner papuanischen Bevölkerung bot sich stets als die nächstliegende, natürlichste Quelle der dunkeln Bevölkerung dar, während die Herleitung der straffhaarigen angesichts der Nähe der Wohnsitze der Malayen und ihres Verkehres mit Nordwestaustralien gleichfalls keine zu großen Schwierigkeiten zu machen scheint. Da aber die geschichtlichen Nachrichten über diese als wahrscheinlich anzunehmenden Einwanderungen fehlen [22]).

könnte nur eine scharfe Sonderung beider Stämme nach ihren körperlichen Merkmalen größere Sicherheit bieten, und hier ist nur zu bedauern, daß Topinards Versuch, die kleingewachsenen Australier als stets straffhaarig, die kräftigeren, höhergewachsenen als stets wollhaarig zu klassifizieren, kein unzweifelhaftes Ergebnis bot.

Nur in den alten dichtbevölkerten Ländern West-, Süd- und Mitteleuropas und Ostasiens sind heute abgeschlossene Gebiete zu erkennen, in welchen bestimmte Hauptrassen, dort die kaukasische, hier die mongolische, unbedingt vorwiegen. Alle jungen Länder umschließen mehrere Rassen, denn überall, wo leere Räume in jungen dünnen Bevölkerungen sich aufthaten, haben Angehörige fremder Rassen sich eingeschoben. Die Mehrtypischkeit ist das Merkmal des erst werdenden Volkes, das reife Volk hat auch rassenhaft etwas Abgeschlossenes, Fertiges, so wie die Chinesen und Aegypter. Von Canada bis Chile gibt es wechselnde Prozente von Indianern, Negern und Ostasiaten in allen amerikanischen Ländern, und diese Zusammensetzungen sind noch bunter und führen leichter zu Mischungen, wo das eher zur Abschließung neigende europäische Element mangelt. Thöricht wäre es, zu glauben, daß dort keine Rassenmischung stattgefunden habe. Auch Europa hat seine Mulatten auf der äthiopischen Seite. Mit den Türken kamen auch Aethiopier nach Morea und in einzelnen Teilen Messeniens treffen wir noch heute Mulatten an [23]).

Gruppenweise Verbreitung. Räumliche Beziehungen sind dauernder, als man bei dem geringen Grade engerer Verwandtschaft glaubt, der mit ihnen oft Hand in Hand geht. Die Beispiele sind im großen und kleinen zu finden, daß bestimmte Völker ihre gegenseitige Stellung auch in größeren Wanderungen beibehalten. Die Mingo, welche nördlich von den Lenni-Lenape saßen, als beide den Mississippi erreichten, blieben auch nach Ueberschreitung des Flusses in der Nähe der Großen Seen, während jene sich erst am Ohio und dann bis an den Potomak ausdehnten. Es wiederholt sich im großen,

wenn Südamerika von Süd-, Nordamerika von Nordeuropäern besiedelt worden ist. Während man die schmale Alfurenform der Schilde etwas verändert bei den Australiern wiederfindet, tauchen die breiteren Schilde von Celebes auf den Salomonsinseln wieder auf.

Um Völker von sehr ungleicher Kulturstufe, welche nebeneinander wohnen, ist durch die Abhängigkeit des tiefer- vom höherstehenden ein Band der Verwandtschaft geschlungen, welches sie als nicht bloß räumlich Zusammengehörige erkennen läßt. Die Zusammengehörigkeit der waldbewohnenden Jägerstämme Innerafrikas ist dieselbe in Monbuttu, wie bei den Akoa des Ogoweh und wiederholt sich sogar in Sumatra und auf den Philippinen. Es können im Hinblick auf diese Beziehungen paarweise die Akka und Monbuttu, die Akoa und Mpongwe betrachtet werden. Aber weitergehend kann dieselbe verbindende Betrachtungsweise auf Indier und Malayen, Peruaner und Jivaros (oder andere Amazonasstämme) Anwendung finden.

Mischungsgebiete. In der Völkermischung wirkt eine große Naturkraft; in ihr triumphiert die Natur über den Geist, das Körperliche über das Seelische des Menschen, der Trieb über Wille und Gesetz. Es ist eine unbewußte Reaktion gegen die Richtung, die ein Volk einzuschlagen oder beizubehalten glaubt, von der aber die Mischung es langsam abdrängt. Hier ist ein Punkt, wo die einfachen summierenden Bevölkerungszahlen eines Zensus im höchsten Grade beredt sind. Die sieben Millionen Neger der Vereinigten Staaten von Amerika, als eine amtliche Minimalzahl zu verstehen, sind das große Fragezeichen hinter allen hochfliegenden Erwartungen von der Entwickelung eines neuen besseren Europa in Nordamerika. Indianer und Ostasiaten kommen hinzu. Noch nie hat ein Gesetz die Vermischung der Rassen gehindert, welche neben und bei einander wohnen. Die niedere ist es, der die Mischlinge zunächst zufallen, weshalb die höhere erst spät sich durch diesen Prozeß berührt fühlt. Aber die niedere wächst an Zahl und Fähigkeiten, bis die Unter-

schiede immer geringer geworden sind und die von unten Heraufgestiegenen fast auf einem Boden mit den Oberen stehen, so wie jetzt in Canada die einst den Indianern Zugewiesenen „Bois brulés“ sich volles politisches und soziales Bürgerrecht erworben haben und wie in Neuseeland es bereits prophezeit wird. In Ländern, wo farbige und helle Rassen samt ihren Mischlingen beisammen wohnen, wie in Mexiko, neigt man sehr, die Rassenunterschiede zu übersehen und nur noch an die Kulturunterschiede zu denken. Man sieht eine tiefer und höherstehende, aber zugleich eine absteigende und aufsteigende Rasse vor sich. In Madagaskar haben die Mulatten, teils mit französischem, teils mit arabischem Blute gemischt, immer eine politische Rolle gespielt, und manche Beobachter wollen die Ueberlegenheit der Hova aus solchen Zumischungen erklären. Was wären die Neger in Nordamerika, was die Indianer in Mexiko ohne die Mulatten und Mestizen, die vor den Riß zwischen den Extremen beider Rassen treten? Die Mischlinge bilden die Brücke aus ihrer Vereinzelung, die der Untergang ist, zur Teilnahme an der Arbeit ihrer Mitvölker; sie bildeten sie schon früher. Unbestimmt, aber doch kaum zu verkennen, leuchtet manchmal noch eine Mischung der Rasse durch, deren Ergebnisse uns schwierige Probleme in der Erhebung niedriger Rassen vorlegen würden, wenn wir nicht den Faden in der Hand hielten. Manche Tscherokih zeichnen sich durch auffallend helle Farbe aus, gleichzeitig klingen Sagen und Sitten an früh aufgenommenes Christentum an, dessen Kanäle für unser Wissen verschüttet sind.

Geographisch betrachtet bedeutet die Mischung (und setzt voraus) gemischte Verbreitung mehrerer Rassen auf einem und demselben Gebiet. Sie ist daher am stärksten, wo eine Rasse so lückenhaft verbreitet ist, daß eine andere sich zwischen sie einzuschieben vermag. Dünnewohnende Bevölkerungen fallen leichter dieser Durchsetzung mit fremden Elementen anheim als dichtwohnende. In allen europäischen Ackerbaukolonien sind die Mischlinge zahlreich. Zahlen für Misch-

lingsbevölkerungen in Nordamerika und Neuseeland haben wir früher angeführt. Selbst die Eskimo sind durch die Besuche europäischer und nordamerikanischer Schiffe körperlich umgestaltet worden. Die Bevölkerung des östlichen Zentralasien ist mit Chinesen ganz durchsetzt. Ein verhältnismäßig so kleiner Fleck wie das Ili-Territorium beherbergt neben Chinesen, Mongolen und Kirgisen nicht weniger als drei Mischrassen: Tarantschen (Tataren und Arier), Dunganen (wahrscheinlich Uiguren und Chinesen) und Sebes (Mongolen und Chinesen). Außerdem sehen die dortigen Karakirgisen sehr mongolisch aus.

Bei wenigen Völkern wird die Mischung aus verschiedenen Rassenelementen so allgemein vorausgesetzt wie bei den nördlichsten Bewohnern Asiens, das als Kolonialgebiet und als dünnbevölkertes Land doppelt günstig für Mischung sein mußte. Mehr als anderwärts sind hier durch die geschichtliche Erfahrung große Wanderungen nachgewiesen, während die Sprachforschung zwei- und mehrseitige Verwandtschaften der Sprachen aufdeckt, wie es beim Samojedischen schon Castrén gelang, der mit finnischen und mongolischen Idiomen engere Verbindungsfäden zu verfolgen vermochte. Nach den Körpermerkmalen sind auch in kleineren nordasiatischen Völkern, wie den Jukagiren, zwei Typen zu unterscheiden, die man als den finnischen und den mongolischen bezeichnen kann, aber es ist nicht zu bezweifeln, daß damit die Zahl der Mischungselemente noch nicht erschöpft ist. Am wenigsten ist der Einfluß der Europäer zu unterschätzen. Middendorf spricht von Jakuten, die russischen Typus zeigen, und erinnert an die Sitte der Tungusen und anderer, ihre Weiber an die russischen Ansiedler, Goldgräber, Kosaken mietweise zu überlassen. Im nördlichsten Nordamerika liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Ein Kenner dieser Region läßt dort nur noch wenige reine Indianer erhalten sein[24]). Erwägt man alle diese Momente, so wird man sich mit jenem Forscher jedenfalls nicht über die zahlreichen Uebergänge, sondern viel mehr über das Vorhandensein charakteristischer Typen wundern[25]). Im malayischen Archipel haben die europäischen und chinesischen Kolonisten niemals das Uebergewicht über die Eingeborenen gehabt und doch kann man fragen: Wenn die anerkannte Vermischung in Ceram, Tidore u. s. w., 300 Jahre zurückverfolgt, solche Ergebnisse liefert, daß Bastardmalayen, Bastardceramesen u. s. w. ein fester Begriff geworden, wieviel Jahre muß man annehmen, um eine Durchdringung der ganzen Bevölkerung zu finden? Besonders das chinesische Blut wird fast auf jeder Insel, besonders stark aber auf den Philippinen, auf Borneo und Malacca zu suchen sein. Kaum ein Stamm auf

Luzon ist von dem Verdachte frei, chinesisches, sogar japanisches Blut zu enthalten[26]). Die chinesischen und europäischen Mestizen sind wichtige Stützen des wirtschaftlichen Lebens der Inseln, jene, die „Mestizos de Sanglay“ mehr noch als diese. Formosa ist zu mehr als der Hälfte dicht von Chinesen bewohnt, die das einheimische malayische Element nahezu absorbiert haben.

Daß in dem tief begründeten Zahlenübergewicht der Kulturvölker ein großer und besonders ein dauerhafter Faktor dieser Entwickelung liegt, ist vorauszusehen. Die Schlüsse des siebenten Kapitels finden hier Anwendung. Das Zahlenübergewicht der Träger höherer Kultur verleiht ihnen den Vorteil in der Mischung mit tieferstehenden Völkern, so daß diese Mischung auf die Dauer immer zu ihren Gunsten, d. h. unter vorwaltender Vertretung ihre Merkmale ausfällt.

Die Grösse der Verbreitungsgebiete. Die Größe der Völkerverbreitungsgebiete hängt mit ihrer Lage und Gestalt eng zusammen, denn gleich diesen wurzelt sie in den natürlichen Bedingungen, zunächst in den von der Natur selbst aufgerichteten Schranken, welche sehr oft Lage, Gestalt und Größe gleichzeitig bestimmen. Aber die Völker gehen über diese Schranken hinaus, indem sie von einer Insel aus einen Archipel, von einem Thale aus ein Gebirg bevölkern, sie greifen selbst über Erdteile hinaus und verbreiten sich über große Teile des Planeten. Dann tritt ein anderes Motiv in Thätigkeit: Die Kraft der Ausbreitung, welche dem Volke oder seinem ethnographischen Besitze eigen ist, eine Kraft, die so gering werden kann, daß unter dem Andrange der Nachbarn Rückgang eintritt, und so stark, daß sie die ganze bewohnte Erde erobert. Durch sie empfängt die Größe der Verbreitungsgebiete das Veränderliche, welches ihren Wert als ethnographisches Merkmal herabsetzt. Wir können große und kleine Verbreitungsgebiete unterscheiden, es ist aber wichtiger, die rückgängigen und wachsenden Gebiete zu sondern. Jedes kleinste Verbreitungsgebiet kann der letzte Rest oder der erste Keim eines großen sein; das ist aus der Größe allein nicht zu erschließen, wohl aber, wie wir gesehen haben, aus der

Lage und Gestalt. Diese sind stets zuerst zu erforschen, weil sie hauptsächlich den Aufschluß über den geschlossenen oder lückenhaften Charakter der Verbreitung erteilen, welcher gewonnen werden muß, ehe die Grenzen eines Verbreitungsgebietes zu ziehen sind.

In der geographischen Verbreitung der körperlichen, sprachlichen und ethnographischen Merkmale ist die weite Ausbreitung gewisser gleichartiger oder nur wenig in sich verschiedener Stämme oder Gruppen die am schärfsten ausgeprägte und die charakteristischste Thatsache. Dies tritt ganz besonders dann hervor, wenn wir die körperlichen Merkmale ins Auge fassen. Es sind diejenigen, welche die sogenannte mongoloide Rasse bezeichnen, über den weitaus größten Teil des Planeten verbreitet; sie bedecken, wenn wir die Wandergebiete mit hinzurechnen, $^2/_3$ der bekannten Erde, während diejenigen der weißen und der schwarzen Rasse sich in den kleineren Rest teilen. Aber auch wenn wir zu den kleineren Abteilungen herabsteigen, in welchen Gemeinsamkeit der Sprachen und anderer Teile des Kulturbesitzes, die Gemeinsamkeit des Ursprunges andeuten, finden wir den allergrößten Teil der bewohnten Erde von Völkern bewohnt, welche so eng zusammenhängen, daß man sie als Nahverwandte bezeichnen muß. Die Bewohner der Inseln des östlichen Stillen Ozeans von Tonga bis zu der Osterinsel und von Neuseeland bis Hawaii sprechen leicht verschiedene Dialekte derselben Sprache, haben dieselben Sitten, Gebräuche, Geräte, Fertigkeiten, denselben Glauben und Aberglauben, sind also im Grunde nur ein einziger Volksstamm. Umgrenzen wir den Raum, über welchen ihre Inseln zerstreut sind, so erhalten wir eine Fläche, welche mit Südamerika zu vergleichen ist. Die eigentlichen Malayen sind ihnen in Sprache sehr, in Sitten vielfach ähnlich. Und so schließt sich dann an das pazifische Gebiet der Malayo-Polynesier dasjenige der Malayen des Indischen Ozeans, und wir sehen Völker gleichen Ursprunges vom afrikanischen Rande des Indischen Mittelmeers bis weit in den Stillen Ozean hinaus wohnen. Lassen wir alle hypothetischen Erwägungen beiseite, welche vielleicht

dazu führen könnten, auch Australien noch in diesen Bezirk miteinzubeziehen, so erhalten wir ein Gebiet von mehr als 1 1/2 Millionen Quadratmeilen, welches Wohn- und Wandergebiet der Malayo-Polynesier ist. Gleicher Sprachstamm und ein Uebergewicht übereinstimmender Rassenmerkmale ziehen durch das ganze Gebiet.

Anders aber ist das Bild, wenn wir die ethnographischen Merkmale ins Auge fassen. Da sehen wir neben den weit ausgebreiteten, mit übereinstimmenden Merkmalen ein weites Gebiet bedeckenden Völkern andere, welche leichte Variationen in engem Raume entwickelten. Mitten durch dieses Gebiet zieht die Grenze zwischen Völkern, die Eisen schmieden und jenen, deren Werkzeuge und Waffen Stein sind. Es besteht ein beträchtlicher Unterschied zwischen der Ethnographie von Madagaskar und derjenigen von Sumatra, und ein mindestens ebenso starker zwischen derjenigen von Java und von Tahiti. Und doch behalten mindestens einige Charakterzüge auch auf dem ethnographischen Gebiete ihre Geltung von einem Ende bis zum anderen. Der Hausbau folgt in Madagaskar einem malayischen Grundplan, der im tiefsten Grunde der gleiche ist wie in Tonga und Palau. Das Fadi der Hova ist das Tabú der Malayen. Aber der Kawatrank ist nur auf einem Teil dieses Gebietes verbreitet und die aus Kokosfasern geflochtenen Rüstungen mit Nackenschutz gehören nur den Kingsmill-Inseln und in eigentümlichen Formen kleinen Gebieten Neuguineas an. Also greifen ethnographische Erscheinungen selbst aus dem malayo-polynesischen Gebiete in das der negroiden Melanesier hinüber. Diese weitverbreitete Völkergruppe lehrt also die Ungleichartigkeit der Verbreitung körperlicher, linguistischer und ethnographischer Merkmale; gleichzeitig zeigt sie, wie weit einzelne Merkmale sich zu verbreiten im stande und wie beschränkte Gebiete anderen zugewiesen sind. Was wir in diesem Gebiete sehen, wiederholt sich in allen anderen Ländern der Erde.

Weite Verbreitung einzelner Sitten und Gebräuche. Die Verwendung der Rinde als Kleidungsstoff ist oder war von Polynesien und Melanesien bis zum Kongo verbreitet und findet sich dann auch in Amerika wieder, so daß dieser Gebrauch also in allen Erdteilen der Tropenzone wiederkehrt. In Indien schreibt Manus Gesetz dem Brahmanen, der das Ende seines Lebens in religiöser Betrachtung inmitten des Urwaldes erwarten will, Kleid aus Rinde oder Fellen vor. Wahrscheinlich wurde hier wie in Afrika die Rinde einer Ficus-Art zum Rindenkleid benutzt. In Polynesien aber wurde die Herstellung eines biegsamen Stoffes aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes zur höchsten Vollendung gebracht [27]). Manche Völker, die dieser Stoffe sich nicht mehr bedienen, suchen bei besonderen Gelegenheiten, traurigen oder festlichen, dieselben hervor. Auf Rinde und Bast als Kleidungsstoff können nun viele aus eigenstem Antriebe verfallen, und selbst die Wahl des gleichen Baumes, von dem der Rohstoff loszuschälen, kann nicht sehr in Erstaunen setzen. Gewichtiger erscheint die Thatsache, daß das Werkzeug, womit der Bast geklopft wird, damit er weicher und dünner werde, an weit entlegenen Orten wesentlich das gleiche ist. Durch die schöne Tafel 3 in Bd. I der „Veröffentlichungen aus dem K. Museum für Völkerkunde“ (1889) ist jetzt jedem Gelegenheit geboten, sich über geriefte Steine, Knochen und Hölzer zu unterrichten, welche als Hämmer beim Bastklopfen Verwendung finden. Zieht er die sehr lehrreichen Bemerkungen heran, welche Max Uhle hinzufügt, so kommt er mit diesem zu dem vielleicht überraschenden Schlusse: „Bastschlegel der verschiedensten Weltgegenden zeigen vollständige Formen-Identität. Der Stein des celebesischen Schlegels zeigt absolute Formen-Identität mit mexikanischen Schlagsteinen. Der Bastschlegel von Colombia stimmt vollständig mit dem Schlegel von Westafrika und die Schlegel von Honduras zeigen enge Uebereinkunft mit den polynesischen [28]). Die höchst seltsame Trommelsprache durch Holzpauken, die, wie Martius sagt, „auf mancherlei Art angeschlagen, wie Tontelegraphen jede Nachricht ver-

breiten" [29]), wurde zuerst von Oviedo bei den Kariben, dann von Martius bei den Miranha und anderen Stämmen nördlich vom Amazonenstrom beobachtet und ist von Max Buchner eingehend bei den Dualla des Kamerungebietes studiert worden, wo sie bei den Batanga nicht mehr bekannt ist, um bei den Monbuttu wiederzukehren. Wie weit die Uebereinstimmung geht, ist nicht zu ersehen; daß diese Einrichtung besteht, ist auffallend genug. Hildebrandt hatte sehr die Uebereinstimmung der Begräbnisgebräuche bei Betschuanen, Bongo und Mittu betont, aber es sind wesentlich dieselben, die uns da und dort auf der Erde wieder entgegentreten. Auch auf sie kann man durchaus anwenden, was Gerland bei Besprechung der Arbeit Yarrows über die Begräbnisgebräuche nordamerikanischer Indianer sagt: „So merkwürdig es ist, es wäre leicht zu beweisen, daß sich sämtliche Arten der indianischen Bestattung über die ganze Welt verbreitet finden, oft in Uebereinstimmungen, welche sich auf die scheinbar eigensinnigsten und sonderbarsten Gebräuche beziehen" [30]). Wie oft macht man bei der Aufsuchung ethnographischer Aehnlichkeiten die Erfahrung, daß man unwillkürlich über die Grenzen eines Erdteiles hinausgeführt wird, während man von einem engen Gebiet zum anderen zu gehen glaubte. Indem man das Gemeinsam-Amerikanische sucht, kommt man auf das Außeramerikanische.

Anfangs überraschend, dann allmählich geradezu monoton, ist die Gleichartigkeit des unabänderlichen Wiederkehrens der Grundlinien im Glauben und Aberglauben der Naturvölker. Alte und neue Denker sahen sich dadurch immer wieder auf einen gemeinsamen Herd der Ausstrahlung in einem unbekannten, fernen Urvolke zurückgeleitet. G r u p p e n g e r i n g e n U n t e r s c h i e d e s ü b e r w e i t e G e b i e t e h i n v e r b r e i t e t, das ist die Signatur der geographischen Verbreitung des Menschen und seiner Werke. Was bei der Betrachtung der Völker verwirrend wirkt, das liegt nicht in klaffenden Unterschieden, sondern in den leichten Abwandelungen der im tiefen Grunde immer wieder ähnlichen Erscheinungen. Es ist wohl ein

Reichtum, aber ein einförmiger: Der Reichtum der Wiese oder der Haide, dessen End- oder Gesamteindruck die wiederkehrende Gleichart der Einwurzelung, des Höhenwuchses, sogar des Duftes und Farbentones bleibt. Die Wiese zieht sich über Thal und Berg, und unter den verschiedensten Naturbedingungen behauptet sich die Gleichförmigkeit. In der stillen Schneehütte der Hyperboreer erklingt dieselbe Sage, zu der im tropischen Stillen Ozean auf einer einsamen Koralleninsel die Palmenkronen rauschen. Die Tätowierung des Kinnes mit einigen geraden Linien, die senkrecht parallel ziehen, kommt am Behringsmeer und in Patagonien vor. Uns veränderlichen Menschen des 19. Jahrhunderts und der europäischen Kulturkreise imponiert nicht am wenigsten die hierin sich kundgebende souveräne Starrheit, mit welcher die Völker auf niederer Stufe der Kultur die Wellen der Zeit ihre Füße bespülen lassen. Es ist kein Strom, in den sie tauchen, sondern ein See. Diese Einförmigkeit ist ein wesentliches Merkmal niederer Kultur. Sondert sich ein sekundäres Kulturzentrum ab, so haben wir es sofort als Mittel und Merkmal einer höheren Kulturentwickelung anzuerkennen. Wo dies nicht geschieht, da liegt eben in der Geringfügigkeit der Unterschiede, der Gegensätze ein zurückhaltendes und niederhaltendes Moment. Es fällt die wohlthätige Reibung, das wechselseitige Höherdrängen und Hinaufschrauben des Maßstabes der Kultur weg, die auf höheren Stufen so wirksam werden. Jahrtausende wurde ein und dasselbe Kapital von Kulturbesitztümern im Umlaufe erhalten; sein geringer Betrag wurde nur langsam vermehrt und im Grundstock unseres Kulturbesitzes ist vieles, was dieser mit dem der Steinzeit gemein hat. Nicht nur die Steinwaffen an sich gleichen einander, die man an der Ostsee und am Stillen Ozean findet, dieselben werden im gleichen Gedanken als Donnerkeile gedeutet in Attika und auf Celebes, am Orinoko und in Schwaben. Das Ding *und* der Gedanke, welcher an das Ding sich knüpft, sind über so weite Entfernungen hin beide dieselben!

Gemeinbesitz der Menschheit. Man kann versuchen, ein Inventar dieses Gemeinbesitzes zu entwerfen, welches die Grundelemente des Kulturbesitzes der Menschheit alle umschließt, so daß wir einen breiten gemeinsamen Unterbau zu sehen vermeinen, auf dem die Besitztümer, welche einzelnen Völkern eigentümlich sind, als jüngere Entwickelungen hervorragen.

Das Feuer, durch Reibung von Hölzern entstanden; die Jagd mit Wurf- und Schlagwaffen; der Fischfang durch Absperrung fischreicher Plätze, mit Netzen, mit Speeren, Reusen; Angeln sind nahezu allgemein verbreitet, ebenso Betäubung der Fische; die Kenntnis wildwachsender Nahrungs- und Giftpflanzen; die Gewinnung spontaner Erzeugnisse des Tierreiches; der Genuß betäubender oder nervenerregender Stoffe; die Zubereitung der Nahrung mit Feuer; als Schmuck Tätowierung oder Bemalung, Einsetzen fremder Körper in die vortretenden Teile des Gesichtes, wie Ohren, Nase, Lippen, Ringe um Arme, Beine oder Hals, Haarputz; als Kleidung, zunächst Schamhülle; als Wohnstätte mindestens ein Zweig- oder Rohrdach; Gesellung der Hütten zu Dörfern; Waffen aus Holz (Keule, Wurfholz und -speer, Bogen und Pfeil), aus Stein (geschlagene Aexte, Hämmer, Pfeilspitzen, Schleudersteine; durchbohrte und geglättete Steinwaffen und -werkzeuge sind nicht allgemein); von Handwerken werden allgemein geübt: Bearbeitung des Steines durch Schlagen und Stoßen, des Holzes durch Schneiden und Schnitzen, Härtung im Feuer, Biegung in der Wärme; der Häute durch Schaben und Reiben; Flechten; Färben; Gewinnung von tierischem Fett durch Wärme; Schiffsbau durch Aushöhlung von Bäumen; der Ackerbau mit Grabstock oder Haue, wobei die Gegenstände des Anbaues von Erdteil zu Erdteil wechseln; die Tierzucht als Zähmung des Hundes. Von Einrichtungen der Gesellschaft finden wir die Ehe, vorwiegend polygamisch, mit Spuren des Brautraubs, Isolierung der Wöchnerin, langdauerndes Säugen, feierliche Einführung des Kindes in die Welt (Beschneidung ist sehr weit verbreitet), Jünglings- und Jungfrauenweihen; den Stamm als Verwandtschaftsgruppe, welche häufig ein gemeinsames Symbol, Totem, Kobong, Atua, besitzt und nach demselben sich nennt und dann in Exogamie mit einem Nachbarstamme steht; der Staat in patriarchalisch-aristokratischer Form mit Häuptling und Aeltesten, Sklaven, mit häufig wiederkehrender Aussonderung unreiner und heiliger Stände, und den Anfängen völkerrechtlicher Satzungen in Kriegserklärung und Friedensschluß: Schutz des Handels, Verwendung von Weiß und Grün als Friedensfarben; das Recht auf Grundlage des Gottesurteiles, der Blutrache und des Loskaufs. Spuren von Religion gehen durch alle Völker, überall findet man Priester, die Zauberer (Schamanen) und Aerzte sind, weil sie in Verzückungen Verkehr mit der Geisterwelt pflegen. Der Glaube an einen Höchsten, Uralten, Unsichtbaren, der nicht unmittelbar mit den Menschen zu thun hat, an Mittler, die die Erde und den Menschen schufen, und häufig auch das Feuer brachten, an ver-

göttlichte Menschen, an Geister, die Seelen Verstorbener sind, an Divination an ein Jenseits, zu welchem der Weg über Hindernisse verschiedenster Art führt: dies sind Dinge, auf deren Spuren man fast überall stößt, wo man religiöse Ueberlieferungen findet. Wenn wir dieses alles betrachten, ist die Allgemeinheit der religiösen Vorstellungen nicht bloß eine zulässige Hypothese, sie ist geboten als Versuch, aus dem lückenhaften und krüppelhaften Einzeltraditionen einen geistigen Kern zu gewinnen. An die Erhaltung von Resten des Gestorbenen unter Voraussetzung des Fortlebens seiner Seele, wenigstens für eine kurze Frist, knüpfen sich die Gebräuche bei der Beisetzung, weshalb sie in der Hauptsache überall wiederkehren. So lassen sich alle Beerdigungsarten, die überhaupt auf der Welt vorkommen, auf die Aussetzung, die Beerdigung, die Mumifizierung, die Verbrennung zurückführen. Die Unterschiede können nur in Nebensachen liegen. Wenn auf diese nicht die Aufmerksamkeit gelenkt wird, machen uns Angaben wie: „Dieses Volk verbrennt seine Toten“ oder „Jenes Volk beerdigt seine Leichen“, gar nicht den Eindruck der Bestimmtheit, und es ist wenig mit denselben für die vergleichende Ethnographie anzufangen. Allerdings geht aber diese Unbestimmtheit unseres Urteiles nicht so weit, daß wir etwa Lovisato glauben, wenn er berichtet, die Feuerländer hätten ihre Begräbnisweise mit mumienartiger Zusammenbiegung des Leichnams erst seit etwa 14 Jahren durch den Einfluß der Missionare angenommen. Denn diese Methode gehört einer ganzen Anzahl von amerikanischen Völkern an, auch längst verschwundenen, und sie ist auch nur ein Teil der Gebräuche, welche Begräbnis und Totentrauer bei den Feuerländern umgeben. Mit diesen zusammen verstehen wir sie als amerikanisch, nicht als feuerländisch, und weiterhin begegnen wir ihnen sogar noch in anderen Teilen der Erde.

Beschränkte Verbreitung. Zeichnet man zuerst die großen Gebiete mit verwandten Formen, indem man die Verwandtschaften überall hin verfolgt, so bleiben viel beschränktere Gebiete eigenartiger Formen übrig. So ist es bei Rassen-, Sprachen- und ethnographischen Karten. Diese Gebiete können bis zur Kleinheit einer Insel oder Inselgruppe von ein paar Quadratmeilen herabsinken. Nur die Tahitigruppe (20 Quadratmeilen) zeigte einst den merkwürdigen hohen Kopfputz der Vorkämpfer, nur die Kingsmillinseln die durch eingeflochtene Muster aus Menschenhaaren verzierten Rüstungen und nur die Osterinsel hat jene mit unbekannten Schriftzeichen bedeckten hölzernen Brustschilde, jene sehr geschickt aus Holz geschnitzten Fischgötzen und die großartigen Stein-

figuren geliefert, welche dieser Insel von 2 Quadratmeilen den ethnologischen Wert eines Landes von vielfach größerem Areal geben. In unseren Museen ist ganz Madagaskar ärmlich repräsentiert, wenn wir es mit dem höchst Merkwürdigen vergleichen, was dieses fernste der polynesischen Eilande geliefert hat. Der Bogen der Andamanen, die Armbrust der Nikobaren sind Werke von ebensoviel Eigenartigkeit, wie ähnliche über 100 000 Quadratmeilen verbreitete Erscheinungen der großen Erdteile.

Was ist es nun, das auf so kleine Gebiete sich eingeengt sieht? Die kleinsten Gebiete werden von den Dingen beschränktester Brauchbarkeit oder seltensten Gebrauches eingenommen. Erzeugnisse hoher Kunstfertigkeit, Dinge, welche nur ein jahrelang sich übender geduldiger Fleiß schafft, Erzeugnisse individueller Phantasien und selbst Launen, Geräte, die anderwärts außer Gebrauch gekommen sind, Ueberlebsel jeder Art sind die Bewohner der engen Gebiete. Weiter sind es die örtlichen Variationen großer, weitverbreiteter Themata oder es sind auch verschlagene, aus ihrem zusammenhängenden Verbreitungsgebiet hinausgetriebene Dinge, wie z. B. die schönen eingelegten Lanzen von japanischer oder chinesischer Arbeit, welche Nordenskiöld im äußersten Nordosten Asiens auf der Tschuktschen-Halbinsel fand, oder der Federhelm von griechischer Form von Hawaii, den das Britische Museum aufbewahrt, oder der Pflug der Batta.

Schilde stehen als Schutzwaffen auf einer tieferen Stufe der Notwendigkeit als Angriffswaffe, sie sind daher in hohem Grade lückenhaft verbreitet. Sie fehlen z. B. in Melanesien, auf den Inseln von Neuirland, Neuhannover, den Admiralitätsinseln, den Neuen Hebriden, Fidschi. Dagegen sind sie häufig in Neuguinea, wohin auch welche aus Salwaty eingeführt werden, und auf den Salomonsinseln. Noch lückenhafter war ihr Vorkommen in Amerika, wo sie mit großen Zwischenräumen in Californien, bei den Pima, in Virginien, bei den Juri gefunden werden. In Afrika ist ihr Verbreitungsgebiet ein zusammenhängendes im Osten, wo Südostkaffern, Zulu, und Zuluähnliche bis zu den Maviti, Masai, Galla, Somali, die Völker der Wahumareiche, dann im oberen Nilgebiet Schuli, Bari, Dinka und weiter hinaus Njamnjam und Monbuttu Schildträger sind. Aber im Westen fehlt der Schild von der Südspitze bis zum Aequator, wo die Fan mit Schilden und bezeichnend! Wurfmesser, erscheinen. Das Wurfmesser, zur Hälfte

Schauwaffe, hat ein engeres Gebiet als Bogen oder Speer (vgl. Fig. 31 u. 32). Eine ganze Anzahl von einzelnen, kleinen Verbreitungsgebieten weisen die Panzer mit Nackenschirm auf (Fig. 30), deren vollkommenste Formen bei den Aleuten, den benachbarten Tschuktschen und den jenen zunächstwohnenden Indianerstämmen vorkommen, während eine Varietät in Japan, eine auf den Kingsmillinseln sich findet, diese besonders interessant durch ihre Isoliertheit[31]) und die Wiederkehr ähnlicher Panzer in dem weit entlegenen Neuguinea, und derselbe Gedanke endlich auch noch im nordwestlichen Indien zur Verwirklichung gekommen



Fig. 31. Verbreitung des Wurfmessers in Afrika.

ist. Der Grundgedanke ist der gleiche, aber die Ausführung ist an jeder Stelle eine andere. Es ist das Ergebnis einer älteren Entwickelung, die in diesen Fragmenten uns entgegentritt. Schon vor dem Verfall des einheimischen Waffenwerkes durch die Uebermacht des Holz und Stein zerschmetternden und dazu noch durch Knall und Feuer schreckenden Feuergewehres waren diese Rüstungen keineswegs allgemein verbreitet. Sie sind Trümmer einer besseren Zeit, welche diese Völker erlebt haben, und dieser Schluß fällt mit dem zusammen, daß sie Reste eines einst bei höherem Kulturstand lebhafteren Verkehres der Völker im nordpazifischen Gebiete

seien, eines Verkehres, der bis auf die ethnographischen Spuren, die er hinterlassen, vergessen ist. Die Durchbohrung der Bogenenden mit Oesen zum Einhängen der Sehne tritt vereinzelt auf (Südamerika, Südostafrika, dort sogar in sehr feiner Weise mit Ansatz von Beinknöpfen), konnte aber offenbar, weil unzweckmäßig, keine Verbreitung gewinnen. Hier erinnern wir uns, daß im Streit ob Rasse, ob Abnormität? welcher die Anthropologie so häufig bewegt hat, die Größe der Verbreitungsgebiete den Ausschlag geben wird. Die Albinos, die man an den Fuß des Stammbaumes der hellhäutigen Rassen stellen wollte, erscheinen schon in ihrem zerstreuten Auftreten nicht als Spielart, sondern als Abnormität. O. Finsch hat hellfarbige (er sagt „weiße") Papuas an der Südostküste Neuguineas beobachtet, welche nicht tagblind waren, aber ihr Haar war fein, lockig, hellblond. Nur war die Haut mit dunkleren Flecken sommersproßenartig gesprenkelt. Würde eine solche Spielart durch weitere geographische Verbreitung ihre Lebensfähigkeit erwiesen haben, so würde man keinen Anstand nehmen, sie als Rasse zu bezeichnen. Aber in der zerstreuten Verbreitung prägt sich deutlich das plötzliche Erscheinen und Wiederverschwinden derselben aus. Die räumliche Einschränkung ist der Ausdruck des Zufälligen in ihrem Wesen. Es gilt dasselbe von der Verbreitung einzelner Völkergruppen: die breitere Ausdehnung der Wohnsitze der Eskimo in Nordwest-Amerika macht den Eindruck, als ob sie dort mehr Zeit gehabt hätten sich zu verteilen, als in den östlichen Strichen des arktischen Nordamerika, wo ihre Anwesenheit mehr den Eindruck des Versuches macht.

Nur was langsam sich herausbildet, scheint Bestand zu haben und weitere Verbreitung zu gewinnen. Die hellere Färbung der waldbewohnenden kleinwüchsigen Neger, die vielleicht durch die Lichtarmut des schattigen Waldes hervorgebracht ist, konnte ein Rassenmerkmal werden, indem sie durch Generationen langsam sich vorbereitete und ausbreitete, wobei sie durch soziale Absonderung unterstützt wurde.

Eines anderen, dem pathologischen Gebiete angehörenden Verbreitungsverhältnisses sei hier noch gedacht: der Akklimatisation. Die helle Rasse ist aus den tropischen Tiefländern ausgeschlossen und wird wohl auch immer nur vereinzelt, insular in den Hochländern des tropischen Innerafrika vorkommen, deren krankmachende Einflüsse dagègen den Neger am wenigsten schädigen. Wir sehen Verbreitungsverhältnisse, die nur darauf zurückführen. Die Verteilung der negroiden und mit Neger-

blut gemischten Bevölkerung in Amerika, wo sie die tiefsten, heißesten und feuchtesten Teile einnimmt, zeigt einen Zusammenhang der medizinischen Geographie und Anthropogeographie. In dieser größeren Anpassungsfähigkeit der dunkeln Rasse an das Tropenklima liegt ein Schutz, dem ihre vorwaltend tropische Verbreitung vielleicht großenteils zu danken ist.

Verbreitung auf Inseln. Die meisten und bezeichnendsten Fälle von beschränkter Verbreitung treten uns naturgemäß auf den Inseln entgegen, Erdräumen, welche die Natur selbst in beschränkter Größe geschaffen und mit unzweifelhaften Grenzen umgeben hat. Folge dieser Beschränktheit und Isoliertheit ist der Mangel des Neben- und Durcheinanderwohnens verschiedener Völker, welches eine Hauptursache des ethnographischen Reichtums ist; und auf sehr kleinen Inseln fehlt selbst die soziale Schichtung, welche in derselben Richtung wirkt. Keineswegs muß diese Beschränktheit immer nur als reine Armut sich geltend machen. Es gibt einen überwältigenden insularen Reichtum, z. B. in Neuseeland oder auf den Königin-Charlotte-Inseln[32]. Die insulare Abgeschlossenheit kann ruhiger Entwickelung günstig sein und es sind Insellagen zu denken, die sogar der Aufnahme fremder Anregungen günstig sind. Die in manchen Beziehungen hochgediehene Entfaltung polynesischen Insellebens in der vereinsamten Gruppe von Hawaii ist oft auf japanische oder chinesische, von einigen auf amerikanische Einflüsse, von wenigen auch auf die schützende und zusammenhaltende Wirkung der ausgezeichnetsten, d. h. vereinzelnendsten Insellage zurückgeführt worden. Dagegen liegt Verarmung in der Richtung einer weiten Verbreitung und ist das Merkmal verkehrsferner Lagen.

Wir haben auf die Armut der entlegenen, selten besuchten Admiralitätsinseln aufmerksam gemacht. Ihnen ähnlich sind viele kleinere Gruppen in Mikronesien und Ostpolynesien. Von diesen hebt Schmeltz in der Einleitung zu „Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museum Godeffroy in Hamburg“ (1881) hervor, daß so wie die Fauna und Flora der Inseln des Stillen Ozeans von West nach Ost an Artreichtum und Eigen-

tümlichkeit ärmer werde, auch in den ethnographischen Gegenständen eine Verarmung in demselben Sinne eintrete. „Von nicht geringem Interesse,“ sagt dieser Kenner polynesischer Völkererzeugnisse, „ist es zu sehen, daß ganz gleichen Schritt mit jener Erscheinung eine andere hält, nämlich die, daß der Formenreichtum und die Vollkommenheit der menschlichen Artefakte, der Waffen, Geräte etc., sowie der Ausschmückung derselben mit Schnitzwerk, Bemalung etc. mit jedem Schritt, den wir uns ostwärts bewegen, abnimmt, und daß stets bei den die hohen Inseln bewohnenden Völkern sich eine augenscheinlich höhere Stufe der Kultur findet als bei denen, welche die niederen oder Koralleneilande bewohnen“ (S. XXII). Die Erklärung dieses merkwürdigen Verhältnisses sucht Schmeltz mit anderen Ethnographen darin, „daß die größere Ueppigkeit der Natur auf den großen Inseln anregender auf die Bewohner wirkt, daß der Kampf ums Dasein ein weniger harter als auf den viel kleineren, von einer spärlichen Vegetation bedeckten Koralleneilanden ist, und daß der Eingeborene so die Muße findet, auf die Anfertigung seiner Waffen, Geräte etc. größere Sorgfalt, auf die Ausschmückung derselben mit Schnitzwerk etc. mehr Zeit zu verwenden.“

Die Osterinsel beweist, daß ein Höhepunkt der ethnographischen Entwickelung eines Gebietes in der entferntesten Stelle der Peripherie liegen kann. Sowohl an Fülle als an Originalität übertrifft sie Samoa. Es ist denn auch nicht die Verarmung an sich, welche ein charakterisches Merkmal der Inseln bildet, sondern die Erhebung der Verarmung, wo sie einmal Platz gegriffen hat, zu einer dauernden Einrichtung. Jedes Verbreitungsgebiet eines ethnographischen Gegenstandes hat seine Lücken, aber sie füllen sich, wo sie rings an Gebiete des Vorkommens grenzen, wieder einmal aus. Lichtenstein erzählt uns, wie die Betschuanen, die nur Assagaien und Schilde trugen, in den Kämpfen mit Buschmännern zu den in Afrika alt und weit verbreiteten Bogen und Pfeilen zurückgriffen, indem sie sich erbeuteter Buschmannswaffen bedienten. Was auf einer Insel aufgegeben ist, das kann viel schwerer zurückgebracht werden. Und außerdem sind auf dem beschränkten Boden kleinerer Inseln die Anlässe zum Verlust durch starken Rückgang der Bevölkerung, Notzeiten, Verlust des Rohmateriales nahe gelegt, und um so näher, je kleiner die Inseln sind. Wir erinnern an die Erzählung Fontanas, daß auf einer der Nikobareninseln Eingeborene angefangen

hatten, irdene Töpfe zu machen, da sie aber zufällig bald darauf starben, schrieb man ihren Tod diesem gefährlichen Beginnen zu und gab die Töpferei wieder auf, die dort seitdem verloren ist[33]).

Gibt es nun in der Natur der Inseln Gründe, welche derartige Verluste aus dem Kulturschatze begünstigen, so werden wir diese Lücken in größerer Ausdehnung und häufiger wiederkehren sehen. Man hat oft gefragt, warum Bogen und Pfeile so vielen Inselgruppen und Inseln in Westindien, wie im malayischen Archipel, in Melanesien wie Polynesien fehlen. Wenn man dabei für Westindien das Fehlen großer Jagdtiere, besonders Säugetiere anführte, so gilt dies weder für Borneo noch Celebes noch selbst für Neu-Mecklenburg. Jene Aleuten, welche die Bogen aufgegeben haben, sind ebenso auf die Jagd hingewiesen, wie die Haidah, welche die Bogen beibehalten haben. Und so wie am Ostrand Haïtis und der Osthälfte Portoricos treten im südlichen Bismarck-Archipel oder im östlichen Halmahera Bogen auf. Der Grund muß in den Völkern liegen, d. h. eine insulare Eigenschaft muß durch die Völker auf die Entstehung dieser Lücken in der Verbreitung des Bogens hinwirken. Nun liegt in der Natur der Inseln die häufige Berührung vieler von ihren Bewohnern mit dem Meere. Wenn man die Bogenlosigkeit der Malayen von den Sundanseln, der Malayo-Polynesier und Westindier vergleicht, erinnert man sich an die vorwiegend auf das Seeleben gerichtete Entwickelung des Besitzes dieser Völker, welche eigentliche Schiffer- und Fischervölker sind, an die weite Ausbreitung kleiner Stämme mit Schiff und Segel. Die Inseln begünstigten zuerst das Aufgeben dieser Waffe und dann verewigten sie die dadurch entstandene Lücke. Ein anderer Grund schuf ein Gebiet bogenloser Völker in Ostafrika, wo indessen ferne von insularer Abgeschlossenheit auch dieses Merkmal nicht so rein erscheint wie in jenen beschränkteren Gebieten, denn unter die Bogenlosen erscheinen hier Bogenträger gemischt.

Australien bietet die kräftigsten Belege des vereinheitlichenden, ausgleichenden Bestrebens in einer Entwickelung von insular

bedingter Beschränktheit und insular entschiedener Begrenzung. Australien ist beim Eintritt der Europäer ethnographisch fast abgeglichen. Viele Gegenstände und Sitten gehen von einem Ende bis zum anderen. Kein Erdteil trägt in unseren Museen so ganz den Stempel der inneren Uebereinstimmung und des Geschlossenen wie Australien. Darin übertrifft es Amerika um so viel, als es räumlich kleiner und in jeder Hinsicht einförmiger ist. Gerade so ist ja seine Fauna und Flora gleichmäßiger, typischer, einförmiger. Aber auch Amerika zeigt ethnographisch



Fig. 32. Verbreitung des Bogens und der Pfeile und des Speeres in Afrika.

große innere Aehnlichkeiten, die in manchen Beziehungen mehr als Anklänge, sogar schon Uebereinstimmungen sind, aber es genügt den Eskimo des Ostens und Westens, den Waldindianer Nord- und Südamerikas, den Ackerbauer der Hochebene, den Westindier, den Feuerländer zu nennen! Die Australier sind als ethnographische Gruppe besonders durch das negative Merkmal des vollständigen Mangels einer Anzahl von Besitztümern, welche ihre Nachbarn im Norden, Westen und Osten ihr eigen nennen, ausgezeichnet. Den Mangel des Eisens und der Töpferei teilen sie mit den meisten Polynesiern, sie entbehren aber des einzigen wertvollen Haustieres derselben, des Schweines, das doch bis an

ihre Grenze in Neuguinea sich verbreitet, und teilen keines ihrer Kulturgewächse. Die große Schiffahrt mit Ausleger- und Segelbooten und die dazu gehörigen nautischen Kenntnisse sind ihnen fremd. Sie kennen weder Pfeil noch Bogen, dafür haben sie Wurfbrett und Bumerang. Der eigentümliche und in seiner Weise hoch entwickelte malayo-polynesische Baustil ist nicht bis zu ihnen gedrungen. Selbst das wenige, was wir von ihren Religionsvorstellungen wissen, macht einen zerstückten, verarmten Eindruck. Was in dem allen imponiert, das ist die Geschlossenheit, die im tropischen und Passatklima, im Wald und in der Wüste gewahrt wird. Wesentlich einheitlich ist im ethnographischen Sinne Australien über seine 140000 Quadratmeilen hin; aber kaum hat man die Baßstraße überschritten, so tritt in den Tasmaniern ein nach Rasse und ethnographischem Besitz abweichendes Völkchen, Inselbewohner auf 1242 Quadratmeilen, uns entgegen.

---

[1]) Verhandlungen d. Anthropolog. Ges. Berlin. 1882. S. 528.

[2]) Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens vermittelst der vaskischen Sprache. Werke II. S. 162.

[3]) Verhandlungen d. Anthropolog. Ges. Berlin. 1882. S. 299.

[4]) Hierzu vergleiche Albin Kohns Zusammenstellungen in: Steininstrumente im nördlichen und östlichen Sibirien. Zeitschrift für Ethnologie. 1873. S. 461—71.

[5]) Erxleben, Systema Naturae. 1777. I. S. 1.

[6]) Ueber Schädelbildung zur festeren Begründung der Menschenrassen. 1846.

[7]) Daß die Frage der Einwirkung des Lichtes auf die Hautfarbe des Menschen auch heute noch weit davon entfernt ist, gelöst zu sein, beweisen die Bemerkungen von Prof. Baelz über die Hautfarbe der Japaner und den Einfluß des Nacktgehens auf dieselbe. Mitt. der D. Ostasiat. Gesellschaft. XXXII. S. 39. Es liegt auch hier etwas an die soziale Rasse sich Anschließendes vor.

[8]) Geographische Geschichte der Menschen. 1778. I. S. 107.

[9]) Blumenbach hat auch dieses geographische Moment erkannt. Er hat seine malayische Rasse niemals eng als einen Zweig der mongolischen, als mongoloid, aufgefaßt, sondern bewußt die dunkelfarbigen wollhaarigen Papuanen, die Bewohner Australiens und Melanesiens mit in dieselbe aufgenommen und sie der Lage entsprechend als Uebergang von der mongolischen zur äthiopischen angesehen.

[10]) Cook, Second Voyage. I. 115.

[11]) Ueber den Rechtszustand. 1832. S. 11.

[12]) Verh. d. Anthropolog. Ges. Berlin. 1873. S. 37—48.

[13]) Rev. d'Anthropologie. X. 1881. S. 236 f.

[14]) Ethnographische Beiträge. I. S. 36.

[15]) Man hat von einem amerikanischen Typus der Völkerverbreitung gesprochen, indem man wahrnahm, wie die Tupi vom Paraguay bis zum Amazonas, die Karaiben im nordöstlichen Süd-

amerika, die Aimará in Hochperu und Bolivien weite Räume einnehmen, ohne in denselben ausschließlich zu herrschen. Aber diese Verbreitungsweise gehört dem Kulturstand mehr als dem Lande oder der Rasse an.

[16]) Martius, Ueber den Rechtszustand. 1832. S. 10.

[17]) Ausland 1871. I. S. 479.

[18]) Basil H. Thomson in Proc. R. Geogr. Soc. London 1889. S. 526.

[19]) Raseri cit. bei Trolle, Das italienische Volkstum. 1885. S. 64.

[20]) „Die Menschenschädel der Pfahlbaubevölkerung sind identisch mit denjenigen der späteren Jahrhunderte und diese wieder mit denen von heute", J. Kollmann in Verh. Naturf. Ges. Basel. VII. S. 659.

[21]) Adolf Bastian weist auf die forschungsschädlichen Illusionen hin, welche die oberflächliche Klassifikation und Nomenklatur hervorruft, wo er die „bunt durcheinander gewürfelte Völkertafel des indischen Archipels" ein Gemälde nennt, „das es sich die Ethnologie allzu bequem gemacht hat, nach ein Paar überziehenden Farbentönen, die aus weiter Ferne unterscheidbar, zu beschreiben, das aber bei schärferer Betrachtung in nächster Nähe eine Ueberfülle verschiedenartig gestalteter Figuren hervortreten läßt, und jede mit fremdartigen Fragen auf den Lippen". Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin. 1880. S. 373.

[22]) Von der malayischen Fischerei an der nordaustralischen Küste gibt Major Campbell eine Schilderung, der man entnehmen kann, daß dieselbe eine feste Einrichtung, die auf längere Dauer hinweist. Der Fischgrund reicht vom Golf von Carpentaria bis zur Dundasstraße. Zahlreiche malayische Praus von 20—40 Tonnen und 20—40 Mann Besatzung besuchen denselben. Die Mehrzahl davon kommt aus Makassar, wo die Unternehmer residieren, die diese Schiffe aussenden. Bei Port Essington und Knocker Bai bauen sie alljährlich ihre eigens mitgebrachten Bambushäuser auf, in denen die Zubereitung der Holothurien besorgt wird. Auf der Melville I. meint Campbell auch Spuren malayischer Sklavenräuber gefunden zu haben. Journal of the Royal Geographical Society, London. IV. 1834. S. 171.

[23]) A. Philippson, Ueber Verkehr und Besiedelung im Peloponnes. Verhdl. d. Ges. f. Erdkunde, Berlin. XV. S. 446.

[24]) Abbé Petitots Briefe vom Angling Lake in Bulletin de la Société d'Anthropologie, Paris.

[25]) Sibirische Reise. 1875. IV. S. 1407.

[26]) Vgl. Bowring, A Visit to the Philippine Islands 1859. S. 171.

[27]) Oskar Peschel hatte die Zubereitung von Kleidungsstoffen aus dem Baste eines Baumes durch Wässern und Klopfen als eine Eigentümlichkeit der Polynesier angesehen. (Völkerkunde. 3. A. 1876. S. 182.) Der Satz: „Ausschließlich den Polynesiern gehört die Tapa an" könnte so gedeutet werden, als wolle Peschel die Rindenstoffe andere Völker ausnehmen, doch scheint die weitere Auseinandersetzung zu beweisen, daß er eben nur die Tapa kannte.

[28]) A. a. O. I. S. 27.

[29]) Ueber den Rechtszustand etc. S. 21. Oviedo, Historia general. 1847. L. V. C. I. S. 46. Max Buchner, Kamerun.

[30]) Globus. S. 103.

[31]) Horatio Hale, der am Orte selbst den Vergleich ziehen konnte, hat in U. S. Exploring Expedition VI. Ethnology S. 103 dieses isolierte Vorkommen zuerst klargestellt.

[32]) Die Haidah bilden einen der geschlossensten Stämme des Nordwestens. Bis vor etwa 150 Jahren hatten sie bloß den Königin-Charlotte-Archipel inne, es wanderten damals einige Abteilungen nach den nördlich benachbarten Prince of Wales-Inseln aus, wo sie die Südküste von der Clarencestraße westwärts, einschließlich der Forresterinsel bewohnen. Ihre Zahl, die stark abgenommen hat, kann heute auf nicht viel über 2000 angenommen werden.

[33]) Man muß bei dieser, so einfach die Lücke in einem Kulturbesitz erklärenden Angabe unwillkürlich an die komische Bemerkung Virchows von einem „Topfzeitalter der Australier“ denken, die von der leblosen Vorstellung ausgeht, es habe bei allen Völkern die Entwickelung des Kulturbesitzes in bestimmter Reihenfolge stattgefunden. Die Aeußerung „bei den Australiern ist bis jetzt noch keine Spur davon bemerkt worden, daß sie jemals ein Topfzeitalter gehabt hätten“ (Ueber die Andamanen und ihre Bewohner. Verhandl. d. Anthropolog. Gesellschaft, Berlin. 1876. S. 101) verdient als klassisches Beispiel des schematischen Denkens über ethnographisch-anthropogeographische Dinge der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

21. Ueber den Ursprung der ethnographischen Verwandtschaften.

Geographisch oder psychologisch? Die geistige Generatio aequivoca. Das Erfinden. Das Nichterfinden. Eigene Erfindungen. Die Verbreitung. Der sogenannte Völkergedanke.

Geographisch oder psychologisch? Wie hat man sich des näheren die ethnographische Verwandtschaft zu denken, deren Beweis darin liegt, daß wir dieselben ethnographischen Eigenschaften bei diesem und bei jenem Volke finden? Zwei Meinungen treten einander bei Aufwerfung dieser Frage schroff gegenüber. Die eine setzt voraus, daß die Dinge in Zweck, Form und Schmuck vollkommen übereinstimmend bei weit entlegenen Völkern entstehen konnten, ja mußten, während die andere für jeden Gegenstand ein Ursprungsgebiet, vergleichbar dem Schöpfungszentrum der Biologen, annimmt, von welchem die Ausbreitung nach allen Seiten hin sich vollzog. Jene verlegt den Grund des Auftauchens derselben Dinge in weiter Entfernung in die gleichgestimmten Seelen der entlegensten Völker, diese dagegen geht zunächst den Wegen und Mitteln der Verbreitung nach, während die psychologische Frage der Entstehung eines Gerätes, Gebrauches, Gedankens für sie in letzter Linie steht. Jene kann daher ebensogut als die psychologische Richtung bezeichnet werden, wie diese als die geographische. Eine Parallelisierung und Abschätzung der beiden Methoden ist für uns auf dem geographischen Boden nur insoweit möglich, als wir

die geographische Verbreitung ethnographischer Merkmale verfolgen und von diesem Boden aus die übergreifenden Ansprüche der psychologischen Auffassung zurückweisen können. Wir haben hauptsächlich festzustellen, wieweit die Möglichkeit der geographischen Behandlung ethnographischer Probleme sich erstreckt.

Die geistige Generatio aequivoca. Es ist nichts Neues, daß die Wissenschaft weitverbreiteten Lebenserscheinungen gegenüber von der Theorie der Generatio aequivoca Gebrauch macht. Die Biologie hat durch diese Auffassung hindurchgehen müssen. Es gab eine Zeit, wo das Vorkommen eines und desselben brachyuren Krebses im Mittelmeere und an den Küsten Japans selbst in der Auffassung eines Dana keine andere Deutung zuließ, als daß er hier und dort selbständig geschaffen sei. Indessen konnte eine solche Auffassung nur unter der Voraussetzung zweier breiter Lücken derart in der Luft schwebend sich entfalten. Diese Lücken sind, wie sich leicht ergibt, die Unkenntnis der Gesetze der Entwickelung der Organismen und der Gesetze ihrer geographischen Verbreitung. In der Anthropologie und Ethnographie nahm genau die gleiche Stelle und aus denselben Gründen die Voraussetzung der Autochthonie für Völker ein, welche wir längere Zeit in den gleichen Wohnsitzen finden. In der wissenschaftlichen Fassung, welche ihr von mehreren älteren Biogeographen auch vor L. Agassiz gegeben wurde, erschien sie als Ausdruck der Vorstellung von verschiedenen Schöpfungsmittelpunkten, die unabhängig voneinander ihre Pflanzen, Tiere und Menschen empfingen. Hier lag der Zusammenhang mit den Schöpfungstheorien offen, welche auch die Menschen in die wiederkehrenden Katastrophen verwickelten, durch welche sie aufeinanderfolgende Bevölkerungen der Erde vernichten ließen. Folgerichtig zerfiel die Menschheit in ebensoviel Arten, bis zu acht, als Schöpfungsmittelpunkte angenommen wurden.

Für die Biologie lag der Fortschritt in der Erforschung der thatsächlichen Verbreitung der Arten, Gattungen u. s. w. über die Erde. Man weiß, welchen wesentlichen Teil

Pflanzen- und Tiergeographie an der Herausbildung einer geschichtlichen Anschauung vom Werden der Lebewelt genommen haben. Man kann wohl sagen, in den Kapiteln über die geographische Verbreitung der Pflanzen und Tiere in Charles Darwins Origin of Species liege im geschichtlichen wie im wesentlichen Sinne der Kern der Entwickelungstheorie der Schöpfung. Darwin, Moriz Wagner und Wallace sind alle drei durch biogeographische Studien zu ihren verschiedenen, in der Theorie der Entwickelung der Schöpfung zusammentreffenden Auffassungen gelangt.

Auch in der Ethnographie muß erst die Lehre von der geographischen Verbreitnng geschaffen werden, ehe die Lehre von der Entwickelung des ethnographischen Besitzes möglich wird. Jene wird aber nicht geschaffen werden, solange der Völkergedanke die Geister beherrscht. Denn dieser lenkt vom Studium der geographischen Verbreitung ab. Wenn Stäbchenpanzer im Tschuktschenland, auf den Aleuten, in Japan und in Polynesien gleichsam durch eine Generatio aequivoca des menschlichen Intellektes ins Dasein treten, so genügt die Untersuchung eines einzigen Falles dieser Art, um alle anderen zu verstehen. Dann ist es mehr der Geist des Menschen, als die Erzeugnisse dieses Geistes, welche die Ethnographie interessieren; dann hat es geringen Wert, die geographische Verbreitung irgend eines ethnographischen Gegenstandes sorgsam zu untersuchen und die Völkerkunde kann der Hilfe der Erdkunde entbehren. Man sieht, wie äußerlich die Verbindung zwischen Ethnographie und Geographie sein muß, wenn die ungeographische Scheu vor großen Entfernungen dazu führt, eine ganze Anzahl besonderer Schöpfungsmittelpunkte von Waffen, Geräthen, Sitten und Gebräuchen zu schaffen, statt zu fragen: Wie konnte die Entfernung zwischen zwei Erdstellen, wo ähnliche Varietäten desselben ethnographischen Gegenstandes erscheinen, überbrückt werden? Man nimmt lieber für Tonga und Tahiti eine selbständige Entstehung des Bogens an, als vorauszusetzen, daß er aus dem bogenreichen Melanesien übertragen sei; und in Melanesien selbst sondert man wieder ein anderes Entstehungsgebiet für die Bogen der

Salomons-Insulaner ab, weil sie teilweise von Völkern umgeben sind, welche keine Bogen kennen. Die weitere Möglichkeit, daß diese vereinzelten Vorkommnisse die Reste einer einst größeren Verbreitung seien, wird dabei ebenfalls beiseite geschoben und auch damit eine Quelle fruchtbarer Erklärungsgründe und tieferer Blicke in ungeschriebene Völkergeschichten verschüttet. Nicht bloß die Anthropogeographie, der damit Forschungsgebiete verloren gehen, auch die Ethnographie selbst hat unter diesen Annahmen mit zu leiden. Wenn wir bis heute so wenige Arbeiten besitzen, welche die Varietäten eines ethnographischen Gegenstandes über weite Gebiete hin sorgsam verfolgen, so liegt das eben darin, daß eine solche Arbeit nur möglich ist unter der Voraussetzung der Entwickelungsverwandtschaft. Keiner von denen, welche besondere Entstehungszentren für die Bogen verschiedener Inselgebiete Melanesiens und Polynesiens verlangten, brauchte sich die Frage vorzulegen, ob diese Dinge nicht Variationen einer und derselben Bogenform seien. Diese Frage setzt Klassifikation und Vergleich voraus. Wer einmal versucht hat, dieselben in Reihen nach ihrer geographischen Verbreitung zu ordnen und die Abwandelung ihrer Formen vergleichend zu überschauen, wird nicht geneigt sein, zu glauben, daß ein Nisus formativus localis in diesem Entstehungsprozeß auf weit voneinander entfernten Inseln die zufälligen, nebensächlichen, sogar zweckwidrigen Eigenschaften immer wieder von neuem schaffe. Wer an diese Möglichkeit glaubt, ist der sorgsamen Beobachtung der Einzelheiten enthoben.

Ebendarum wird das weitverbreitete Vorkommen übereinstimmender Gegenstände, Vorstellungen, Gebräuche mit beteuernden Versicherungen, welche den heilsamen Zweifel, den Vater alles Wissens ausschließen, als unabhängige Entwickelung „offenbar“, „sicherlich“, „unzweifelhaft“ bezeichnet. Wozu diese Verstärkung des Ausdruckes, welche in der Wissenschaft überhaupt zu vermeiden wäre? Wir wissen doch, daß dieses Pochen mit „offenbar“ und „unzweifelhaft“ hohl ist, denn der, welcher es ausspricht, weiß um kein Haar mehr als ich von dieser Dinge Entstehung. Er glaubt es nur und sagt uns nicht einmal, warum er es glaubt. Und doch handelt es sich um das Grundproblem der Ethnologie! Dieses Hinstellen von Behauptungen, welche man statt mit Beweisen mit

starken Worten stützt, ist sophistisch. Es kann immer nur den Verdacht erwecken, daß die Unklarheit über den Thatbestand durch die Bestimmtheit des Vortrages verdeckt werden soll. Nur zwei Beispiele: „Das Gewicht der Thatsache, daß Schlägel, offenbar voneinander unabhängiger Entstehung in den verschiedensten Weltgegenden, in hohem Grade, zum Teil bis zur Identität in den kleinsten Merkmalen, einander gleichen" [1]). „Niemand wird es einfallen, wegen der Schwirrhölzer Beziehungen zwischen den Hellenen, den Australiern und den Südamerikanern annehmen zu wollen, und doch könnten die Einzelheiten nicht gut auffallender übereinstimmen" [2]).

Es soll indessen nicht verschwiegen werden, daß die historische Berechtigung des Völkergedankens in dem Mißbrauch gesucht werden muß, der mit weltweit ausgesponnenen Völkerverwandtschaften getrieben worden ist. Aber diesem lag wieder nichts anderes als die Unkenntnis der wahren geographischen Verbreitung ethnographischer Gegenstände zu Grunde. Es genügte ein Merkmal an zwei Orten der Erde nachzuweisen, um eine Brücke alter Verbindung gerade zwischen diesen zu schlagen. Voreilig hat man auf diese Weise Merkmale als charakteristisch für eng begrenzte Völker angesehen, die bei näherer Betrachtung sich als viel weiter verbreitet, wenn nicht als kosmopolitisch herausstellten. So sind z. B. fast alle Thatsachen, auf welche Petitot den jüdischen Ursprung der Dschibbewäh zurückführt [3]), bei einer Menge von Völkern wiederzufinden: Leichen sind unrein, ebenso ihr Besitz, der zerstört wird, ebenso die menstruierenden Weiber. Die Weiber nähren drei Jahre und werden aus dem gleichen Stamme genommen. Man hat kein besonderes Wort für Vettern. Man zählt die Tage von Sonne zu Sonne u. s. w. Das sind alles fast weltweit verbreitete Sitten. Auf solche Gebräuche hin wären jedenfalls nicht gerade diese nördlichsten Indianer mit den Juden in Verbindung zu setzen, sondern zuerst würden in Amerika im Norden und Süden die Verwandtschaften zu suchen sein und von da wäre dann nach Asien hinüberzugehen. Die Aehnlichkeiten wären im großen in den beiden Erdteilen zu suchen und dann in den besonderen Gebieten, wo es angeht, abzugrenzen. Waitz schreibt sichtlich aus eigenster Denkerfahrung heraus: Wenn bei den Sioux

sich mehrere eigentümliche Sitten finden, die sie mit den Tataren gemein haben, wenn man bei anderen Völkern Analogien zu den Mongolen, Türken, Kalmücken oder Tungusen aufzeigen kann, so wird die Beweiskraft solcher Thatsachen in dem Maße geringer, in welchem die Menge der einzelnen unter sich verschiedenen Völker wächst, die man aus beiden Erdteilen zur Vergleichung miteinander herbeizieht, und in welchen es möglich ist, noch andere stammfremde Völker aufzufinden, an denen sich dieselben, oder ähnliche Punkte der Uebereinstimmung, nachweisen lassen [1]). Aber das Wort Beweiskraft ist zu ergänzen in: Beweiskraft für eine bestimmte, begrenzte Verwandtschaft. Dagegen bleiben diese Aehnlichkeiten in hohem Maße beweiskräftig und werden es, so wie sie sich vermehren, immer mehr für die allgemeine Verwandtschaft zwischen Völkern Asiens und Amerikas. Und viele deuten gleich auf Weltverwandtschaft und Gemeinbesitz hin.

Das Erfinden. Was thut der sich selbst Ueberlassene auf einsamem Eiland? Was erfindet, was schafft er? Er fühlt sich in den seltensten Fällen zu neuen Erfindungen angeregt, ahmt vielmehr nach, was er gesehen, verkörpert die geistigen Bilder seiner Erinnerung in irdischen Stoffen. Das wissen die Robinsonaden und das lehrt die Erfahrung. Es liegt gar keine spezielle Negereigenschaft in dem Fehlen der „Initiative civilisatrice“, welches Eichthal den Negern vorwirft, es ist dies mehr ein Mangel der Zustände als der Begabung. Die Pitcairn-Kolonisten haben keine einzige Erfindung in ihrer Jahrzehnte dauernden ozeanischen Abgeschlossenheit gemacht. Es haben vielmehr die Enkel manches von dem verloren, was die Großväter mitgebracht hatten, selbst die Kultur des Brotfruchtbaumes. Ihr Neuschaffen war ein Nachschaffen nach den blassen Erinnerungen, die sie aus ihrer Heimat gebracht hatten, aber unter Beschränkung auf das Notwendigste. Was haben die Polynesier und Mikronesier in ihrer weiten Zerstreuung Neues erfunden? Nichts Neues im Wesen; nur neue Formen treten uns entgegen und

selbst diese zeigen die engste Verwandtschaft. Selbst die kleinen Ornamente der Keulen oder Holznäpfe sind nur leicht von Insel zu Insel variiert. Es ist sehr bezeichnend, daß überall, wo wir Eigenartiges im Besitz niedrigerer Völker finden, es sich nicht als neuerfundenes, sondern als altererbtes Gut herausgestellt hat. In anderem Zusammenhang war früher von dieser Erscheinung zu sprechen, welche anthropogeographisch sich in der Form darstellt, daß die Gebiete der anscheinend zum Neuschaffen anregenden Kulturberührungen steril im Vergleich zu den sich selbst überlassenen sind, so daß immer wieder die Beobachter erstaunt waren, in demselben Maße höheren und reicheren ethnographischen Entwickelungen zu begegnen, als sie von bekannten Ländern in weniger unbekannte, von geschichtlich neueren in geschichtlich ältere vordrangen [5]).

Eigene Erfindungen. Man ist immer wieder erstaunt über die geringe Zahl selbständiger Erfindungen bei Völkern tieferer Stufen, die selbst Nächstliegendes übersehen. Die Unkenntnis der ursprünglich, d. h. vor der mit 1847 beginnenden großen Ausbeutung gleichsam an der Oberfläche liegenden reichen Goldlager Californiens bei einem Volke, das nicht bloß Steine suchte und verwandte, sondern Seifenstein z. B. auf Catalina bergmännisch gewann, gehört zu den überraschendsten Erscheinungen. Ein anderer Fall: Wallace war erstaunt, in Celebes die auf Pfählen stehenden Hütten der Eingeborenen vom vorherrschenden Westwind bis zum Ueberhängen verschoben und doch nirgends das nächstliegende Gegenmittel angewandt zu finden. „Es ist bemerkenswert,“ sagt er, „daß die Eingeborenen von Celebes den Gebrauch von diagonalen Streben zur Festigung von Gebäuden nicht entdeckt haben“ [6]). Fast alles, was bei erster Beobachtung vereinzelt hervorzuragen schien, hat sich irgendwo wiedergefunden. Ganz besonders überrascht es, zu sehen, daß der europäische Einfluß nicht zu selbständiger Entwickelung des Neuen unter Anpassung an die heimischen Verhältnisse geführt, sondern fast überall nur hohle Nach-

ahmungen hervorgerufen hat. Der Erfindungsgeist ist durch ihn abgeschwächt worden, statt gefördert zu werden. Eine Vorrichtung selbständiger Erfindung, die Zöller im Ikukuflusse der Aufspeicherung des mit der Ebbe herankommenden Süßwassers dienen sah, meint er nur bei den von europäischer Kultur nicht beeinflußten, nicht alles eigenen Denkens beraubten Negern für möglich halten zu können [7]). Die hier angedeutete Lähmung des Erfindungsgeistes wurzelt tief. Wir haben dieselbe mit verschiedenen wichtigen Erscheinungen des Lebens dieser Völker in Verbindung treten sehen (s. o. S. 349).

Einen anderen Fall erkennen wir in jenen Völkern, deren Umgebung so eigentümliche und starke Bedingungen auflegt, daß sie einen Zwang in ganz bestimmten Richtungen übt. Bei gleich verbreitetem und gleich regem Erfindungsgeist würden dieselben Bedingungen in derselben Richtung wirkend gleiche Erscheinungen hervorrufen müssen. Die Klimazonen versetzen auf der Nord- und Südhalbkugel extrem wohnende Völker in die Lage, sich gegen Kälte und Schnee schützen zu müssen. Je sinnreicher und geduldiger dieser Schutz geschaffen wird, um so mehr wird sich das Volk von dem Drucke befreien, den die Natur hier auferlegt. Aber es scheint fast überall selbst in diesem Falle der Not der Satz zu gelten: L'idée de la liberté ne vient pas d'un esclave. Was ist nun den Bewohnern des höchsten Nordens in solcher Weise eigen, daß daraus ein Schluß auf Aneignung unter dem Einfluß ihrer Natur gezogen werden kann? Die Pelzkleidung, die Schneehütte, die Thranlampe, der Schlitten kommen bei anderen Völkern nicht vor, auch nicht bei solchen, deren Wohnsitze in rauhem Klima liegen. Aber schon das Fellboot findet sich auch bei Indianern Nordamerikas, ebenso die Schneeschuhe, und jene zahlreichen Geräte und Waffen, welche aus Knochen und Sehnen in Ermangelung des Holzes und Bastes hergestellt werden, sind zwar sehr kunstreich hinsichtlich der Verarbeitung des spröden Materials; aber die Zweck- und Formgedanken sind nicht hyperboreisch.

Und ebensowenig sind die Ornamente diesen Nordmenschen eigen, sie gehören vielmehr dem nächstsüdlichen Formenkreis der Nordwestamerikaner und mit diesem der großen pazifischen Völkergemeinschaft an, die bis nach Neuseeland und in echt malayische Gebiete hineinreicht. Bei Annahme örtlicher Entstehung des Kulturbesitzes eines Volkes würden die Hyperboreer einen sehr viel höheren Grad von Selbständigkeit aufzuweisen haben. Warum sind sie eine im Verhältnis zu ihren Naturbedingungen so sehr leichte Variation? Und ihre Aehnlichkeiten weisen nicht auf Völker hin, die unter ähnlichen Naturbedingungen stehen, sondern auf solche, die geographisch näher wohnen.

Die Bewohner der kälteren Länder der Südhemisphäre sind weniger gut gegen die Unbilden ihres Klimas geschützt, als die Bewohner der kalten Teile der Nordhalbkugel, die einen dem Klima angepaßten Kulturbesitz bei Hyperboreern nicht nur, sondern abgeschwächt bei allen Nordbewohnern der Alten Welt aufweisen, der dort fehlt. Wie unfertig ist der Mantel der Ona aus Guanakofell im Vergleich zu der zweckmäßigen Fellkleidung der Eskimo. Auch bei den Westfeuerländern gab es einst Kleidungsstücke aus Pinguinfellen, aber sie sind verschwunden. Es ist zwar jetzt wie immer das Klima rauh, aber die Mittel zum Schutze vor dessen Unbilden werden ärmlicher. Das Vorkommen eines einzigen Kleidungsstückes zeigt also in lehrreicher Weise den Vorrang der geographischen Verbreitung vor der Erfindung. Wenn Beinkleider bei Nordamerikanern vorkommen, um bei den Bewohnern des warmen Mittel- und Südamerika zu fehlen, und dann auch im gemäßigten und kalten Südamerika nicht aufzutreten, so ist der hyperboreische Ursprung für jene ziemlich deutlich.

Wenn man mit der Betrachtung der vollendeten Gestalt, in der so manches „Werk der Wilden" vor uns steht, die Erwägung verknüpft, wie unvollkommen die Werkzeuge, mit welchen die Arbeit geleistet wurde, wie groß also Fleiß, Geduld und Geschicklichkeit sein mußten, so wird man weniger geneigt sein, die unabhängige

Wiederholung dieses Prozesses an auseinanderliegenden Orten leicht zu nehmen. Man vergißt, daß die primitivsten Erfindungen, wie z. B. das Feuerreiben, im Verhältnis zu dem Stande des Wissens und geistigen Könnens, aus welchem sie hervorgingen, nicht minder hervorragende Leistungen waren, als in unserer Zeit die Erfindung einer komplizierten Maschine, welche schon tausend ähnliche Erfindungen hinter sich hat und auf Schulen, Bibliotheken, Modellsammlungen, kurz den Apparat einer auf Erleichterung des Erfindens eingerichteten Kultur sich stützt. Ferner weil man vergißt, daß die größere und schwerere Hälfte des Erfindens nicht im Finden, sondern im Erhalten liegt. Auch im Erfinden macht die Natur keine Sprünge. Nur nach Erfüllung der Vorbedingungen kann das Ziel erreicht werden. Wer wird sich wundern, daß den Australiern das Gold in ihrem Boden verborgen blieb, wenn er erfährt, daß sie nicht einmal zum Ackerbau die Erde ritzten?

In den Augen mancher Ethnographen stellt die Herstellung künstlich verkleinerter Skalpe aus den Köpfen erschlagener Feinde durch Abziehen der Haut und langsames Austrocknen und Einschrumpfenlassen über Feuer einen Beweis für die Zugehörigkeit der Jivaros zu den Guarani dar. Andere sagen: Wie natürlich, dem Skalp, diesem wertgeschätzten Siegeszeichen, Haltbarkeit verleihen zu wollen! In der That sind diese scheußlichen Produkte das Erzeugnis einer so raffinierten Kunstfertigkeit und dabei so eigentümlich, daß man die unabhängige Entstehung dieser Kunst (sit venia!) an verschiedenen Orten schwer voraussetzt. Die Idee des Skalpierens mag barbarischen Gemütern leicht an vielen Orten gekommen sein; diese sorgsame Präparation ist wieder etwas Höheres, Selbständigeres, ich möchte sagen Volkseigeneres. Je näher ein Gegenstand seinem Zwecke liegt, desto leichter war seine Erfindung, desto wahrscheinlicher ist es, daß wir ihn selbständig entwickelt an vielen Orten wiederfinden werden. Der gerade, kurze Weg, der von dem Wunsch, ein Siegeszeichen von dem erschlagenen Feinde zu besitzen, bis zur Skalpierung, von dem Zwecke einer

Steinaxt bis zu dessen Verwirklichung im behauenen Feuerstein führt, konnte oft wiederholt werden. Jener ergab sich vielleicht aus kannibalischen Gebräuchen, dieser führte nur einen Schritt über die Benutzung eines Bachkiesels von handlicher Form hinaus. Wurde aber der behauene Stein auf einen hölzernen Stiel von passender Form gebunden, so konnte die Befestigung in sehr verschiedener Weise geschehen und bekanntlich ist sie sehr charakteristisch verschieden in den Inselgruppen des Stillen Ozeans. Die Aehnlichkeit der Jurtenspuren Nordasiens mit den Hüttenspuren der Parryinseln, die von Markham für die Eskimowanderung aus Asien angeführt wird, kann nur auf die einfachen runden Steinsetzungen zurückgreifen, die fast überall möglich sind. Es haftet also kein ethnographisches Merkmal an ihnen. Man hat ganz ähnlich von den Felsnäpfchen gesagt: Liegt den Felsnäpfen eine religiöse Vorstellung zu Grunde, so mögen wir den Ursprung der amerikanischen Näpfchen auf Asien zurückführen, wenn aber diese Näpfchen praktischen Zwecken dienten, so mag die Gewohnheit ihrer Aushöhlung so gut in Amerika wie anderwärts sich herausgebildet haben[8]).

Angesichts der Funde von Feuersteinpfeilspitzen am Rio Negro, welche er in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1871/2. S. 196 beschreibt und abbildet, meint Burmeister nicht nur, man dürfe aus ihrer Aehnlichkeit mit altweltlichen Produkten der Art nicht auf Gemeinsamkeit des Ursprunges, sondern nur darauf schließen, daß „der Mensch in seiner Kindheit auf gleichartige Produktionen gefallen ist, wenn analoge Umstände ihn zur Thätigkeit zwangen: Die menschliche Urthätigkeit ist auch durch ihren Urgeist bestimmt und dieser mußte in allen Menschen anfangs eine gewisse Uebereinstimmung zeigen“[9]). Diese Aeußerung ist vollberechtigt in diesem Falle, wo es sich um sehr einfache Dinge handelt, verallgemeinert darf sie aber durchaus nicht werden. Ein wahrhaft klassisches Beispiel waghalsiger Spekulation, die diesen Unterschied völlig übersieht, hat Seemann in der Parallelisierung der Pietras pintadas Mittelamerikas mit denjenigen von Schottland und Northumberland geliefert. Man kann wohl sagen, daß er das Verdienst der früheren Entdeckung der „beschriebenen Felsen“ von David (Chiriqui) im Jahre 1848 durch die übertreibende Auslegung derselben sehr gemindert hat. Denn in Wirklichkeit sind diese Zeichnungen nicht identisch, sondern zeigen nur Anklänge und sind zum Teil so einfacher Natur, wie z. B. die konzentrischen Ringe, daß an eine Gemeinsamkeit

des Ursprunges gar nicht gedacht zu werden braucht. Wenn aber dieser Reisende eine der Stützen der Atlantis aus diesen kindlich einfachen Figuren macht, und sogar die Aehnlichkeit der miocänen Floren in Mitteleuropa und im südlichen Nordamerika mit heranzieht [10]), so genügt die am Schluß seiner Darlegungen gegebene Versicherung, daß noch mehr Thatsachen notwendig seien, nicht, um den Eindruck zu verwischen, daß solche Gedankenflüge in der Wissenschaft nicht erlaubt sind.

Je weiter nun ein Gegenstand sich von seiner einfachsten Zweckform durch Vervollkommnung seines Aeußeren, Verzierung u. s. w. entfernt, um so mehr gewinnt er an Eigentümlichkeiten, welche nicht leicht auf selbständig gewähltem Wege gerade in dieser Kombination wieder zu vereinigen sind. Diese Entfernung geschieht am ersten durch Vereinigung mit anderen Gegenständen oder Sitten, durch gruppenweise Verbreitung. Man muß es doch immerhin als eine bemerkenswerte Uebereinstimmung bezeichnen, wenn Haarkrone, Gelenkband und Penisfutteral der Botokuden ähnlich oder sogar übereinstimmend bei den Cariben wiederkehren. Und es bezeichnet eine große Zurückhaltung, wenn Prinz von Wied [11]) derselben erwähnt, ohne Schlüsse anzuknüpfen. Auf Betel- und Cocakauen mögen verschiedene Völker verfallen. Warum aber bleibt die Aehnlichkeit hier nicht stehen? Der Goajiro, der an der Seite die Blätter einer Erythroxylonart, die er Hayo nennt, und am Gürtel einen kleinen Kürbis mit feingemahlenem Muschelkalk trägt, jene Blätter kaut und mit einem Stäbchen den Kalk zu den Lippen führt, erinnert auch in diesen Einzelheiten ungemein an den Betelkauer. Sind die roh aus Holz geschnitzten Totenmasken der Peruaner denen der Alaska-Eskimo schon sehr ähnlich, so vertieft sich dieser Eindruck außerordentlich, wenn wir die Gräber und Mumien betrachten, in und bei welchen die Totenmasken gefunden wurden. Dalls höchst lehrreiche Schilderung der Funde in einem Aleutengrabe erinnert in so mancher Einzelheit und auch in leitenden Gedanken an das, was Reiß und Stübel uns von Ancon gemeldet haben. Die Gräberähnlichkeiten gehen weiter. Rohlfs hat in einem Felsengrabe der Oase Dachel eine Thonurne gefunden, welche

durch Zusammenlegen eines Thonfadens hergestellt zu sein scheint. Sie besteht nämlich aus zwei plattrundlichen Hälften, von denen jede eine von der Mitte aus spiralig zusammengewundene Platte darstellt. Ein enger und kurzer Hals ist angefügt. Die Leichen waren mit einer Dattelpalmmatte zugedeckt und eine rohe Holzmaske war auf viereckigem Holzstab unter ihnen aufgestellt. Diese Thonurne kehrt nun in Chile und auf brasilianischem Boden, die Matte als Leichenhülle in Peru, die Holzmaske bei den Eskimogräbern wieder. Es ist eine beachtenswerte Thatsache, daß neben der Tätowierung der Lippenpflock die allgemeinste amerikanische Verbreitung von vergleichsweise unbedeutenden, indessen charakteristischen Formen aufweist. Nicht bloß die Allgemeinform kann vollständig die gleiche sein in Alaska, Mexiko, Peru und Chile, und zwar so, daß ohne den Unterschied im Material Verwechselungen möglich wären; es finden sich auch nur in Amerika, aber hier weitverbreitet, die riegelartigen Vorrichtungen, die den Pflock wie einen Manschettenknopf festhalten, indem sie zwischen eine obere und untere Erweiterung eine Rinne von oft großer Tiefe und Schärfe eingreifen lassen; sie gehen vom subarktischen Nordwesten Nordamerikas bis zum gemäßigten Südosten Südamerikas.

Je höher man sich auf der Stufenleiter der ethnographischen Entwickelung erhebt, desto unwahrscheinlicher wird die selbständige, von aller Nachahmung unbeeinflußte Entwickelung der hier uns entgegentretenden, selbst in den reichsten Ornamenten der Palast- und Tempelkonglomerate von Palenque, Chichen-Itza u. s. w. sich von Geschlecht zu Geschlecht unverändert fortpflanzenden Motive. Betreten wir das Gebiet der geistigen Erzeugnisse, so ist hier die Uebereinstimmung kaum geringer, als in Aexten, Pfeilen oder Thongefäßen. Nicht nur die Grundgedanken, sondern selbst die Einkleidungen stimmen überein. Ornamenten, die einerseits aus dem Material, andererseits aus der Nachahmung der Natur sich ergeben können, mag man noch am ehesten eine selbständige Entfaltung zuerkennen, wie es denn auch in der Vergleichung

altägyptischer und altgriechischer Thongefäße mit Pueblo-Thonwaren geschehen ist, in welcher Edwin Barber sowohl in der Form wie in den Ornamenten sehr große Uebereinstimmung fand, ohne etwas anderes als „like results under like conditions" darin zu sehen. Anders, wo ihnen ein bestimmter Gedanke, z. B. mythologischer Natur, zu Grunde liegt.

In wechselnden Zusammensetzungen und an verschiedenen Gegenständen kehrt in Nordwestamerika die Vereinigung mehrerer Tiere mit dem Menschen (Schamanen) und ohne diesen zu einem verworrenen, oft bis ins Unkenntliche stylisierten Aufbau wieder. In der Mittellinie stellen die heraushängenden Zungen oder Schlangen und Fische, die aus ihnen hervorwachsen, die Verbindung her. Biber und Frosch, Otter und Specht kommen vielleicht am häufigsten auf diesen Bildwerken vor, die auf Maskenaufsätzen, Tanzrasseln, oder Gegenständen unbestimmten, wahrscheinlich gottesdienstlichen Zweckes — die handspiegelförmige feine Steinschnitzerei des Stockholmer Museums, einen menschlichen Kopf zeigend, dessen Mund ein Frosch entschlüpft[12]) — wiederkehren. Sehr oft tragen sie in mehrfacher Wiederholung das charakteristische Augenornament, welches durch eingelegte glänzende Muschelstücke erzeugt wird. Schmeltz bildet nun auf T. XXXI. F. 1 seiner „Ethnographisch-anthropologischen Abteilung des Museum Godeffroy" eine Maske ab, wahrscheinlich aus Neuirland stammendr welche 4 oder 5 Angesichter senkrecht übereinander und in del Mittellinie verbunden darstellt. Zuoberst ist ein langgeschnäber, ter Vogel sichtbar, an ihn reihen sich zwei querrechteckige Felde die durch Augenpaare sich als Fratzen erweisen, darunter folgt ein schmaler Fortsatz mit einem Menschenkopf und das Ganze schließt ein beiderseits aufgebogenes Stück ab, welches wiederum Augenpaare trägt. Liegt auch die Erinnerung an die in demselben Werke (S. 20 f. und T. II) beschriebenen neubritanischen Masken nahe, mit deren Fratzengesichtern sich Schlangen verschlingen, während den Nasen Fische aufsitzen, so ist noch viel klarer die Uebereinstimmung mit jenen Masken oder vielmehr Kopfaufsätzen aus Neuirland, welche Dall aus dem New Yorker Museum in „Masks and Labrets" beschrieben und von denen er eine auf T. X des eben genannten Werkes abgebildet hat. Die Farbe Schwarz, Weiß und Rot, die Verwendung des Turbodeckels im Augenornament erhöhen die Aehnlichkeit.

Wenn wir aber höher steigen, so kommen wir zu jenen mythologischen Entwickelungen der Götter- und Seelenlehren und der Kosmogonien, welche Pflanzen vergleichbar, deren Samen der Wind verträgt, überall wo Menschen sind, gleich in Grundgedanken, aber auch erstaun-

lich ähnlich in Einzelheiten aufsprießen und oft wuchernd sich entfalten. Gerade wie bei den Pflanzen erstaunt diese Aehnlichkeit uns um so mehr, je schwankender, weicher und dabei aus vielen Einzelteilen sich zusammensetzend ihr Aufbau, je mehr an Größe, Masse, Wuchs sie mit dem Himmelsstrich abändern, um nur um so fester die Eigenartigkeit der Form zu halten. Die Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten sind auf diesem Gebiete so häufig, daß selbst Beobachtern, welche gar nicht einmal weit um sich sahen, solche Anklänge auffielen. Hartt, der eine Sagensammlung des Amazonasgebietes anlegte, fand sofort die Schwanenjungfrau, den Werwolf, das Ueberholen im Wettlauf eines schnellen Tieres (Hirsch) durch ein langsames (Schildkröte) heraus [13]. Und sie sind nicht vereinzelt, sondern treten in ganzen Mythenbauten und Sagenkreisen auf, wie Bleeck einen in „Reineke Fuchs in Afrika“ dargestellt hat. Natürlich liegen auf diesem Felde die Verwandtschaften nicht so offen vor Augen, wie wenn wir Urnen oder Panzer, Verkörperungen von vergleichsweise einfachen Formgedanken vor uns haben. Die Phantasie arbeitet umgestaltend an den Vorstellungen, die ein Geschlecht dem anderen in leicht veränderlichen und selbst dem Mißverstande nicht ganz entzogenen Worten überliefert. Die Einkleidungen mögen von Ort zu Ort wechseln, wesentlich bleiben zwei Dinge zu beachten: der unverwüstliche Grundgedanke und die zufällig in diesem oder jenem Teil unverändert erhaltenen Einzelheiten der Einkleidung. In Bezug auf jenen erinnere ich an ein sehr tief gedachtes Wahrwort Brintons: Die auf einer Idee begründete Erdichtung hat ein zäheres Leben als die auf einer Thatsache beruhende Geschichte [14]. Wie die Ideen stärker als die Hüllen, in denen sie erscheinen, lehrt nichts besser, als der leichte Wechsel der Tiere in den weltweit verbreiteten Tierfabeln.

Viel schwerer ist es, im Reich der nicht in stoffliche Formen gehüllten Gedanken das Auf- und Abwogen der Entwickelung zu verfolgen, weil es fast als ein Ding der Unmöglichkeit bezeichnet werden muß, ein Inventar derselben mit der Genauigkeit aufzunehmen, mit welcher wir

den materiellen Besitz in unseren Museumskatalogen verzeichnen. Ideen, welche nur in Worte gehüllt sind, verschmelzen wohl zeitweilig mit ihrer Umhüllung, sind aber nie so unzertrennlich mit derselben verbunden, wie der in eine materielle Form geprägte Gedanke, welcher erst entflieht, wenn diese Form zerbrochen wird. Außerdem sind jene nur an die Sprache gebundenen Gedanken so veränderlich, und nicht am wenigsten durch die Rückwirkung, welche die ihrerseits ebenfalls sich verändernde Sprache auf sie übt, daß wir selbst in den Mythologien und Kosmogonien mit denselben Namen die verschiedensten Vorstellungen sich verbinden sehen, welche nur noch durch den dünnen Faden eines einzigen Gedankens zusammenhängen. Tangaroa, Taroa, Kanaloa, ein Gott der Polynesier, von den einen als Höchster des Himmels, von den anderen als Gottmensch verehrt, sinkt in Hawaii zu einem bösen Geiste herab. Die altgermanischen Götter haben kein besseres Schicksal gehabt und haben sich in den Märchen und Sagen mitten unter die Menschen begeben. Wir wissen, wie viel Scharfsinn aufgewendet werden mußte, ehe die dünnen Fäden ihrer Verwandtschaft mit jenen Göttern sichtbar gemacht werden konnten.

Im Laufe dieser Metamorphosen läßt am Ende auch der Wechsel der Einkleidung seine Eindrücke zurück. Aus einer Mutteridee sprossen Tochterideen hervor, die sich ihrerseits wieder vervielfältigen und endlich da, wo sie auftreten, mit Sicherheit nur noch durch unverwüstliche Züge, sei es im Grundgedanken, sei es in zufällig haften gebliebenen, unwesentlichen Resten einer älteren Einkleidung erkannt werden können. Dem Menschenopfer liegt, soweit es verbreitet ist, eine Beziehung zu geistigen Mächten zu Grunde. Sie ist der allgemeinste der damit verknüpften Gedanken. Bald nimmt nun derselbe die Form des Opfers des Edelsten, was geboten werden kann, bald diejenige der Rückkehr der Seelen zu Gott an, der Gott der Unterwelt wird als Seelenesser gedacht, oder es müssen dem Kriegsgott auch in friedlichen Zeiten Seelen zugeführt werden, oder es soll nicht die Seele eines Verstorbenen allein zum Hades hinab-

steigen, sondern andere Seelen sollen sie begleiten. Entwickelung und Rückbildung der Ideen bringen viel größere Veränderungen mit sich, als wir sie dort wahrnehmen, wo die stoffliche Hülle verlangsamend, zuletzt konservierend gewirkt hat. Der Anlaß und örtliche Mittelpunkt solcher Entwickelung kann dabei so unbedeutend sein, wie ein Sandkorn, um welches eine herrliche Krystallgruppe anschießt. Durch die Wachstums- und Zeugungskraft einer Idee sammelt sich um einen unbedeutenden Gegenstand eine ganze Anzahl von abergläubischen Vorstellungen, welche demselben eine Würde und Bedeutung verleihen, die in seinem Wesen keine Begründung finden.

Man erinnere sich an die vielseitige Bedeutung dss Buchu-Pulvers bei den Hottentotten. Es ist eine ähnliche Thatsache höheren Grades, welche uns in dem häufigen Hervortreten der vier Kardinalpunkte in den Mythen der Indianer und selbst in ihrer Redeweise entgegentritt[15]) und in Verbindung damit das Vorkommen des Kreuzes unter den verschlungenen Ornamenten mittelamerikanischer Bildwerke und Gebäude, welches man als frühe Spur des Christentums zu deuten versucht hat. Es hängt zu innig mit dem Kultus der Vierzahl in der altamerikanischen Mythologie zusammen. Wohl aber ist die Kreuzform, welche uns so auffällig von den geflochtenen Schilden der Sandéh und der Ischogo anschaut, ohne alle Verbindung mit den sonstigen Vorstellungen der Neger und eine Beziehung zu den Resten des Christentums bei den Tuareg z. B. wäre hier weniger entschieden zurückzuweisen. Aus einer Menge verschiedener amerikanischer Abwandlungen des Mythus von dem Gottmenschen, der das Feuer auf die Erde bringt, mögen drei hier zum Vergleiche nebeneinandergestellt werden. Die Tupi sagen: Der höchste Gott und zugleich erste Mensch, Tupa, stieg zur Erde, ward Mensch, brachte Feuer und Feldfrüchte, und schwang dann als Vogel sich zum Himmel auf, wo er, Donner und Fruchtbarkeit sendend, lebt. Er soll einer von vier Brüdern sein, und seine drei Mitbrüder besiegt und verjagt haben. Die Inka: Des höchsten Gottes Atachuchu Sohn, Guamansuri, stieg zur Erde hinab und zeugte mit einem dunklen Wesen zwei Söhne, die aus Eiern geboren wurden, und deren einer der Donnergott. Letzterer wird dreifältig vorgestellt: als Blitz, Pfad des Blitzes und Blitzschlag. Die Irokesen sagen: Eine Jungfrau, Tochter des Mondes, gebar Zwillinge und starb, indem sie gebar. Die Brüder stritten, der eine fiel und verwandelte sich in Feuersteine, der andere schlug in Osten seine Hütte auf, wurde Vater der Menschen und besonders Patron und Wohlthäter der Irokesen. Die tiefste Uebereinstimmung liegt hier im

Grundgedanken, daß das Feuer als wohlthätige Gabe einem vom Himmel herabgestiegenen Gott zu verdanken ist, der zugleich Donnergott und nicht allein, sondern Bruder anderer Götter ist. Außerdem leuchtet durch alle diese Mythen der Gedanke durch, daß Menschenschöpfung und Herabbringen des Feuers irgendwie zusammenhängen. Entfernter klingen Osten = Sonnenvogel, Donner = Feuerstein an, welche die drei großen natürlichen Feuererscheinungen der Sonne, des Blitzes und des geschlagenen Funkens verbinden.

Schaut man nun über Amerika hinaus, so findet man bald diesen Grundgedanken in fast jeder ausgebildeteren Mythologie und zwar in ganz ähnlichen Abwandlungen, so daß er vollkommen das Eigentümliche verliert, das man zuerst geneigt war ihm zuzuschreiben. Das gemeinsam Amerikanische suchend, ist man immer gleich auf das Außeramerikanische gekommen; wohl ist jenes zu finden, aber klein und unbedeutend, und kaum größer und eindrucksvoller, als dieses. Man macht die Erfahrung, wie Mallery in seiner „Mythology of the two Indies“, wo er nicht bloß findet, daß alle die ursprünglichen Glaubensformen: Ahnenkultus, Seelenwanderung, Gespenster, Orakel, Zauberei, Besessenheit auch in Amerika wiederkehren, sondern daß auch in Mythen und anderen Ueberlieferungen der Algonkin, Irokesen, Tscherokih, Muskoken, Dakotah, Isinuken u. a. oft selbst bis in die kleinsten Einzelheiten hinein die wesentlichen Eigenschaften von Traditionen wieder zu finden sind, die man auf die alten Bewohner der Vorberge des Hindukusch zurückgeführt hat.

Wenn wir von den einzelnen Ideen unseren Blick auf die Ideengruppen, -verwandtschaften und -systeme richten, begegnen uns Unterschiede der Beziehung und des Zusammenhanges, welche das geistige Leben schriftloser Völker wesentlich bestimmen. Die einheitliche Durchbildung des polynesischen Mythenkreises im Gegensatz zu der Trübung oder Zersplitterung des afrikanischen oder indianischen macht den Eindruck einer viel höheren Entwickelung des ersteren; auch der amerikanische scheint besonders im Kosmogonischen mehr Zusammenhang aufweisen zu können, als der afrikanische mit seinen paar

verwischten Anklängen an Maui oder den Göttervogel. Wir meinen in Polynesien eine ungestörtere und vielleicht auch jüngere Ausbreitung vor uns zu sehen.

Kein Zweifel, daß gleich anderem geistigen Besitz, der eine erkennbare und unterscheidbare Form annimmt, auch die Religion, welche ein Volk „ererbt von seinen Vätern“ hat, einmal nach ihren Verwandtschaftsbeziehungen zu den Bekenntnis- oder Glaubensformen anderer Völker geprüft und in eine Klassifikation eingeordnet werden und dann außerdem nach ihrer inneren Vollendung geschätzt und verglichen werden kann. Ganz wie die Verbreitung eines ethnologischen Formgedankens wird die Verbreitung einer koptischen Form des Christentums in Abessinien und einer syrischen in Indien, ja bis nach China, von Völkerbeziehungen sprechen, welche teilweise keine geschriebene Spur hinterlassen haben, also nicht im engeren Sinne geschichtlich sind. Schwer wird es freilich sein, auch in diesem Falle die leichten Abwandlungen festzuhalten, die dort, wo körperliche Dinge vor uns liegen, oft sich geradezu aufdrängen. A. Raffenel, „um der Wichtigkeit der Religion für das Völkerleben gerecht zu werden“, teilt die Völker Senegambiens in a) religiöse: Mauren, Fulen von Futa, Bondu und Futa, Djallon Serrakollet; b) indifferente: Mandingo von Bambuk, Woolli und Tenda, Fulen von Kasson; c) irreligiöse (Heiden?): Bambarra und einige Mandingostämme östlich von Falemé. Diese Einteilung scheint etwas sehr Willkürliches zu haben, wenn man sie mit der alltäglichen Erfahrung zusammenhält, daß das Alter, die Lebenserfahrungen und äußere Einflüsse verschiedener Art den Grad des religiösen Empfindens sehr verändern können und daß ganze Völker binnen wenigen Jahrzehnten ihr Verhältnis zu Gott dem Anschein nach inniger geknüpft oder gelockert haben. In der That würden wir eine Klassifikation wie die Raffenelsche für einen geistreichen Versuch und nichts weiter halten, wenn nicht die Thatsache zu beachten wäre, daß es sich dabei um Völker handelt, die dem Islam erst neu gewonnen sind, innerlich vielfach demselben noch fremd gegenüber-

stehen; daß unter ihnen die leidenschaftlichsten Verbreiter desselben Glaubens, die Fulen, wohnen, verleiht ihr etwas mehr Berechtigung. Es ist also eine Erscheinung der geographischen Verbreitung, mit der wir es hier zu thun haben: die Abnahme der Intensität einer ethnographischen Erscheinung mit der Entfernung von einem Ausstrahlungsmittelpunkte. Man kann diese Erscheinung vielleicht mit greifbareren Merkmalen in Verbindung bringen, wie der Ausbreitung der mit dem Islam zusammenhängenden maurischen Trachten, Geräte, Waffen — gerade in dem Gebiete, von dem wir sprechen, ist eine abgeschwächte Form des asiatischen Bogens verbreitet — und sie wird dann an Begrenzbarkeit gewinnen. Jedenfalls sind beide Auffassungen, welche der Art und dem Grade religiöser Gedanken und Gebräuche über geographische Gebiete hin zu folgen suchen, wissenschaftlich berechtigten als die bequemeren, aber unfruchtbaren Unterscheidungen in Heiden und Christen, Fetischanbeter und Buddhisten u. s. w.

Ideen scheint der Mensch in unbeschränkter Menge und Mannigfaltigkeit erzeugen zu können, und man mag darum allein an spontane Entstehung gleichartiger Ideen in weit entlegenen Gebieten glauben. Wenn einst eingehendere Forschungen nachweisen sollten, daß neben der Armut an materiellen Gütern der Reichtum an Gedanken in Märchen und Sagen bei den Buschmännern überraschend sei, würden wir darin nichts Erstaunliches sehen. Wie aber, wenn der Tabak oder der Mais, die Kokospalme, die Banane, die der Mensch nicht neu schaffen, sondern nur vertragen und verpflanzen kann, ähnlich weit verbreitet sind, wie gewisse Ideen? Das asiatische Buckelrind in Afrika, das asiatische Schwein in Polynesien, die indische Hirse in Afrika sind ethnographische Erwerbungen, die nur mit dem Menschen, ihrem Pfleger und Träger, wandern konnten und die Niemand neu zu schaffen vermochte. Wenn der Mensch mit diesen Tieren und Pflanzen schwierige Wege zurücklegte, sollte nicht aus seinem übrigen Kulturbesitz so manches, vom einfachen Geräte in der Hand bis zur religiösen Vorstellung in der Seele.

mitgewandert sein? Viel schwieriger ist gewiß die Uebertragung einer Pflanze zu denken, die keine Samen bildet, wie der Banane, als die Verpflanzung toter Geräte oder in der Tiefe der Seele unbemerkt mitwandernder Ideen.

Das Nichterfinden. Die Theorie des Völkergedankens will uns zwar das Vorkommen der ethnographischen Gegenstände an bestimmten Orten erklären, sie läßt aber über das Nichtvorkommen keine Ansicht verlauten. Angesichts der lückenhaften oder zerstreuten Verbreitung ist aber das Nichtvorkommen eines Gegenstandes an bestimmter Oertlichkeit ebenso wichtig, wie das Vorkommen. Wenn man uns sagt, die Stäbchenpanzer sind im Tschuktschenland, auf den Aleuten, bei den Thlinkiten, in Japan, in Tahiti unabhängig voneinander erfunden, so muß der Gutheißung dieser Theorie die Beseitigung der „negativen Instanz", des Fehlens derartiger Panzer in allen anderen Teilen der Erde, vorhergehen. Der Gedanke lag so nahe und wurde doch nur in einem so beschränkten Gebiete realisiert! Sie sind in holzarmen und dünnbevölkerten Gebieten gefunden. Warum sind sie nicht „entstanden", wo das Material zu derartigen Werken in Masse vorhanden war und eine regelmäßigere Kriegführung den Wert so trefflicher Rüstungen erhöhen mußte? Was liegt in den Eigenschaften des nördlichen Stillen Ozeans, das gerade hier in dem geschlossenen Gebiet Japan-Beringstraße-Vancouversinsel diese kunstreichen Gebilde auftreten ließ? Und wenn wir den engen Raum verlassen und werfen die Frage auf, warum man die so einfache, nützliche naheliegende Idee der Panzer überhaupt nur in beschränkten Gebieten verwirklicht findet, was antwortet uns da der Völkergedanke? Er könnte nur auf launenartige Aufwallungen des Erfindungstriebes hinweisen, wird aber wahrscheinlich Ausnahmen zulassen, wie ja Bastian selbst für das einwärts gebogene Zeptermesser der Monbuttuhäuptlinge den einstigen Zusammenhang mit Aegypten voraussetzt; es ging „infolge der vielfach verschiedenen Umwälzungen und dadurch in

fortgehend neuen Wechseln einander ablösenden Moderichtungen" in den Zwischengebieten verloren [16]).

Wie die Schattenteile eines Bildes die Lichter hervortreten lassen, so verstärkt das Fehlen eines Gegenstandes in einem Gebiete den Eindruck seines Vorkommens in den Nachbargebieten. Die Lücke bildet eine negative Instanz im Sinne der Logik. Sind die Bedingungen seiner Entstehung die gleichen auf beiden Seiten, so lehrt dieses Fehlen die Bedeutung der Verbreitung schätzen. Die Sache ist da, wo sie hindringen konnte, und fehlt dort, wohin sie sich nicht verbreiten konnte, oder sie ist da, wo sie sich erhalten konnte, und fehlt dort, wo sie verloren gegangen ist. Der Völkergedanke beruhigt sich bei diesen Lücken damit, daß der Zufall auf ihrem Boden den Keim nicht habe aufgehen lassen. Für den Anthropogeographen ergeben sich aus denselben die Fragen nach den geographischen oder geschichtlichen Ursachen des Vorkommens oder Nichtvorkommens. Wieder spaltet sich die Straße der Forschung in einen psychologischen oder geographischen Weg. Doch hat der erstere bisher noch nie auf einen lichten Punkt geführt.

Auch die Abgrenzung der Verbreitungsgebiete ethnographischer Thatsachen ergibt sich uns also keineswegs rein daraus, daß auf der einen Seite eine Erscheinung fehlt, welche auf der anderen eintritt, so daß die Grenzlinie Gebiete des Vorkommens und Nichtvorkommens scheidet. Wenn dem so wäre, würde die Erforschung derartiger Grenzen wenig dankbar sein. Diese Linien bezeichnen vielmehr die Wirkungsgebiete bestimmter geschichtlicher Kräfte, welche vordringend oder zurückgedrängt, thätig oder leidend uns entgegentreten. Der Bogen von Ternate erzählt von den Zügen der Ostmalayen nach Neuguinea, er deutet auf den Sklavenimport, der von dorther statthatte und dem eine bedeutende Wirkung auf die Rassenbildung in diesem malayisch-papuanischen Grenzgebiete nicht abgesprochen werden kann. Der Bogen von sogenannter asiatischer Form der Somali bekräftigt die arabische Zugehörigkeit des Osthornes von Afrika. Die Eisenlosigkeit Südwest-

afrikas in geschichtlicher Zeit bezeugt ein Minimum östlicher Beziehungen in diesem Winkel. Wenn ich in der Völkerkunde I, S. 220 selbst die Meinung aussprach, Südafrika könne nicht der Ausgangspunkt des Eisenschmiedens in Afrika gewesen sein, weil dasselbe den Buschmännern in historischer Zeit fremd gewesen, so bleibe ich bei diesem Grunde nicht mehr stehen, wenn ich auch den Schluß festhalte.

Die Sprachverwandtschaften. Ungern treten wir an alles heran, was mit den Sprachen sich berührt, denn wir sind nicht der Meinung, daß die Ethnographie hier erst recht anfange, sondern glauben vielmehr, daß die Sprachwissenschaft ihr Feld allein und mit ihren Mitteln und Werkzeugen bebauen solle und wolle. Aber wenn die weite Verbreitung von Gegenständen oder Vorstellungen sich paart mit der entsprechenden Verbreitung der dieselben bezeichnenden Worte, so liegt darin eine Verstärkung der einfachen Thatsache, welche sehr merkwürdig ist. In der Gleichartigkeit des Priesterstandes über Südamerika und Westindien hat schon Martius einen Beweis alter Verbindung gesehen, besonders auch weil sogar der gleiche Name (Paié, Boyé, Piaché) für denselben gebraucht wird, und Prinz Maximilian von Wied legte in seiner Klassifikation brasilianischer Indianer gerade auf gemeinsamen Besitz von Mythe und Götternamen, z. B. des Namens Tupan, der bei Puri, Tupi u. a. vorkommt, Gewicht. Es liegt aber eine ganz andere Verstärkung unserer geographischen Beweisführung in der Verbreitung der Sprache überhaupt.

Der Lehre vom Völkergedanken stehen die Sprachen als die mannigfaltigste, an Eigentümlichkeiten reichste aller ethnographischen Erscheinungen starr gegenüber. Die Sprachähnlichkeit zwischen der Osterinsel und Madagaskar, oder zwischen Prinz Wilhelms-Sund und Ostgrönland kann uns niemand hier und dort unabhängig aus dem Boden schießen lassen, denn jeder arme Inseldialekt dieser Sprachkreise besteht aus tausend Gedanken, die, wie Blätter und Blüten e i n e s Baumes aus gemeinsamem

Stamme entsprossen sind, eng miteinander zusammenhängen und eine lange Entwickelung hinter sich haben. Niemand kommt auf den Gedanken, zwei Dialekte dieser weitverbreiteten Sprachen, auch wenn sie Hunderte von Meilen auseinander liegen, auf einen anderen Grund als die Wanderung der Völker zurückzuführen, welche die Träger dieser Sprache sind. Warum aber für die Sprache zugeben, was man für andere Gattungen ethnographischen Besitzes, die ja endlich auch im Geiste der Menschen wurzeln, ablehnt? Die Geschichte der Sprachwissenschaft verzeichnet allerdings auch das starke Streben nach Schaffung unabhängiger Mittelpunkte geistiger Schöpfungsthätigkeit als eine Ursache zahlreicher Irrgänge. Aber in einer früheren Zeit. Und es gereicht zur Genugthuung, keinen geringeren als Wilhelm v. Humboldt auf der Seite zu finden, die, um ein Wort Jacquets zu gebrauchen, „die Richtung auf die Einheit als die im höchsten Sinn philosophische Methode der Ethnographie“ [17]) betrachtete. Selbst die Annahme, daß die verschiedenen Alphabete malayischer Idiome, wie das Tagalische, das Bugi, selbständigen Ursprunges seien, hatte er zu Gunsten der heute anerkannten Theorie von der Abstammung dieser Alphabete vom Davanagari bekämpft. Wenn man so viel von den engen Beziehungen zwischen Ethnographie und Linguistik sprach, und jene fast in dieser aufgehen ließ, warum hat man nicht die weite und zerstreute Verbreitung ethnographischer Gegenstände mit der weiten Verbreitung der Sprachen gleichen Stammes in Vergleich gesetzt? Hier wäre ein Punkt fruchtbarerer Einwirkung der Sprachkunde auf die Ethnographie gegeben gewesen, als in allen anderen Versuchen, diese von jener abhängig zu gestalten, die nur verwirrend wirken konnten.

---

[1]) Max Uhle in Veröffentlichungen des K. Museums f. Völkerkunde. 1889. I. S. 37.

[2]) Karl von den Steinen in Verh. d. 8. Deutschen Geographentages zu Berlin. 1889. S. 20.

[3]) In den Missions catholiques. Oct. 1871. Dec. 1873.

[4]) Anthropologie der Naturvölker. III. S. 56.

[5]) Den früher angeführten Zeugnissen (s. o. S. 347 u. f) fügen

wir noch einen schlagenden Ausspruch Wißmanns zu: Mit Freuden konstatieren wir, daß wir hier, wohin noch nicht einmal die Kenntnis von der Existenz des weißen Mannes gedrungen war, ein Volk gefunden hatten, dessen Kultur so viel höher stand als die aller Negerstämme, von denen wir bisher gehört oder gelesen hatten. Unter deutscher Flagge. 1888. S. 120.

[6]) Der malayische Archipel. D. A. I. S. 318.

[7]) Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun. III (1886) S. 65.

[8]) Karl Rau in Observations on Cupshaped and other Lapidarian Sculptures. Contributions N. American Ethnology. V. 92.

[9]) A. a. O. S. 196.

[10]) Pim and Seemann, Dottings on the Roadside in Panama, Nicaragua and Mosquito. 1869. S. 69.

[11]) Brasilien, Nachträge etc. 1850. S. 41.

[12]) Abgebildet in meiner Völkerkunde. II. S. 693.

[13]) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie. 1873. S. 127.

[14]) Myths of the New World. 1878. S. 160.

[15]) Buckingham Smith sagt vom Indianer: Stets hat er die vier Kardinalpunkte vor Augen und drückt sich demgemäß auch in Worten aus, auch wenn die Rede von Dingen in seinem eigenen Hause ist. Cit. bei Brinton, Myths. 1878. S. 67.

[16]) Verhandl. d. Anthropol. Gesellschaft Berlin. 1878. S. 97.

[17]) Extr. d'une lettre de M. le Baron G. de Humboldt sur les Alphabets de la Polynésie Asiatique, N. Journal Asiatique. 1832.

22. Anthropogeographische Klassifikationen und Karten.

Grundsätze der Klassifikation der Völker. Rasseneinteilung. Rassenkarte. Die Sprachgruppen und -Karten. Kulturstufen. Kulturkarten. Ethnographische Klassifikation. Die geographischen Gruppen. Die Klassifikation nach der Entwickelungsverwandtschaft. Künstliche Klassifikationen. Ethnographische Karten und Völkerkarten. Die kartographische Darstellung von Zeiterscheinungen. Die ethnographische und die historische Karte. Die Darstellung von Bewegungen auf der Karte. Zur Technik der ethnographischen Karte. Die ethnographischen Gebiete und Länder. Die Beziehungen der ethnographischen Länder zur Oekumene. Nordländer und Südländer. Beziehungen zwischen Nord- und Südländern. Eisenländer und Steinländer. Das indo-afrikanische Gebiet. Das europäisch-asiatische Gebiet. Das pazifisch-amerikanische Gebiet. Schluß.

Wenn ich den Begriff „Ethnographische Karte" überdenke, so tritt mir eine Summe von Aufgaben entgegen, vor deren Lösung sich wie ein Wall das große Problem der Klassifikation der Menschheit legt. Jede Karte bedeutet einen Schritt in der klassifikatorischen Richtung oder setzt solchen, der zugleich ein Schritt auf dem Wege der Induktion ist, voraus. Dieser Schritt ist um so notwendiger, je veränderlicher der darzustellende Gegenstand. Ehe ich die Verbreitung der Menschheit in ihren natürlichen Abteilungen über die Erde hin betrachte, muß ich mir Rechnung ablegen über die Berechtigung dieser Abteilungen, über die beste Art ihrer Begrenzung und Benennung, kurz ich habe die Klassifikationen der Mensch-

heit zu prüfen. Von der Einfachheit und Vollständigkeit der Klassifikation wird die Klarheit unserer Karten abhängen. Es ist der allgemein wahrnehmbare tiefe Zusammenhang zwischen den Aufgaben der Klassifikation (und Kartographie) und den Problemen der Biogeographie, der uns hier entgegentritt.

Grundsätze der Klassifikation der Völker. Es können Anläufe und Vorarbeiten zur wissenschaftlichen Klassifikation in allen jenen zahlreichen Versuchen zur Aufstellung von Rassen und Völkergruppen gesehen werden, welchen seit Jahrhunderten sehr viele Forscher sich zugewendet haben. Wir finden da, wenn wir von eigenen Vorstellungen der Völker über ihre Sonderung und Zusammengehörigkeit absehen, welchen meist ein mehr politischer oder geschichtlicher Sinn innewohnt und zu jener Masse von ganz ungleichwertigen und oft sinnlosen Namen Anlaß gegeben haben, die alte und neue Karten anfüllen, hauptsächlich dreierlei Ausgangspunkte: den anthropologischen, linguistischen und kulturlichen. Daß die Sonderungen, zu welchen sie führen, nicht in ihren Grenzlinien zusammenfallen, sondern vielmehr, sobald man sie aufeinander legt, um eine Uebereinstimmung zu finden, bunt durcheinanderlaufen, raubt ihnen nichts von ihrem Wert, erschwert nur ihre Kombination. Die Rassenunterschiede gehen tiefer und sondern größere Gruppen, die ethnographischen Unterschiede liegen oberflächlicher und lassen feinere Sonderungen zu. Es ist unmöglich, daß beide sich nicht durchkreuzen. Außerdem werden wir gegenüber allen Versuchen sehr scharfer Auseinanderhaltung den anthropogeographischen Grundsatz in Anwendung zu bringen haben, daß die Menschheit den beweglichen, den flüssigen Bestandteilen der Erdoberfläche angehört, denen gegenüber jede Klassifikation den Durchschnitt einer in Bewegung befindlichen Masse darstellt, also nur einen vorübergehenden Wert beansprucht.

Die Grundsätze der Klassifikation sind am höchsten entwickelt in den beschreibenden Naturwissenschaften. Sind diese Grundsätze ohne weiteres auf die anthropo-

geographischen Erscheinungen zu übertragen? Der Zweck ist auf beiden Gebieten der gleiche: Vereinigung der durch ihre Entwickelung zusammengehörigen Gegenstände zu natürlichen Gruppen. Aber die Entwickelung der Gattungen und Arten des Pflanzen- und Tierreiches ist etwas anderes als die Entstehung der ethnographischen Gegenstände, welche Werke des Menschen sind. Die Geschichte vertritt hier die Entwickelung. Auch hier entsteht aus Einfachem Zusammengesetztes und aus Niederem Höheres. Aber während die Arten sich unter dem Einfluß unbewußt wirkender Naturkräfte umgestalten, greift der Mensch mit Bewußtsein in die Ausgestaltung seiner Werke ein. Es gibt daher ethnographische Varietäten, welche als individuelle bezeichnet werden können. Für den induktiven Zweck unserer Klassifikation sind diese von geringem Wert, wohl aber können sie wertvoll werden für jene psychologische Auffassung, welche in den ethnographischen Erzeugnissen den Ausdruck der mannigfaltig angeregten Seele erblickt. Die Uebereinstimmung zwischen den naturgeschichtlichen und ethnographischen Klassifikationen tritt uns erst entgegen, wenn wir von diesen individuellen Variationen absehen und die geographisch weiter verbreiteten Variationen ins Auge fassen, welche dort wie hier als geographische Varietäten zu bezeichnen sind. Eine natürliche Klassifikation hat immer ein geographisches Element in sich, dessen Grund die Thatsache, daß die Geschichte eines ethnographischen Gegenstandes fast immer auch Verbreitungsgeschichte ist.

Dieses geographische Element, sind wir gewohnt, in jeder Rasseneinteilung als ein gewisses Maß geographischer Ausbreitung zu suchen. Es ist nicht notwendig — die letzten 16 Tasmanier in Oyster Cove (Osttasmanien) stellten 1860 immer noch die eigentümliche tasmanische Unterabteilung der australischen Rasse dar — aber es wird uns von der Erfahrung an die Hand gegeben, daß das einzige Mittel gegen Fehlschlüsse aus individuellen Variationen das Aufsuchen der über weite Gebiete verbreiteten Merkmale ist. Die Methode der Stichproben paßt nicht auf eine so zusammengesetzte Erscheinung wie ein Volk. Wir bleiben ganz unüberzeugt, wenn Hamy, der aus den Berichten einiger Reisenden schloß, daß Timor im Inneren eine andere „schwarze Rasse“ umschließe

als im Westen, jene negrito-, diese papuaähnlich, sich durch die Messung von zwei Schädeln berechtigt glaubt, für Timor eine papuanische und eine Negritobevölkerung nebeneinander anzunehmen [1]). Wenn Virchow vier Schädel aus Madisonville (Ohio) mit den Worten vorstellt: Es ist eine eminent brachycephale Bevölkerung [2]), oder wenn derselbe sich durch die Brachycephalie eines einzigen mit Glyptodonresten gefundenen südamerikanischen Schädels zu dem Schlusse verführen läßt, daß „diese älteste Bevölkerung brachycephal" war [3]), so liegt die Erwägung sehr nahe, daß angesichts solcher kleinen Zahlen auch nur Schlüsse auf kleine Gruppen, z. B. Familien oder Clane, nicht aber auf Völker berechtigt seien. Derartigen Fehlschlüssen liegt genau dieselbe Verkennung des Wesens des Volkes, der Abart, der Rasse zu Grunde wie jenem naiven Untersuchungsmodus Busks, der zu seiner Arbeit über die peruanischen Schädel 150 Gräberschädel zur Verfügung hatte, aber nur 23 der „schönsten" aus denselben zum Zweck der Untersuchung auswählte [4]). Zu welchen Schlüssen könnte die so leicht mögliche Verwechselung von Neger- mit Indianergräbern in Nordamerika führen! Viele flüchtige Negersklaven lebten inmitten von Indianerstämmen. Völker und Rassen sind gemäß ihrer heutigen geographischen Verbreitung nur durch eine geographische Klassifikation zu erfassen.

Rasseneinteilung. Das Wort Rasse paßt nicht auf den ganzen Inhalt, den wir ihm bei der heutigen Konstitution der Menschheit zu geben haben. Es ist viel zu geräumig für die Mannigfaltigkeit desselben und sinkt zu einem Sammelbegriffe provisorischen Wertes herab, wenn ihm nicht die Bedeutung einer Kategorie höherer Ordnung beigelegt wird. Mit vollem Rechte macht sich immer mehr die Neigung geltend, die Rassen dadurch schärfer zu erfassen, daß man sie in ihre Unterabteilungen zerlegt. Diese Unterabteilungen werden in erster Linie geographisch zu begründen sein, wie eine Uebersicht der wesentlichen in Betracht kommenden Merkmale zeigen wird. Keineswegs werden aber dabei die großen Kategorien, wie es oft geschehen, als gleichwertig neben den neuen Unterabteilungen ihre Stelle erhalten, so daß die Frage aufgeworfen werden kann: 3 oder 11 Rassen?, sondern sie werden als Ausdruck einer tiefern Verwandtschaft höher zu stellen und immer nur auf die körperliche Uebereinstimmung zu gründen sein. Die zahlreichen Abteilungen niederen Ranges aber, die wir noch zu son-

dern haben werden, führen nicht alle bloß auf Rassenverwandtschaft zurück, sondern in ihnen werden auch Sprachgemeinschaft und Uebereinstimmung des ethnographischen Besitzes Zeugnis für geschichtliche Verwandtschaft ablegen, die ja selten ohne Blutmischung möglich ist.

Man wird der Bantu-„Rasse", welche sich schon im Namen als Sprachgruppe ankündigt, nicht neben der dunkelhäutigen, wollhaarigen Rasse, wohl aber unter derselben als Unterabteilung ihre Stelle anweisen. Ihr Hauptmerkmal wird ihre Sprachverwandtschaft bleiben, doch wird jener so oft betonte „orientalische" Charakter, der auf äthiopische Mischung zu deuten scheint, daneben zur Geltung kommen. Der geographische Zusammenhang trägt endlich dazu bei, sie als eine geschichtliche Gruppe, vergleichbar den ebenfalls in erster Linie sprachverwandten Hamiten Nordafrikas, erscheinen zu lassen. Die Zukunft wird vielleicht noch weiter, etwa in der Richtung gehen, in welcher Ludwig Wolf den Ausdruck „Rassenreihe" gebrauchte. Der Sinn ist Verwandtschaftslinie. In den Worten: „Mit den Bakuba beginnt nach Norden zu eine neue Rassenreihe, mit ihren südlichen Nachbarn, den Baluba, haben sie nichts gemein[5])" ist an physiognomische (Stammesphysiognomie) und Dialektähnlichkeit gedacht. Dieser Fortschritt setzt mehr Einzelkenntnisse voraus, als wir heute besitzen.

Im allgemeinen wird jetzt die innere Mannigfaltigkeit angeblich geschlossener Rassen zugegeben. Man braucht aber nicht gleich so weit zu gehen, wie Topinard, welcher in den Australiern negerhafte, polynesische, malayische und am zahlreichsten asiatische Elemente vermutet. Das erste Bemühen der Anthropologie sei auf die Bestimmung der Qualität der Verschiedenheiten und deren Größe gerichtet, — nach der Herkunft zu forschen sei dem Ethnographen überlassen, der jeder Rassenverschiedenheit innerhalb einer Völkergruppe mit der Hoffnung entgegentritt, in ihr eine Wirkung nachweisbarer Berührung mit einer andern Völkergruppe oder geographischer oder sozialer Absonderung unter verschiedenen äußeren Einflüssen zu finden. Ihm sind daher alle jene Fälle besonders interessant, in welchen anthropologische und ethnographische Grenzlinien sich decken und an solchen Stellen wird er bereit sein, den Versuch zu machen, ob eine Unterabteilung sich abgrenzen läßt. Die hellen Südafrikaner mögen anthropologisch nur als Unterrasse der Neger erscheinen, sie sind deutlich als Sprachstamm gesondert

und haben ihre ethnographischen Besonderheiten. Die kleingewachsenen Mincopies der Andamanen sind sprachlich und ethnographisch eigentümlich. Hier erscheinen uns die drei Arten von Uebereinstimmung als gemeinsame Folge der geschichtlichen Thatsache einer durch lange Zeiträume fortgesetzten Sonderexistenz, die dort in peninsularer und randweiser Lage, hier in insularer sich geographisch begründet.

Aus der nahen Familienzusammengehörigkeit mit den übrigen Gliedern derselben Rasse sind aber diese einzelnen Gruppen nicht zu lösen. Vorzüglich führen die Forschungen über den Ursprung auf denselben zurück. Eine Forderung, wie A. B. Meyer sie gegenüber der Frage nach der Herkunft der Negritos erhebt, daß sie nur im Zusammenhang mit der Betrachtung aller andern kraushaarigen Rassen der Erde geführt werde[6]), spricht etwas Grundsätzliches aus, welches etwa so zu formulieren: Je tiefer eine Frage, die wir an einen Zweig der Menschheit bezüglich seiner Herkunft stellen, in dessen Vergangenheit zurückreicht, desto mehr hat sie sich auf die Rassenverwandtschaft zu richten. Etwas Jüngeres prägt die Sprachverwandtschaft aus und die jüngst erworbenen Merkmale können diejenigen sein, welche die ethnographische Verwandtschaft konstituieren.

Die Rassenkarte. Die tiefstgehenden Unterschiede liegen, trotz unaufhörlich nivellierend wirkender Einflüsse, im Körperlichen und es kann keine Frage sein, daß ihre Darstellung zuletzt immer wieder einer allgemeinen ethnographischen Karte vorangehen oder zu Grunde gelegt werden muß. Zweifel begründetster Art müssen jedoch entstehen hinsichtlich der Abgrenzung des Darzustellenden. Das Streben nach gründlicher kartographischer Darstellung führt auf die Notwendigkeit, die Ausdehnung der anthropologischen Kategorien, in welche die Menschen eingeteilt werden, auf ihre Berechtigung zu prüfen und ebenso, was viel schwieriger, auf ihren Inhalt. Nun ist so viel klar, daß eine strenge Sonderung der sogenannten Menschenrassen, wie man sie früher anzunehmen beliebte,

nicht besteht, weil überall, wo nicht die stärksten Schranken dazwischentreten, sie sich durcheinandergeschoben haben. Eine solche Durcheinanderschiebung ist zur Not noch darstellbar in einem Archipel wie dem der Neuen Hebriden, wo man den Finger auf bestimmte Inseln legen und dieselben als von Polynesiern bevölkert bezeichnen kann; aber diese Möglichkeit fehlt in einem Lande, wo die Isolierung gering oder gar nicht wirkt. Wer möchte es unternehmen, die Grenzen zwischen Masai und Wakamba scharf zu ziehen oder in Bornu die Elemente berberischen und arabischen Stammes von den Negern zu trennen? Noch weniger aber vermögen wir den Mischling begrifflich scharf zu fassen, weder nach den Elementen, die ihn zusammensetzen, noch nach dem Grade, in dem sie in dieser Mischung vertreten sind. Die Geographie muß hier sich hüten, zuviel thun zu wollen. Sie läßt der Anthropologie den Vortritt und macht nur solche Distinktionen, die der Stand der heutigen Forschung zweifellos gestattet. Das unbefangene Auge weiß den reinen Neger von seinem berberischen, arabischen oder osthamitischen Nachbarn zu unterscheiden, ob jener nun Joloff, Musgu oder Waganda heiße. Wir können also die Gebiete reinerer Neger abgrenzen, dasselbe wird möglich für die Gebiete, wo die beiden extremen Elemente nebeneinanderwohnen und zur Not läßt sich die allgemeine Kategorie Mischling, das heißt also hier veredelter Neger oder mit Negerblut versetzter Nord- oder Ostafrikaner, noch geographisch ganz im großen abgrenzen. Die Gebiete der zersplitterten Verbreitung zweier Rassen, wie wir sie in den Wahumaländern der obern Seen zeichnen könnten, werden mit den Mischungsgebieten in den meisten Fällen zusammenzufassen sein.

Es wird uns also die Rassenkarte einmal die größten Gruppen der Menschheit zeigen und daneben Uebergangsgebiete, von denen jene, wie der Mond von seinem Hof, überall dort umgeben erscheinen, wo sie nicht an das Unbewohnte grenzen[7]. Natürlich kann man sich Fälle denken, wo es nur darauf ankommt, die Verbreitung der Hauptrassen ohne Rücksicht auf rein und gemischt dar-

zustellen, und es wird sich diese Beschränkung dort besonders aufzwingen, wo die Rassenkarte nicht für sich steht, sondern die Grundlage einer ethnographischen oder Sprachenkarte bildet. Die Rassenkarte wird also je nach der Verschiedenheit des Inhaltes des Begriffes Rasse verschiedener Art sein. Für sich steht die Karte der Hauptrassen, welche die Menschheit in zwei oder höchstens drei Gruppen zerlegt. Als Erzeugnisse geschichtlicher Bewegungen aufgefaßt, sind diese großen Rassen die ältesten Gruppen der Menschheit, die am tiefsten hinabreichenden. Sie stehen daher außer Zusammenhang mit den jüngeren, auf ethnographische Merkmale hin abgesonderten Gruppen. Der Zerteilung dieser großen Gruppen in Unterrassen steht sachlich nichts entgegen, aber für die kartographische Darstellung wächst die Schwierigkeit der räumlichen Auseinanderhaltung mit dem Eingehen in das Einzelne, weil die Rassen, um so weniger scharf gesondert erscheinen, je mehr man sie auseinanderlegt. Dieser Weg führt daher immer und ganz von selbst auf die Sprachkarte und die ethnographische Karte im engeren Sinne.

Sprachgruppen und Sprachkarten. Die Unterscheidung und Begrenzung der Sprachen und Sprachstämme hat, weil viel näher an der Oberfläche der Menschheit, an jüngere Erscheinungen sich haltend, viel rascher zu einer Klassifikation der Völker Anlaß gegeben, welche am Prüfstein der kartographischen Darstellung sich bewährt hat. Nur wird die Bewährung viel zu einseitig ausgebeutet, denn während die unter dem Einfluß Blumenbachs entstandenen ersten ethnographischen Karten ausschließlich Rassenkarten der schematischsten Art waren, sind umgekehrt heute alle ethnographische Karten entweder nur oder wenigstens in solchem Uebermaße Sprachenkarten, daß die Ethnographie nur noch wie eine besondere Anwendung der Sprachwissenschaft erscheint. Also hält man die Sprachen für das beste Kriterium der Volkseigentümlichkeit und geht dabei von dem Satze aus, der allerdings für unsere europäischen Verhältnisse

eine weitgehende Geltung hat: Die Sprache macht das Volk. Nun zeigt aber jeder Blick in die Werke, welchen diese ethnographischen Karten zur Verdeutlichung dienen oder welche ihrerseits gewissermaßen den Text der ethnographischen Karten bilden, daß außer der Sprache noch eine ganze Anzahl von unterscheidenden Merkmalen für die Völker angegeben wird und es müßten konsequent nun auch diese ihre Stelle finden. Sobald man sie aber darstellt, findet man auch einen großen Unterschied darin, daß die Sprache sich leichter zu diesem Zwecke verwenden läßt, als die andern ethnographischen Merkmale. Dieser Unterschied liegt ziemlich klar. Die Sprache ist kein zufälliger, sondern ein notwendiger Besitz, ihre geistigen Beziehungen heben sie über Waffen, Geräte u. dgl. hinaus und sie hat vor den meisten andern ethnographischen Attributen gerade für die kartographische Darstellung den Vorzug der Einheitlichkeit, welches ein großer Vorzug ist. Jede Sprache, ob von einem oder vielen Völkern gesprochen, ist ein Organismus für sich, über dessen Abgrenzung gegen andre Attribute kein Zweifel möglich ist. Und dazu kommt die Leichtigkeit der Varietätenbildung auf dem sprachlichen Gebiete, welche auch Untergruppen leicht unterscheiden läßt.

Daß dennoch in der Einseitigkeit der „Sprachkarte“ etwas Irreführendes liegt, wird niemand verkennen, der auf einer der schönsten ethnographischen Karten, die wir jetzt besitzen, auf derjenigen Asiens von Vincenz von Haardt das Gebiet der Arier Indiens mit ethnographischem Auge betrachtet. In die Fläche, welche um den Indus die Gebiete des Sindhi und Pendschab einförmig blau bedeckt, fällt der Gegensatz der Wüste Tharr und des Fruchtlandes des Indus, fällt Nomadismus und ansässiges Leben, Islam und Brahmanismus, rein arische und turanisch (skythisch) gemischte Bevölkerung, endlich berühren sich hier persische und indische Einflüsse. Genügt an einer solchen Stelle die einfache Darstellung der Sprachverhältnisse? Gewiß nicht. Wendet man sie an, dann zeichnet man mit Bewußtsein die Decke und geht über das weg, was darunter verborgen ist, etwa so wie eine geo-

logische Karte, die alle Aufschlüsse verschmäht, um das rein Oberflächliche der Sand-, Humus- u. s. w. Decke einzutragen, nur noch eine agronomische Karte, weniger wissenschaftlich als praktisch, sein würde. Nun wird zwar immer der Sprache aus den angegebenen Gründen die leitende Stellung eingeräumt, wo immer es sich um Völkersonderung und Charakteristik handelt; aber wir wissen alle, wie sie veränderlich auf der einen und geeignet auf der anderen Seite, weite Gebiete ethnographischer Verschiedenartigkeit einförmig zu überziehen. Auf dem beweglichen Munde des lebendigen Menschen wohnend, der Seele, dem Ausgangspunkt der Lebensäußerungen, so nahe bleibend, trägt die Sprache die Merkmale des Lebens, nämlich die beständige Veränderung und im Veränderlichen die Beständigkeit. Wohl überlebt sie die Geschlechter derer, welche sie sprechen, lebt aber auch zugleich mit denselben. Denn nur Leben überlebt. Daher gewinnt sie ein eigentümliches Verhältnis zu den übrigen Merkmalen eines Volkes, besonders den ethnographischen, die bald mehr, bald minder veränderlich als die Sprache sind. Wir sehen in den Religionsvorstellungen der Völker erstaunliche Gemeinsamkeiten im Wesen, welche in den wechselnden Namen wie in Schalen verborgen liegen. Die Sache bleibt, der Name ändert sich.

Wie die Sprache, einem oberflächlichen Teilungsnetze vergleichbar, sich über die Einförmigkeit der „in Körperbildung, Temperament, Gemütsanlage, Sitten, Gebräuchen und Lebensweise übereinstimmenden“ Indianerbevölkerung Brasiliens legt, hat bereits Martius in seiner Schrift „Von dem Rechtszustand unter den Ureinwohnern Brasiliens“ sehr gut geschildert: „Nicht bloß größere Haufen, weitausgedehnte Gruppen dieser Wilden sind sich in der Sprache gleich oder in verwandten Dialekten genähert, sondern oft erscheint eine Sprache auf wenige durch Verwandtschaft verbundene Individuen beschränkt, sie ist dann ein wahres Familieninstitut und isoliert diejenigen, welche in ihrem Gebrauche miteinander übereinstimmen, von allen übrigen, nahe oder fern wohnenden Völkern so vollständig, daß jedes Verständnis unter ihrer Vermittelung unmöglich wird. Auf dem Fahrzeuge, in welchem wir die Binnenströme Brasiliens befuhren, zählten wir nicht selten unter zwanzig rudernden Indianern nur drei oder vier, welche sich in einer gemeinschaftlichen Sprache verständigen konnten; wir

hatten vor unseren Augen das traurige Schauspiel einer vollständigen Abschließung jedes Individuums in Bezug auf alle die Interessen, die über Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse hinausreichten. . . Eine solche Verschiedenheit in den Sprachen bei übrigens ganz gleichen Sitten, welch auffallend rätselhafte Erscheinung!“

Durch die Vernachlässigung der außerhalb der Grenzen der Sprache liegenden Teile des Kulturbesitzes der Menschheit ist nicht bloß die Vollständigkeit der eigentlichen ethnographischen Karten unmöglich geworden, sondern es entging auch den einzelnen Teilen der Ethnographie jene fruchtbringende Anregung zur schärferen Prüfung ihres Besitzstandes, wie sie eben in ihrer Heranziehung zur schärferen Unterscheidung natürlicher Gruppen der Menschheit gegeben gewesen wäre. Wenn wir auf den Religionskarten der Erde immer wieder die alten Kategorien Christen, Mohammedaner, Buddhisten, Brahmagläubige und Heiden finden, so steht diese Sonderung, welche den ganzen Reichtum der religiösen Vorstellungen der Naturvölker in den dunkeln Sack des „Heidentums“ packt, im grellen Widerspruch zu dem, was auf den Seiten jedes ethnographischen Handbuches über diesen Gegenstand zu finden ist. Ist doch Heidentum ein rein negativer Begriff und wieviel höchst Positives liegt in dem mehr als man glaubt durch- und ausgebildeten Glauben der Heiden! Hier kann der gedankenzeugende und klärende Einfluß der kartographischen Darstellung sich heilsam bezeigen. Keinem Volke der Erde fehlen die drei großen Attribute jeder Religion: der Seelenglaube, die Kosmogonie und die Mythologie. Ein Zug der Verwandtschaft geht durch sie alle und an sie hätte die Klassifikation sich anzuschließen, um zu richtigeren und vor allem auch wirksameren Ergebnissen zu gelangen.

Die Kulturstufen. In eine dritte Richtung hat der Volksgeist längst sich gewendet, der in der Sprache die Unterschiede von Jägern und Fischern, Ackerbauern und Viehzüchtern und zuhöchst von Kulturmenschen und Wilden schuf. Hier sind Kulturunterschiede und

zwar sowohl Unterschiede der Kulturmittel als der Wege ihre Verwendung gezeichnet; und da z. B. im Falle der Nomaden diese Unterschiede in geographischen Eigenschaften liegen, nimmt diese Klassifikation einen ausgesprochen anthropogeographischen Charakter zu demjenigen an, der ihr durch die oben (8. Abschnitt) geschilderte Beziehung zwischen Bevölkerungsdichtigkeit und Kultur überall im Grunde gewahrt bleibt. Die Einfachheit der kartographischen Darstellung der großen Kulturgebiete ist ein Beweis ihrer geographischen Begründung. Gehen wir aber, dem Bedürfnisse eingehenderer Zerteilung genügend, in dieser Richtung weiter, so gelangen wir zur Klassifikation bestimmter Dinge, die bezeichnend für Unterschiede der Kultur sind. Die herkömmlichen Sonderungen der Völker in Ackerbauer und Hirten z. B. zeigen sich sehr bald ungenügend. Man muß weit über sie hinausgehen, neue Kategorien und neue Namen jene schaffen, und werden am häufigsten einfach so zu bezeichnen sein, wie es längst dort geschehen ist, wo z. B. eine Art des Ackerbaues sich durch den Pflug, eine andere durch die wenig ausgiebige schmale kurzstielige Hacke charakterisiert. Wo der Pflug ist, haben wir den höheren, wo er durch diese Hacke ersetzt wird, den niedrigeren Ackerbau. Man könnte von Pflug-Ackerbau und Hacken-Ackerbau sprechen und kommt damit unwillkürlich in das ethnographische Gebiet, wo es sich nicht mehr um die geographische Umgrenzung allgemeiner Begriffe, sondern bestimmter Gegenstände handelt.

Statt der Verbreitung des Ackerbaues bestimme ich die Verbreitung des Pfluges oder bestimmter Formen der Hacke. Dem afrikanischen Typus des Ackerbaues, welcher auf verschiedene Hirsearten sich gründet, stellt sich der auf Wurzelkultur bedachte Ackerbau der Polynesier gegenüber, dessen einseitigste Entwickelung sich in der Taró-Kultur der Palauinsulaner zeigt; der flüchtige Feldbau der nordamerikanischen Indianer unterscheidet sich von der tiefergehenden Bodenkultur der Altmexikaner, welcher in den „schwimmenden Gärten" der Lagunen von Anahuac in hohem Grade gartenartig entwickelt war. In der Unterscheidung der Kulturstufen wenden wir auch nur das einzige Wort Viehzucht an. Nun ist, wenn wir unseren Blick über die Erde hin schweifen

lassen, die Verschiedenartigkeit der jeweils durch ein einziges Wort ausgedrückten Thätigkeiten eine ganz außerordentliche. Wie weit steht die Rinderzucht der Kaffern, Herero oder Dinka mit ihrer fast bis zur Idolatrie gehenden Verehrung der Herden, die mehr als irgend etwas anderes das ganze Leben dieser Völker bestimmen, ab von der nur materiell ins Leben eingreifenden Zucht der Schweine bei den Polynesiern, oder das Angewiesensein der Hyperboreer auf ihre Rentiere von der mehr nebensächlichen, nur engen Zwecken dienenden Büffelzucht der Malayen oder der Lamazucht der Bergperuaner! Es sind das ebenso viele grundverschiedene Gattungen von Viehzucht, deren Eigentümlichkeit dadurch am kürzesten bezeichnet wird, daß man sie nach dem Volk, das ihr hervortretendster Träger ist, als Typus benennt. Die intensive Rinderzucht der Afrikaner werden wir als Typus der Kaffern, die vergleichsweise sehr unbedeutende Büffelzucht der Malayen als Typus der Batta bezeichnen.

Es zeigt sich, daß der Fortschritt über die allgemeinste Klassifikation der Kulturstufen in der Richtung auf die ethnographische Klassifikation liegt, welche vermannigfachend und vertiefend wirkt. Der Sprachgebrauch, welcher in Ostsibirien Rentier-, Hunde-, Pferde-, Steppen- und Waldtungusen unterscheidet, deutet zugleich das nie fehlende geographische, in Klima- und Bodenbedingungen ruhende, Element an, auf welches jede tiefergehende Völkerklassifikation notwendig hinführt.

Die Kulturkarte. Die Gebiete bestimmter Zustände zu zeichnen wird eine Aufgabe der Kulturkarte sein und eine andere wird darin bestehen, die Merkmale der Kultur in ihrer geographischen Verbreitung zu verfolgen und zu umgrenzen. Dort werden Abstufungen der Größe oder Höhe, hier Artunterschiede darzustellen sein und wie immer fällt dieses der Karte leichter als jenes. Die letztere Aufgabe fällt ganz mit derjenigen zusammen, welche die eigentlich ethnographische Karte stellt und es begegnet geringen inneren Schwierigkeiten, die Verbreitung des Pfluges, des Reisbaues, des Buckelrindes in Afrika oder sonstwo zu zeichnen. Ganz anders, vor allem größer und schwerer faßbar, steht die andre Aufgabe vor uns. Schwer wird es immer sein, Schattierungen der Kultur zu zeichnen, wie sie z. B. in Nordamerika in drei großen Abstufungen von Mexiko, das die Höhe darstellt,

über das südliche Nordamerika oder das Gebiet der Hügelbauer, bis über die Region der großen Seen hinaus zu verfolgen sind. Das Mittel, sich an bestimmte Einzelheiten zu halten, wie z. B. die Grenze der großen künstlichen Hügel oder der Sonnentempel zu ziehen, ist nicht ganz genügend, weil der Zusammenhang derselben mit einer bestimmten Kulturhöhe nicht notwendig ist, so daß wir nicht annehmen dürfen, diese sei nur da gewesen, wo jene Reste sich finden. Und doch bleibt oft nichts andres übrig, als diese ethnographische Karte an die Stelle der Kulturkarte zu setzen, welche gezeichnet werden sollte. Selbst den Erscheinungen der jüngsten Zeit gegenüber ist dieses Mittel oft das einzige, um die Verbreitung einer Kulturform anzudeuten, wie denn das Vordringen der europäischen Kultur in Afrika durch nichts besser als durch die Verbreitung der Missionen, des Feuergewehres, der europäischen Baumwollenzeuge darzustellen sein möchte. Auf unsere zivilisierten Verhältnisse findet die gleiche, den Teil fürs Ganze nehmende Methode in den Analphabeten- und Verbrecherkarten Anwendung. Am leichtesten sind jedoch die großen Kulturformen des Jägerlebens, des Nomadismus und der Ansässigkeit darzustellen, welche die größten, weitest verbreiteten Kulturunterschiede aufzeigen, aber freilich doch nur die Grundlage einer mehr ins einzelne gehenden Karte besonders einer politischen und Bevölkerungskarte zu bilden berufen sein können. Mit der letzteren teilen sie den engen Anschluß an die Klimazonen.

Ethnographische Klassifikation. Im 18. Kapitel haben wir die verschiedenen Arten ethnographischer Verwandtschaft beschrieben, von denen jede einzelne zur Grundlage ethnographischer Klassifikationen gemacht werden könnte. Es scheint auf der Hand zu liegen, daß die geographisch zu umgrenzenden Formenkreise, sowie die Verbindungen, welche durch Entwickelungsverwandtschaft hervorgebracht sind, die natürlichsten Grundlagen der Klassifikation abgeben könnten. Allein die Ethnographie hat nicht gerade auf diesem Grunde mit Vorliebe

gebaut. Ihre ersten und einfachsten Klassifikationen sind diejenigen, zu welchen die Völker selbst das Material geben, indem sie sich voneinander nach Sprache und Sitte und meist auch nach der geographischen Lage unterscheiden, wobei natürlich, da die Unterscheidungen aus der Nähe bewirkt werden, kleine Abweichungen Anlaß zu mannigfaltiger Zerspaltung geben. Darauf bezieht sich die treffende Bemerkung von Waitz, daß weniger der Mangel als der Ueberfluß in der Unterscheidung verschiedener Völker den Ethnographen bei Benutzung älterer Quellen in Verlegenheit setze[8]). Gewöhnlich sind diese Unterscheidungen für die Ethnographie zu klein; Stämme von 100 Köpfen legen sich besondere Namen bei, beanspruchen gesonderte Gebiete. Im besten Fall haben sie historischen oder politisch-geographischen Wert und können diesem zuliebe als unterste Kategorien eines Systemes beibehalten werden, welches dann aber sogleich über diese beschränkten Auffassungen hinausgreifen muß.

Erfahrungsgemäß bietet sich nun zuerst die geographische Einteilung. Die Gruppe der zentralen Eskimo ist eine verständliche Zusammenfassung, ähnlich die kalifornischen Stämme, die Stämme des Felsengebirges u. s. w. Darüber hinaus gehen Kategorien wie: Indianer des östlichen, Indianer des westlichen Nordamerika, Nordamerikaner und Indianer schlechtweg. Das sind die Einteilungen unserer Museen und dieselben werden, mit Maß und Genauigkeit angewandt, nie unnatürlich sein. Jeder ethnographische Gegenstand hat seinen geographischen Ort, fast jeder sein geographisches Gebiet, dem er nicht zufällig, sondern infolge einer geschichtlichen Entwickelung angehört. Die Entwickelung ist Teil seines Wesens, wie man bald erkennt, wenn man über ein Gebiet hinausgeht und jenseits andre Formen findet, welche in geschichtlichem Zusammenhange stehen mit derjenigen, die man zuerst betrachtete. Die einen sind aus den andern hervorgegangen, indem sie sich verbreiteten, das heißt sich räumlich voneinander entfernten. Wir haben geographische Varietäten vor uns und sehen geographische Formenkreise ähnlichen, weil stammverwandten Inhalts

sich um uns her ausbreiten. Die Lederschilde der Dinka, der Masai, der Zulu, der Betschuanen, im Wesen ähnlich, in Einzelheiten abweichend, bilden in Ostafrika ein Aggregat solcher Formenkreise.

Die geographischen Gruppen. So wie die Tier- und Pflanzenkundigen innerhalb des Formenkreises, den sie Art nennen, geographische Abwandlungen unterscheiden, so wird also hier auch innerhalb der ethnographischen Formenkreise das geographisch Zusammengehörige zusammengefaßt. Das hat den Vorteil, daß wir ganz unbefangen den Dingen gegenübertreten, zuerst nur mit der Frage wo? auf welche fast stets die Antwort am leichtesten zu erlangen sein wird. Dies bringt also zunächst den großen Vorteil einer vorläufigen Klassifikation, welche Ordnung und Ueberblick schafft, im günstigen Falle aber der erste Schritt auf dem Wege einer glücklichen Induktion sein kann. Bekanntlich ist sie ebendeshalb die Klassifikation fast aller ethnographischen Sammlungen geworden. Aber die Berechtigung der geographischen Zusammenfassung geht über diese praktische Rücksicht hinaus. So wie die geographische Abwandelung einer Pflanzen- oder Tierart darum geographisch abzugrenzen ist, weil dieses Stück Erde ihr geschichtlicher Boden ist, auf welchem sie entstanden ist und von wo aus sie sich verbreitet hat, hat auch die Zusammenfassung der Formen von Masken, z. B. Melanesiens auf der einen, Nordwestamerikas auf der andern Seite ihre tiefe Berechtigung in der Stammverwandtschaft, die die Ursache ihrer Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung ist. Wenn ich die Bogen von platter, eingedrückter, durch Auflegung und Umwickelung verstärkter Form, überblicke, so kommen sie unter anderm in der nördlichen Hälfte Nordamerikas in lückenloser Verbreitung von den Aleuten bis Grönland vor. Ich fasse sie als nordamerikanische Abwandelung zusammen und suche die nördlichsten, den Eskimo gehörigen, von den südlicheren zu trennen. Sehe ich, daß die Unterschiede, durch welche sie getrennt werden, verschwindend sind, so erkenne ich,

daß diese von der räumlichen Verbreitung ausgehende Klassifikation besser ist, als die Unterscheidung von Eskimo- und Indianerbogen, welche Gleiches auseinandergerissen haben würde, und die Klassifikation führt mich den ersten Schritt auf dem Wege zur Induktion eines engeren Zusammenhanges dieser Völkergruppen, trotz geographischer Entfernung und Sprachverschiedenheit. Und damit erfüllt sie ihren wichtigsten Zweck.

So ist Cyrus Thomas' geographische Klassifikation der nordamerikanischen Mounds[9]) ein großer Fortschritt über Squier hinaus; denn wenn auch Thomas selbst betont, daß seine Einteilung nur ein Versuch sei, so bedeutet sie doch einen Versuch auf dem rechten Weg. Mit dem Squierschen Prinzip kam man schon wegen der Schwierigkeit, in jedem einzelnen Falle die Verwendung nachzuweisen, nicht weiter. Wenn aber Thomas aus Teilen von Wisconsin, Illinois und Jowa einen Bezirk der künstlichen Hügel in Tiergestalt bildet, so sehen wir sogleich, daß dies das einstige Land der nördlichen Dakotah oder Sioux ist. Im vierten Gebiet, wesentlich in New York gelegen, herrschen die Umwallungen mit Schanzpfählen; das ist das Land der alten Irokesen, des Fünfstämmebundes. Im dritten Gebiete, welcher die Altarhügel von Ohio und Indiana, ausgedehnte Kreise und Quadrate umfaßt, saß einst der Algonkinstamm, welcher den Namen der Schàwana (Schawnee) trug. Man sieht hier die Grenzen der Verbreitung dieser einst für uralt und höchst rätselhaft gehaltenen, einem unbekannten Kulturvolke der Moundbuilders zugeschriebenen Werke zusammenfallen mit denjenigen geschichtlich wohlbekannter Stämme. Die ganze Erscheinung wird greifbar von dem Augenblick an, daß sie in Verbindung gebracht werden kann mit Orten und Völkern bestimmten Wohnortes. Das ist eben der Vorteil einer geographischen Zusammenfassung und Umgrenzung.

Die Zusammenfassung kann nun aber eine geographische sein, ohne den Ansprüchen an wissenschaftliche Nützlichkeit gerecht zu werden. In den älteren ethnographischen Museen, wo Gegenstände aus Guyana und Kanada beisammen unter der Signatur Amerika lagen, begnügte man sich mit der rohesten geographischen Klassifikation. Darüber hinaus gingen schon die Bearbeiter von Cooks Reiseberichten, vielleicht James Cook selbst, wenn sie den nordwestamerikanischen Gegenständen die Signatur „Nutka Sund" anhingen, deren Unklarheit noch heute den Benützer der Cookschen Sammlungen in Verlegenheit setzt. Die Signaturen der Langsdorffschen Samm-

lungen „Nordwestamerika“, „Kalifornien“ und dergleichen haben ungefähr denselben Wert. Die Wissenschaft verlangte nicht mehr, denn wo sie diese Dinge beachtete, that sie es in dem allgemeinen Sinne, in welchem etwa Klemm sie in der Kulturgeschichte verwertet hat; als Beispiele für die Entwickelungsgeschichte menschlicher Künste und Kenntnisse waren sie auch ohne genaue Herkunftsangaben zu benutzen und so erscheinen sie denn auch auf den Tafeln, welche das ebengenannte Werk begleiten. Nichts beweist klarer die Fortschritte, welche die Ethnographie innerhalb des Rahmens der Museumswissenschaft gemacht hat, als das Streben nach denkbar genauester Angabe der Herkunftsorte, welches nun alle Sammlungen und Veröffentlichungen durchdringt. Für die letzteren wird Schmeltz' Katalog der ethnographischen Sammlungen des Museum Godeffroy immer ein Markstein sein[10]). Vorher hatte man ein solches Material mit solchem Blick auf die Herkunft nicht durchgearbeitet.

Klassifiziert man die ethnographischen Gegenstände nach ihrer geographischen Verbreitung, dann kommt man auf den Punkt, dem die Lage der Dinge selbst zuführt, wo jene Gegenstände über ihre geographische Begrenzung hinaus und auf Verwandtschaft mit ähnlichen hinweisen, die in den nächstgelegenen Gebieten sich verbreitet haben. Indem man alle Gebiete überblickt, wo diese Gegenstände vorkommen, hat man einen natürlichen V e r w a n d t s c h a f t s - k r e i s, auf ein Stück Erde projiziert, vor sich. Die geographische Klassifikation der Sitten und Gebräuche ist gerade dadurch von Interesse, daß in der Verbreitung über die Erde hin die naheverwandten einander ablösen. So ist es von Wert, die Beziehungen von Anthropophagie und Menschenopfer aufzuklären, da offenbar die Verbreitung beider eine ähnliche ist und ursächliche Beziehungen zwischen beiden aufweist. Man wird die Völker, endlich die größten Gruppen, in welche die Menschheit zerfällt, niemals geographisch eingehender zu klassifizieren suchen, ohne daß dieser Schritt von den geographischen Gruppen zu Verwandtschaftsgruppen sich aufdrängt. Die Frage Wo? geht in die Frage Woher? über. Man prüft die

Formen nicht mehr auf ihre räumliche Nähe, sondern auf ihre innere Verwandtschaft, in welcher die Geschichte ihrer geographischen Verbreitung liegt, auf ihre Abkunft voneinander.

Etwas anderes ist die Klassifikation von Ländern, Inseln u. s. w. nach ethnographischen Merkmalen, die oft nur eine oberflächliche sein und an innerem Wert noch unter einer Klassifikation nach pflanzen- oder tiergeographischen Gesichtspunkten stehen kann. Es klingt durchaus nicht wissenschaftlich, wenn man liest: In der Mitte zwischen Tonga und den Societätsinseln liegen mehrere Inseln, die man mit Recht zu einem Archipel verbunden hat, weil sie von demselben Volke bewohnt werden[11]. Aber praktisch werden solche Ein- oder Zuteilungen wegen der überwiegenden Bedeutung des Menschlichen in unserer Schätzung der Erdräume immer wieder vorgeschlagen und angenommen. Im letzten Grunde sind ja die meisten Ländernamen, ja sogar die Namen der Erdteile auf menschliche Beziehungen zurückzuführen!

Klassifikation nach der Entwickelungsverwandtschaft. So führt die geographische Klassifikation auf die Klassifikation nach der Entwickelungsverwandtschaft, welche die natürlichste ist. Liegt genügendes Material vor, um mit dieser zu beginnen, so wird umgekehrt der Weg ganz von selbst wieder in die geographischen Gruppen ausmünden, denn jede natürliche Klassifikation hat immer ein geographisches Element in sich, dessen Grund in der Thatsache ruht, daß die Entwickelungsgeschichte eines ethnographischen Gegenstandes immer auch Verbreitungsgeschichte ist; denn Verbreitung erzeugt Variation und schafft ihr durch räumliches Auseinanderrücken Platz.

Versuchen wir als Beispiel in Erinnerung an die Dallsche Klassifikation der Masken eine Anordnung dieser Dinge nach ihren natürlichen Verwandtschaften.

Masken.

A) Einfache Nachbildungen des menschlichen Antlitzes.

1. Rohe Werke. Die Züge fast nur schematisch andeutend. Geringer Schmuck aus Federn oder Haaren. Meist Totenmasken.
   a) Aus Muschelschalen. Mounds Nordamerikas.
   b) Aus Schildpatt. Torres-I. und Neuguinea.
   c) Aus Metall. Assyrische, altgriechische Totenmasken.
   d) Aus Stein. Mexiko, Peru.
   e) Aus Elfenbein. Diminutiv. Dall. Fig. 57. 58.
   f) Aus Holz. Mortlock. Dall Fig. 5. Innuit. Dall 51—56. Peru. Squier S. 90. Aleuten. Dall Fig. 73—75.
   g) Aus Holz mit bemaltem Ueberzug aus Stuck u. dgl. Totenmasken der Aegypter.
2. Sorgfältige naturtreue Nachbildungen des menschlichen Antlitzes.
   a) Schauspielmasken der Japaner aus Holz, Papier, Metall. Andree Fig. 2—5.
   b) Tanzmaske der Nordwestamerikaner (Haida?). Dall Fig. 24.
   c) " " " mit stark ausgeprägtem Lippenpflock. Fig. 45. 46.
3. Geometrisch stilisiert, teilweis in Anlehnung an die Linien der Tättowierung.
   a) Maske von Levuka (Fidschi-I.)[12]. Dall Fig. 9.
   b) Tanzmaske der Maka und Bella-Bella. Dall Fig. 18. 21.
   c) " der Haida (?) mit Nasenring und kronenartigem Aufsatz. Ebend. Fig. 41. 42.
   d) Mit Lippenschmuck und Federkranz. Aleuten. Dall Fig. 71.

B) Verzerrte Nachbildungen, Karikaturen, Schreckbilder.

4. Fratzengesichter, die Heiterkeit oder Schrecken erregen sollen, Tanz- oder Kriegsmasken. Kriegsmasken der Dajak, der Neukaledonier, von Dahome. Schärfer charakterisierte Gruppen sind:
   a) Tättowierte, großzähnige Fratzen von Nutka Id. und C. Flattery. Dall Fig. 22. 30. 33. 34.
   b) Fratzenhafte, dicknäsige Totenmasken. Aleuten. Dall Fig. 73—75. (einst Tanzmaske?).
   c) Mit schnabelartig verlängerter Nase und Nasenfederschmuck. Dallman H. I. u. Guap I.
   d) Mit lang heraushängender Zunge. Irokesen. Dall Fig. 49.
   e) Aus Holz und Federn, stilisiert. schwarz, weiß und rot gefärbt, mit Stein- oder Muschelaugen. Neuirland und Neuhannover. Schmeltz. Dall Fig. 7. 8.
   f) Mit einzelnen beweglichen Teilen.

α) Mit beweglichen Seitenflügeln. Nutka (?) Sd. Dall Fig. 25 bis 27.

β) Hierher vielleicht die von Schmeltz S. 24 beschriebene Maske aus Neuirland mit gitterartigen Verzierungen aus Schlangen.

g) Fratzenhafte Maskenvisiere Japans.

C) Tiermasken.

Als gottesdienstliche in Tibet, Indien, Ceylon, Mexiko, Peru, als Kriegsmasken in Tlascala, Yucatan, bei den Dajaken, als Tanzmaske (auch bei religiösen Tänzen gebraucht) in Nordwestamerika, hier meist stark stilisiert. Vogelmaske der Bella-Bella. Dall Fig. 28. 29. der Maka Fig. 38. 40. Vogelmaske eines Schamanen, Nordwestamerika. Dall Fig. 36. 37. Seehund der Innuit von Norton Sd. Fig. 66. Walkopf (?) der Innuit vom Yukon Delta Fig. 70. Bärenmaske der Ostjaken aus Birkenrinde.

D) Kopfaufsätze (Dalls Maskettes).

a) Kronenaufsätze mit Strahlenkranz aus Federschmuck, wie die mexikanischen Oberpriester sie trugen. Die von Dall mitgeteilten Moqui-Tanzaufsätze (Fig. 16. 17) mit Strahlenkränzen dürften ihnen ähnlich sein. Unter den ceylonesischen gottesdienstlichen Masken erinnern die mit Reihen von Cobraköpfen ausgestatteten hieran. Auch unter den Innuit-Masken, welche Dall beschreibt und abbildet, sind die mit Federstrahlenkränzen ausgestatteten Tiermasken (Fig. 67. 68) vielleicht hierherzustellen.

b) Kombinationen mehrerer Tiere, z. B. in Nordwestamerika Otter und Frosch, Biber und Habicht in durchgreifender Stilisierung, wobei die Zunge die Mittellinie bildet. Der Grundstoff Holz, die Ornamente Haliotis. Zahlreiche augenförmige konzentrische Figuren sind angebracht. Dall bildet Fig. 47 u. 48 eine mit der Bezeichnung Nordwestamerika, eine andere „bei Sitka“ gesammelte ab. Hierher gehört der gleichfalls mit zahlreichen „Augen“ verzierte Tanzhelm der Haida, ebend. Fig. 43. 44.

c) Die in Material und Ausführung eine eigentümliche Gruppe bildenden Kopfaufsätze von Neuirland reihen sich den eben erwähnten in verschiedenen Beziehungen an. Das Material ist weiches Holz und an die Stelle der Federn treten Faserschnüre. Dagegen sind hier wie dort die Augen Muscheleinsätze (häufig Turbo-Deckel) und kehren augenförmige Ornamente öfters wieder. Am auffallendsten ist aber die Wiederkehr der Verbindung zwischen dem oberen Teile, der einen breiten Tierkopf darstellt, durch die herabhängende Zunge mit einem zweiten Tiere, hier eine oder zwei Schlangen. Die in der Mittellinie des Ganzen dadurch gegebene Aneinanderreihung von

Tierköpfen, die durch ihre Zungen verbunden sind, erinnert nicht minder wie die Wiederkehr des Augenornamentes an die nordwestamerikanischen Werke. In den neuirländischen Maskenaufsätzen erscheinen auch Vögel und Käfer in dieser Verbindung. Dall hat diese Uebereinstimmung klar erkannt, wie die Beschreibung auf S. 102 seiner Arbeit zeigt. Hierher wahrscheinlich die Maske aus Neubritannien und Neuhannover, deren Nasen in Fisch- und Schlangenformen auslaufen (Schmeltz S. 24. 25 u. 436). Das gleiche Motiv kehrt bei den Haidah in Klappern (Dall Fig. 50) der Schamanen wieder.

In den beiden letzterwähnten Gruppen zusammengesetzter Tanzmasken und Kopfaufsätze ergab sich von selbst eine Zusammenfassung der geographisch verwandten, das heißt nachbarlichen Formen. Ohne es zu suchen, umgrenzte man eine Anzahl dieser Dinge geographisch, indem man sie als nordwestamerikanisch bezeichnet, eine andre ebenso, indem man sie als neuirländisch und neubritannisch erkennt. Es ist nicht selten, daß der Versuch einer Klassifikation ethnographischer Erscheinungen auf diesen Punkt führt. Serrurier stellte so kürzlich ein künstliches System der neuguineischen Pfeile auf, in welchem nach den Formen der Spitze und ihrer Widerhaken 14 Gruppen unterschieden werden, von denen 11 in der Geelvinkbai, 4 in der Humboldtbai, 4 in Südwest-Neuguinea, 8 in Utanata vorkommen, wobei aber nur 1 der Geelvinkbai allein zufällt, während diese 5 mit Utanata teilt. Im Anschluß an dieses konstituiert er aber gleichzeitig eine Anzahl natürlicher Gruppen, das heißt ähnliche Formen, die von einer und derselben Oertlichkeit stammen, also geographische Gruppen sind. Vergleichen wir die verschiedenen Rüstungen, welche bei Insel- und Küstenvölkern des Stillen Ozeans vorkommen, so finden wir zwei Dinge weit in oder mit ihnen verbreitet, das ist der Grundgedanke und sind einzelne, scheinbar unwesentliche Eigenschaften. Der Grundgedanke ist die Herstellung eines Schutzes aus Stäbchen oder Latten, die durch Schnüre zu einem Panzer verbunden sind. Er geht von Serdze Kamen bis Tahiti. Mit ihm geht sehr häufig, und zwar von jenem nördlichsten Punkte bis nach Tahiti, der Nackenschutz. Aber

es sind auch über die Tschuktschenküste, Nordwestamerika und Japan Sehnenschlingen und Holzknöpfe besonderer Art zur Befestigung der Panzerstücke verbreitet. Und so würde nach dem Vorgang der Naturgeschichte etwa zu sprechen sein von der Klasse der Schutzwaffen, der Ordnung der Panzer, der Unterordnung der Panzer mit Nackenschutz, der ersten Familie der Stäbchenpanzer mit den Gattungen: a) Stäbchenpanzer mit beweglichem Nackenschutz (Arten: Tschuktschenpanzer aus Walroßzahn, Tschugatschenpanzer aus Holz); b) Stäbchenpanzer mit festem oder verkümmertem Nackenschutz (Arten: Japanische Stäbchenrüstung, Aufrollbare „Stäbchenwand“ der Tlinkiten; c) Stäbchenpanzer aus Leder mit darauf befestigten Stäben oder Platten: Verschiedene, ungenügend bekannte Arten bei westlichen Indianern. Als zweite Familie würden die geflochtenen Panzer südlicherer Gebiete des Stillen Ozeans mit der 1. Gattung zu unterscheiden sein: Kokosfaserpanzer der Kingsmillinseln [Arten: a) mit umlaufendem, b) mit schildförmigem Nackenschutz] und der 2. Kokosfaserpanzer Neuguineas und des Malayischen Archipels [13]).

Darüber, daß wir hier die Klassifikation zusammengesetzter Gegenstände besprechen, wollen wir nicht vergessen, der Schwierigkeiten zu gedenken, welche sich erheben, wo wir mit einfacheren Dingen zu thun haben, welche so wenig weit von ihrem Zwecke sich entfernen, daß sie unter den verschiedensten Umständen in nahezu übereinstimmenden Formen erscheinen, so daß höchstens im Material oder in der Vergesellschaftung mit anderen Gegenständen die Möglichkeit einer Klassifikation gegeben ist. Die Anthropologen haben sich viele Mühe gegeben, in den Geräten und Waffen aus Stein, Knochen, Geweihen, den ursprünglichsten Thongefäßen u. a. der sogenannten Steinzeit angehörigen Resten ethnographische Merkmale herauszufinden. Aber die große Uebereinstimmung dieser Dinge über weite Gebiete hin macht die Unterscheidung steinzeitlicher Völker und Kulturgebiete ungemein schwierig. Noch ist auf diesem Gebiete nichts zu leisten gewesen, was der Unterscheidung der Kulturschichten und Ausstrahlungszentren in der Bronzeperiode verglichen werden könnte. Bei der Unfähigkeit der Anthropologie, ihrerseits die weitgehenden Schlüsse früherer Forscher auf Rassenunterschiede innerhalb der steinzeitlichen Höhlen- und Pfahlbaubewohner aufrecht zu erhalten, wäre daher ohne die Winke der Paläozoologie auch jede Gliederung der älteren prähistorischen Funde unmöglich.

Die Geringfügigkeit der Merkmale, an welche die Klassifikation sich dabei heftet, ist für diese kein Grund, ein minderes Maß von Arbeit auf ihr Werk zu verwenden. Man klassifiziert Wolken und Schneeflocken und unterscheidet in Lebewesen weiter Verbreitung kleine Varietäten, die so unmerklich sind, daß der Zweifel berechtigt ist, ob sie überhaupt noch deutlich zu sondern seien. Wir erinnern an Pinus cembra der Alpen, Westsibiriens und des Translenalandes. Nun sind die ethnographischen Merkmale, gerade weil sie nicht tief gehen, für die Völkerscheidung und -charakterisierung so wichtig. Scheint es manchmal, als seien die ethnographischen Unterschiede klein und als seien sie es besonders im Verhältnis zu ihrer weiten Verbreitung, so ist zu erwägen, daß beide Thatsachen mit der geringen geschichtlichen Tiefe der heutigen Menschheit und der ihr entsprechenden Jugend des heutigen ethnographischen Bestandes eng zusammenhängen. Je feinere Merkmale die Biogeographie zu verfolgen suchte, desto fruchtbarer erwiesen sich die Ergebnisse für die Geschichte der Ausbreitung des Lebens über die Erde. Die Aneinanderreihung leichter Variationen in geographischen Provinzen läßt das Prinzip der Entwickelung, das Hervorgehen der Formen auseinander leichter erkennen als die Zeichnung der entlegenen Gebiete weit geschiedener Arten. So kann man auch von der Klassifikation der Völker sagen, sie müsse in gewissem Sinne oberflächlich sein, um ihren Zweck zu erreichen. Das tieferliegende Allgemeine sondert nicht genug und den üblichen Völkereinteilungen fehlt die Fortbildung in das Einzelne, Kleine. Ein Beispiel: Die Rassenverwandtschaft der Nordamerikaner und Nordasiaten, vielfach verdunkelt durch verschiedene Berührungen und Natureinflüsse, läßt nur im allgemeinen eine gemeinsame Abstammung erkennen; zum greifbaren Nachweis einer Berührung führt aber die Klassifikation beider Gruppen als Träger einer und derselben Bogenform, die eine engere Gemeinschaft zwischen ihnen gegenüber anderen Mongoloiden herstellt.

Künstliche Klassifikationen. Die Anwendung eines künstlichen Systemes auf Völkerklassifikation kann in dem Sinne eines Experimentes erlaubt gelten und förderlich sein. Sie wird aber immer nur der erste Versuch sein können, die Völker aus der bunten Zusammenwürfelung ihrer natürlichen Verbreitung in irgend eine Ordnung zu bringen. Zum Bleiben sind solche Systeme nicht bestimmt; der höchste Wert, den sie erreichen können, liegt in der bloßen Möglichkeit, daß sie auf tiefere Verwandtschaften führen, doch liegt dieselbe um so ferner, je künstlicher sie sind. Eine Klassifikation nach den verwendeten Stoffen kann auf die Gemeinsamkeit des Ursprungsortes führen, wie aus dem oben (S. 600) über die Stoffverwandtschaft Gesagten erhellt. Eine Klassifikation nach Einem auffallenden Merkmal kann die Kulturstufe erkennen lassen, aus welcher die Dinge hervorgewachsen sind. Es erinnert hieran, wenn die Anthropophagie einer naiven Völkerklassifikation sich stets als eines der auffallendsten Merkmale empfahl. Wo man auf portugiesischen Karten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Wilde um den Spieß sitzen sieht, an welchem ein Weißer schmort, zeichnete Mawe die Heimat der menschenfressenden Indianer [14]) und vor allen Negervölkern waren die Njam-Njam schon zu Hornemanns Zeit bekannt und ausgezeichnet. Am nächsten scheint es immer zu liegen, die Verwendungsweise eines Gegenstandes zur Grundlage einer Klassifikation zu machen, die hauptsächlich bequem ist und ebendeshalb leicht zuerst versucht wird. Ihr wissenschaftlicher Wert entspricht ungefähr demjenigen einer Klassifikation der Cruciferen in Salat-, Kraut- und Rübenpflanzen und wird jedenfalls übertroffen von derjenigen, welche die Säugetiere in Fleisch- und Pflanzenfresser teilt. Denn diese beiden Kategorien finden sich im Bau der Tiere vorgezeichnet, so daß man selbst den kleinen fossilen Insektivorenzahn vom Zahn des verzwergten Wiederkäuers unterscheiden kann; die Verwendung aber ist äußerlich, sie bringt der Mensch an die Dinge heran, und diese können ihrerseits ganz unberührt davon bleiben. Die halbmondförmige eiserne Hacke des Obernilnegers bleibt genau

dieselbe, ob dieser sie benutzt, um den Boden zu bearbeiten, oder als Münze, eine Braut dafür zu kaufen. Stehen nicht in unsern Museen bemalte oder geschnitzte Ruder, von denen es nicht sicher, ob sie Hoheitszeichen seien und die auch als Keulen Verwendung finden? Die durchbohrten kugel- oder apfelförmigen Steine beschweren auf den Salomoinseln die morgensternartigen Keulen, in Chile, Californien und Südafrika die Wurzelgrabstöcke. Nicht bloß mit Worten erklären die Makalaka Messer und Gabel für kleine Assagaien, das Wurfspeereisen ist thatsächlich auch ihr Speisemesser. Gut wird es gewiß immer sein, die verschiedenen Verwendungen scharf zu unterscheiden, klassifikatorische Bedeutung können sie aber nicht gewinnen, solange nicht die Verwendung die Dinge umgestaltet. Denn die Klassifikation kann nur wissenschaftlichen Wert haben, wenn und wiefern sie sich auf den zu klassifizierenden Dingen innewohnende oder doch mindestens anhaftende Eigenschaften stützt. Auf niederen Stufen der Kultur ist nun aber gerade die unterschiedslose Verwendung eines und desselben Gerätes, Werkzeuges u. s. w. zu den verschiedensten Zwecken von bezeichnender Häufigkeit. Zwischen allen Verwendungen gibt es Uebergänge, die manchmal von ganz eigentümlicher Art. Ich will an eine Bemerkung J. M. Hildebrandts in seiner schönen Abhandlung über die Wakamba erinnern: Die Amulette werden als eine Schutzwaffe angesehen, verdienen also in einer ethnographischen Abhandlung den Platz zwischen Schmuck und Waffen. Sie sind, man kann sagen, mehr Schmuck als Waffe. Und was man Wirtel zu nennen pflegt, konnte als Netzsenker, Gewicht, Beschwerstein für Grabstock oder Keule, in kleinerem Format als Knopf für Schmuckschnüre und Kern für Kleiderquasten benutzt werden.

Kaum braucht hervorgehoben zu werden, daß wir hier von der Art der Verwendung sprechen. Etwas ganz anderes liegt im Grade der Verwendung, welcher die Innigkeit des Zusammenhanges eines Gegenstandes oder Gebrauches mit seinem Träger anzeigt und damit wichtigere Anhaltspunkte für die Klassifikation gewährt, wie oben (S. 636) betont ist.

Ethnographische Karten und Völkerkarten. Die Nebeneinanderordnung der Völker in ihren natürlichen Gruppen und die Abgrenzung derselben bilden die Aufgabe des Zeichners ethnographischer Karten. Das sind Aufgaben klassifikatorischer Natur und in der That ist jede ethnographische Karte eine übersichtliche geographische Klassifikation. Wie wichtig aber die geographische Verbreitung für die Klassifikation, das haben wir auf den früheren Seiten (bes. S. 744 f.) hervorgehoben. Was die Abgrenzung der Völker und Völkergruppen anbelangt, so greift auch sie aus der kartographischen Darstellung in das Gebiet der Forschung mit der Forderung zurück, die ethnographischen Begriffe so scharf wie möglich zu begrenzen. Es ist sicher, daß das Ungenügen ethnographischer Karten sehr häufig seinen Grund in der Unmöglichkeit hat, die darzustellenden Begriffe scharf zu umreißen. Wenn Keith Johnstone eine Linie von der Mündung des Senegal zum Kap Gardafui zieht, von der er sagt, daß sie mit fast geometrischer Schärfe die Nordgrenze der Aethiopier (Neger) bilde, so ist es zwar für jeden Kenner der afrikanischen Ethnographie sicher, daß diese Gerade eine sehr schlechte Völkergrenze sei, besonders keine scharfe, allein mit Genauigkeit die Abweichungen von derselben anzugeben, ist so schwer, daß auch die mit der größtmöglichen Sorgfalt gezogene Linie noch immer ihre zweifelhaften Stellen haben wird. Wir haben an dieser Grenze und um dieselbe bald ein Gemenge von Negern und edlergebildeten Völkern, bald ein wirkliches Mischvolk, dessen Glieder nur die eine gemeinsame Eigenschaft besitzen, anthropologisch schwer definierbar zu sein. Nun finden wir zwar auf den Spezialkarten eine Menge von Völkernamen eingetragen, die sich immer mehr vervielfältigt haben. Aber die ethnographische Karte und die Karte der Völkerschaften sind weit auseinanderzuhalten. Nichts bezeichnet besser die Unmöglichkeit, auf dem Wege der Vollendung der einen zur andern weiterzukommen, als die Thatsache, daß ethnographische Karten heutiger wissenschaftlicher Reisender sich noch immer auf das beschränken, womit man sich im 15. und 16. Jahrhundert begnügte.

Alles andere hat an Genauigkeit unendlich gewonnen, aber die Völkernamen findet man noch heute ohne nähere Bestimmung ihrer Grenzen eingeschrieben und es bleibt z. B. in einer Karte, wie derjenigen, welche C. Dölters wertvolle Mitteilungen über die Bewohner des Rio Grande- und Casamancagebietes begleitet, und welche dieser hervorragende Forscher ausdrücklich als „ethnographische Karte" bezeichnet, vollkommen unbenommen, die Grenze der Mandingo gegen die Papels einen halben Längegrad mehr oder weniger weit nach Osten oder Westen zu verrücken. Nur ein einziger geographischer Begriff von ähnlicher Wichtigkeit ist mir bekannt, dessen graphische Fixierung ähnlich schwer gelungen ist; es sind die Meeresströmungen. Der Vergleich der Strömungen im Meer und in der Menschheit, beides Bewegungserscheinungen, liegt nahe und das kartographische Problem hat in der That in beiden Fällen etwas Verwandtes. Doch hat es hier keinen Zweck, bei dieser Parallele zu verweilen. Jedenfalls zeichnen wir auch die Meeresströmungen auf unseren Karten in bestimmter Umgrenzung, wenn dieser auch etwas Künstliches innewohnen sollte; und auch Völkergrenzen zu zeichnen ist, abgesehen von inneren Gründen, durch die äußere Notwendigkeit bedingt, die von Völkern bewohnten Räume nach Form, Lage und besonders Größe auszumessen. Welche Grenzen denn können und sollen wir ziehen? Man kann nicht fordern, daß jeder der verschiedenartigen ethnographischen Begriffe auf unserer Karte von einer scharfen Grenzlinie umrandet werde. — Karten, welche durch möglichst viele Namen zu glänzen suchen, ohne den Gedankeninhalt und -wert dieser Namen zu prüfen, sind eine Gattung für sich.

Das höchste Ziel dieser Art von ethnographischer Kartographie kann nur die konventionell-richtige Niederlegung der überlieferten Völkernamen sein, in welcher Karten, wie z. B. die Otto Delitzschschen zu Waitz' Anthropologie der Naturvölker, ihren mit lobenswertem Eifer angestrebten Zweck sehen. Solche Karten stehen aber allerdings wissenschaftlich nicht höher als die politisch-geographischen Karten, welche das gleiche Ziel sich mit Beziehung auf die herkömmlichen Grenzen der Staaten, Provinzen und Bezirke setzen. Beide teilen auch das Schicksal, daß ihr Stoff ihnen unter der Hand über die Grenzen wegfließt, welche

sie ihm ziehen und zeichnen. Nur muß man gestehen, daß immerhin die politische Kartographie darin eine größere Berechtigung ihrer Grenzziehungen sehen kann, daß diese Grenzen festgelegt, wenn auch nicht völlig unveränderlich, und für eine wissenschaftliche Auffassung oft ganz sinn- und wertlos sind, während die ethnographische Kartographie es niemals mit festen Grenzen zu thun hat, sondern erst Grenzen zu finden hat, abgesehen davon, daß ihr Stoff noch viel rascheren Veränderungen ausgesetzt ist. Was aber dieses Werkzeug bei aller Sorgfalt der kartographischen Niederlegung stumpf macht, das ist die Unklarheit, welche über den Verhältnissen ruht, in denen diese Namen zu einander stehen. Nie wird sich das bekannte Wort: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein" kräftiger bewähren als angesichts dieser Völkernamen. Wenn wir auf einer ethnographischen Karte von Afrika zwischen Chartum und dem Gazellenfluß die Namen Schilluk, Djur und Belanda finden, oder wenn Dinka, Bor, Kitsch, Mur, Alwaj uns entgegentreten, so gewinnen wir zwar den Eindruck, daß die Karte mit richtigen und richtig plazierten Namen gefüllt ist, allein daß diese zwei Gruppen von Namen je einen einzigen ethnographischen Begriff, in dem einen Falle das Schillukvolk, in dem anderen das der Dinka decken, wird uns daraus nicht klar. Daß Schilluk, Djur und Belanda überhaupt ungleichwertige Namen sind, indem die beiden letzteren kleine Abzweigungen des Stammes bedeuten, den der erstere bezeichnet, läßt diese geographische Namenniederlegung doppelt bedenklich erscheinen. Und daß von allem, was im Wesen der Völker dem Wechsel unterworfen ist, die Namen vielleicht am allermeisten wechseln, kommt als weitere Ursache der Einschränkung des wissenschaftlichen Wertes derartiger Karten hinzu. Es gilt besonders von den zahlreichen generischen Völkernamen, daß sie entweder bei einem und demselben Volke leicht veränderlich sind oder aber in gleicher Form bei verschiedenen Völkern wiederkehren. Wir erinnern an die verwickelten Probleme, welche sich an die Namen Madi, Lango, Beri und Bari in der afrikanischen, an die Namen Hawaii, Sawaii u. s. f. in der polynesischen Ethnographie knüpfen. Oder wir erinnern an die neuentstandenen Völkernamen, wie sie bei den Südostkaffern seit 70 Jahren in mehrfacher Zahl auftraten. Und endlich möchten wir auf jene zahlreichen Fälle aufmerksam machen, wo ein Volk einmal einen Namen trägt, den es sich selbst, und dann einen oder mehrere andere, den ihm seine Nachbarn geben.

Wo denn können wir hoffen, feste Grenzlinien auf ethnographischem Gebiete zu ziehen? Man ist versucht, die Vorfrage zu stellen, ob solche überhaupt gefunden werden können. Jedenfalls haben wir uns über die hergebrachten Völkeruntersscheidungen zu erheben um zuerst nur die größten Gruppen ins Auge zu fassen, wobei wir die anthropologische und linguistische Grundlage als bekannt voraus-

setzen. Verweilen wir bei Afrika, so sind zwei große Merkmale Nomadismus in den Wüstengebieten, Ansässigkeit und Ackerbau in den wasser- und vegetationsreichen Gebieten. In den weiten Nomadengebieten des Nordens wird wohl nur auf linguistischer Grundlage eine weitere Teilung in Araber, Tuareg und Tibbu durchzuführen sein, wiewohl die Verbreitung des Wurfeisens und diejenige gewisser Pflanzen des Oasenackerbaues weitere Unterschiede vielleicht in Zukunft werden hervortreten lassen. Im Gebiete der Ansässigkeit aber bieten sich viel mehr Momente der Unterscheidung, welche sich mit großem Vorteile an die Verbreitung einzelner Waffen und Geräte (s. Fig. 31 und 32), Trachten, Haustiere, Kulturpflanzen, Hüttenformen anschließen werden. Daß nicht alle ethnographischen Thatsachen kartographisch darzustellen sind, das bezeugt vor allem die Unmöglichkeit der Darstellung kleiner, wenn auch weitverbreiteter Erscheinungen, sobald dieselben durch weite Zwischenräume getrennt sind. Wir denken hier z. B. an die Watua, Wataia, Wadawa und wie sonst die Namen der Nilpferdjäger sein mögen, welche in Ostafrika von Nubien bis ins Zululand und wahrscheinlich bis zur Südostspitze des Erdteiles an Flüssen und Seen sitzen, jedoch in so hohem Grade nomadisch sind, daß sie in jedem Volke, wo immer sie wohnen mögen, als Fremde auftreten und als solche auch gehalten werden. Ihre einzelnen Sitze sind wechselnd und daher der Mehrzahl nach nicht genau bekannt. Hier kann also im besten Fall nur eine symbolische Darstellung geboten werden, die von der Annahme ausgeht, daß ihre Verbreitung durch ein Gebiet ziemlich gleichmäßig, wenn auch locker, und demgemäß durch Schraffur oder Punktierung darzustellen sei. Nicht ganz so schwierig scheint die Darstellung der ähnlich zerstreuten Verbreitung der kleinwüchsigen Jäger zu sein, welche doch größere Gemeinschaften in bestimmten Bezirken bilden.

Wenn alle kartographische Darstellung generalisiert und schematisiert, so thut dies die kartographische Darstellung anthropogeographischer Verhältnisse doppelt. Keine Rasse, kein Volk, keine Kulturform ist eine einfache

Erscheinung; es können also auch diese Dinge nicht mit einfachen Mitteln nach ihrer ganzen Kompliziertheit dargestellt werden. Selbst in Ländern, deren ethnographische oder Nationalitätenstatistik genau durchgeführt ist, wie Deutschland, muß man verzichten, jede Thatsache kartographisch darstellen zu wollen. Die geographische Verbreitung eines kleinen, aber weitverbreiteten Bevölkerungsteiles, wie der Juden, ist neben den übrigen ethnographischen oder Nationalitätenverhältnissen kaum ohne Verdunkelung des Zweckes der Karte darzustellen. Wo in einem Bezirke Deutsche, Polen, Litauer und Juden bunt durcheinander wohnen, kann die Karte nur Mehrheitsverhältnisse darstellen. Erleichternd wirkt hier, daß alle jene Momente, welche in der ethnographischen Schilderung berücksichtigt werden und daher auch auf den ethnographischen Karten zur Darstellung kommen sollten, innig wechselseitig miteinander verbunden sind, so daß ein einzelnes Merkmal gleichsam als Signatur einer Gruppe angesehen werden kann. Die Verbreitung des Buckelrindes bezeichnet in Afrika den ganzen Komplex der mit der Viehzucht Hand in Hand gehenden Eigenschaften, die tiefst in soziale und politische Gliederungen eingreifen. Darüber hinaus kann nur der Vergleich der ethnographischen Spezialkarten über ein bestimmtes Volksgebiet die gewünschte graphische Verdeutlichung und den graphischen Kommentar der Beschreibung geben. Bei der Unsicherheit, welche noch heute bei den ersten Anthropologen darüber herrscht, was in den körperlichen Unterschieden Natur und was Kulturwirkung sei, wird es nicht unnütz sein, mit einer Rassenkarte eine Kulturkarte zusammenzuhalten; und vielleicht legen wir mit Nutzen z. B. auch eine Karte der Verbreitung der Hauptwaffen neben die Rassenkarte, da wir wissen, daß Völker mit großer Zähigkeit an der Bewaffnungsweise festhalten, die ihnen einmal eigen war, und daß vielleicht unter da oder dort zwischen Speer- und Schildträgern zerstreuten Bogenträgern sich ein Rassenelement verbirgt, das die Anthropologie noch nicht berücksichtigt hat.

Die kartographische Darstellung von Zeiterscheinungen. Einer der größten Mängel ethnographischer Kartographie wird immer in der Unmöglichkeit liegen, die Gleichzeitigkeit des darzustellenden Stoffes vollständig zu erreichen. Nur für die kleinsten Bezirke ist es möglich. In der nicht leichten Lösung der Aufgabe, das Gleichzeitige vergleichend aufzufassen, stört das Dazwischentreten des Ungleichzeitigen, und unsere Empfindung ist gegenüber den meisten ethnographischen Karten eine gestörte. Die Zurückführung auf den Zeitpunkt des ersten genaueren Bekanntwerdens der Europäer mit einem Volke, welche von der Notwendigkeit geboten ist, leidet an diesem selben Grundfehler. Heinrich Barth zeichnete uns vor dreißig Jahren die Völkerverhältnisse im Westsudan bis nach Adamaua, wo südwärts eine Lücke seitdem geblieben ist; schließt sich nun diese durch neue Forschungen, so wird doch niemand die Gewißheit haben, daß nicht Verschiebungen der Völkerverhältnisse dort in dem Zeitraum stattgefunden haben, welcher uns von Barths Reisen trennt. Dieselbe Erwägung macht sich in viel stärkerem Maße natürlich gegenüber den Karten geltend, welche Teile der Erde darstellen, die zu ganz verschiedenen Zeitpunkten in das Licht der Geschichte gerückt sind. Der südamerikanische Rand des Stillen Ozeans wird dargestellt, wie er sich im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts, die gegenüberliegenden Inseln aber, und besonders die Osterinsel, wie sie sich 250 Jahre später zeigten. Daß hier das Prinzip der Gleichzeitigkeit des kartographisch Darzustellenden so stark durchbrochen wird, mag als eine Unvermeidlichkeit erscheinen, es macht sich aber als ein Notbehelf geltend, welcher nur geduldet werden kann. Erwägen wir allein, daß von den östlichen polynesischen Inseln manche im 16. Jahrhundert, ähnlich wie die Osterinsel noch später, Denkmale der Baukunst oder Bildnerei umschlossen haben könnten, welche deutlicher auf amerikanische Verwandtschaft deuteten, daß aber in den dazwischenliegenden 2½ Jahrhunderten Zeit, Menschen und Natur erfolgreich an ihrer Vernichtung arbeiteten, so werden wir zugeben,

daß unsere ethnographischen Karten, indem sie die Peruaner des früheren 16. den Ostpolynesiern des späteren 18. Jahrhunderts entgegenstellen, die Wissenschaft leicht auf falsche Fährten leiten können. Doppelt bedenklich muß dies angesichts der vorwiegenden Neigung zum Sondern im Gegensatz zum Vereinigen erscheinen, welches, wiewohl dem Wesen der heutigen und der historischen Menschheit widersprechend, sich in den ethnographischen Anschauungen übermäßig geltend macht.

Die ethnographische und die historische Karte. Jede ethnographische Karte ist auch immer eine historische oder muß in zwei verschiedenen Zeichnungen gegeben werden, um neben den heutigen Zuständen die ihnen vorangegangenen nächst früheren zu zeichnen. Der Grund hierfür ist einfach darin zu suchen, daß in dem beständigen Flusse der Erscheinungen des Völkerlebens das Gegenwärtige nicht verstanden werden kann, ohne daß das Bild wenigstens des Jüngstvergangenen daneben gehalten wird. In dem Wesen dieser unaufhörlichen Veränderungen liegt es, daß das Bestehende immer zu Gunsten eines erst Werdenden zersetzt wird. So ist die vor 300 Jahren Amerika fast ohne Unterbrechung bevölkernde Indianerrasse heute in der Auflösung begriffen infolge des Eindringens der Europäer, Neger und Chinesen in ihre Wohnsitze; allein dieser Prozeß ist weit davon entfernt, etwas homogenes Neues erzeugt zu haben, sondern es ist dort alles im Uebergang begriffen, wenn auch der Ausgang nicht mißzuverstehen ist. Eine ethnographische Karte Amerikas muß also zunächst den früheren einfacheren Zustand und nach diesem den gegenwärtigen veränderten zeichnen. Es muß dies jedoch womöglich auf verschiedenen Blättern geschehen, teils um die Klarheit nicht zu beeinträchtigen, teils um nicht gegen einen der ersten Grundsätze der Zeichnung ethnographischer Karten, denjenigen der möglichsten Gleichzeitigkeit des Darzustellenden, zu verstoßen. Der Geograph kann einer solchen Entwickelung gerecht werden, solange die Elemente, die sich mischen werden und gemischt haben, noch auf bestimmten

Stellen, in nachweislichen Grenzen vorhanden sind; er zeichnet dann die ethnographische Karte und diese Karte ist für ihn voll Sinn und höchst beredt. Rußland mit seiner Zone karelischer, tschuwaschischer, mordwinischer Völkerinseln von der Ostsee bis zum Eismeer, seiner Grenze zwischen Groß- und Kleinrussen, seinen tatarischen Resten im Osten und Süden spricht seinen slawisch-mongolischen Mischcharakter deutlich genug aus. Anders ein Land, in welchem diese Elemente verschmolzen sind; diesem gegenüber verstummt die Karte. Der Rest von Wenden in der sächsischen Lausitz deutet allerdings an, daß Obersachsen eine deutsche Kolonie auf wendischem Boden. Aber wie dies zeichnen? Der Historiker hat hier den Geographen abzulösen, die historische Karte kann noch den Zustand einer weniger fortgeschrittenen Vermischung erkennen und die seitherige Umwandlung vergleichen lassen.

Wenn auf derselben Karte die Wohngebiete der Vandalen in Schlesien und Algier gezeichnet sind, gewinnen wir den Eindruck, daß die Kartographie über ihre Grenze hinausgegangen ist. Man meint die starren Linien der Landumrisse, Gebirge und Flüsse wichen der Bewegung, welche unser Geist zwischen diesen beiden Erdstellen in dem hinzuzudenkenden Zeitraum vollzieht. Erscheinen aber die beiden Thatsachen auf zwei besonderen Blättern dargestellt, die dann womöglich das gleiche kartographische Geripp haben müssen, so betrachten wir sie mit der Empfindung einer ganz sachgemäßen, erwünschten Verdeutlichung, denn beides sind jetzt „historische Momentbilder“, etwa: Europa im Jahr 400 und im Jahr 450. Deutlicher noch als in den früheren Beispielen zeigt es sich hier: Die Kartographie, welche klärend innerhalb ihrer Grenzen wirkt, wird verwirrend, sobald sie diese Grenzen überschreitet. Diese Grenzen aber bezeichnet nichts so kurz und klar als der Satz: Die Karte stellt Gleichzeitiges im ruhenden Zustande dar. Die einzig zulässige Ausnahme ist die, wo der Geist eine Vorstellung verschiedener Zeiträume gleichsam schichtenweise auf die Karte projiziert, z. B. eine frühere Grenze neben eine spätere, wobei es erlaubt ist, zu denken, die

Gleichzeitigkeit werde etwa durch vorhandene Grenzsteine auf beiden Linien hergestellt. Wenn man z. B. den Umfang eines und desselben historischen oder Kulturgebietes in verschiedenen Zeiten zeichnet, erhält man ein Bild von Schichtungen, das geeignet ist, mit einer ethnographischen Karte desselben Gebietes verglichen zu werden. Auch mag ein zu verschiedenen Zeiten gleichartig wirkendes geschichtliches Ereignis auf einer einzigen Karte dargestellt werden. Sollte es nicht endlich gestattet sein, eine Karte zu zeichnen, die gleichsam die Basis der Geschichte im landläufigen Sinn aufzeigt, indem sie alle Gebiete in dem Moment darstellt, in welchem sie in das Licht der Geschichte eintreten?

Das Historische ist also auf ethnographischen Karten nicht in der Darstellung des Nacheinander, sondern des Nebeneinander zu suchen. Und dem im Wesen der Sache liegenden historischen Zweck, zu seiner notwendig ihm gebührenden Geltung zu verhelfen, kann nur durch möglichst genaue Darstellung des Nebeneinander, d. h. des Gleichzeitigen gedient werden. Man könnte dies vielleicht besser so ausdrücken, daß man sagte: Die ethnographische Karte stellt ebenso wie die historische die Völker als Denkmale der Geschichte dar. Ihre geographische Lage, Ausdehnung und gegenseitige Begrenzung, alles Dinge, die die Karte zeigt, sind in der That häufig die einzigen Zeugnisse ihrer Geschichte. Was hier von der kartographischen Darstellung ethnographischer Thatsachen gesagt ist, gilt aber ganz ebensosehr von der ethnographischen Forschung, der nichts tiefer einzuprägen ist als die Notwendigkeit der möglichst genauen Fixierung der ethnographischen Grenzlinien, seien es Linien, welche Rassen oder Völkerfamilien trennen, seien es Grenzen bestimmter Kulturerrungenschaften oder Kulturmerkmale. In ihr liegt das Heil der historischen Seite der Ethnographie.

Die Darstellung von Bewegungen auf der Karte. Dem Wesen der kartographischen Darstellung widerspricht es, Bewegungen zu zeichnen, und deswegen berühren uns

auch schon solche Versuche eigentümlich, welche diesem Bestreben nur nahe zu kommen suchen. Je veränderlicher, je vorübergehender eine Erscheinung, desto mehr thut die Zeichnung ihr Zwang an. Den Weg einer Völkerbewegung zu verzeichnen, ist Sache der Kartographie, sofern derselbe genau bekannt ist, wie ja überhaupt die Zeichnung von Wegen aller Art in den verschiedensten Zweigen der Kartographie mit Nutzen vorgenommen wird; aber die weniger bekannte oder vielleicht ganz hypothetische Richtung, aus welcher ein Volk gekommen oder in welcher es gegangen, macht in der kartographischen Darstellung den Eindruck, mehr ein Gegenstand für das Wort als für den Stift zu sein. Die graphische Darstellung ist zu bestimmt und zu beschränkt in ihren Methoden und Mitteln, um sich der Versinnlichung von Hypothesen oder auch nur von unsicher schwankenden Vorstellungen anpassen zu können. Die Einzeichnung von Wanderlinien auf die Völkerkarte, wie Pickering und G. Fritsch sie versucht haben, verwerfen wir auch, weil sie die Vorstellung beschränkter Zugstraßen erwecken, für welche wir keine Beweise haben. Es braucht hierzu eines unbestimmteren und schmiegsameren Ausdrucksmittels und als solches ist sicherlich nur das Wort zu bezeichnen. In jedem Sinne zulässig ist es auch, die Völkerbewegungen durch die verschiedene Lage und Form der Grenzlinien in verschiedenen Zeiten zu versinnlichen, wenn solche bekannt sind. Man gewinnt dadurch auf den ersten Blick ein vollkommen sachgemäßes Bild des Vor- oder Zurückdrängens eines Volkes, wie die Schilderung mit Worten es nicht bieten könnte. Es würde aber dem Wesen der Kartographie widersprechen, die Bewegung eines Volkes nach der oder jener Seite hin etwa durch Pfeile zu bezeichnen, die das Unsichere nur noch unbestimmter erscheinen lassen, als es ist. Uebrigens muß es bei allen diesen Erwägungen auch mit ins Gewicht fallen, daß solchen schwankenden Darstellungen die läuternde und fördernde Wirkung fehlen wird, die in so hohem Grade der kartographischen Niederlegung fester umschriebener Vorstellungen eigen ist.

Zur Technik der ethnographischen Karten. Einer wissenschaftlichen Darstellung mit den Mitteln der Kartographie sind nur die einfachen Erscheinungen zugänglich, deren Verbreitung sehr klar ist. So kann die Kartographie nur größeren Gruppen der Menschheit gerecht werden, welche räumlich so klar verteilt sind, daß die geringe Skala der Zeichen- und Farbenabstufungen noch hinreicht, über welche jene verfügt. Die Menge der auf einer ethnographischen Karte darzustellenden Dinge findet ihre engen Grenzen an der nicht zu beeinträchtigenden Uebersichtlichkeit und Klarheit. Es ist etwas ganz anderes, eine Menge heterogener Dinge auf eine Karte zu drängen und das, was notwendig dargestellt werden muß, zu gliedern und abzustufen. Es gibt Karten, welche an die aus Citaten geistlos zusammengekehrten Werke über Ethnographie erinnern und andere, die den Eindruck einer in Linien und Farben umgesetzten logischen Gedankengruppe machen. Die letzteren sind die richtigen.

Aus den oben, besonders im 7. Kapitel erörterten Verbreitungsverhältnissen ergibt sich die Unmöglichkeit, auf den Einzelnen zurückzugehen. So wie für die Dichtigkeitskarte liegt auch für die ethnographishe Karte die Wohnstätte auf der Grenze des Darstellbaren. Es begegnet keiner Schwierigkeit, sie ethnographisch darzustellen, wenn sie von Angehörigen eines einzigen Volkes bewohnt ist. Wie aber, wenn die Deutschen und Tschechen von Pilsen, die Italiener, die Slowenen, die Deutschen von Triest dargestellt werden sollen? Man suchte dem Probleme durch Kreise mit verschiedenfarbigen radialen Ausschnitten gerecht zu werden, was aber nur für größere Orte möglich und da auch nur unvollständig durchzuführen ist, indem die kleinsten Minderheiten nicht mehr dargestellt werden können. Und außerdem wird solche Zeichnung weder der Verdeutlichung noch der anregenden Gruppierung gerecht. Dieselbe kann leichter auf größere Bezirke angewandt werden, wiewohl immer nur mit der Einschränkung, daß kleine Minderheiten nicht berücksichtigt werden können, wo bereits zwei oder drei Völker als Nebeneinanderwohnende gezeichnet sind. Wo

nur zwei Völker in Frage kommen, können die Gebiete mit einer Mehrheit des einen den Gebieten mit einer Mehrheit des anderen gegenübergestellt werden; so sind z. B. die deutschen Westkomitate Ungarns: Oedenburg, Wieselburg bei Jekelfalussy [15]) gezeichnet.

Für die Zeichnung der ethnographischen Karte stehen an Darstellungsmitteln hauptsächlich die Zeichen für örtliche Vorkommnisse (Punkte, Ringe u. a.) und die Linien für die Begrenzung der Verbreitungsgebiete zur Verfügung. Was jene anbetrifft, so sollen sie nur Zeichen sein, die möglichst wenig an und für sich bedeuten, damit sie nicht die Aufmerksamkeit von der Sache ablenken, welche durch sie nicht symbolisiert, sondern nur konstatiert werden soll. Die Linien sind naturgemäß besonders dort anzuwenden, wo ein in seiner Ausdehnung besser als in seiner Flächenerfüllung bekannter Gegenstand nach den äußersten Punkten seiner Verbreitung dargestellt werden soll. Das die Fläche bedeckende Kolorit oder die Schraffierung können ebenso am besten angewendet werden, um ein Verbreitungsgebiet zu bezeichnen, dessen Grenzen weniger genau bekannt sind; ferner zur Zeichnung der Art, wie verschiedene Verbreitungsgebiete sich in einen größeren Raum teilen. Dem Wesen der Verbreitung ethnographischer Erscheinungen kommen aber am nächsten die örtlichen Zeichen.

Auch dem vorliegenden Problem gegenüber ist die Bedeutung des Maßstabes, die für anthropogeographische Karten früher hervorgehoben wurde (s. o. S. 192), zu betonen. Die vielleicht bezeichnendste aller ethnographischen Thatsachen, nämlich die geringe Zahl und die bedeutende Größe der Wohngebiete, dieser Ausdruck der inneren Gleichartigkeit der größten Gruppen der Menschheit bringt auch eine Karte in kleinem Maßstabe zur Erscheinung. Aber es gibt eine große Menge von ethnographischen Thatsachen, denen die Darstellung im kleinen Maßstabe besser gerecht werden kann, weil ihre Eigenschaften nur in den Hauptzügen bekannt sind oder weil ihre Form weniger wichtig als ihre oft in wenigen Zügen darzustellende Lage, oder endlich weil nur ein Begriff zu

versinnlichen ist, dessen Wesen in großen Linien nicht besser als in kleinen ausgedrückt werden kann. Sollen auf einer Karte von Afrika die vor- und zurückschwankenden Völkersitze durch Reihen von Punkten bezeichnet werden, so verlieren diese nicht dadurch, daß sie auf einem kleineren Kartenbilde dichter aneinanderrücken, während die ganze Darstellung durch die Zusammendrängung an innerer Wahrheit gewinnt. Woher dieser Gewinn? In dem dichteren Zusammenrücken liegt die Zurückdrängung des Eindrucks der zufälligen Lücken, welche durch die zeitliche Beschränktheit bedingt sind. Indem das Kartenbild nun den Thatbestand in verstärkter Erscheinung darstellt, nähert es sich der Wahrheit, statt sich von ihr zu entfernen. Eine Bewegung, welche über einen langen Zeitraum sich hinzieht, stellt die Karte immer nur unvollkommen dar, weil sie ein Momentbild gibt oder, wie es vielleicht passender zu beschreiben wäre, einen Querschnitt durch einen Körper, in welchem eine Summe von Bewegungen sich abspielt. Endlich liegt ein tieferer Grund darin, daß die größeren Erscheinungen ihrem Wesen nach häufig einheitlicher ausgebreitet und besser begrenzt sind als die kleineren, schon weil jene älter, ausgewachsener zu sein pflegen als diese, weshalb eine Darstellung der großen Sprachstämme, etwa des Semitischen und des Hamitischen, in kleinem Maßstabe wertvoller sein kann, als eine Dialektkarte aus demselben Gebiete in großem Maßstabe.

* * *

Als vorläufige Grundlage aller anderen anthropogeographischen Studien haben wir eine geographische Klassifikation der heutigen Menschheit darzubieten, welche nach der Verbreitung der anthropologischen und ethnographischen Hauptmerkmale die Gebiete der natürlichen Völkergruppen unserer Erde je nach dem Werte dieser Merkmale in Länder (Gebiete) und Provinzen sondert. Wir dürfen von einer solchen Klassifikation fordern, daß sie als Abspiegelung geschichtlicher Vorgänge im Raume uns zu ethnogenetischen Erkenntnissen hinführe, daß sie also die geschichtlichen Verwandtschaften darstelle, die den natürlichen Verwandtschaften der Biogeographie entsprechen, und daß sie dadurch, praktisch genom-

men, den anthropogeographischen und ethnographischen Studien und besonders auch den kartographischen Darstellungen den sicheren Boden einer natürlichen Systematik biete.

Die Beziehungen der ethnographischen Länder zur Oekumene. Im Raume der Oekumene bewegen sich unsere Betrachtungen und eine Beziehung zur Oekumene kommt also einer großen Zahl von ethnographischen Ländern zu und zwar in dem doppelten Sinne, daß der gegen die Ränder der bewohnten Erde abnehmende ethnographische Reichtum sich in Randgebieten bis zur Verarmung erniedrigt, und daß die Gestalt einiger ethnographischen Länder an den Zug der Grenze der Oekumene sich anschließt. Alle Gebiete können mit Bezug auf die Lage zur Oekumene als innere und äußere unterschieden werden. Ueber die gemeinsamen Eigenschaften der letzteren ist im 4. Kapitel gesprochen worden und es erübrigt nur, dieselben zu nennen und ihr Verhältnis zu den inneren Ländern zu bezeichnen. Es sind am Südrand der Oekumene Südafrika, Australien, das südliche Südamerika und die Südinseln Polynesiens, und am Nordrand die polaren Teile der drei Nordkontinente nebst allen arktischen Inseln. Verglichen mit den inneren Ländern sind sie alle durch dünne Bevölkerung und eine ethnographische Verarmung bezeichnet, welche weit über die geschilderten Folgen dünner Bevölkerung hinausgeht. Die insularen Australier stehen anthropologisch und ethnographisch selbständiger da, als die Südafrikaner und die Bewohner Patagoniens und Feuerlands; anthropologisch sind die Südafrikaner von den übrigen Negern zu sondern, die Patagonier und Feuerländer sind anthropologisch am unselbständigsten. Alle Randvölker entbehren des Ackerbaues. Im allgemeinen stehen die Völker des Nordrandes höher. Die nördlichen Randvölker der Alten Welt sind teilweise Viehzüchter und kennen Eisen. Diejenigen der Neuen Welt sind als Jäger und Fischer geschickter und besser ausgerüstet als alle anderen, aber die Rauheit des Klimas sondert sie in kleine, weit voneinander entfernte Gruppen, Ackerbau und Viehzucht fehlen vollständig, der Kampf ums Leben ist nirgends schwerer als hier.

Nordländer und Südländer. Die Verbreitung der Menschen wird uns ganz wie die der Tiere und Pflanzen immer wieder auf den Zusammenhang der Länder im Norden und ihre Trennung im Süden zurückführen. Im einfachsten fundamentalen Verbreitungsverhältnis, wie es in der Gestalt der Oekumene, die ganze ungeteilte Menschheit einbeziehend, sich ausprägt, kommen beide Thatsachen nicht deutlicher zum Ausdruck als in der Verbreitung großer Gruppen, unter denen die Negroiden dem Süden, die Mongoloiden und Weißen dem Norden angehören. Aber selbst in der Verbreitung einzelner Gegenstände zeigt sich die zusammenhängende Ausbreitung des Landes im Norden günstiger als die Trennung im Süden. Die bogenlosen Areale gehören den Süderdteilen an, denen gegenüber die Norderdteile nicht bloß über einen breiten Erdgürtel Bogen

und Pfeile ausgestreut zeigen, sondern sogar dieselbe Grundform von Lappland bis Ostgrönland erkennen lassen. Besonders aber bleibt der Gegensatz nördlicher und südlicher Gebiete in der Rassenverbreitung immer eine Thatsache von erster Bedeutung. Die Nordgrenze der äthiopischen Rasse, welche in Afrika durch die Wüste gebildet wird, setzt sich im südlichen Asien durch Hochgebirge fort, so daß unser Gebiet nur im Induswinkel beträchtlich über den nördlichen Wendekreis hinausragt. In Afrika liegt die Südgrenze der Wüste im allgemeinen bei 15° n. Br. und das Himalayasystem setzt den indischen Ländern bei 35—20° n. Br. seine Schranken entgegen. Wir haben also ein wesentlich südliches Land vor uns, dessen geschlossene und größte Gebiete sämtlich dem Tropengürtel und der südlichen gemäßigten Zone angehören. Zur südlichen Lage kommt der Einfluß der eigentümlichen in diesem Gebiete vorwaltenden Umriß- und Bodengestalten. Fassen wir zunächst die großen Gebiete der Alten Welt ins Auge, welche von zwei allgemein anerkannten und in ihren Extremen weit voneinander abweichenden Gruppen eingenommen werden, den dunkelfarbigen und kraushaarigen Negroiden und den weißen oder gelben, straff- oder lockenhaarigen Kaukasiern und Mongolen, so zeigen sich Unterschiede in der Größe und Lagerung der beiden Gebiete, welche sehr einfach und sogar auffallend sind. Die Negroiden bewohnen kleine, getrennte und teilweis weit zerstreute Südgebiete von peninsularer und insularer Gestalt und Lage. Das Areal dieser Gebiete beträgt nicht über 300000 Quadratmeilen, während die anderen in den drei Erdteilen der nördlichen Landmasse breite, ausgedehnte und großenteils zusammenhängende 1400000 Quadratmeilen bewohnen. Zu diesen Unterschieden kommen endlich die pflanzen- und tiergeographischen Gegensätze zwischen Nord und Süd, welche einen tiefen Einfluß auf die Ausstattung des Lebens der Völker mit nützlichen Pflanzen und Tieren geübt haben.

Beziehungen zwischen Nord- und Südländern. Während der geographische Gegensatz zwischen Süd- und Nordgebieten sich um die ganze Erde zieht, beschränkt sich der anthropologisch-ethnographische auf die sogenannte Alte Welt und ihre Ausläufer. Darin liegt ein großer Teil des Reichtums menschlicher Erscheinungen und Gebilde auf dieser Seite der Erde, welche neben den niedrigsten die höchsten Entwickelungen umschließt. Wir haben in Amerika Eine Rasse im Norden und Süden und keine ethnographischen Unterschiede von der Größe, wie Nord- und Südafrika, Nord- und Südasien aufweisen. Amerika gehört in seiner ganzen Ausdehnung anthropologisch zu den Nordgebieten und auch in ethnographischer Beziehung schließt es sich ihnen in manchen Stücken an. Dagegen ist für Afrika wie Asien die wichtigste Frage, wie ihre Südgebiete zu ihren Nordgebieten sich verhalten. Der scharfe Unterschied liegt hier in der verschiedenen Abgrenzung gegen Norden. Zwischen Neger-Afrika und Nordafrika liegt ver-

kehrshemmend die Wüste und jenes ist groß und selbständig im Vergleich mit diesem. Asien ist aber „der eigentlich geschichtliche Kontinent“. Südasien besteht nur aus lockeren Anfügungen, welche vom Norden und der Mitte nicht so scharf getrennt sind. Indien vor allem hat daher Einflüsse erfahren, die es von Afrika unterscheiden; anthropologisch und zum Teil auch ethnographisch bietet Afrika einen älteren, d. h. weniger veränderten Zustand ähnlichen Ursprunges wie Indien dar. Soweit die dunklen Rassen mit den hellfarbigen sich berühren, von der Nordwestspitze Afrikas bis nach Fidschi, sind Teile von jenen in diese übergegangen. Es sind dadurch Mischrassen des verschiedensten Grades entstanden, die den Sudan, die Sahara, das nördliche Ostafrika, Südarabien, Madagaskar, das südliche Vorder- und Hinterindien und Australien bewohnen. Vereinzelte Spuren negroider Beimengung hatten wir in Südeuropa und im äußersten Polynesien zu erwähnen (s. o. S. 683). In abgeschlossener Lage hat aber nur Eine wohl definierbare Rasse, die der Australier sich entwickeln können. Dunkel-, straff- bis kraushaarig, langköpfig scheint sie einer Mischung papuanischer mit malayisch-polynesischen Elementen ihren Ursprung zu danken. Das dem Ursprunge nach Unbekannte, Eigenartige im papuanischen Typus macht auch hier sich geltend und dazu kommt das pathologische Moment in den Spuren einer tiefen Kulturstufe und eines ärmlichen Lebens. In dieser Beziehung nähern sich vielleicht unter den pazifischen Negern die Neukaledonier am meisten den Australiern. In Madagaskar ist die Bildung einer Mischrasse aus negroiden und mongoloiden Elementen im Gang.

Eisenländer und Steinländer. Die tiefe Kluft, welche der Atlantische Ozean in den ökumenischen Gürtel legt, haben wir einläßlich besprochen. Auch sie schafft Randländer, welche aber bei lebhafterem Verkehr in meridionaler Richtung, sowie mit dichtbevölkerten Hinterländern und unter günstigeren klimatischen Verhältnissen bei weitem nicht so arm sind wie die des Südens und Nordens. Immerhin liegen die höheren Entwickelungen in Afrika im Osten, in Amerika im Westen, d. h. innen oder an den vom Atlantischen Ozean abgewandten Rändern. Sicherlich hängt Afrikas Bevölkerung eng mit derjenigen Asiens zusammen, zeigt aber keine Spur näherer Beziehung zu derjenigen Amerikas. Und jener Zusammenhang reicht über den Ostrand des asiatischen Festlandes noch bis auf die großen asiatischen Inseln, zwischen den Randländern im Norden und Süden ein großes Kulturgebiet bildend, das als westliches dem nach Osten über den Stillen Ozean bis nach Amerika reichenden westlichen entgegengesetzt sein mag. Eisen und Nicht-Eisen sind die Leitgedanken dieser Sonderung. Zwar greift das westliche Gebiet im Norden über das östliche über, aber es bleibt der bis zum rechtwinkligen Aufeinandertreffen dieser Grenze und derjenigen zwischen Nord- und Südländern sich steigernde Gegensatz bestehen. In dieser Durchkreuzung spricht

sich ein tiefer Altersunterschied jener vorwiegend anthropologischen und dieser ethnographischen Gruppierung aus. An der jüngeren Entwickelung der Völker hat das Eisen ohne Frage einen bedeutenden Teil genommen. Wir erkennen das, ohne allgemeine Betrachtungen anzustellen, am besten daran, daß die Grenze zwischen Eisenländern und eisenlosen Ländern zusammenfällt mit den Grenzen anderer wichtiger ethnographischer Verbreitungsgebiete. Wo Eisen fehlt, ist auch die Viehzucht unbekannt, die sich auf Rind, Büffel, Schaf, Ziege, Pferd, Kamel, Elefant stützt. Auch Schwein und Huhn sind im größten Teil des eisenlosen Landes nicht bekannt, in welchem auch der Ackerbau auf tieferen Stufen steht.

Das indo-afrikanische Gebiet. In das Eisengebiet fällt der größte Teil der Landmasse, welche als größter zusammenhängender Komplex von Festländern und Inseln mit 1760000 Quadratmeilen über ein Dritteil der östlichen Halbkugel unserer Erde bedeckt. Afrika ist der westlichste Teil derselben und ragt gleich Australien tief nach Süden hinab. Der westlichste Punkt Afrikas, das Grüne Vorgebirge in 17½° w. L. Gr., ragt um 7° über die nächst westlichste Spitze der Alten Welt, Valentia an der Südwestküste Irlands (10° 25′ w. L. Gr.) hinaus. Der südlichste Punkt Afrikas ist das Nadelkap (34° 51′ s. Br.), während die Südspitze Indiens in Ceylon 6°, im Kap Buru 1¼° n. vom Aequator bleibt. Australien ragt dagegen mit dem Südkap Tasmaniens 10° über die Südspitze Afrikas hinaus. Es schließt also der Südrand der Alten Welt ein großes Becken ein, dessen Westrand Afrika und dessen Ostrand Australien umsäumt: das Becken des Indischen Ozeans. In diesem Becken liegen die größten Inseln Afrikas und Asiens: Madagaskar, Borneo, Sumatra, Java, in dasselbe ragen die Halbinseln des Somalilandes, Arabiens, Vorder- und Hinterindiens hinein. Wenn man von der Ethnographie der Völker Afrikas zu sprechen hat, sollte man sich immer an diese große halbgeschlossene Bucht des Weltmeeres, die indo-afrikanische Bucht erinnern, welche man fast geneigt wäre, das indo-afrikanische Mittelmeer zu nennen. Auch es bezeugt die Richtigkeit des Satzes, daß Meere Länder trennen und Völker verbinden. Denn auf Madagaskar sitzen Völker, deren Nächstverwandte in Sumatra, am entgegengesetzten Rande dieses Beckens, wohnen, und vieles von dem, was in Afrika von Kultur vorhanden, deutet nicht auf eine afrikanische „Primordialzivilisation“ (Rüppell), wohl aber auf Indien zurück und muß seinen Weg teils an dem Rande dieses Beckens hin, teils quer über den Indischen Ozean gesucht haben. Afrika und Australien nehmen als West- und Ostflügel der Landmasse der Alten Welt zu dieser eine ähnliche Stellung ein. Auch in anderer Beziehung sind sie ähnlich gelegen. Beide schauen nach Süden in den öden, menschenleeren Raum der Antarktis und Afrika hat im Westen ebenso das Atlantische, wie Australien das Stille Meer. Ist auch dieses inselreich, während jenes inselarm ist, so ist doch bezeichnend für

beide dieses Hinausragen in Weltmeere, die vor kurzem noch nicht so verkehrsreich waren wie heute. Das ist die ungünstigste der Lagen, die rings um das Becken des Indischen Ozeans möglich sind. Diese End- und Randlage knüpft nur an einer Seite Verbindungen mit den umgebenden Ländern; nach den anderen bleibt sie sich überlassen. Sie mußte eine ungünstige sein, solange der Verkehr der das indo-afrikanische Becken umwohnenden Völker auf dieses Becken beschränkt blieb; sie verlor das meiste von dieser Ungunst von dem Augenblicke an, daß die Wege hier nach dem Atlantischen, dort nach dem Pazifischen Meere erschlossen worden waren. Für Afrika bedeutet daher die Auffindung eines Seeweges nach Indien um die Südspitze des Erdteiles herum die Erschließung eines weiten Gebietes, der südäquatorialen Hälfte, vor allem aber der Südspitze, für Verkehr und Kultur von Norden, und für Australien hat die gleiche Entdeckung ähnliche Ergebnisse, die allerdings viel später zur Reife kamen, angebahnt. Dieses Gebiet ist durch nichts schärfer charakterisiert als durch die weite, wenn auch lückenhafte Verbreitung der äthiopischen Rasse in seinen westlichsten und östlichsten Teilen. Aber im ethnographischen Sinne ist es nicht minder charakterisiert durch die enge Verbindung seiner westlichen und eines Teiles seiner östlichen Gebiete mit Asien. Die asiatischen Beziehungen nehmen einen größeren Raum im Westen ein, wo sie ganz Afrika erfüllen, als im Osten, wo sie nur den Malayischen Archipel ganz durchdringen, ohne bis in die östlichsten Ausläufer Indo-Afrikas vorzudringen; aber noch in Australien und Melanesien komplizieren sich die scheinbar einfachen Verhältnisse „durch den Schatten des großen Kontinentes Asien" (Bastian). Es ergeben sich dadurch 5 Provinzen dieses ethnographischen Landes: Afrika, Südasien, Malayenland, Australien, Melanesien.

Das nordwestatlantische Gebiet. Die helle Rasse, die von Blumenbach als die kaukasische, von anderen wegen ihrer Verbreitung rund um das Mittelmeer als die mittelländische bezeichnet wurde, ist ebenso entschieden nordhemisphärisch, wie die eben betrachteten südhemisphärisch sind. Sie ist es aber in größerem Maße, indem ihre ursprünglichen Wohnsitze viel weiter vom Aequator entfernt sind und wahrscheinlich nicht einmal den nördlichen Wendekreis überschritten. Sie ist also nicht bloß nordhemisphärisch, sondern nordisch. Dazu kommt, daß ihre extremste, d. h. reinste Ausbildung in Nord- und Mitteleuropa sitzt, wo ursprünglich kaum der 50. Breitegrad von ihr überschritten worden sein dürfte. Wie weit sie von hier einst nach Osten reichte, läßt die mongolische Ueberschwemmung Zentralasiens nicht mehr bestimmen. Wir finden aber einen großen Ausläufer in Westasien durch Iran bis Nordindien reichend. Wäre diese Rasse mit einem geographischen Namen zu taufen, so würde sie nicht anders als die nordwestatlantische zu nennen sein. Ebenso hell oder etwas brauner von Haut, aber dunkler von Haar und Auge, sind

die südeuropäischen Variationen, die nicht selten Spuren negroider Zumischung erkennen lassen. Sie dunkeln noch mehr in Nordafrika, Arabien und Indien, wo wir nicht selten den Eindruck einer örtlich eigenartigen Mulattenbevölkerung gewinnen. In den dichtbevölkerten Ländern Aegypten und Vorderindien haben sich Varietäten herausgebildet, die als politische und Kulturrassen erscheinen und zugleich Mischungen mit indo-afrikanischen Elementen darstellen; während in Osteuropa, entsprechend der breiten, grenzlosen Landausdehnung, ein allmählicher Uebergang in die östliche Gruppe der Nordwestvölker, welche der mongolischen Rasse angehören, stattfindet.

Die Gebiete der Mongoloiden. Ein zweiter Zweig der hellfarbigen Rasse, die mongoloide, hat viel ausgedehntere und mannigfaltigere Wohngebiete. Die gelbe Haut, das straffe Haar, die starken Backenknochen und der kurze Schädel reichen von den türkisch-magyarischen Ausläufern im Herzen Europas um $^{8}/_{9}$ der Erde herum bis Ostgrönland im Norden und Neuseeland im Süden. Dies ist die Rasse, welche den ganzen Norden, Osten und Kern Asiens einnimmt und das indisch-pazifische Negergebiet in breitem Bogen umfaßt. Ganz von selbst zerfällt auch sie in eine südliche und eine nördliche Gruppe. Die erstere ist hauptsächlich insular, die letztere wesentlich kontinental. Die südliche Gruppe ist ein Teil der malayischen Rasse Blumenbachs[16]), die nördliche umfaßt seine Mongolen und Amerikaner. Einige andere geographische und Kulturrassen sind bei so weiter Ausbreitung leicht auszusondern. Zunächst sind die Chinesen als Beispiel einer politisch, sprachlich und kulturlich zusammenhaltenden, sehr dichten und zahlreichen politischen Kulturrasse früher schon gewürdigt worden. Die Japaner, denen vielleicht die Koreaner näherstehen, weichen durch hellere Hautfarbe und zarteren Bau in ähnlicher Richtung ab, wie die Malayen, welche durch die Hinterindier sich mit den kontinentalen Formen verbinden. Die eigentlichen Mongolen Innerasiens sind samt den Nordasiaten reiner mongolisch als die nach Nordwesten grenzenden Turkvölker.

Das pazifisch-amerikanische Gebiet. Der Stille Ozean trennt wesentlich den Westen der bewohnten Erde von ihrem Osten und die Bewohner seiner Inseln erscheinen daher einem allgemeinen Ueberblick der Menschheit als die Träger des Ueberganges von dem einen zum anderen. Wenn wir am Westrande beginnen, so verfolgen wir in der That asiatische Spuren auf den Inseln weit hinaus gen Osten, sie vermindern sich, aber einzelne bleiben bis zu den östlichsten, kleinen Eilanden Polynesiens, finden sich jedoch am entgegengesetzten Ufer selbst in jenen durch polynesische Anklänge ausgezeichneten nordwestamerikanischen Gebieten nicht wieder. Die auf den Inseln des Südmeeres vorhandene Menschengattung ist schon von den frühesten Beobachtern unter zwei Hauptabteilungen gebracht worden: eine ist von hellerer Farbe,

wohlgebildet, von starkem Muskelbau, ansehnlicher Größe und sanftem, gutherzigem Charakter; die andere schwärzer, mit kraus und welligt werdendem Haare, dürrer, kleiner, fast noch lebhafter als jene, aber zugleich misstrauischer (Forster). Nur im Großen sind beide auseinanderzuhalten. Wo man nur Glieder dieser letzteren Gruppe vermutet, sind hellhäutige und straffhaarige Versprengte oder ganze Stämme hervorgetreten [17]. Selbst Neuguinea ist nicht von einem Ende bis zum anderen von dunklen, wollhaarigen Menschen bewohnt und es wohnen ebensogut Mikronesier in melanesischem, wie Polynesier auf mikronesischem Gebiet. Auch wenn 87 % der Maori, wie Thomson will — Hochstetter bestätigt diese Angaben —, die Merkmale der Polynesier tragen, 3 % krauses Haar und dunkle Haut haben und die übrigen 10 % als Gemisch der beiden erscheinen, können die Maori nicht ohne weiteres als Polynesier angesehen werden. Das mindeste, was man thun kann, ist, wie Wilkes bei den Paumotuinsulanern, die Möglichkeit einer verschiedenen Abstammung offen zu halten. Die Frage des Ursprunges wird dadurch verwickelter, aber es ist immer besser, statt des rein polynesischen Ursprunges aus Nordosten auch eine Verwandtschaftslinie in nordwestlicher Richtung zu ziehen, als mit Crozet u. a., das verbrauchte Motiv von der dunklen Urbevölkerung wieder hervorzuziehen. Wenn im Stillen Ozean zwei Rassen wohnen, können daselbst auch zwei Rassen wandern, besonders wenn beide see- und schiffsgewohnt, wie Poly- und Melanesier. Auch außerhalb Neuseelands treten dunkle Spuren in den Polynesiern hervor. Möglicherweise wird einmal auch ein schärferer Rassenunterschied zwischen West- und Ostpolynesiern betont werden können, wie er schon länger zwischen jenen und den Mikronesiern, die den Malayen näher stehen, auch auf ethnographische Merkmale hin angenommen wird. Finsch zufolge haben die Hawaiier die größte Aehnlichkeit mit den Samoanern unter allen Polynesiern, ihnen schließen sich am nächsten die Maori an. Die Sprache bestätigt diese nähere Verwandtschaft. Das ist dann eine ähnliche Erscheinung, wie die Auftönung der helleren Hautfarbe der Malayen nach Osten hin ins Dunklere.

Amerika ist der östliche Teil des pazifisch-amerikanischen Gebietes der Steinländer, das östlichste aller ethnographischen Länder, wenn wir, wie in dieser Betrachtung, vom Ostrande des völkerscheidenden Atlantischen Ozeans ausgehen. Wir haben es daher mit Bezug auf seine Lage in der Oekumene als Orient der bewohnten Erde bezeichnet. Es läßt nur ethnographische Beziehungen nach Westen, keine nach Osten erkennen und gehört daher eng zusammen mit den soeben betrachteten Völkern des Stillen Ozeans. Ganz Amerika teilt mit Polynesien und einst wohl auch mit Nordasien alle Merkmale der Steinländer, die bald mehr polynesischen, bald mehr nordasiatischen Charakter tragen, doch ist es in mehrfachen Beziehungen ärmer als beide, indem es z. B. weder das Schwein und die Taro der Polynesier, noch das Ren-

tier der Nordasiaten besitzt. Das ist die Armut der Entlegenheit, welche uns in der Auffassung bestärkt, daß in Amerika das Endglied einer Verbreitungskette vorliegt, deren Anfang am Ostgestade des Atlantischen Ozeans zu suchen ist. Diese Ansicht scheint mit der üblichen Auffassung, daß Amerika eine isolierte, fast inselhafte Selbständigkeit der Entwickelung zeige, im Widerspruch zu stehen; doch nur scheinbar. Amerika ist allerdings im Rahmen seiner Zugehörigkeit zu den Ostländern der Oekumene ein Gebiet von großer geographischer Selbständigkeit, die in seiner Lage zwischen den größten Ozeanen geographisch wohl begründet ist und ihren Ausdruck in einer Reihe von ethnographischen Eigentümlichkeiten findet. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß uns die Anthropologie und Ethnographie Amerikas den Schlüssel zu den größten Problemen geben müßten, mit denen wir es überhaupt in diesen Wissenschaften zu thun haben; und zwar eben wegen dieser insularen, wenn auch keineswegs im strengen Sinn isolierten Lage. Gelingt es, nachzuweisen, daß die Völker Amerikas im Grunde gleich sind den Völkern der Alten Welt, und hier selbstverständlich in erster Linie Asiens, so ist die Frage der Einheit oder Vielheit der Stämme des Menschengeschlechtes zu Gunsten der Einheit gelöst. Und gelingt es ferner, das, was man Kulturschatz der Amerikaner nennen kann, in Verbindung zu bringen mit den Kulturentwickelungen der Alten Welt, so ist die Frage der Einheit oder Vielheit des Ursprunges der historischen und der heutigen Kulturen ebenfalls in dem Sinne der Einheit gelöst. Was die Rasse anbetrifft, so hatte für diese seit Blumenbach die Mehrheit der Beobachter die Einheit aller Amerikaner, etwa mit Ausnahme der Eskimo, angenommen. Wenn wir aber die neuesten exakteren Forschungen heranziehen, so ist das Ergebnis, daß die Uebereinstimmung der Indianer eine sehr große ist, wenn wir Haut, Haar und Physiognomie betrachten, daß sie aber gänzlich fehlt, sobald wir den Schädel ins Auge fassen. Wir stehen demselben Widerspruche gegenüber, der in der inneren Verschiedenheit der Insulaner des Stillen Ozeans hervortritt, und können angesichts desselben auch hier nichts anderes thun als mit A. v. Humboldt, Prinz von Wied, Morton an der äußeren Einheitlichkeit der Rasse festhalten und die Ergebnisse der Schädelforschungen abwarten, welche jedoch allem Anschein nach nur nachweisen werden, daß die Schädel eine weniger brauchbare Grundlage für anthropologische Klassifikationen seien als jene anderen Merkmale. Wenn Kollmann uns alle Schädellängen vom Index 95 bis 63 über Amerika in allen Graden ausgestreut zeigt, so können wir im besten Falle Andeutungen entfernter, indessen nicht mehr scharf zu bestimmender Einflüsse und Stammverwandtschaften darin erkennen, welche weit zurücktreten gegenüber der Thatsache, daß „in der Lebensweise, den Sitten und den Gedankenkreisen aller Menschen der roten Rasse eine große Uebereinstimmung herrscht" (Martius).

In diesem großen Lande sind wesentlich auf ethnographische

Gründe hin folgende Provinzen zu unterscheiden: Kulturländer des Westens von Sonora bis zum Maule, dem südlichen Grenzfluß des Inkareiches, die Andenhochebenen und ihre pazifischen Abhänge, in geringerem Maße auch die atlantischen, einnehmend. Auf steppenhaftem, teilweise nur durch künstliche Bewässerung fruchtbar zu machendem Boden — was man altamerikanische Kultur nennt, zählt steppenhafte Merkmale durch den halben Erdteil von 30 ° n. bis 30 ° s. Br. — sitzen in kleineren und größeren dichten Gruppen die Mexikaner, Tschibsche, Peruaner. Eine in manchen Beziehungen abweichende Entwickelung stellen die Maya von Yucatan dar und nordwärts gehen Ausläufer sedentärer, an die Mexikaner sich anschließenden Stämme bis 40 ° in Arizona und Neumexiko. Alle jene Völker besaßen eine höhere politische und soziale Organisation auf religiöser Grundlage, waren Steinbauer, bearbeiteten Metalle, außer Eisen, und einige schrieben in Hieroglyphen. In Nordamerika läßt sich innerhalb einer großen Anzahl von Uebereinstimmungen, welche teilweise auch in Sprachverwandtschaften sich kundgeben, ein Vorwalten hyperboreisch-asiatischer Einflüsse im Norden feststellen, welches nach Süden hin immer mehr abnimmt, bis in Mittelamerika südamerikanische Merkmale erscheinen. In Ermangelung eingehender Bestimmung der Grenze beider Gebiete legen wir eine vorläufige Trennungslinie auf der Landenge von Tehuantepec. Diese nordischen und nordasiatischen Beziehungen sind besonders von Wert, wenn so oberflächliche Einwürfe zurückgewiesen werden sollen, wie sie oft schon aus der Abwesenheit der entlegensten asiatischen Kulturmerkmale in Amerika geschöpft worden sind [18]). Der Nordwesten von Nordamerika zwischen C. Spencer und dem Oregonfluß kann als ein Gebiet der Verdichtung dieser Einflüsse abgesondert werden. Nicht bloß hyperboreischen begegnen wir aber hier, welche ja durch das Vorkommen eigentlicher Mischvölker, wie der Tlinkiten, sehr verständlich werden, sondern auch die polynesisch-nordamerikanischen Beziehungen, die in Polynesien und Melanesien gewissermaßen zersplittert sind, treten uns hier auf engem Raume zusammengedrängt entgegen [19]).

Eine Gruppe von Völkern, die Hyperboreer, welche körperlich am meisten mit den Nordostasiaten übereinstimmt, während sie sprachlich nähere Verwandtschaften mit Indianern Amerikas aufweist, ethnographisch aber mit den nächstwohnenden Nordwestamerikanern die meisten Uebereinstimmungen zeigt, wohnt an der Nordküste von Nordamerika, im Westen dort beginnend, wo der 60. ° in der Nähe des Eliasberges die Küste von Nordwestamerika schneidet und im Osten bis zu der Stelle reichend, wo gegenüber Neufundland der 50. Breitegrad die Küste von Labrador berührt. Die vorgelagerten Inseln, soweit sie bewohnt sind, in erster Linie Grönland, hegen die gleiche Bevölkerung, welche durch das Band einer großenteils durch das rauhe Klima bedingten Lebensweise, der Abhängigkeit von der Jagd der Meeressäugetiere und dem Fischfang so eng zusammengehalten wird, daß selbst in Kleinig-

keiten der Geräte für Schiffahrt, Jagd und Fischfang eine bis ins einzelne gehende Uebereinstimmung auf dem gewaltig ausgedehnten Raume herrscht, der zwischen der Nordostküste Asiens und der Ostküste Grönlands fast über einen halben Erdumfang sich erstreckt. 1765 veröffentlichte der Missionar der Brüdergemeinde David Cranz eine sehr eingehende, mit Abbildungen der wichtigsten Geräte der Eskimo von Westgrönland ausgestattete „Historie von Grönland" und als Cook auf der dritten Reise zwölf Jahre darauf die entgegengesetzte Grenze des hyperboreischen Wohngebietes überschritt, sah er sich bei den nordwestamerikanischen Hyperboreern von fast genau denselben Boten, Harpunen, Waffen umgeben, die er dort abgebildet und beschrieben gesehen, wie denn auch der sprachliche Zusammenhang dieser Völker früh erkannt ward.

Aehnlich wie in Nordamerika finden wir auch in der Osthälfte Südamerikas wesentlich ein und denselben Komplex ethnographischer Thatsachen. Die Südostamerikaner lassen mindestens von Costarica an bis zum La Plata dieselben ethnographischen Merkmale erkennen. So wie Cariben fast durch das ganze Gebiet ihre Sprache verbreitet haben, begegnen uns gleiche Sitten und Geräte in dieser weiten Ausdehnung, für welche z. B. die glatte, hohe Bogenform mit künstlich gewundener Schnursehne ebenso bezeichnend ist, wie für Nordamerika die eingedrückte, sogenannte asiatische mit Tiersehne. Die an einzelnen Stellen hervortretenden Aehnlichkeiten mit Nordamerika, z. B. in den Wurfbrettern, den Lippenpflöcken, der Tättowierung, und mit den westpazifischen Völkern, z. B. im Blasrohr und Kokakauen, verdienen näher erforscht zu werden. Im Vergleich mit ihnen fällt am meisten der Mangel östlicher, d. h. den Atlantischen Ozean überbrückender Beziehungen hervor. Den Rest Südamerikas nimmt eine verarmte Bevölkerung von Fischern und Jägern ein, als deren ursprünglichster Typus die küstenbewohnenden Feuerländer gelten können, während mit Hilfe der von den Europäern eingeführten Haustiere sich in den östlichen Steppen eine viehzüchtende und -raubende Reiterbevölkerung der Patagonier entwickelt hat. Von den voreuropäischen Völkerzuständen in diesem Gebiete mögen uns aber die Pamperos eine Vorstellung geben, welche die elende Existenz der Feuerländer einst bis zum La Plata fortsetzten.

* * *

Untenstehendes Schema der anthropologischen und ethnographischen Hauptgruppen der Menschheit mag in gedrängter Uebersicht die räumliche Zusammengehörigkeit und daraus hervorgehende Verwandtschaft der größeren Gruppen verdeutlichen. Es läßt die Wichtigkeit des geographischen Elementes für die Völkerklassifikation auf Einen Blick erkennen, und legt vielleicht darüber hinaus, ähnlich wie ein Stammbaum organischer Wesen in biologischen Klassifikationen, Induktionen nahe. Von einem

Stammbaumschema, wie Schleicher es auch für die Menschheit gezeichnet, unterscheidet sich dieses geographische Schema durch die **Abwesenheit aller Spekulation.**

Eisen		Stein	
I. Asiatisch-amerikanisches Gebiet. (Mongoloïde.) Nordische Randvölker: Europäische und asiatische Hyperboreer.			Eskimo.
II. Das nordwest-atlantische Gebiet. (Kaukasier.) Nordeuropäer. Osteuropäer. Südeuropäer. Westasiaten. Nordafrikaner und Nordostafrikaner.	Turkvölker. Mongolen. Chinesen. Japaner. Hinterindier. Malayen.		Nordwestindianer. Nordostindianer. Kulturvölker Mittelamerikas.
III. Das indo-afrikanische Gebiet. Nordsüdliche Uebergangsvölker und Negroide. Saharavölker. Inder.	Madagassen.	Polynesier.	Südostindianer. Kulturvölker Südamerikas.
Negroide. Sudanneger. Bantuneger. Südliche Randvölker: Südafrikanische Neger.	Negroide Stämme Südasiens.	Ostneger. Australier und Tasmanier.	Patagonier und Feuerländer.

[1]) Bull. Soc. d'Anthropologie. Paris 1875. S. 224.

[2]) Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie, Berlin. 1881. S. 230.

[3]) Ebendas. 1883. S. 467.

[4]) Journal of the Anthropological Institute, London. 1875. Ganz im Gegensatz dazu stehen Flowers sehr klare Darlegungen über Rassenklassifikation in derselben Zeitschrift. 1885 (Sitz. vom 27. Januar).

[5]) Im Inneren Afrikas. 1888. S. 238.

[6]) Die Negritos der Philippinen. Geographische Mitteilungen 1874. S. 20.

[7]) Diese Grundsätze hat am schärfsten Charles Pickering zum Ausdruck gebracht, der nach langer Frist wieder den Weg beschritt, welchen einst Zimmermann aufgeschlossen. Dieser amerikanische Arzt hatte mit Wilkes, Dana und Hale die große Reise der nordamerikanischen Expedition gemacht, welche so wesentlich zur Aufhellung der Natur- und Völkerverhältnisse pazifischer Gebiete beigetragen hat. Leider haben seine Schriften, wie alle Arbeiten der Wilkes-Expedition, keine allgemeine Verbreitung gefunden, sonst würde es unerklärlich sein, wie die geistvollen Ausführungen Pickerings nicht mehr Anregungen zur Nachfolge gegeben haben. Vor allem ist Pickerings Karte (U. S. Exploring Expedition 1838—42. Vol. IX. Erklärung der Karte S. 13. f.) der geographischen Verbreitung der Menschenrassen eine interessante Arbeit. Pickering stellt nicht bloß die Verbreitung seiner 11 Menschenrassen dar, sondern er unterscheidet auch Mischungsgebiete von Gebieten mit lückenloser Verbreitung einer Menschenrasse. Außerdem werden auf der Karte Wüsten, waldlose Regionen und Waldländer wegen ihrer Wichtigkeit für die Bewegungen der Völker deutlich unterschieden. Endlich sind die angenommenen Richtungslinien großer Völkerwanderungen gegeben. Die Karte hat also auch einen wesentlich anthropogeographischen Charakter.

[8]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. III. S. 470.

[9]) Burial Mounds of the northern sections of the United States (V^th Rep. Bureau of Ethnology 1883/8), auch dessen Problem of the Ohio Mounds (1889).

[10]) In „Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museum Godeffroy in Hamburg". 1881.

[11]) Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans. II. S. 137. Vergleiche Meinickes Rechtfertigung der ethnographischen Klassifikation der Inseln des Stillen Ozeans. I. S. 17. Er fügt aus ethnographischen Gründen Neuseeland als vierte Gruppe hinzu.

[12]) Bei Dall den Freundschaftsinseln zugeschrieben, wo es kein Levuka gibt. Soll aus Koniferenholz gefertigt sein, anscheinend aus Fichte (spruce).

[13]) Indem wir ein so eigentümliches Merkmal wie den Nackenschutz weiter verfolgen, finden wir uns sogar bis in das indische Gebiet geführt, denn der Nackenschutz findet sich an den wattierten Kampfhüten der Nikobaresen, welche Roepstorff in den

Verh. d. Anthropolog. Gesellsch., Berlin. XII. S. 412/13 abgebildet hat und kommt an Rüstungen der Siks vor. Diesen Vorkommnissen gegenüber kann natürlich die Frage, ob wir Ausläufer des pazifischen Verbreitungsgebietes vor uns haben, nur noch als Hypothese gestellt werden, ist aber als solche zulässig und wahrscheinlich nützlich.

[14]) Travels in the Interior of Brazil. 1816. Karte.

[15]) Karte der Geographischen Mitteilungen. 1885. Tafel 3.

[16]) Wo liegt im Norden die Grenze des Malayischen? Die vorgeschobenste malayische Bevölkerung sitzt in Formosa. Man hat nun malayische Spuren in Japan vermutet. Aber weder auf anthropologischem noch ethnographischem Boden ist es bis heute gelungen, eine direkte Beziehung der Japaner zu irgend einem Malayenstamme nachzuweisen. Man gewinnt vielmehr den Eindruck, als ob die Fragestellung keine vollkommen richtige sei, wenn sie Malayen und Mongoloiden, beide in sich selbst so sehr verschieden und dabei doch ein- und derselben Rasse angehörig, so schroff einander entgegenstellt. Die Wahrheit scheint zu sein, daß mongoloide Völker von südlichem Typus, die von Hawaii bis nach Südchina in weitem Bogen wohnen, auf diesen Inseln mit Angehörigen des nordischen Typus derselben Rasse zusammentrafen und daß, entsprechend der geographischen Lage, eben darin das Eigentümliche Japans, ebenso wie Hinterindiens liegt, daß diese Länder die beiden großen Gruppen der Mongoloiden in Verbindung setzen.

[17]) Finsch schildert sein Erstaunen, als er in Pt. Moresby eine Menschenrasse fand, die mehr an Gilbertsinsulaner u. a. Mikronesier als an die Melanesier erinnerte, die er bisher auf den östlicheren Inseln gesehen. Er schreibt: „Hier finden Sie alle Variationen von ganz schlichtem bis gedrehtem Papuahaar; Lockenköpfe, darunter rotblonde, sind häufig, japanische und Judenphysiognomien, Männer mit Adlernasen, die an Rothäute erinnern, nicht selten. Ebenso verhält es sich mit der Hautfärbung.“

[18]) Hätte zu irgend einer Zeit ein einigermaßen geregelter Verkehr mit Asien oder eine periodische Einwanderung von dort bestanden, so könnten asiatische Haustiere und Kulturpflanzen, namentlich die Cerealien und der Reis, es könnten die mannigfaltigsten Künste und Kenntnisse, vor allem der Gebrauch des Eisens der Neuen Welt nicht gefehlt haben. Waitz, Anthropologie d. Naturvölker. III. p. 2.

[19]) Der Raum zwischen Puget Sund und Kap Spencer — wir fügen hinzu der insular zerklüftetste an der ganzen nordamerikanischen Küste — ist für Dall eine Art Bienenstock, in welchem beständig Menschenschwärme herangezogen und ausgesandt werden konnten, „nicht gerade ein Mittelpunkt, aber ein Ausstreuungsraum“. Masks, Labrets etc. 1885. S. 151. Gibbs hatte, an den Lachsreichtum der Bäche dieser Gegend erinnernd, ähnliches gesagt.



Verlag von J. En



lhorn in Stuttgart.

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig